Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$$1 - \underline{x}$$

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Zehnter Jahrgang 1916

Dritter Band

(Juli bis September)

BERLIN-MÜNCHEN 1916

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des Dritten Bandes 1916

Hauptteil

Seite

Ausländer, S.: Hans Wreden 52, 69
Bab, Julius: Franz Werfel 164
Balázs, Béla: Der Scheinwerfer 152
Barthel, Max: Zwei Gedichte 252
Bauer, Hans: Bestattung 155
Bonus, Arthur: Sonderfrieden und Moral in England 65
Brézina, Otokar: Der Jahrestag 34
Corbach, Otto: Japan und England 181
Corsep, Major: Die militärische Jugendpflege 141
Dalkar: Von Salandra zu Boselli 1
Diez, Ernst: Die Türken und unsere Orientierung 81, 101
Enderling, Paul: Anno pacis 1648 109
Ernst, Paul: Epochen der Kunst 253
Feldmann, W.: Mit oder gegen Rußland? 24
Friedmann, Hugo: Der amerikanische Rüstungsgedanke 126
Georg, Manfred: Christian Dietrichs letztes Abenteuer 191
Gottschalk, Hermann: Kunstsommer 1916 186
Haendcke, Geheimrat, Prof. Dr.: „Barbar" 41
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Nach zwei Jahren 21
Fürst Bülow's Buch und Politik 241
Heuß, Theodor: Der Krieg und die Karikatur 49
Resolutionen und Petitionen 161
Hochdorf, Max: Das Genie ohne Arme 28
Hutter, Heinrich: Quousque? 46
Der Urlauber 75
Kleeis, Friedrich: Die Kriegshilfe der Sozialversicherung 61
Korn, Walter Achilles: Die Schlacht von Verdun 5
Kosztolányi, Desider: Blaue Trauer 93
Kurz, Isolde: Jenseits des Blutstroms 171
Lissauer, Ernst: Gedichte 208
Loewenberg, Karl: Nachtgedanken 251
Marut, Ret: Nebel 14
Mehoffer, Viktor v.: Das Erntefest 209

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Pazaurek, Gustav E.: Muttergottes-Ideale 147
Petzold, Alfons: Im Marsch 98
Quessel, Ludwig, M. d. R.: Die Sozialdemokratie im zweiten Kriegsjahr 221
Rustige, Heinrich: Neuorientierungen 205
Sack, Gustav: Hinter der Front 226
Schairer, Erich: Ist die Aufhebung der Kapitulationen rechtsgültig? 245
Scheibener, E.: Kriegsbotanik 230
Schmid, Paul: Brüder 135
Schotte, Walther: Das Völkerrecht im Kriege 121
Stetten, Frhr. von: Rumänien 201
Stößinger, Felix: Mode und Werturteil 106
Tornius, Valerian: Die Bevölkerungsverhältnisse der baltischen Provinzen 8
Walter, Robert: Bienenorgel 236
Wendel, Hermann: Französische Kriegslyrik 129
Winnig, August: Das Ringen der Geister im Sozialismus . . 86

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Glossen

Seite

Achelis, T. O.: Der große Krieg 100
Baguſche, Hermann: Herr Heckfiſch 220
Baum, Oskar: Jüdiſches Volksleben 217
Braun, Felix: Lyriſche Reiſe durch Oeſterreich 119
Fuchs, Eduard: Eine Berichtigung 160
Goldſchmit, Rudolf Karl: Feldpoſtbriefe eines Fahnenjunkers . 157
Graetzer, Franz: Einakter-Theater 238
Großmann, Stefan: Ein Reiniger 156
Harbeck, Hans: Wedekinds „Schnellmaler" 137
Heuß, Theodor: Eine Volksausgabe von Ranke 17
Zur Sprachreinigung 78
Der Kampf um Konſtantinopel 198
Pfefferles Kriegszeichnungen 239
Hatvani, Paul: Die letzte Freude 177
Huber, Karl: Löns als Naturſchilderer 117
Huebner, F. M.: Flämiſche Redner 56
Ihringer, Bernhard: Goldausgleich 76
Löffl, Dr., Friedensrüſtung 35
Mahrholz, Werner: Bartels Romaniſten 257
Miſſenharter, Hermann: Der Hungerhaufen 139
Reiſſer, Arthur: Mozarteum und Weltkrieg 237
Nicolaus, Paul: Die italieniſche Frage 37
Der Moreau Klabunds 58
Die Stadt Segelfoß 140
Tabula raſa 179
Pernerſtorfer, E.: Bücher, die man leſen ſoll 98
Kriegsliteratur in der Schweiz 18
Richter, Werner: Baltiſche Verſe 199
Rieß, Richard: Kleine Bücher 20
Zeitbücher 39
Bücher 158
Flandern 260
Stößinger, Felix: Theaterkultur-Dilettanten 218
Wangart, Stefan: Harras 159
Weer, Dr.: Rohrbachs „Weltpolitiſches Wanderbuch" 38
Weik, Hermann: Molo's Schillerbuch 59

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Von Salandra zu Boselli

Von Dalcar Ende Juni 1916.

Vor drei Monaten etwa, im März, begann die italienische Presse sich mißbilligend mit den Schwächen des Kabinetts Salandra zu beschäftigen; der Ministerpräsident ermunterte die Opposition, offen ihr Mißtrauen kundzugeben. Damals begnügte sich das Parlament, um im übrigen Ruhe zu bewahren, mit der Forderung einer Kontrollkommission; aber die Herren Salandra und Sonnino wehrten sich, eine derartige Form der Mitarbeit anzuerkennen. Die Kammer blieb trotzdem dabei, der Regierung unentwegt das Vertrauen auszusprechen. Dies entsprang einem Gefühl der Unsicherheit und Besorgnis: man schrak davor zurück, durch ein Votum gegen das Kabinett dem Land den Eindruck zu geben, daß die nationale Eintracht zwischen Regierung und Kammer zerbrochen sei.

Und doch konnte der Ausgang der Krise vom 10. Juni keine Ueberraschung sein. Das Gefühl war allgemein, daß ein Krieg von der Größe, wie ihn Italien heute zu führen hat, nicht im Geheimen durch eine unnahbare und unkontrollierbare Gruppe geleitet werden kann, von zwei Männern allein, Sonnino und Salandra, ja vielleicht nur von einem. Denn jedermann weiß, daß die eigentliche Leitung des Krieges ganz bei Sonnino stand, dem Salandra auch die formale Verantwortlichkeit zugeschoben hatte. Es war bekannt, daß im Ministerrat sich ein Geist des gegenseitigen Mißtrauens und der Uneinheitlichkeit entwickelt hatte, nicht allein wegen der unerwarteten Schwere einiger militärischer Ereignisse (Oesterreichs wuchtiger Angriff!), sondern auch wegen des offenbaren Versagens mehrerer Kabinettsmitglieder. So hat die Kammer ohne lange Reden das Ministerium verabschiedet, das, nach hinlänglich deutlichen Zeichen, nicht das volle Gewicht der Aufgabe empfand, die ihm die Nation anvertraut hatte. Die Männer des Kabinetts Salandra hatten sich nicht tauglich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erwiesen, die wirtschaftliche und moralische Erkrankung des Landes zu heben und die großen Kriegsaufgaben vorzubereiten.

Das neue Kabinett Boselli mußte nun unter den verschiedensten Schwierigkeiten geboren werden. Es ist klar, daß die Demokraten, die sich sehr gegen die Möglichkeiten der Rückkehr Salandras zur Macht wehrten, auf der Consulta nicht den Baron Sonnino weiter haben wollten; denn dieser war ja das vornehmste Haupt jener „Politik der Isolierung", die von der Kammer so oft beklagt und schließlich mit dem Mißtrauen belastet worden war. Die Krisis, die zum großen Teil durch die auswärtige Politik des gestürzten Kabinetts hervorgerufen wurde, darf deshalb nicht als abgeschlossen gelten mit der Rückkehr eben des Mannes, der die größte und unmittelbarste Ursache gewesen. Man kann sich nicht wundern, wenn Sonnino, der nun wieder zu einer wesentlichen Stütze des neuen Kabinetts wurde, auf der Consulta von lebhaftestem Mißtrauen umgeben bleibt, von feindseliger Vorsicht und von tiefer, unheilbarer Abneigung begleitet. Freilich, um ihn dem Ministerium zu erhalten, hat man doch manchen ernsten Verzicht geleistet, so den auf Luigi Luzzatti, der auf der ersten Pariser Wirtschaftskonferenz den Mut gehabt hatte, seine starke Unzufriedenheit mit England auszusprechen. Man führt auf Sonnino auch die Ablehnung von Marconi zurück, der im Senat aus seinen Londoner Erfahrungen bittere Wahrheiten über die Frage der Kohlen- und Getreideversorgung sowie der Wechselkurse gesagt hatte.

Der „Secolo", dessen Aufgabe es ist, die öffentliche Kriegsstimmung anzufeuern, spendet heute dem neuen Ministerium seinen Beifall; vor wenigen Tagen, während der Krise, hatte er geschrieben: „Es mag sein, daß von dem zurückgetretenen Kabinett der eine oder andere wiederkehrt, aber nicht diejenigen, die die größte Verantwortung besaßen, weder Salandra noch Sonnino. Salandra und Sonnino können nicht wieder auf den Bänken der Regierung erscheinen, ohne Sturm in die Kammer und Verwirrung in das Land zu tragen. Das soll der wissen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der die Verantwortung in dieser Stunde trägt!" Auf dem Kampfgebiet des Kabinetts Boselli ist ein großes und gefährliches Minenfeld ausgestreut. So hat die Berufung des Senators Ruffini an die Spitze des öffentlichen Unterrichts bei vielen radikalen, reformistischen und liberalen Abgeordneten das lebhafteste Mißbehagen erregt und eine bittere Kritik gefunden. Professor Ruffini, der an der Turiner Hochschule lehrt, hat neulich ein gewisses Aufsehen erregt, weil er öffentlich das Recht des Papstes (der noch nicht auf seine Herrschaft in Rom verzichtet hat) zur Teilnahme am künftigen Friedenskongreß vertreten hat; er ist ein Verwandter des Direktors des „Corriere" und Boselli vom Senator Albertini aufgezwungen worden. Die Katholiken sind im Kabinett durch den Klerikalen Meda vertreten, der die Finanzen leiten soll; bekanntlich sind sie Neutralisten aus religiösen, wie die Giolittigruppe aus politischen Gründen. Der Katholizismus ist in Italien nicht eigentlich parteipolitisch organisiert, es gibt nur im Parlament eine Gruppe, die sich „katholisch" nennt und so kann Meda als Minister bloß sich selber und seine engeren Freunde vertreten.

Eine der wesentlichen Aufgaben Bosellis, eine Regierung von wirklich berufenen, fachkundigen Männern zusammenzubringen, kann als ziemlich mißglückt gelten. Einige Mitglieder des neuen Kabinetts, die dort in der Verwaltung hätten ganz gut brauchbar sein mögen, wo sie Vorkenntnisse und von früher Uebung und Gewöhnung besaßen, wurden an die Spitze von Ministerien gestellt, für die sie ein völlig leeres Päckchen an Erfahrungen mitbrachten. Aber es wurde dabei nicht einmal Bosellis nächstes Hauptziel erreicht, ein herzlicherer Zusammenschluß der Parteien, denn die Lösung der Krisis hinterläßt ein Gewirr von Neid, Gekränktheit, Eifersucht. Jede der Parteien macht der anderen zum Vorwurf, daß sie sich den Löwenteil gesichert habe. Während so nicht die Fähigsten und Verdientesten zur Macht kommen, sondern die geschicktesten Streber, häufen sich in jeder Partei die gegenseitigen Beschuldigungen und die Zwietracht blüht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Boselli hat in einer Ansprache an Journalisten ungefähr folgendes ausgeführt: „Mein Ziel war, daß das Nationale Ministerium alle Parteien, vom Sozialisten bis zum Katholiken, in sich fasse. Ohne die Sozialisten, ohne die Katholiken, ohne die Republikaner und auch ohne die Giolittianer würde ich es nicht übernommen haben." Aber wo sind denn die offiziellen Sozialisten, wo die Freunde Giolittis? Der Kolonialminister Colosimo, der einzige Giolittianer in der Regierung, ist von der treuen Anhängerschaft Giolittis ausdrücklich nicht als der Vertreter ihrer Gruppe anerkannt worden. Ein „Veto" war gegen sie ergangen! Wenn es auch in diesem Jahre nicht möglich war, ähnliche Kundgebungen einer törichten, aufgeregten Menge zu veranstalten wie im Mai 1915, ist es doch sicher, daß mit einer Reihe geschickter Rundschreiben der Kreis Giolittis als die dauernde „neutralistische Gefahr" dargestellt wurde. So kam es, daß man ihn in einer ziemlich deutlichen Weise während der Krisis überging. Das Ministerium Bosellis ist folglich mit einer Verneinung der nationalen Eintracht gebildet worden, in deren Namen Salandras Sturz erfolgt war. Die Giolittianer, die durch dieses Scherbengericht über sie und mehr noch durch die Form des Verfahrens sehr verschnupft sind, geben sich heute vollkommen indifferent. Ein Wort Giolittis hat diese Haltung deutlich gemacht; seine Parole lautet: „Laßt die ultra-interventionistischen Herren ihre Sache machen; laßt sie noch weiter die volle Verantwortung für den Krieg auf sich vereinigen."

Die Politiker, die durch Boselli und das Vertrauen des Königs berufen wurden, in dieser schweren Zeit die Geschicke Italiens zu leiten, werden nicht viel mehr und nichts Besseres leisten können als ihre Vorgänger. Gegen die neue Regierung werden sich die gleichen Gründe der Opposition erheben, wie gegen das Ministerium Salandra; es ist der Widerstand, der weniger den Männern gilt als dem System, das die gegenwärtige Lage geschaffen und das Land in die dauernde Not gestürzt hat.

(Aus der italienischen Handschrift übertragen von Th. H.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schlacht von Verdun

Von Walter Achilles Korn

Unsere Offensive vor Verdun, deren Abschluß noch nicht zu übersehen ist, hat heute schon eine Reihe sehr fester und sehr wesentlicher Ergebnisse erzielt: im Raumgewinn sowie in der Kriegsbeute, in der Eroberung verschiedener wichtiger Stützpunkte, in der Entziehung der eigenen rückwärtigen Nord-Verbindungen aus der Einwirkung des Gegners, in der teilweisen Unterbindung der feindlichen Verbindungen Verduns von Westen her. Der moralische Erfolg ist auf unserer Seite. — Das zeigt die Geheimsitzung der Kammer. — Die französische Generaloffensive wurde durchkreuzt.

Wer das Schlachtfeld behauptet oder den Feind zurückwirft, gilt als Sieger. Dieser Satz bleibt wahr, obschon unsere Gegner sich wieder einmal in Rückzugsverherrlichungen gefallen. Unser Sieg ist umso höher in Rechnung zu stellen, als Stellungen genommen wurden, die der Feind seit anderthalb Jahren mit allen Mitteln der Befestigungskunst ausgebaut hatte, die ihm und der neutralen Welt als uneinnehmbar galten. Paris lebt seitdem wieder unter dauerndem Druck.

Das Kampfgebiet liegt an beiden Ufern der Maas. Dieser Fluß stellt zwar durch seinen niederen Wasserstand kein besonderes Hindernis dar, doch kann man ihn anstauen, wodurch oberhalb der Stadt eine Ueberschwemmung der 1500 Meter breiten Talsohle zu erreichen ist.

Die Stadt bildet einen wichtigen Eisenbahn- und Straßenknoten. Am Ost-Ufer der Maas mündet die von Metz über Conflans und Etain führende doppelgleisige Bahn, deren Fortsetzung nach Reims führt, neben ihr fünf vorzügliche Chausseen. Entlang des West-Ufers geht die Bahn Mézières-Toul, ebenfalls zweigleisig, dazu drei Chausseen aus dem Innern Frankreichs.

Ursprünglich als Ausfallsbrückenkopf über die Maas gegen die etwa zwei Tagemärsche entfernte deutsche Grenze gedacht, sollte Verdun bei Rückschlägen den Truppen gesicherte Aufnahme gewähren. Allmählich wurde es immer mehr ausgebaut und somit der Eckpfeiler für die nach Westen ziehenden Stellungen. Jetzt hängt dieser linke Flügel des gewaltigen Fortsgürtels Belfort-Epinal-Toul-Verdun fast in der Luft.

Nachdem die Stadt im westfälischen Frieden an Frankreich abgetreten war, nahm Vauban, der berühmte Baumeister, ihre Befestigung in Angriff. Vom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anfang der siebziger Jahre ab wurde Verdun nach und nach zu einer großen Gürtelfestung ausgebaut und sie bildet heute den nördlichen Stützpunkt der Maaslinie. Die Befestigung von Verdun zählt 16 große und über 20 kleine Forts.

Nun sind schon vier Monate dahin gegangen, seit die deutsche Offensive nächst Verdun hier ihren mächtigen Einsatz nahm. Wir sahen das Schauspiel eines gewaltsamen Angriffs auf befestigte Feldstellungen, sowie auf permanente Werke, der die französische Front an ihrem wichtigsten Punkt gefaßt hat. Diesem furchtbaren Stoß widersetzen sich die Franzosen, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt haben, mit einer Zähigkeit, die man getrost bewundern darf. Sie verteidigen jeden Hügel, jedes Dorf und jedes Fort, erobern dieses oder jenes zurück, sind aber allmählich immer mehr zurück gedrängt worden. Dabei ist ihre Lage von Anfang an ungünstig, weil der vorspringende Winkel auf beiden Flanken angepackt werden konnte; der Angreifer ist hier nicht in ähnlicher Gefahr.

Bei den Kämpfen um Verdun ist der Feldkrieg als moderner Stellungskrieg mit dem Festungskrieg kombiniert; denn vor, inmitten und hinter dem Festungskomplex ziehen sich viele Feldstellungen. In ihnen besteht die Hauptkraft des Widerstandes, sie liegt nicht etwa in den Forts, die für die schwere Artillerie kein allzu bedeutendes Hindernis bilden.

Der moderne Stellungskrieg hat also inmitten des Festungsraumes ein Heim gefunden. Dies gibt für die Hartnäckigkeit der Kämpfe sowie für ihre Dauer die Erklärung. Füglich kann das Schicksal der Festungswerke und der Festung sich nicht so rasch vollziehen, wie dies anderwärts der Fall gewesen ist.

Der Durchmesser der Festung beträgt von West nach Ost ungefähr 15, jener von Südwest nach Nordost etwa 20 Kilometer. Die Kriegsbesatzung darf man auf 100000 Mann schätzen. Daß die Franzosen in der artilleristischen Ausrüstung der Festung nichts unterlassen haben, ist ohne weiteres anzunehmen. Verdun war für unsere Heeresbewegungen zwischen Aisne, Aire sowie im Argonner-Wald ein erhebliches Hindernis. Seine gegen Norden vorgeschobenen Werke, insonderheit das hochgelegene Fort Douaumont, das bekanntlich deutsche Tapferkeit mit stürmender Hand nahm, ermöglichten einerseits ein flankierendes Vorbrechen gegen jedwede Unternehmung an beiden Ufern der Maas, sie gestatteten zweitens einen vorzüglichen Ausblick durch die Woevre-Ebene. Verdun wird in Frankreich noch heute für den besten Schutz von Paris angesehen. Freilich jetzt wollen die Franzosen dies nicht wahr haben, da ihnen der Verlust der Festung in Aussicht steht. Doch wird kein kundiger Thebaner bestreiten wollen, daß mit dem Falle dieses Flügelstützpunktes die Verteidigungslinie der Maas Gefahr läuft, aufgerollt zu werden. Vom Schicksal der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Festung hängt mithin das Schicksal der Maasstellung ab. Daher kommt der Schlacht von Verdun, dieser größten Schlacht aller Zeiten und Völker, eine so außerordentliche Wichtigkeit zu; Freund und Feind werden die denkbar größten Anstrengungen machen, hier einen großen Sieg zu erringen.

Da die Ersteigung der steilen Abfälle der Cotes Lorraines an der Ostfront von der Woevre-Ebene aus im Feuer der Gürtelfestung mit zu großen Schwierigkeiten und Verlusten verknüpft gewesen wäre, die Nordfront indes zu wenig ausgedehnt erscheint, ward unter Festhaltung der Positionen rechts der Maas und in der Woevre-Ebene der Angriff von uns auf das linke Ufer der Maas verlegt. Mittlerweile wurden gewaltige Artilleriekämpfe eingeleitet. Es ist möglich, daß die permanenten Werke und Batterien des Gürtels bereits zerstört sind. Noch aber geht der Zweikampf zwischen Angriffs- und Verteidigungsartillerie weiter. Hierbei werden auch Stadt, Truppenlager und Kommunikationen innerhalb der Festung beschossen, sowie Oertlichkeiten außerhalb des Gürtels überfallen und gestürmt.

Es darf nach der Karte angenommen werden, daß bei der Verteidigung rechts der Maas etwa 500 schwere Geschütze zum Einsatz gelangen. Man wird wahrscheinlich zwei Linien hintereinander gebildet haben, wobei die Flachbahngeschütze vorn, Haubitzen und Mörser aber rückwärts aufgestellt wurden. Daß angesichts einer solchen Artilleriemasse gegenüber das Vorfeld zunächst nicht überschritten und die Gefechtsstellungen nicht näher gelegt zu werden vermögen, versteht sich von selbst.

Wie die Dinge an sich liegen, so wird der Angreifer der Artilleriemasse des Verteidigers eine überlegene Geschützzahl entgegengestellt haben.

Natürlicherweise sind von beiden Parteien zuvörderst Anstalten getroffen worden, um ihre Batteriestellungen dem Gegner zu verbergen; denn sonst könnte es gar leicht geschehen, daß man sich einer vorzeitigen Vernichtung aussetzt. Allein die Artillerie versteht sich heutzutage sogar gegen die Erkundung ihrer Stellung aus der Luft zu schützen. Obendrein stellt man zur Täuschung des Feindes Scheinbatterien auf, aus denen Patronen abgefeuert werden.

Es ging füglich der Kampf vorerst gegen Ziele, die noch unaufgeklärt waren. Erst nach und nach kann die wahrscheinliche Lage der feindlichen Geschütze festgestellt werden. Daher vermögen die Kämpfe selbst bei großer Ueberlegenheit lange zu dauern, bevor ein bedeutsamer Erfolg errungen ist. Der Munitionsverbrauch geht dabei ins Kolossale und so werden bei längerer Dauer des Kampfes die aufgestapelten Vorräte verhältnismäßig rasch verbraucht. Zeitweise Kampfpausen müssen eintreten.

Man darf zwei verschiedene Hälften der französischen Front unterscheiden: Die eine geht vom Kanal bis Verdun, sie ist ungefähr 350 Kilometer lang, besteht lediglich aus Feldstellungen, die andre reicht von Verdun bis zur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſchweizeriſchen Grenze, ſie beſitzt eine Länge von etwa 300 Kilometern und bildet den permanenten Feſtungsgürtel mit ſeinen grandioſen Feldſtellungen. Der Feſtungsgürtel Belfort-Verdun erſcheint wie eine Schutzmauer, hinter der die Franzoſen allerlei Umwandlungen vorzunehmen vermögen und er bietet zugleich eine Ausfallspforte von außerordentlicher Bedeutung.

Man ſoll ſich hüten, Vergleiche im Hinblick auf die Bezwingung von Feſtungen in früheren Zeiten ſowie im Weltkriege anzuſtellen: Straßburg fiel anno 1870 in etwa vier Wochen, vom Beginn des Bombardements an gerechnet; bei Warſchau warf voriges Jahr die Armee des Prinzen Leopold von Bayern die Ruſſen am 3. Auguſt aus ihrer „Blonie-Vorſtellung“ und war dann bereits zwei Tage nachher in Warſchau eingerückt. Im Falle Straßburg ſind die Verhältniſſe vollkommen verſchieden gelagert geweſen; es kämpfte dort eine kleine Beſatzung ohne jede Ausſicht auf Erfolg, während die ruſſiſche Heeresleitung darauf bedacht ſein mußte, Warſchau ſo ſchnell wie möglich zu räumen, weil der deutſche Druck gegen die beiden ruſſiſchen Flanken für die noch an der Weichſellinie ſtehenden Heeresteile überaus gefahrvoll geworden war. Allein bei Verdun liegen die Verhältniſſe anders. Hier geht es auch nicht bloß um eine Feſtung. Deutſche Kraft kämpft gegen franzöſiſche um Sein oder Nichtſein, und beide Nationen haben ihre höchſte Probe abzulegen.

Die Bevölkerungsverhältniſſe der Baltiſchen Provinzen

Von Valerian Tornius

Als Lübecker Kaufleute im dritten Viertel des zwölften Jahrhunderts zum erſtenmal an den Ufern der Düna landeten oder — wie man ſich im baltiſchen Sprachgebrauch auszudrücken pflegt — Livland „auffſegelten“, war die Bevölkerung der neu entdeckten Kolonie an der Oſtſee genau ſo bunt, wie ſie es noch heute nach mehr als ſiebenhundert Jahren iſt. An der Küſte und in den Flußtälern ſaßen die finniſch-ugriſchen Völkerſchaften, während das Landesinnere von den verſchiedenen Stämmen der Letten bewohnt wurde. Die Deutſchen, die als Eroberer und Koloniſatoren kamen, gewannen bald die Oberhand und blieben ſeitdem bis in unſere Tage das kulturell herrſchende Element. Als in den erſten Jahrhunderten die Litauer im Süden und Südoſten einen ſtarken Druck auf den baltiſchen Ordensſtaat ausübten, begann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von hier aus eine Einwanderung einzusetzen, die jedoch keine wesentliche Veränderung des ethnographischen Bildes bewirkte. Ebenso machte sich in der Zeit, da Livland polnische Provinz war und Kurland sein Dasein als polnisches Lehnsherzogtum führte, ein Zuzug aus Polen bemerkbar, wie anderseits die darauf folgende Schwedenzeit eine stattliche Anzahl Skandinavier Liv- und Estland zuführte, von denen geschlossene Gruppen nur noch gegenwärtig auf einzelnen Inseln des Baltikums anzutreffen sind. Zu den zuletzt Eingewanderten gehören die Russen, die jedoch, da sie sich meist aus Militärpersonen, Beamten, Lehrern und Juristen rekrutieren und infolgedessen stets mit einer Versetzung rechnen müssen, selten für die Dauer hier wohnen bleiben. Eine russische Bauernschaft war bisher nur in geringem Umfang vorhanden.

So haben sich die drei schon im Mittelalter an Zahl stärksten Völkerschaften bis jetzt die Majorität bewahrt. Sie bilden neun Zehntel der Gesamtbevölkerung der baltischen Provinzen. Von der finnisch-ugrischen Volksfamilie saßen hier ehemals drei Stämme: Kuren, Liven und Esten. Die Kuren sind längst ausgestorben, von den Liven hat sich nur ein kleines Häuflein an der Nordspitze Kurlands erhalten, und allein die Esten haben die Jahrhunderte überdauert und bewohnen heute Estland, das nördliche Livland und die an der Westküste Estlands vorgelagerten Inseln. Man schätzt ihre Zahl auf rund 900 000 Köpfe. Obwohl die Esten, wie oben erwähnt, als ein finnischer Stamm gelten, so findet man doch die Merkmale dieser Rasse nur noch an sehr wenigen ausgeprägt. Es überwiegt durchaus der germanische Typus, was darauf schließen läßt, daß schon sehr früh hier Mischungen mit Skandinaviern stattgefunden haben müssen. Wie die stammesverwandten Kuren und Liven waren auch die Esten einst ein sehr kriegerisches Volk, das zuerst den Dänen, dann dem Orden viel zu schaffen machte, wofür mehrere erbitterte Bauernaufstände Zeugnis ablegen. Aber vielleicht gerade deswegen, weil die Esten die Nutzlosigkeit ihrer aufrührerischen Unternehmungen schließlich erkannten und sich in die Rolle des Besiegten schickten, blieb ihnen die Vernichtung erspart und gewannen sie Boden für eine Entwicklung ohne Einbuße ihrer Nationalität. Fleiß, Mäßigkeit, Ausdauer und Genügsamkeit begünstigten diese Entwickelung, die in den letzten Jahrzehnten sogar eine eigene nicht unbedeutende Kultur hervorbrachte. Wie Wissenschaft und Kunst eifrige Förderung fanden, und auf diesen Gebieten eine Anzahl tüchtiger Kräfte herangebildet wurden, besonders Aerzte, Pastoren, Lehrer und Ingenieure, die hauptsächlich in Dorpat und Riga ihre Ausbildung empfingen, so ist auch in wirtschaftlicher Hinsicht manches geleistet worden, befindet sich doch ein Teil der Industrie Estlands in estnischen Händen. Ueberhaupt zeichnen sich die Esten durch einen starken Bildungsdrang und durch ein ernstes, auf positives Schaffen gerichtetes Streben aus. Ihre besonnene, nur mit Realitäten rechnende Denkweise verhinderte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die estnische Intelligenz, sich blind in die Arme der russischen Nationalisten zu werfen, wie dies die lettische tat. Ebenso hat der Gegensatz zwischen Deutschen und Esten nicht die Gestalt jener unüberbrückbaren Kluft angenommen, die zwischen einigen, von den Russen verhetzten Teilen des lettischen Volkes und dem baltischen Deutschtum besteht. Eher wurde diese Gegnerschaft, die nur im Revolutionsjahr 1905 einen ausgeprägt feindlichen Charakter trug, im Laufe der letzten Jahre gemildert, ja, durch den gegenwärtigen Krieg sogar fast ausgeglichen.

Die Stamm- und Sprachgrenze, die Esten und Letten von einander trennt, verläuft etwa in der Mitte Livlands vom Rigaer Meerbusen zum Peipus-See, wobei sie sich in ihrem östlichen Abschnitt stark nach Süden senkt. Die Letten, die also das südliche Livland und ganz Kurland bewohnen und ungefähr 1 100 000 Köpfe zählen, behaupten in numerischer Hinsicht unter den baltischen Völkerschaften den ersten Platz. Sie gehören der indogermanischen Völkergruppe an, stehen verwandtschaftlich den Litauern am nächsten und sind die Nachkommen der alten Lettgallen, Selen- und Sungallen, zum Teil aber auch ein Mischvolk, das sich aus Liven und den ebengenannten Stämmen gebildet hat. Zwischen den kriegerischen finnisch-ugrischen Stämmen und den friedlich gesinnten, Ackerbau treibenden Letten herrschte vor der Besitzergreifung des Baltikums durch die Deutschen ein ununterbrochener Fehdezustand, der stets eine Reihe blutiger, mit unerhörter Grausamkeit von beiden Seiten geführter Kämpfe zur Folge hatte. Diese Feindschaft ermöglichte es dem die Situation klug ausnutzenden Orden, in dem Lande verhältnismäßig leicht Fuß zu fassen. Er begünstigte mehr und mehr die Letten, die unter seinem Schutz und unbehelligt von den streitbaren Nachbaren sich nun immer weiter ausbreiteten und schließlich Kuren und Liven völlig verdrängten oder in sich aufsogen. Der einst zwischen den Letten und den finnisch-ugrischen Stämmen bestehende Gegensatz kommt auch heute noch in dem Verhältnis der ersteren zu den Esten zum Vorschein, nur mit dem Unterschied, daß dieses jetzt sich zum Nachteil der Letten wendet. Deutlich tritt die wirtschaftliche und kulturelle Ueberlegenheit der Esten zutage, die sich darin äußert, daß die Letten immer weiter nach Süden zurückgedrängt werden und daß sich bereits auf lettischem Gebiet estnische Sprachinseln gebildet haben. — Ihrer ganzen Charakteranlage nach stehen die Letten den Slaven näher als den Germanen. Sie besitzen darum viele von deren Tugenden und Untugenden. So sind sie gastfrei, liebenswürdig, fügsam und anpassungsfähig, aber auch unzuverlässig und leicht zugänglich fremden Einflüsterungen. Der nüchterne praktische Sinn ihrer Nachbaren, der Esten, fehlt ihnen; sie sind Augenblicksmenschen und handeln meist nach dem Vorteil, der sich ihnen gerade bietet. Darum erleben sie häufig Enttäuschungen, doch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr leichtblütiges Temperament hilft ihnen schnell wieder über ihre Lage hinweg. Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Hungersnot ausbrach, ließen sich viele Tausende armer Letten durch lockende Landversprechungen russischer Wanderprediger verführen, zur griechisch-katholischen Kirche überzutreten. Natürlich wurden die Versprechungen nicht eingehalten; der verhängnisvolle Schritt war jedoch nun einmal getan, und da der Rücktritt eine strenge Strafe nach sich zog, so fand man sich eben mit den neuen Verhältnissen so gut es ging ab. Aussicht auf Karriere machte in den letzten Jahren viele Letten zum willfährigen Werkzeug der antideutschen russischen Nationalisten und trieb dieselben Elemente dazu, während des gegenwärtigen Krieges lettische Freischaren zu bilden, obwohl die russische Regierung durch die Evakuierung Kurlands Tausende ihrer Volksgenossen dem Elend preisgab. Anderseits lehrt uns das Beispiel der Zurückgebliebenen wiederum, daß sie sich sehr gut den vorteilhaften neuen Zuständen anzupassen wissen, schicken doch viele Bauern in Kurland schon ihre Kinder in die deutschen Schulen. Der Gegensatz zwischen Lettentum und Deutschtum ist also durchaus nicht so unversöhnlicher Natur, wie man es so ziemlich allgemein in Deutschland annimmt. Eine ausgesprochen deutsch-feindliche Gesinnung findet man nur in bestimmten Schichten der lettischen Bevölkerung, einesteils unter jenen Leuten, die — wie bereits oben erwähnt — völlig dem russischen Einfluß verfallen sind, und anderenteils vielfach im Lager der Intellektuellen, die sich von nationalistischen Tendenzen leiten lassen und die ihrem Volkstum die Priorität auf allen Gebieten sichern wollen. Ihren Bestrebungen huldigt auch die Arbeiterschaft. Die große Masse der besitzenden Bauernschaft, die sich im Großen und Ganzen recht indifferent gegenüber den nationalistischen Idealen ihrer städtischen Volksgenossen verhält, nimmt dagegen eine gleichgültige Haltung ein, neigt jedoch eher zur deutsch-baltischen als zur russischen Seite hin. Die in Kurland Zurückgebliebenen gehören meistens dieser Gruppe an. Daß sie noch nicht offen ihre Gesinnung kundgeben, erklärt sich durch die Unentschlossenheit ihrer Meinung über den Ausgang des Krieges. Sie fürchten, daß die Russen im Falle des Abzugs der deutschen Truppen jede dem Feinde erwiesene Freundlichkeit furchtbar ahnden könnten. Nur dieser Umstand zwingt sie, ihre Gefühle vorläufig zu verbergen. Aber verschiedene Anzeichen lassen bereits deutlich erkennen, wohin diese Gefühle neigen. Die Segnungen, welche die deutsche Verwaltung ihnen brachte, nachdem die Russen ihr Hab und Gut zerstört und zwei Drittel der Bevölkerung in das Elend geschleppt hatten, sind nicht ohne Wirkung geblieben und haben ihnen die Augen geöffnet. Es wird einer liberalen und mit den Eigentümlichkeiten der Verhältnisse rechnenden Regierung nicht schwer fallen, die zurückgebliebenen Letten bald ganz für sich zu gewinnen. Auch die Letten haben in den letz-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten Jahrzehnten einen geistigen Aufschwung genommen und eine eigene nationale Kultur hervorzubringen versucht. Obschon diese noch nicht, wie bei den benachbarten Esten, eine bewußte scharfe Prägung erhalten hat, sondern erst in den Ansätzen steckt, so sind in ihr immerhin fruchtbare Keime vorhanden, die bei der Strebsamkeit und Begabung der Letten eine Entwicklung versprechen. Die Intelligenz des Einzelnen ist im lettischen Volk zweifellos stärker als im estnischen ausgeprägt, aber als Masse versteht ersteres seine Intelligenz nicht aktiv zu verwerten. Ueberhaupt sind die Letten Individualisten. Das zeigt sich sowohl in ihrer politischen Gesinnung, welche die mannigfaltigsten Abstufungen einer vom strengen nationalen Konservativismus bis zum radikalen Sozialismus führenden Linie aufweist, wie auch in ihren Lebensformen, die deutlich eine Abneigung gegen das kommunistische Prinzip verraten, leben sie doch fast ausschließlich in Einzelhöfen, so daß Dörfer in Kurland zu großen Seltenheiten gehören. Der Einzelhof bleibt das eigentliche Element des Letten, einerlei ob er ihn als Besitzer bewirtschaftet oder als Pächter verwaltet. Nur, wenn er keines von diesen beiden Zielen erreichen kann, verläßt er das Land und zieht in die Stadt, um sich dort seinen Broterwerb zu suchen. So kommt es, daß nur ein Viertel der lettischen Bevölkerung landlos ist, während der übrige Teil entweder selbst Bauernhöfe besitzt oder fremde Anwesen in Pacht hat. Als Landwirt offenbart der Lette seine besten Fähigkeiten. Hier betätigt er eine Tüchtigkeit, die ihn hoch über den russischen Bauern stellt.

Was nun die Deutschen anbelangt, so muß von vornherein gesagt werden, daß sie, obwohl ihre Zahl kaum das zweite Hunderttausend füllt und sie also in numerischer Hinsicht erst an dritter Stelle stehen, trotzdem die eigentlichen Herren des Landes sind und als kulturelle Faktoren den ersten Platz behaupten. Diese Herrenstellung ergab sich für die als notwendige Folge der geschichtlichen Entwickelung der Provinzen. Sie kamen als Eroberer und mit der Absicht, das weite Gebiet zwischen Ostsee und Rußland wirtschaftlich zu erschließen. Die drei Stände, die schon damals in den Jugendjahren die führende Rolle spielten — Adel, Literaten, d. h. akademisch Gebildete und Kaufmannschaft — bilden noch heute den Grundstock der dortigen deutschen Bevölkerung. Durch Zuzug aus Deutschland erfuhren diese Stände im Laufe der Zeit stets neue Stärkung, während das bäuerliche Element, das eigentlich die festen Pfeiler eines Volksstammes bildet, ausblieb. Versuche, auch eine deutsche Bauernschaft in den Provinzen anzusiedeln, sind erst in letzter Zeit unternommen worden, und zwar, indem man 15000 deutsche Kolonisten aus Wolhynien nach Kurland überführte. Natürlich stellen sie im Verhältnis zur lettischen und estnischen Landbevölkerung nur einen geringen Prozentsatz dar und haben vorläufig wenig Einfluß auf die innere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwickelung des Landes. Dieser ruht, wie gesagt, in den Händen jener deutsch-baltischen Oberschicht, die nicht nur auf geistigem Gebiet, sondern ebenso in wirtschaftlicher Sphäre wie im Ressort der ländlichen und städtischen Verwaltung ihre besten Kräfte den Provinzen schenkt. Wenn auch das baltische Herrenbewußtsein seine Nachteile in sich birgt, die nur allzuhäufig übertrieben in Deutschland dargestellt werden, so darf man doch anderseits nicht die historische Grundlage außer acht lassen, auf der es sich ausgebildet hat. Die isolierte Lage, die ständigen Angriffe mächtiger expansionslüsterner Feinde, die Schwierigkeiten gegenüber einer fremdstämmigen Bevölkerung im eigenen Lande — alles dieses sind Momente, die bei der Beurteilung der Balten ins Gewicht fallen. Notwendigerweise mußte unter solchen Umständen ein starkes Selbstgefühl heranreifen, das insofern eine Berechtigung hat, als es den Balten in der Tat gelungen ist, im Laufe der Zeit, inmitten fremder Völkerschaften lebend und ihren Machtgelüsten preisgegeben, ihr Volkstum bis auf den heutigen Tag zu behaupten. Und dieses, die Erhaltung seines Deutschtums, hat der Balte von jeher als seine heiligste Pflicht empfunden. Sie war aber nur möglich durch einen gewissen Konservativismus, durch ein zähes Festhalten an bestimmten überkommenen Formen und durch eine, wenigstens die kulturelle Freiheit gewährleistende Loyalität gegenüber dem russischen Thron. Welchen Einfluß die wirtschaftliche, kulturelle und soziale Bedeutung des baltischen Deutschtums ausübt, geht schon daraus hervor, daß mancher Lette oder Este, ja sogar Russe um des persönlichen Vorteils sich germanisieren ließ. Darum begegnet man häufig dort Familien mit fremdländisch klingenden Namen, die durchaus als gute Deutsche gelten. Der praktische Nutzen, den die deutsche Sprache im geschäftlichen Verkehr bietet, zwingt ferner viele der Fremdstämmigen, sie zu erlernen, so daß immerhin eine halbe Million Menschen in den baltischen Provinzen vollkommen die deutsche Sprache beherrschen. Ist dies nicht das deutlichste Zeichen dafür, wie fest die deutsche Kultur noch immer, trotz aller russischer Bedrückung, im Baltenlande wurzelt? Vorläufig wird sie wohl nur von knapp 7% der Gesamtbevölkerung vertreten (in den großen Städten wie Riga, Libau, Mitau, Reval und Dorpat ist allerdings der Prozentsatz des Deutschtums bei weitem höher und schwankt hier zwischen 16—25%), aber große Teile auch der nichtdeutschen Bevölkerung der Provinzen sind von ihr durchdrungen, und es würde nicht schwer fallen, ihr eine noch größere Geltung zu verschaffen, zumal bei der geringen Besiedlung des Landes — es kommen im Durchschnitt etwa 28 Einwohner auf einen Quadratkilometer — und bei der verhältnismäßig guten Bodenbeschaffenheit noch bei ganz vorsichtiger Anrechnung Raum für etw 3 Millionen Ansiedler vorhanden ist. Von dem Ausgang dieses Krieges wird es abhängen, ob das Deutschtum in den baltischen Pro-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vinzen künftig nicht nur ideell, sondern auch ziffernmäßig herrschen soll, oder ob ihm, wenn jener zur Verfügung stehende Boden von russischen Bauern besiedelt würde, was die unausbleibliche Folge einer Aufgabe des deutschen Anspruchs auf das Baltikum wäre, der Untergang beschieden sei.

Nebel

Von Ret Marut

Zuweilen, wenn er an nichts dachte, erinnerte sich Unteroffizier Karl Veek eines Traumes, den er einmal irgendwann gehabt hatte. Es kostete ihn Mühe, sich die Einzelheiten des schönen Traumes zurückzurufen: Er sei Hochbau-Ingenieur, lebe in den glänzendsten Verhältnissen, wohne in einer eigenen, prachtvoll eingerichteten Villa, sei verheiratet mit einer ebenso hübschen wie eleganten Frau, habe ein reizendes Töchterchen und führe die Lebensweise eines tüchtigen, friedfertigen und überaus glücklichen Mannes.

Es war ein Traum. Darum vielleicht so schön, weil er so unerreichbar ferne lag. Denn in Wirklichkeit war Karl Veek, so lange er denken konnte, wenigstens seit seinem dritten Lebensjahre Soldat. Er konnte sich nicht darauf besinnen, je etwas anderes getan zu haben, als im Schützengraben mit dem Gewehr auf den Feind gewartet zu haben. Von Zeit zu Zeit auf Befehl, der keiner Kritik unterzogen wurde, gegen den Feind mit dem Bajonett gestürmt zu sein und das Hirn durch und durch angefüllt mit dem einen Gedanken: Jeder Mensch, der mir begegnet und einen andern Anzug trägt als ich, tötet mich nur dann nicht, wenn ich ihn zuerst töte und jedes Geräusch, das ich höre, es sei Donner, Knall, Sandknirschen, Blätterrascheln oder verhaltenes Atmen heißt mit der denkbar größten Wahrscheinlichkeit: Mein Tod!

Und das Gewehr vor sich auf der Brüstung, tastete er nach seiner Tasche. Er zog ein Bild heraus und einen Brief und dachte, wie merkwürdig es doch sei, daß dieses Bild eine ferne

Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Aehnlichkeit mit jener Frau habe, von der er einmal geträumt habe, daß sie seine Frau sei. Und die scheinbar so unpersönlich hingeschriebenen Worte des Briefes, die an sich völlig leblos waren, weckten in seiner Seele einen Klang, der ihn an den roten Mund jener geträumten, schönen Frau erinnerte. Aber der Klang war so weit, als läuteten wundervolle Silberglocken leise tief unten in der Erde.

„Unteroffizier Veek!"

„Hier!"

Träume sind Schäume, dachte Veek, wie komme ich nur auf solchen Unsinn?

„Sofort zum Herrn Major, Unteroffizier Veek! Gefreiter Ehmig löst Sie ab!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Der Gefreite trat an seine Stelle, er hängte das Gewehr um, ging im Laufschritt zu den Unterständen und meldete sich beim Major.

„Unteroffizier Veek, ich habe da eine schwierige Aufgabe. Erfordert Intelligenz. Etwas viel Intelligenz. Ich weiß niemand sonst zu schicken. Offizier kann ich nicht entbehren. Sehen also, wie wichtig mir die Sache ist. Seit zwei Tagen fällt von drüben kein Schuß. Bewegung irgendwelcher Art ist nicht beobachtet worden. Drei Möglichkeiten kommen in Betracht, entweder ist die Stellung geräumt oder eine Falle oder es geht drüben was vor. Wir müssen rauskriegen, was los ist. Nehmen Sie zwei Mann zur Unterstützung. Ohne Gewehr, nur Messer und Revolver. Aber von drüben darf niemand das Geringste erfahren, daß wir Patrouille machen. Essen Sie etwas und dann schwenken Sie los. Mit Einbruch der Dunkelheit sind Sie zurück. Alles richtig begriffen?"

„Jawohl, Herr Major!"

Es war noch heller Nachmittag.

Als Veek aber zwei Stunden draußen war, schwelte langsam ein dicker, schwerer Nebel breit über das Gelände.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann war der Nebel dick wie eine geweißte Wand.

Veek konnte zwei Schritt vor sich schon nichts mehr erkennen. Er ließ die beiden Leute zurück und markierte den Verbindungsweg zu ihnen mit dem Stiefelabsatz.

Er richtete sich auf und ging nun mit kurzen, zögernden Schritten tastend durch die dicke weiße Wand, die sich einen Schritt vor ihm bereitwilligst öffnete, ihn hindurchließ und sich unmittelbar hinter ihm ebenso fest, wie sie vor ihm gemauert schien, schloß. Er nahm den Kompaß, um nicht zu fehlen, und verglich ihn mit der kleinen Kartenskizze.

Nun hob er wieder den Kopf und sah nicht zwei ganze Schritt vor sich einen französischen Offizier, der seinen Blick auffing und stehen blieb. Schreck kannten sie beide nicht und Schreck lag auch nicht in ihrem Blick, aber ein tiefes großes Staunen. Sie sahen sich beide an, als hätten sie bisher allein auf Erden gelebt und sähen nun plötzlich vor sich den ersten Menschen. Beide dachten gleichzeitig, als sie die Uniform des andern sahen, daß sie jetzt etwas ganz Bestimmtes, etwas ganz Gewohntes, etwas Alltägliches tun müßten, etwas das in ihnen wie ein Zwang herrschte, dem sie sich nicht entziehen konnten, nicht entziehen durften. Aber sie wußten beide nicht, was dies war, was dieser Zwang von ihnen beiden forderte. Es war ihnen, als schrie in ihnen eine Stimme: Handle, Du weißt doch! Aber so nahe und so ruhig, so unerwartet und so einsam auf menschenleerer Insel waren ja beide noch niemals seit Jahren einem Andersgekleideten begegnet.

Sie fühlten einer den Atem des Andern und jeder sah im Gesicht des andern auch die am feinsten gezeichnete Linie.

Und da verwunderten sie sich sehr und begriffen plötzlich nicht mehr die Geschehnisse der Welt.

Und beide hoben gleichzeitig langsam die Hände an die Mützen, sahen sich an und machten eine leise, aber bewußt deutliche Verbeugung zueinander.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihre Gesichter waren todernst. Aber in ihren Augen ruhte meilentief eine kurze Frage, die Menschen immer verstehen.

Langsam ließen sie die Hände wieder sinken.

Sie wollten gehen.

Da sprang von der Ewigkeit das winzigste Teilchen einer Sekunde hinzu, kleidete sie aus und gedankenlos streckten sie sich beide gleichzeitig, dem gleichen größeren Willen gehorchend, die Hände entgegen, drückten sie sich, wie Freunde es tun, die sich für ewig trennen müssen, lösten die Hände ebenso rasch wieder und dann gingen sie beide ihres Weges zurück.

Was hätte denn jeder von ihnen sonst tun sollen, nachdem er erkannt hatte, daß ein Mensch vor ihm stand?

Aber sie waren beide mit Blindheit geschlagen und sahen nicht den Feind.

Eine Volksausgabe von Ranke

Kann ein Geschichtsschreiber von der Art Rankes volkstümlich werden, das heißt gelesen und nicht nur ehrfurchtsvoll genannt sein? Der Versuch hatte bisher die Schwierigkeit, daß die großen Werke dem Liebhaber oder dem Gelehrten vorbehalten schienen; einem weiteren Kreis sperrten sie sich durch den recht erheblichen Preis. Hier ist jetzt durch den Entschluß des Verlages von Duncker & Humblot in München ein Hemmnis niedergelegt; die billige Ausgabe der Hauptwerke ist da und der Freund der Geschichte, der's „nicht dazu hatte", kann sich jetzt von Staatsbibliotheken befreien und sich an den eigenen Bücherschrank halten.

Ist es damit getan? Man wird sagen können, diejenigen Historiker werden populär, sofern es etwas derartiges gibt, die eine gewisse Jugendlichkeit besitzen und damit jenes Alter an sich ziehen, das noch nicht in der Berufsgesinnung und -arbeit versteinert ist und in der Geschichte sich umsehen möchte. Für die meisten muß ja das Bündelchen, das man ihnen zwangsweise in den Schulstunden aufgeladen hat, fürs ganze Leben ausreichen; manche von ihnen mögen die anschließenden Lehrjahre noch dazu nehmen, ihnen aber wird leicht Treitschke am nächsten kommen, da durch seine Geschichtsdarstellung ein sehr lebendiges publizistisches Temperament schreitet, da er vorzugsweise die „innere Geschichte" beschreibt, die ganz selbstverständlich durch den näheren Charakter aller Beziehungen stärkere Teilnahme an sich reißt.

Nichts davon bei Ranke, keine Publizistik, keine Jugendlichkeit — seine frühen Arbeiten zeigen eine solche kühle Weisheit, überlegene Reife, daß man fast betroffen ist und sich frägt, ob dieser je jung war. Und doch muß eine außerordentliche Leidenschaft in ihm gelebt haben, die sich nun nicht in Rhetorik verbrannte, sondern ganz auf die umfassende Sacherkenntnis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lenkte, in rastlosen Fleiß verwandelte und zu einer unvergleichlichen, gebändigten Kunst der klaren, durchsichtigen, zugleich vorsichtigen und doch kräftigen Darstellung sammelte. Wenn man, selber reifer geworden, in Ranke liest, so ist es nicht an dem, daß man halbvergessene Erinnerungen des braven Schulwissens auffrischt; das besorgt man ergebnisreicher bei einem beliebigen Leitfaden. Man steht in einer neuen geistigen Luft des reinen geschichtlichen Lebens und spürt die vielfältige Gewalt und Armut des Menschentums über Jahrhunderte hinweg in ihrer Notwendigkeit, in ihrer Zufälligkeit. Nicht das, was man „lernt", ist wichtig, sondern man fühlt sich in seiner Anschauung der Welt und des Geschehens reicher, ja freier. Ein alter Verehrer Rankes schrieb mir, da er nach Jahren das „Reformationszeitalter" wieder gelesen hatte, das schöne Wort: „Es war mir, als ob der liebe Gott mit mir redete." Die Bindungen des Zeitlichen sinken vor dem Bewußtsein.

Uns Laien ist dabei der Streit um das Theoretische der Geschichtsdarstellung, um die Methode, außerordentlich gleichgiltig. Solange wir ihn lesen, interessiert uns sein Verhältnis zur Romantik oder zu Hegel so wenig wie die Lehren von Marx, Taine, Lamprecht. Wir nehmen ihn einfach als den großen, unbeirrten Darsteller, der das genaue Quellenstudium in große Anschauung zu verwandeln wußte, der die menschlichen Seelen zu deuten verstand und ohne starke Unterstreichungen in der Auseinandersetzung des staatlichen Machtgedankens die bewegende Kraft des geschichtlichen Werdens aufzeigt, freilich, ohne daß ihm der neue, vom nationalen Bedürfnis sittlich gespeiste Staat zu einer dem inneren Volksleben entrückten formalen Konstruktion wird.

Es ist seine Sonderheit, daß er vor allem in den auswärtigen, in den internationalen Beziehungen der Staaten die Bedingungen ihrer Lebensformen und ihrer Entwicklungen sieht. Wenn man zu erkennen glaubt, daß der Krieg und der diplomatische Kampf um seine Entstehung, die breite Einsicht in die Gesandtschaftsberichte und Regierungsnoten heute einem größeren Kreis das Verständnis oder doch die Teilnahme für diese wichtige Seite des geschichtlichen Lebens aufgeschlossen hat, so darf man sagen, daß gerade jetzt für die nähere Beschäftigung mit Ranke die allgemeine Voraussetzung geschaffen ist. Wie meisterhaft sind etwa im „Wallenstein" oder im „Reformationszeitalter" die Zusammenhänge der deutschen Entscheidungen mit den französischen, spanischen, nordisch-polnischen, ungarisch-türkischen Fragen dargestellt; die banalen Formeln lösen sich auf in europäische Schicksalsdinge. Am trächtigsten mit solchen Perspektiven ist die knappe Skizze „Die großen Mächte", die wie ein genialer Abriß, wie ein intuitiv geschautes „Programm" der europäischen Geschichte heute, über 80 Jahren nach ihrer Niederschrift, unmittelbar auf uns wirken wie ein Stück bester „Kriegsliteratur".

Die neue Ausgabe in zehn schön gebundenen und gut gedruckten Bänden kostet 36 Mark; sie enthält die „Meisterwerke" (außer der Weltgeschichte): Päpste, Reformationszeitalter, Wallenstein, und im Schlußband einige der kleineren Schriften, darunter Savonarola, Don Carlos, Die großen Mächte.

Theodor Heuss

Kriegsliteratur in der Schweiz

Nicht alles ist erfreulich, was an deutscher Kriegsliteratur aus der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schweiz kommt. Von dem, was aus der französischen Schweiz in dieser Beziehung kommt, soll lieber nicht gesprochen werden. Um so erfreulicher ist es, auf eine Sammlung hinweisen zu können, die unter dem Titel: „Stimmen im Sturm aus der deutschen Schweiz" in Zürich erscheint. Hier äußern sich deutsche Schweizer Bürger bei völliger Festhaltung an der staatlichen Neutralität. Sie bekennen sich frisch als Deutsche und machen aus ihrer Zuneigung zu Deutschland kein Hehl. Ein wahres Labsal gegenüber dem in gewissen deutschen Kreisen der Schweiz üblichen deutschen Volksverrat. Mir liegen sieben dieser „Stimmen" vor, die wohl verdienen würden, in Deutschland bekannt zu werden. Zwei davon behandeln die Frage der Neutralität: „Neutralität in Hemdsärmeln" von Fritz Fink und „Belgische und schweizerische Neutralität" von Eduard Blocher. Fink hat den Mut, seinen französischen Landsleuten einige saftige Wahrheiten zu sagen, und seine Stellungnahme hat, wie das Schlußkapitel der Schrift beweist, vielfache Zustimmung gefunden. Blochers Broschüre legt in geradezu klassischer Weise den Unterschied zwischen der belgischen und schweizerischen Neutralität dar. Nicht als ob er den Einmarsch des deutschen Heeres in Belgien billigen oder auch nur entschuldigen wollte. Man muß schon verstehen, daß ein deutscher Schweizer in diesem Punkte leicht verwundbar ist. Was er aber in unwiderleglicher Weise klar macht, das ist die Wesensverschiedenheit der belgischen und schweizerischen Neutralität. Aus dieser Wesensverschiedenheit zieht er zwingend den Schluß, daß eine Bedrohung der schweizerischen Neutralität durch Deutschland völlig ausgeschlossen war und ist. Ich kann nur den dringenden Wunsch aussprechen, daß diese Broschüre auch in Deutschland allgemein bekannt werde. In einer weiteren Schrift der Sammlung „Die Schweiz als Versöhnerin und Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland" zeigt E. Blocher die Wahrheit der Dinge auf: „Die französische Schweiz hat nicht auf Frankreich in friedlichem Sinne zu wirken vermocht, sondern ist von Frankreich her mit einem Deutschenhaß angesteckt worden, der mit schweizerischer Art nichts zu tun hat." Dazu kann man wohl bemerken, daß unter den Deutschschweizern auch nicht die Spur eines Franzosenhasses zu finden war und ist. Das Ergebnis der Untersuchung E. Blochers ist: „Die Schweiz hat bis jetzt als Versöhnerin und Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland nichts geleistet. Die deutsche Schweiz hat es nicht vermocht, die französische nicht einmal gewollt." Und er hat den Mut, der Wahrheit gemäß zu sagen: „Soll es später noch möglich werden, daß die Schweiz die Versöhnerin und Vermittlerin wird, dann muß zuerst die öffentliche Meinung in der Schweiz vollständig umlernen, so vollständig, wie es von ihren gegenwärtigen Führern nicht mehr erwartet werden kann." H. Meier beschäftigt sich mit der „Deutschfeindlichen Bewegung in der französischen Schweiz". Er führt den Nachweis des französischen zügellosen Deutschenhasses in der Schweiz an der Hand gedruckter Belege. Es ist ein schreckliches Bild einer kaum vorstellbaren Roheit und Gemeinheit. Noch soll eine Schrift besonders hervorgehoben werden: „Ueber die angebliche Germanisierung der Schweiz" von August Schmid. Der Verfasser erhärtet durch positive Angaben die übrigens bekannte Tatsache, daß von einer Germanisierung in der Schweiz keine Rede sein kann. Eher vom Gegenteil.

Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Man muß den Männern, die sich in den „Stimmen im Sturm" zusammengetan haben, um den deutschen Namen und die deutsche Ehre in der Schweiz furchtlos zu vertreten, von Herzen dankbar sein. Sie haben damit auch das ihrige getan, um die Ehre ihres Landes zu vertreten, die von denen in der Schweiz am meisten besudelt wird, die als Deutsche alle deutsche Volkssolidarität verraten und die auch von den national gesinnten französischen Schweizern, wenn man sie auch öffentlich lobt, doch heimlich gebührendermaßen verachtet werden.

E. Pernerstorfer

Kleine Bücher

Dies ist ein Zeichen unserer Zeit: Wurst, Speck, Butter sind, wenn sie überhaupt feilgeboten werden, um Wucherprozente teurer geworden — so müssen denn andere Lebensmittel um so billiger gehandelt werden. Müssen. Denn wenn auch der Bauch jeden Preis zahlt, den Notwendigkeit oder Spekulation ihm abfordert — der Kopf wägt seine Groschen bedächtiger und ist bereitwilliger zur Karenz. Je größere Opfer die körperliche Nahrung erfordert, desto billiger muß die geistige sein. — Die Verleger bedachten dies und formten wohlfeile Bücher: Wärmten Altes, Lang-Bezahltes zu neuem Mahle auf und verkauften das Ehedem-Teure um Pfennige. Sie besannen sich auf Vergessenes, dessen Ausbeute kein Autorenhonorar erschwert. Und wenn sie Neues gaben, schufen sie zierliche Delikatessenplatten, um es anzurichten. Kleinigkeiten füllen zumeist die Markbücher und die Bändchen der (ernsthaften) Fünfzig-Pfennig-Serien.

Der Münchner Verlag Albert Langen hat seine Markserie fortgesetzt. Für eine Mark erhältst Du nun zierlich auf Kunstdruckpapier gedruckte Satiren und Humoresken Ludwig Thomas: „Das Aquarium". Zeitsatire (Anfang des 20. Jahrhunderts) von unwiderstehlicher Schärfe wird hier geboten, und ein Humor ist am Werke, der seine Spottziele unbarmherzig niederwirft. Ich beneide alle, die diese famosen Sächelchen noch nicht kennen. Ihnen steht ein großer Genuß bevor. — Literatur, ernste Literatur in strengem Sinne, sind die Novellen Bruno Franks: „Der Himmel der Enttäuschten". Romantische Erfindungen und klug-experimentelle Temperaments- und Seelen-Ausdeutungen werden von einem kultivierten Dialektiker in feiner sicherer Kunst vorgetragen. Frank gibt die meisten Stücke in der Erlebnis-Darstellung und nähert sich dadurch den alten romanischen Meistern, deren Novellen seit Jahrhunderten allen Literaturen Vorbild sind. In seinem besonderen Falle erreicht Frank, daß seiner beherrschten, distanzierten Sprache und seinen oft wohl bewußt gebildeten Formen von der Wärme des unmittelbaren Erlebnisses heißeres, lebendigeres Blut zuteil wird, so daß die ganze Erzählung freudigerer Puls bewegt. — Eine Serie „Die Feldbücher" von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9, druckt altbekannte Romane und Erzählungen in billiger Aufmachung. Es ist sonderlich angenehm und begrüßenswert, daß man Eifelnovellen Clara Viebigs für eine Mark erstehen und ins Feld senden kann. Novelletten Georg Hermanns bilden mit ihrem leichten, kultiviert-freundlichen Plauderton angenehme, wenn auch weniger gewichtige Kost. Romane von Helene v. Mühlau lesen sich, zum wenigsten, unterhaltsam.

Richard Riess (München)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach zwei Jahren

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Franzosen benötigten eine sechstägige, sage sechstägige Geheimsitzung, um sich gegenseitig den Kopf zu waschen. Das ist anticipierter Kriegskatzenjammer.

Die „Daily Mail" schreibt gegen Lansdowne: das ist kein Patriotismus, sondern elender Parteigeist, den England bis zum Ueberdruß satt hat.

Das sind Stichproben auf die Stimmung und auf die Zersetzung des öffentlichen Geistes, der zwei Jahre lang in die Fesseln des Krieges geschlagen ist. Der Zorn über die negativen Ergebnisse furchtbarer Opfer entlädt sich mit Vorliebe über Gegner und Widerstände im eigenen Land und mündet in die alten Parteigegensätze.

In Ostpreußen setzt ein beamteter Korpsstudent mit siebzig Semestern eine gedruckte Mitteilung in Umlauf, daß er den Reichskanzler wegen seiner Reichstagsrede zum Duell, — auszufechten nach Kriegs- oder Amtsschluß — durch einen Kartellträger gefordert habe und die Männer der konservativen Partei sekundieren ihm. — Das ist auch eine Stichprobe.

* * *

Die Offensive und Gegenoffensive brandet seit Monaten stärker als je. Die konzentrische Offensive der Entente hat die Mittelmächte gewappnet gefunden und bereit zum Gegenstoß. Die Technik tritt mit eiserner Stirne der Strategie entgegen und zerrt sie immer wieder aus dem „Bewegungskrieg" in die Gräben und in die Fesseln des „Stellungskriegs". Vor zwei Jahren haben nur wenige Europäer die Bedeutung dieser Worte und Formen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Kriegsführung gekannt. Heute kennen hundert Millionen den Unterschied. Der Krieg ist „frontal", der Angreifer rennt die Stirne ein. Der Entente ist am 1. August 1916 eine welthistorische Erwägungspause eröffnet. Wird sie lernen?

* * *

Der Rechtsanwalt, Reichstagsabgeordnete und Armierungssoldat Liebknecht, der einen öffentlichen Straßenplatz aufgesucht hat, um dem Schutzmann: „Nieder mit der Regierung!" und andere Dinge in die Ohren zu schreien, ist zu dem „Minimum" der schweren Landesverratsstrafe in ihrer Anwendung auf Kriegssoldaten verurteilt worden. Wenn das Kriegsgericht, das jenes Treiben als „gemeinschädlich" erklärt hat, den exaltierten Liebling der Gegner Deutschlands bis zum Kriegsende „unschädlich" machen wollte, so würde der Krieg nach Ansicht des Kriegsgerichts bis längstens Sylvester 1918 dauern; denn an diesem Tag läuft die am 27. Juni 1916 erkannte Strafe von zwei Jahren sechs Monaten und drei Tagen ab.

* * *

Wird der Krieg bis zum Jahre 1918 dauern? Physisch unmöglich ist es — was die Widerstandskraft Deutschlands anlangt — nicht. Vielleicht kann auch England noch Jahr und Tag Hilfsmittel und Hilfsvölker mobilisieren. Die Vernunft aber hat aufgehört, ein Faktor der offiziellen europäischen Politik zu sein. Die Ententepolitik wird durch die Mächte der Leidenschaft und Rache noch immer beherrscht.

Wie aber steht es mit dem momentanen Geisteszustand Europas im dritten Kriegsjahr? Ist die sogenannte „Psyche", die „Mentalität", der „Geist" gleich konstant, ist die Kriegsbegeisterung so unerschöpflich wie die Anleihen und die anderen Hilfsquellen?

In keinem Land Europas. Der geistige Proviant und die seelische Munition hat trotz allem Haß der Franzosen, trotz allem Zorn der Engländer und trotz aller Begeisterung der Deutschen eine qualitative Veränderung erfahren. Wir sind sogar die ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zigen, welche die volle Freiheit der Beobachtung und Erwägung erlangt und erkämpft haben.

Die Gegner Deutschlands müssen simulieren und dissimulieren. Deutschland nicht. Denn Deutschland hat sich vor Jahresfrist zu Friedensverhandlungen amtlich bereit erklärt. Es wollte den Frieden und will den Krieg nur, weil die Feinde den Frieden nicht wollen. Dieser Eventualwille der Deutschen ist darum doch eben so stark, wie die Westfront von Verdun bis Ypern und die Ostfront von Hindenburg bis Linsingen und Bothmer.

Weil das die psychologische und historische Wahrheit ist, können wir Dinge frei, kraftvoll und gelassen besprechen, welche die Gegner der Wahrheit zuwider leugnen müssen! Der europäische Krieg hat sich in dem Geist der kämpfenden Nationen überlebt. Die äußere und die innere Spannung ist nicht mehr kongruent.

Das ist eine neue und vielleicht die höchste Tragik des Weltkriegs in seinem zweiten Teil. Die Gedanken sind schon über ihn hinaus, den Anmarschstraßen des Zukunftszustands zugewendet und sie müssen immer wieder erst mit einem schmerzlichen Ruck zurück in den Krieg, der seine blutigsten Formen angenommen hat, und mit allen, auch den rohesten Kampfmitteln aller Kriege der Weltgeschichte weiterwütet.

Dieses Unerhörte nimmt man hin als eine unentrinnbare Notwendigkeit, was es für uns, nicht aber die feindlichen Kriegsfortsetzer ist.

Ihr Kriegswille ist kein Muß, er ist teils Zwangsvorstellung und teils „Geilheit", um mit dem Strafgesetzbuch der Carolina zu reden. Wir Deutsche — es ist keine falsche Ruhmredigkeit, wie solche uns von ungeschickten Landsleuten vorgesetzt wird — haben inmitten einer Epoche der Schlachten und Opfer, Entbehrungen und Taten eine Gelassenheit, die weder Freund noch Feind in ihrem Charakter verkennen und absprechend beurteilen soll. Denn diese Gelassenheit ist die ungebrochene Willensfreiheit einer Nation, immer das als richtig er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kannte zu tun und morgen die Lehren von gestern auszuführen, ist die Abwehr der rings rasenden Narrheit, ist der Entschluß, zum Aufbauen fähig zu bleiben trotz aller und wegen aller Verwüstung. Die Deutschen spüren zugleich die Zukunft und die Gegenwart und ahnen, was jene von dieser gebieterisch fordert, nicht bloß an Gewalt, sondern auch an Gehalt. Dieser Zustand wird den Krieg zu Ende führen und wird uns befähigen, auch bei den dereinstigen Friedensverhandlungen, die zum Teil Handelsvertragsverhandlungen sein müssen, einen prinzipalen und eventuellen Standpunkt mit aller Schärfe zu vertreten. Unsere Vernunft darf nie kleiner sein als die der Gegner und so groß, um auch der Unvernunft der Feinde die Stange zu halten. Die Entwicklung wird zeigen, daß Deutschland mit dieser intellektuellen Bereitschaft der Entente den Rang ablaufen kann, wenn es den Vorteil jener „inneren Linie", die man politische Vernunft nennt, klar und kraftvoll sich zu Nutzen macht. Das dritte Kriegsjahr wird dazu Gelegenheit geben.

Die Helden der Front teilen diese Auffassung und verlangen sie von der Heimat. Sie haben ein ernstes Recht mitzusprechen, sie, die gelernt haben, von den Männern der französischen Schützengräben mit der ruhigsten und ehrlichsten Hochachtung zu denken und sprechen.

Mit oder gegen Rußland?

Von W. Feldman

Wie viele Male sind schon die Polen im Laufe ihrer Geschichte vor diese Frage gestellt worden! Seit dem XVI. Jahrhundert — berechnete neulich ein polnischer Schriftsteller A. Cholo-niewski — führten die Polen nicht weniger als 16 Kriege mit Rußland; noch in mittelalterlichem Harnisch zog der Polenkönig Jan Albracht gegen den Gossudar der Reußen, und im Jahre 1863 stand zweifelsohne die ganze polnische Nation hinter den „Rebellianten", die dem mächtigen Zarenreiche den Krieg erklärten. Und dennoch — tauchen von Zeit zu Zeit Ideologen auf, die von Ueberbrückung dieser polnisch-russischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegensätze träumen. Durch die geographische Lage ist das Polenland gezwungen, Rußland gegenüber Hammer oder Amboß zu sein, und so ist es auch nur allzu begreiflich, daß sich zu verschiedenen Zeiten Experimentatoren finden, die einen Ausgleich zwischen den beiden Nationen herbeizuführen suchen. Mit einem jämmerlichen Bankerott haben bisher alle diesbezüglichen Versuche geendet; trotzdem haben gerade die letzten Geschehnisse wiederum Politiker gezeitigt, welche die so oft mißlungene Sysyphusarbeit abermals aufnehmen. Der russische Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hat sich als ein geschickter Diplomat erwiesen, als er beim Ausbruch des Krieges dem Polentum den Köder von der Vereinigung all der polnischen Länder zuwarf. Im polnischen Lager entstand darob ein Zwist; während die jüngere Generation sich um die gegen Rußland kämpfenden Legionen scharte, gab sich ein Teil der polnischen Gesellschaft, besonders in Warschau, endlosen Diskussionen über das Thema hin: „Mit Rußland oder gegen Rußland?"

Ein Bruchteil dieser Auseinandersetzungen ist Ende 1915 in Warschau in Buchform erschienen. („Z Rosya czy przeciw Rosyi. Napisali Michal Lempicki, Tytus Filipowicz, Henryk Tennenbaum, Tadeusz Gruzewski, Medard Downarowicz. Opatrzyl wstepem St. Thugutt.") Von den fünf Verfassern behandelt jeder ein besonderes Thema, mit den vitalsten Interessen des nationalen Lebens verknüpft; das ganze gibt nun vom rein polnischen Standpunkte eine Antwort auf die seit Jahrhunderten wiederkehrende schicksalsschwere Frage . . . .

Als erster ergreift das Wort Herr M. Lempicki. Der Name dieses Duma-Abgeordneten, der zugleich russischer Staatsrat (auf Grund seiner technischen, nicht politischen Leistungen) ist, dürfte den deutschen Politikern nicht mehr fremd sein. Zur Erklärung der ausgesprochenen Russophobie dieses ungewöhnlichen Mannes diene eine autobiographische Notiz (S. 15). In dem bekannten deutschen Werke von Knortz: „Die polnischen Aufstände seit 1830" befinden sich zwei Denkschriften vom Jahre 1858 und 1860, welche die Aufmerksamkeit Alexanders II. auf die Tragweite des damals aufgetauchten Nationalitätsprinzips lenken und den Zaren beschwören, im Namen dieses Prinzips und der slavischen Idee, Polen in ewiger Union mit Rußland zu restituieren. Verfasser dieser Denkschriften war nicht Marquis Wielopolski, wie Knortz irrtümlich mitteilt, sondern der Vater des Herrn Lempicki. Diesen Schritt — obwohl er in der damaligen russischen Politik begründet zu sein schien — hatte er schwer zu büßen: auf allerhöchsten Befehl wurde er im Jahre 1861 auf ein Jahr nach Samara verschickt — und dieses Jahr währte bis . . . 1886.

Sein Sohn, der in der Duma und im Petersburger Polenklub immer der Opposition angehörte, erörtert nun „Die polnischen Enttäuschungen inbezug auf Rußland." Es werden die seit den Teilungen Polens stattgefundenen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Versuche eines polnisch-russischen Ausgleiches besprochen (Fürst Adam Czartoryski-Alexander I., Wielopolski-Alexander II., die aristokratische Versöhnungspartei-Nikolaus II. 1897), die insgesamt scheiterten und scheitern mußten: ist doch Nationalismus und Imperialismus der Haupttrieb der russischen Seele. Aus eigener Erfahrung bespricht der Verfasser die sich aus diesen Elementen in den letzten Jahren ergebenden Folgen, besonders im Regierungssystem des ermordeten Ministerpräsidenten Stolypin . . .

„Die Träume und die Wirklichkeit" in den Jahren 1904—14 analisiert H. Titus Filipowicz. Der Verfasser hegte seinerzeit Vertrauen zwar nicht zum russischen Staat, jedoch zu den radikalen Vertretern des russischen Volkes: war er doch in den Revolutionsjahren 1905—6 einer der Führer der damaligen polnischen Arbeiterbewegung (P. P. S.), die von der Wucht der russischen Zerstörungswut hingerissen, sich der Täuschung hingab, als ob über den Trümmern des alten Rußlands ein Morgenrot aufgehen sollte. Nach den Niederlagen in der Mandschurei begann sich auch wirklich das alte System zu lockern; es erfolgte eine Reihe von wichtigen Zugeständnissen; in der freieren Atmosphäre atmete die polnische Gesellschaft auf, organisierte eine große Zahl kultureller und wirtschaftlicher Vereine (der Turnverein zählte nach einigen Monaten seines Bestehens 16 000, der Schulverein gegen 100 000 Mitglieder). Nach einigen Jahren ist nicht eine einzige von all den Organisationen geblieben, sämtliche Zugeständnisse und politische Reformen, ja, selbst die ideellen Forderungen der Kadetten inbezug auf Polen, erwiesen sich als Utopien . . .

Das wirtschaftliche Problem der Bedeutung der russischen Absatzgebiete für Polen behandelt H. Henryk Tennenbaum. Es ist einer der schlimmsten Mißbräuche der bewußten oder unbewußten russischen Agitatoren, daß sie die polnische Industrie als auf Rußland angewiesen bezeichnen, und daraus die verkehrtesten Schlußfolgerungen ziehen. Dem ist nicht so. Der Verfasser untersucht zuvörderst die psychologischen Grundlagen des modernen Industrietypus: Unter der russischen Regierung in Polen strebte die Staatsgewalt, von der russischen Schule unterstützt, die Gesellschaft zu atomisieren, jede freie Initiative zu dämpfen, die sozialen Bindfäden zu lockern. Was es im polnischen Leben gesundes gibt — hat sich eben *trotz* der Staatsintervention zu erhalten und zu entwickeln vermocht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß über der wirtschaftlichen Lage eines Landes in erster Reihe die Arbeit der Bevölkerung entscheidet. Die Arbeit im russischen Anteil war planlos, chaotisch, oberflächlich. Erst nach dem Jahre 1905 begann sich diese Arbeit an einen gewissen Plan zu halten. Die Folge der ungeregelten Zustände war diese, daß sich das polnische Wirtschaftsleben der Möglichkeit des Absatzes auf den östlichen Märkten anpassen *mußte*, während andere Entwicklungsmöglichkeiten vernachlässigt wurden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei den in polnischer Industrie obwaltenden Verhältnissen, aus Mangel an einer planmäßigen Aktion und infolge des niederen Standes der fachmännischen Schulen, trat die Tendenz einer technischen Hebung der Produktion nur im geringen Maße zutage. Andererseits hat die große Nachfrage auf dem wenig kulturellen russischen Absatzgebiet die Entstehung einer minderwertigen Produktion gezeitigt. Die russische Zollpolitik, der es lediglich an einer Massenproduktion gelegen war, schuf im Interesse Rußlands den für das Königreich sehr nachteiligen Zolltarif für Rohmaterialien und Halbprodukte, wodurch die Produktionskosten technisch besserer Erzeugnisse erhöht wurden.

Manche Produktionsgebiete verkümmerten im Königreich Polen, da ihnen keinerlei Unterstützung seitens des Staates zuteil wurde. Lokomotiven, Personenwagen, Eisenbahnschienen, elektrische Maschinen wurden überhaupt nicht hergestellt, da man bei Staatsbestellungen das Königreich meistens außer acht zu lassen pflegte. Ueberall sorgt ja der Staat, daß Hauptinstallationen, wie Eisenbahnen, städtische Einrichtungen, mit einheimischen Kräften bewerkstelligt werden. Die russische Regierung betraute mit diesen Arbeiten russische Fabriken.

Die Benachteiligung des Königreichs hinsichtlich der Verkehrsmittel (die Eisenbahnlinien im Königreich betragen auf 10000 Einwohner 2,27 Werften, im europäischen Rußland 3,83) und der technischen städtischen Installationen — infolge der fehlenden Selbstverwaltung, beschränkten den Inlandsabsatz. Die meisten polnischen Städte fristen denn auch ein gar kümmerliches Dasein. Die Zoll- und Eisenbahngesetzgebung betreffs der Ackerbauproduktion führte eine Ueberschwemmung des Königreiches mit russischem und ausländischem Mehl herbei, verminderte die Ausgiebigkeit des polnischen Ackerbaues und beschränkte das Absatzgebiet der industriellen Produktion.

All diese Behauptungen werden von Herrn Tennenbaum durch fachmännische Berechnungen und Beweise unterstützt, aus denen hervorgeht, daß nur die Textilindustrie einigermaßen auf Rußland angewiesen war, und auch diese könnte die Hälfte ihrer Produktion auf dem Inlandsmarkt absetzen. Nur ein entsprechender Handelsvertrag, keineswegs aber Handelsgemeinschaft mit Rußland, wäre für die polnischen Interessen erwünscht — schließt der Verfasser.

Einer der verdienstvollsten Vorkämpfer der polnischen Sache H. Tadeusz Gruzewski erörtert die tiefsten, psychologischen Gegensätze der polnischen und russischen Nationalindividualität. Die polnische, auf Grund einer anderen Religion, einer anderen Kultur und Ueberlieferung basierend, ist den Russen ein Greuel; die ganze slavophile Ideologie, der angebliche russische Demokratismus atmet wilden Haß gegen den „Polonismus". Die russischen Annäherungsversuche zu Zeiten Alexander II. und Wielopolski's waren unaufrichtig, dem russischen Volkswesen zuwider. „Das prinzipielle Kennzeichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der polnischen Frage ist ihr Antirussizismus" — folgert in der letzten Abhandlung auf Grund einer staatsrechtlichen Untersuchung H. Medard Downarowicz.

Das Buch der genannten fünf Verfasser wurde noch während der Russenherrschaft in Warschau geschrieben. Veröffentlicht anfangs 1916, wurde es binnen einiger Wochen vergriffen; eine neue Auflage ist bereits erschienen. Es bildet daher in jeder Hinsicht ein interessantes Dokument zur polnischen Zeitgeschichte.

Das Genie ohne Arme

Von Max Hochdorf, z. Z. Zürich

Der armlose Geigenspieler, Maler, Schönschreiber und Humorist Speltini trat hier in der Stadt auf. Ich ging natürlich auch hin, wie viele, die heut gern sehen möchten, wie der Mensch sich gegen allerlei Verkrüpplung wehren kann. Rings um mich saßen lauter junge Leute, die ihre Augen weit aufrissen, als Speltini, seine Füße vollständig wie die Arme gebrauchte. Er nahm die Zeitung fest, er blätterte sie auf und um, er schrieb, er entkorkte eine Flasche, er schüttete den Wein ins Glas, er führte ihn zum Mund, er rieb sich den Leib. „Ach, das ist fein," sagte er erquickt. Er hatte alle Bewegungen und Griffe mit den Füßen ausgeführt. Dann spielte er das Xylophon, und er geigte sogar, und darum nannte ihn im Saal auch niemand einen armen Hund, sondern alle riefen nur Bravo. Ein junges Mädchen sprach zu ihrem Nachbarn: „Er ist ja gar nicht unappetitlich." Der junge Mann fuhr auf: „Was ist er nicht?" Dann brach er plötzlich ab und errötete tief. Währenddessen war Speltini schon zum drittenmal am Vorhang erschienen. Er verbeugte sich, er zog die rechte Schulter in die Höhe. Sein Rockärmel kam etwas ins Schlenkern. Man konnte sich denken: Wenn der jetzt Arme hätte, so würde er den rechten aufgehoben und die Hand aufs Herz gedrückt haben, denn er lächelte sehr glücklich und dankbar für die

Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Freundschaft, die man ihm zuklatschte. Nach ihm tanzte der Stern von Sevilla mit Castagnetten und klingenden Schellentroddeln an den gelben Lederschuhen. Der geniale Papagei Cicero, der eine gelbe Brust und emailfarbene, rostbraun eingerahmte Flügel hatte, schlug auf einen gläsernen Tisch und nach rückwärts Purzelbäume. Fred und Kukulo, die weltberühmten Clowns, zogen sich an ihren eigenen Schöpfen in die Luft, sie verschluckten lebendige, aus Mohrrüben geschnittene Goldfische, sie schlugen sich mit Krockethämmern auf den Kopf, und statt der Gehirnmasse kam aus ihren Schädeln die alte Melodie:

Lott ist tot,
Lott ist tot,
Jule liegt im Sterben.

Dann war Pause, und Speltini ging im Vorsaal spazieren, um für mancherlei Aufmerksamkeit zu nicken, die ihm von Damen und Herren entgegengebracht wurde. Also überwand auch ich meine angeborene Schüchternheit vor bedeutenden Menschen; ich faßte mir ein Herz, trat auf Speltini zu und sagte: „Na, Herr Speltini, haben Sie Ihre Kunst auch schon den Soldaten beigebracht, denen ein Geschoß die Arme weggerissen hat?" Da lachte er auf: „Glauben Sie denn, daß sich so etwas, wie ich es kann, überhaupt beibringen läßt? Mit solchem Talent muß man auf die Welt gekommen sein. Das ist wie bei Hindenburg, das läßt sich nicht erlernen, das muß man vom lieben Gott mitbringen."

„Sie sind also sehr mit sich zufrieden?" fragte ich.

„Warum soll ich nicht zufrieden sein?" fragte er mir entgegen.

„Bin ich vielleicht nicht ein angesehener Mann? Habe ichs vielleicht nicht weit genug gebracht, ich, ein Mann ohne Arme? Sehen Sie, als ich auf die Welt gekommen bin, da haben sie über mich zu Hause geweint, aber jetzt lache ich mich oft halbtot, daß die Leute sich oft so närrisch um mich haben."

Und wirklich, es drehte sich vieles hier im Vorsaal, um Herrn Speltini, der in seinem eleganten Rock ein riesiges Nelkenbukett

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trug. Ihm saß der Kopf zwar ein tüchtiges Stück zwischen den Schultern hineingepfropft, doch er hatte eine eigentümlich energische Manier, sich fix im Kreise herumzuwirbeln. Und da er es doch ohne die Gleichgewichtsstangen der Arme tun mußte, flößte seine Geschicklichkeit Achtung ein. Die Damen ließen sogar davon ab, sich vor den zahlreichen Pfeilerspiegeln um ihre Haare, Wangen und Blusenbänder zu bekümmern. Sie hatten nur Augen für Speltini, sodaß keine Möglichkeit war, ungestört mit ihm zu sprechen. Darum fragte ich bescheiden: „Darf ich Sie zu einer Tasse Kaffee morgen nachmittag zu mir einladen?" „Wenns noch einen ordentlichen Tabak dazu gibt," meinte er mit der Leichtigkeit, an die die Männer von seiner Bedeutung gewohnt sind.

Am nächsten Tag um dreieinviertel Uhr telephonierte mir der Kutscher, der Herrn Speltini von seinem Hotel zu mir fahren sollte: „Sie sagen im Terminus, daß sie keinen Mann ohne Beine haben, daß bei ihnen nur einer ohne Arme wohnt." „Zum Donnerwetter, d e n sollen Sie ja auch bringen!" „Ja, dann, —"

Er trat zehn Minuten später bei mir ein, und Auguste, die ihm aus dem Mantel half, konnte noch am Abend keinen Bissen hinunterkriegen, was aber ein grundloses Vorurteil war. Denn er ließ sich sehr schwungvoll in einen Ledersessel fallen und tat, was ein anderer Besuch auch getan hätte. Er zog die Handschuhe aus, nur waren es die Fuß-Schuhe, die er spielend abstreifte. Dann entblößte er mit einem unerklärlich schnellen Fußgriff die Zehen und kugelte sich in einer Türkenstellung zusammen. Er nahm höchst eigenfüßig die Zigarette, steckte sie ebenso in den Mund, schmauchte einige Züge und sagte: „Das haben Sie wohl nicht gedacht, daß ein Mensch wie ich auch intelligent sein kann? Ich habe es Ihnen gestern abend angesehen, was Sie sich gedacht haben. Ein Mensch ohne Arme muß auch ohne Kopf auf die Welt gekommen sein. Haben Sie das nun gedacht oder nicht? Sind denn aber die Arme das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entscheidende im Leben? Nein, der Kopf ist die Hauptsache, Grips, Grips, mein Verehrtester und Grütze!" Und er hob wieder mit jener fabelhaften, gar nicht erklärbaren Geschicklichkeit den Fußballen an die Stirn und beklopfte die Stirn, wie man ein Stück kostbaren Gesteines beklopft. Dann fuhr er fort: Wissen Sie, wenn ich selbst ohne Beine geboren worden wäre, ja selbst ohne Leib, ich hätte nur mit meinem Kopf ebensoviel erreicht, wie ein normaler Mensch mit all seinen Gliedmaßen! Sie glauben das nicht?"

„Im Gegenteil! Ich freue mich außerordentlich, Ihre werte Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie haben mir, wenn ich es so ausdrücken darf, wieder ein Stück von meinem moralischen Mut zurückgegeben. Denn ich kann oft nicht schlafen, wenn ich mir im stillen Kämmerlein und von der allgemeinen Zeitnervosität unterstützt, all die Krüppel vorstelle, die jetzt ohne Arm und Beine ihre Tage werden hinfristen müssen."

Er unterbrach mich, indem er mich anstieß und sogar auf die Schulter klopfte; es war nicht anders, als wenn ein normaler Mensch es freundlich mit der Handfläche täte. So sagte er: „Wenn ich all denen ein Beispiel sein könnte, die heute ein Krüppel sind, dann würde es keine Unzufriedenen und Unglücklichen mehr geben."

„Glauben Sie das absolut, Herr Speltini," wandte ich ein. „Bedenken Sie doch, Sie haben sich zu solcher Seelenheiterkeit doch erst allmählich und von frühester Jugend auf durchringen müssen. Das ist doch etwas anderes, als wenn einem frischen, riesenstarken Menschen, einem Athleten, einem Vorturner, einem Meisterruderer, ein Teil von seinen besten Gliedern fortgerissen wird."

Hierauf wußte Speltini keine Antwort mehr und schwieg. Ich benutzte aber die Zeit, um ihm einige Kuchenstücke auf spitzer Gabel zuzuschieben. Die Kaffeetasse saugte er mit den Lippen selber zu sich heran und schlürfte ihren Inhalt auf, ohne einen Tropfen zu verschütten. Der Anblick war nicht sehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schön, aber alles geschah sehr praktisch. Er bewies durch die Tat, daß geschickte Lippen im Notfall auch die Hände ersetzen können. Die Zähne Speltinis ersetzten sogar einen Stiefelzieher; denn er konnte den Hinterfuß seinem Munde soweit nähern, daß er die Zugschleife vollkommen erschnappte und den Schuh festhielt. Die Zigarette, die ich hierauf anbot, schmeckte ihm nicht. Er bat sich seine eigene anzünden zu dürfen. „Ich rauche nämlich nur sehr stark," erklärte er und legte die Sohle aufs Herz und rief: „Ja, bin ich denn nicht auch stark? Mich kann so leicht nichts umschmeißen!"

„Und so", lenkte ich mein Verhör wieder sanft und neugierig ein, „sind Sie niemals unglücklich gewesen? Auch in Ihrer Jugend nicht, wenn Ihre Mitschüler Sie gehänselt und gequält haben?"

„W a s haben meine Mitschüler. Im Gegenteil, die sind ja fuchsneidisch auf mich gewesen, daß ich so ohne Arme herumlaufen konnte!"

„Ach nein?"

„Ja, Männeken!"

Wahr und wahrhaftig, ich beteure, daß Herr Speltini Männeken zu mir gesagt hat, so mit einem bedauernden Ton, wie einer, der sehr überlegen zu einem etwas schwächlichen und verkehrt denkenden Manne reden darf.

„Beneidet haben meine Mitschüler mich. Denn wie wir Latein gehabt haben — Horaz — wissen Sie — Maecenas atavis — Sie sind doch auch ein gebildeter Mensch, Sie haben doch hoffentlich auch ein bißchen Latein gelernt — da hat man nämlich für sein ganzes Leben etwas davon —"

„Na, und warum haben Ihre Mitschüler Sie nun beneidet?"

„Ach so, ja, da habe ich doch die Klatsche mit dem Fuß unterm Tisch halten und die ganze Uebersetzung ablesen können, ohne daß der Pauker was davon gemerkt hat. Da hätten sie mal sehen sollen, da hätten die Kommilitonen alle wer weiß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was drum gegeben, wenn sie die Klatsche so frei und praktisch hätten halten können!"

„Bei uns nennt man solche Uebersetzung einen Schmoll."

„Sie sind Schweizer?"

„Nein, ich bin nur Pommer."

„Ganz schönes Land, aber ein bißchen reaktionär."

„Sie sind für Freiheit, Herr Speltini."

„Ich? Ich bin für Neutralität, weil ich ein Künstler bin. Alle Künstler sollten für Neutralität sein."

„Da sind Sie also froh, daß sie nicht in den Krieg müssen?"

„Wenn das Vaterland mich braucht, dann werde ich mich meiner Pflicht nicht entziehen. Und wenn sie mich nicht bei den Handgranaten brauchen können, dann werde ich eben bei der Fußartillerie eintreten."

* * *

Zwischen Himmel und Erde geschehen ohne Zweifel Dinge, bei deren Erwägung selbst dem hartnäckigsten Vernünftler der Verstand ein Weilchen stille steht. So wurde gerade in den Tagen, da Speltini hier in der Stadt wohnte, wieder ein Kindlein ohne Arme geboren. Es war ärmlicher Leute Kind, und Vater und Mutter blickten sich trauervoll an, wenn das kleine, schadhafte Wesen bloß und mager vor ihnen lag und wimmerte, weil es fror. Vater und Mutter fühlten sich gesund, und keiner Schuld waren sie sich bewußt, die dem Schicksal das Recht gewährt hätte, ihrem Mägdlein so schweres Unrecht zuzufügen. Die Gedanken der Eltern waren stets dicht am Erdboden geblieben und die beiden klagten nun wehmütig: „Wie wird unsere Elsi einmal ehrlich mit ihren Händen ihr Brot verdienen können, da sie doch gar keine Hände hat, nicht einmal die nötigsten Waffen zum Daseinskampfe." Bei diesem verzehrenden Wort hörten die Gedanken der Eltern schon auf. Sie sahen kein Licht mehr, sondern nur noch eine schwarze Zukunft. Da erfuhren sie plötzlich von der Anwesenheit des genialen Speltini und gingen zaghaft zu ihm und holten ihn bittend ins Haus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er kam und redete mit den Eltern eindringlich und ernst. Er bewies durch sein Leben, daß der Mensch wohl stärker sein kann als das Schicksal. Er zeigte alle Künste, die er seinem Körper abgetrotzt hatte. Geschöpfe, wie er und Elsi können wachsen und hoffen, sie brauchen nicht dem allgemeinen Mitleid zu verfallen, das war sein Trost. Seine Hilfe versprach er, damit Elsi erzogen werde gleich ihm. Die Eltern merkten jetzt, wie vor ihren Augen viele Schleier zerteilt wurden. Ihre Gedanken wanderten ungeheuer weit, hatte Speltini doch gesagt: „Mir gehört die ganze Welt, sie wird auch Elsi nicht verschlossen sein." Er bat, daß der Säugling aus den Kissen genommen werde. Dann hielt er das leichte Bündelchen des Lebens mit seinen Füßen und es entglitt ihm nicht. Speltini wiegte das Kind. Er sang ihm auch ein Lied. Es war das gleiche Lied, das ihm einstmals Vater und Mutter zugesungen hatten. Elsis Eltern horchten und schauten ihm zu. Die Sorgen der Eltern wurden eingeschläfert. Doch es schien, als wenn Elsi zum erstenmale vollständig erwache. Denn das Kind glättete die Stirn, die mit ihren Runzeln und Falten bisher einer Greisenstirn geähnelt hatte. Es schug unter den schweren, noch geröteten Augenlidern zwei schöne, blaue Augen auf, und, Wunder auf Wunder, Elsi lächelte zum erstenmal in ihrem Leben.

Der Jahrestag

Von Otokar Brézina

Vertrauter Pfad, den ich betrat, ward anders meinen Blicken.
Erloschnem Schnee vor mir entwuchsen Bäume
anders als sonst. In grünem Lichtschein glomm der Westen,
erloschne Grenze toten Tages, seltsam traurig.

Der Horizont ward eng, stählerner Bogen. Dunkel reifte.
Ich sah der Wälder schwarze Brüderschaft sich niederknieen,
als wie zum letzten Chorgesang für Tote. Die Himmelsdecke sank
ob meinem Haupt, von Dämmerung beschwert und eingewölbt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und Stille kam ferner wie Rauch, sank nieder, dämpfte die festlich
gespenstigen Schritte. Ehrfürchtig bebte der Ton meiner Seele.
(War in der Luft etwas Mattes, als tränk' ihre frische
der glühende Durst aufflammender Lichtmeß.)

Dies ist die Zeit, da sonst ich bang lustvoll
einsog das lange Sterben der Farben und Lichter und lauschte
nahender Schatten Musik. Geheimer Sinn ward lebendig,
sprach aus der Näh' dieser Nacht, Odem von ewigen Träumen.

Heut streifte Angst meine Wangen. Und längst versunkene Jahre
erstanden in meiner Seele. Fremd schien mir der Hauch meines Munds,
als wäre mir unsichtbar jemand Begleiter
und schlöß' mir die liebende Hand mit einem Druck voll Vertrautheit.

Oh Heilige, ja! Dein Fest heut in den ewigen Gärten!
Die Seelenmesse singen im brausenden Chor meine Gedanken
ins warme Tränen der Kerzen, wo Blut rot entströmet dem Kelch
des Ewigen Lichts auf deinem dunkel verhüllten Altar.

Des Todes kühler Hauch hat einen Schattenvorhang in meiner Seele
Fenster geweht,
das Gebet sinnender Einsamkeit preßt' mir die Hand voll Erbarmen:
denn meiner Erinnerungen schwarze und faltige Schleier
sind weich ein Bett, darin sich auf ewig die Form deines toten Körpers geprägt.

(Nachdichtung von Otto Pick)

Friedensrüstung

Von neuem liegen Nachrichten aus Paris vor, darunter auch die Beschlüsse der zweiten Pariser Wirtschaftskonferenz. Auch diese zeitigte außer abermals unmöglichen, problematischen handelspolitischen Ueberschriften nur wenige feste Beschlüsse. Das Thema Handelskrieg wurde diesmal behandelt nach 3 zeitlichen Phasen:

1. Verstärkung der wirtschaftlichen Feindseligkeiten noch während des Krieges mit den Waffen.

2. Der Wirtschaftskrieg und die Gefahren für die Entente vom Waffenstillstand bis zum Friedensschluß.

3. Der Wirtschaftskrieg im Frieden direkt durch Handelsverbot oder indirekt durch dreifach gestaffelten Zolltarif in Freundschaftstarif, Begünstigungstarif und Abwehrtarif. Ferner durch Ausfuhrzölle für Rohstoffe.

Die einfachste Maßregel zum ersten Punkte ist ein verschärfter Angriff auf das Privateigentum der Mittelmächte in den eigenen Ländern. Daher wurde beschlossen: Sämtliche von Angehöri-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gen der Vierverbandsmächte mit solchen der Mittelmächte abgeschlossenen Verträge einheitlich als aufgehoben zu erklären, sowie bisher noch selbstständig verwaltete Handelsunternehmungen feindlicher Staatsangehöriger zu sequestrieren oder auch völlig aufzulösen und die Vorräte zu verkaufen. Nach dieser gerade nicht heroischen Tat gegen wehrlose Sachen wuchs der Versammlung erst der Mut und nun ging es gegen die fast ebenfalls wehrlosen Neutralen. In Paris und London weiß man, daß die verantwortlichen Staatsmänner dieser Kleinstaaten — soweit sie nicht bestochen, was leider oder Gott sei Dank nur bei wenigen gelang — lieber alles erdulden, als daß sie gegen die eine oder andere Seite das Volk zum Kampf riefen. Angesichts der Tatsache, daß kein Staat bis heute einen wirklichen Gewinn für den Frieden, sondern nur ein Minus buchen kann, das teils so groß ist, daß man das Schlimmste fürchtet, so man dem Volke ungehinderten Einblick in das Schuldbuch geben würde, halten jene selbst mit Füßen getretene Neutralität für besser als den Krieg. Wer kann's ihnen verargen bei ihren Finanzen, bei ihrer wirtschaftlichen Lage, bei dem Mangel an Kriegsmaterial? So drückt die Schweiz von einer Seite der S. S. S. Trust und vor einigen Tagen drückten wir mit einer befristeten Note dagegen. Dazu vermochte man zu melden, daß der Grenzschutz 375 Millionen und die gesamten Aufwendungen bereits eine Milliarde erreichen.

Vom Waffenstillstand bis zum Friedensschluß. Die Anzeichen für den Vorfrieden mehren sich auch und besonders in Paris. Die Hochkonjunktur in Heeresaufträgen ist in Paris vorbei, besonders für jene Aufträge, um die sich auch Bardamen, Maitressen von Abgeordneten, Besitzerinnen eines Temple of Beauty und selbst Großfürstinnen bewarben, nämlich die auf Unterwäsche und Bekleidungsgegenstände. Man bestürmt in den Salons die Wissenden, die kleinen und doch großen Intendanturmenschen, wie vielleicht anderwärts die der Z. E. G., mit Fragen. Wann? Warum noch nicht? Warum nicht und ob überhaupt nicht? — man Winterausrüstung für die Armee bestelle. Die Herren von den Beschaffungsstellen bedauern dies selbst aus manchen Gründen; es ist eben kein Befehl dazu da. Dieses „Nichtbestellen" und dieses „Intensive Befassen" mit dem Vorfrieden auf der Konferenz ist auch ein Beweis, daß auch die Entente wie Noah aus dem Kasten will. Es wird auch immer schwüler drinnen. Milliarden Schulden häufen sich zu Milliarden Papier der Notenpresse. Caillaux soll zu einem Freunde gesagt haben: Die Zeit, wo jedes Volk sagen wird „Non possumus", ist nicht mehr zu fern. Dann müssen die Regierungen vor das Volk hintreten mit einem Rechenschaftsberichte, auf welchem geschrieben steht: 100 Milliarden Francs, Rubel, Schilling oder Mark und Kronen schuldet ihr. Und das Volk wird fragen: Wem? Dann: Was habt ihr mit dem Gelde gemacht und was mit ihm und unserem Blute erreicht? Dies sind die Gefahren. Zwischen dem Waffenstillstande und dem Friedensschluß fürchte ich nicht, wie gestern auf der Konferenz gesagt wurde, das sofortige Wiedereinsetzen der deutschen Konkurrenz. Die ganze Konferenz ist nichts anderes als das Eingeständnis der Schwäche unserer Produktions-Wirtschaft. Man ruft nur nach Zollschranken und finanzieller Unterstützung von seiten des Staates, direkt durch Subvention, indirekt durch Steuernachlässe wie steuerfreien Alkohol 2c.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von dieser kraftlosen, ja sich selbst verheerenden Wirtschaftspolitik ist der dritte Konferenzpunkt diktiert, der sich auf das Friedensverhältnis bezieht. Da will man Listen ausarbeiten über die Fabrikate, welche die Alliierten in den letzten 6 Friedensjahren von den Zentralmächten bezogen haben, und diese Listen sollen untereinander ausgetauscht werden, um die Industrie anzuweisen, den Bedarf im Ring selbst zu decken. Auch für die Rohprodukte sollen Produktionslisten für Heimatland und Kolonien aufgestellt werden, um so auch dem Rohstoffbedarf unter sich zu genügen. Den Gesandtschaften soll eine Abteilung für wirtschaftlichen Verkehr angegliedert werden, in der für jede Industrie ein technischer Rat zu ernennen ist. Dieser hat die Aufgabe, über die Produkte seines Landes den Anderen jeden Aufschluß zu geben und Anfragen an die richtige Stelle zu leiten, also, kurz gesagt, Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Auch die Regelung des Patentwesens soll diesen Abteilungen anvertraut werden. Dazu liegen Vorschläge auf der Konferenz auf, welche für alle Alliierten ein gleichlautendes Patentgesetz fordern, Zentralauslagestellen für alle Patente dieser Länder, ferner solche für verkäufliche Patente oder für Licenzen. Eingehender wurde auch behandelt die ganz kurzsichtige Idee der Ausnahmebestimmungen für den Schiffsverkehr der Mittelmächte.

Zu all dem, was nur Spuren von all dem, was auf positive Arbeit und Produktivität schließen läßt, enthält, hat die Presse allerwärts schon geantwortet. In Frankreich ist man entzückt — der Vater findet immer sein Kind am schönsten —, in England müssen die um die Schutzzöllner, welche auch zugleich die Pariser Mitarbeiter sind, doch etwas erfreut tun, während die Freihändler, sowohl aus Prinzip als auch aus Ueberzeugung, sehr trocken bleiben. Die Neutralen denken mit Schaudern, daß dieser drangsalierende Zustand in Permanenz erklärt werden soll, und nennen das Ganze eine wirtschaftliche Wahnsinnstat, die einem Selbstmord der hysterisch gewordenen alten Mama Europa gleichkomme. Das Papier der Zentralmächte wird nach dem „Eclair" mit möglichst vielem „Unsinn, Wahnsinn, Unmöglich" bedruckt und dabei auf der gleichen Seite für ähnlichen Unsinn ꝛc. — lies oben — zwischen den Zentralmächten selbst eine lebhafte Propaganda entfaltet. Unter der amerikanischen Presse findet sich eine Stimme, welche man als die der Vernunft ansprechen möchte, welche sagt, nur der Friede kann ausführbare feste Ziele bringen; wer aber bringt den Frieden, die Waffen, die Diplomaten oder das Volk? Militär und Regierung haben Verdun unter sich bereits auf die Verlustliste gesetzt, doch soll das, wie sie behaupten, ihren bisherigen Standpunkt nicht ändern — wenn Feind und Volk damit einverstanden sind.

Dr. Löffl

Die italienische Frage

Bei Jos. C. Huber (München) hat J. P. Buß soeben eine Broschüre herausgegeben, deren etwas langatmiger Titel lautet: „Die italienische Frage und die Zentralmächte im letzten Jahrhundert bis zur Gegenwart". Diese Schrift erscheint mir als das beste, was über die italienische Frage geschrieben wurde, weil sie die einzige ist, die den Anschluß Italiens an die Entente nur als das Endergebnis einer traditionellen historischen Tendenz betrachtet und nicht als den Weg der Befriedigung der Ambitionen einiger Wirrköpfe an führender Stelle. —

Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die „Einheit Italiens" war der Köder, der seine phantastische Wirkung alle Zeit auf die Gemüter des italienischen Volkes ausübte. So schon vor einem Jahrhundert, vor den Tagen des Wiener Kongresses der Mächte, so auch weiterhin im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, das den Italienern den Nationalstaat gebracht hat. Das Programm der großen italienischen Nationalisten war das l'Italia farà da sè, das sich aber im Verlaufe der Einheits-Bestrebungen als utopistisch erwies. „Die gewiß keinen zentralistischen Gesamtstaat bildenden Stämme Oesterreichs waren der Wehrkraft Italiens voll und ganz gewachsen". Der Vorkämpfer der italienischen Einheit ist das diplomatische Genie Cavour. „Sein großes Ziel war es, durch glänzende diplomatische Schachzüge Oesterreich vor den anderen Großmächten in das Unrecht zu setzen". Die Einheit Italiens ward erlangt durch Napoleons Waffenhilfe und durch Preußens Neutralität; Cavour aber benutzte die Hilfe Frankreichs nur mit Widerstreben, weil er mußte — ohne je den Stolz des Italieners zu verleugnen. Schon Treitschke urteilt: „Cavour regierte; die ihm folgten, dienten — sie dienten einer schwankenden öffentlichen Meinung, welche die verbrauchten Werkzeuge bald hohnlachend fallen ließ." Und in der Tat: unter denen, die sich seine Schüler nannten, galt der Bund mit Frankreich als ein Glaubenssatz, der so stark wurzelte, daß die italienische Politik nach Crispi auch die weltpolitische Bedeutsamkeit des Dreibundes für Italien nie erkennen konnte. Die „Extratouren" des italienischen Bundesgenossen sind drum nichts anderes als notwendige Teil-Ergebnisse jener pervertierten Tendenz italienischer Politik. Sie hat den klar vorgezeichneten Weg niemals zu beschreiten versucht, auch nicht durch den Beitritt zum Dreibund, den nur größte äußere Not zu Stand brachte, den Weg, den Treitschke wies: „Durch uralte Schicksalsgemeinschaft mit uns Deutschen, durch die Bande des Blutes mit den Franzosen verbunden, sind die Italiener wie keine andere Nation befähigt, eine Macht der Versöhnung zu bilden zwischen den beiden verfeindeten Nachbarvölkern. Das ist die Staatskunst, die dem Volke Cavours geziemt."

Dies sind die Grundgedanken des Buß'schen Buches. Es gibt mehr, als sein Titel verspricht („bis zur Gegenwart"): es zeigt künftige Wege. So bildet es einen ernsthaften Beitrag für eine Lösung des italienischen Problems. Hier sind Ideen, die von Unwichtigkeit nur für den theoretischen Politiker der Bierbank sein können, nicht aber für den praktischen Politiker und Diplomaten.

Paul Nicolaus

Rohrbachs „Weltpolitisches Wanderbuch".*)

In den Kapiteln dieses (übrigens zum größten Teil vor dem Krieg entstandenen) Tagebuches ist immer wieder der gleiche Vorgang zu beobachten: ein Anheben mit der geographisch-wirtschaftlichen Schilderung einer durchwanderten Landschaft, eine rasche Entwickelung zur Aufrollung ihrer historischen Schicksalsfrage, die allmähliche Wandlung dieses chronisch-historischen zum akut-politischen Problem, endlich das Hervorlösen einer, wenn auch nur angedeuteten, Nutzanwendung oder — sofern man vor dem üblen Klang des Wortes nicht zurückscheut — einer Tendenz.

So wird beispielsweise aus der Wanderung längs des römischen Limes der

*) Erschienen 1916 bei Karl Robert Langewiesche, Leipzig-Königstein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Versuch einer Analyse der ganzen germanisch-romanischen Kulturverschmelzung, aus dieser wiederum das innerdeutsche Zentralproblem: die Neugestaltung der Erziehung, um endlich als Lösung, als Lehr- und Erziehungsziel harmonischeren Einklang zwischen deutscher Gegenwart und deutscher Schule zu fordern.

So wird aus der Reise durch Mesopotamien nicht nur die Frage, ob eine wirtschaftliche Zurückgewinnung dieser vertrocknenden, einst so volkreichen Ebenen möglich sein wird. Vielmehr ergeben sich (im Zusammenhang mit vorhergehenden und folgenden Kapiteln) zwei große Fragen-Komplexe: einmal, ob es gelingen kann, der mörderischen mechanischen Wucht des nach den Meerengen drängenden russischen Kolosses zu begegnen, indem man ihn bis zur Unschädlichkeit auseinanderbricht, wonach sich weiterhin das Schicksal der Polen und Balten, der Schweden und Ukrainer gestalten wird; zweitens: ob Englands Lebensader am Suezkanal gefaßt werden kann, womit zugleich sich in sonderbarer und doch strenger Verknüpfung die Frage nach Belgiens Zukunft entscheidet.

Ein wenig lockerer wird die Fragestellung erst, wenn von dem äußeren Ring der entfernteren, für Deutschland nicht unmittelbar lebenswichtigen Ländern und Kontinenten die Rede ist, von China, Afrika, Amerika. Sie gehören (nach Rohrbach) darum auch weniger im machtpolitischen, als in einer Art nationalmoralischen Sinne, in dem des Technikers, des Hanseaten, des Arztes, des Forschers der deutschen Zukunft an.

Alle letzte Entscheidung überhaupt — und das ist so tief sympathisch und wohl auch deutsch in diesem Buche — wird geistigem Geschehen, ethischen Entschlüssen zumeist, überlassen.

Niemand weiß ja, wie bald die Stunde da sein kann, in der es für Deutschland gilt, die ausgleichende Synthese zu finden aus nie zu befriedigendem Besitz- und Sicherungstrieb und vertrauensselig weltbürgerlichem Entgegenkommen. Eine solche Synthese — denn es wird sehr wahrscheinlich mehr als nur eine geben können — stellt dies Buch mit der Sicherheit reichen Wissens, vor allem aber mit nicht zu beirrender ethischer Klarheit auf; und wie namenlos schwer gerade sie in diesen von vielstimmigen trüben Gebelfer wirren Zeiten festzuhalten und wie kostbar sie darum ist, wer hätte das heute noch nicht empfunden? Darum dürfte uns oder wenigstens allen denen, deren Hirn über das tägliche Brot der Depeschen-Agenturen hinauszugrübeln pflegt, Rohrbachs Wanderbuch sehr wertvoll werden. Und einer oder der andere unter uns wird sicherlich einst seiner dankbar gedenken müssen, als — um einen seiner eigenen Ausdrücke zu gebrauchen — „stärksten Rüstzeugs für den, der danach ringt, wie er seinem Volke diene". Dr. Weer

„Zeitbücher"

Die hübsche Fünfzig Pfennig-Serie des Konstanzer Verlages Reuß & Itta scheint sich langsam durchzusetzen, denn in den letzten Monaten sind wieder eine große Anzahl neuer Bändchen erschienen. Diese zeichnen sich von den früheren vor allem durch die individuelle Behandlung des Titelumschlages aus. Ein Büchlein füllte Kurt Münzer mit Kindergeschichten. Auch diese Erzählungen seines „Seelchen" betonen wieder mit besonderer Vorliebe die grausigen Möglichkeiten der menschlichen Psyche. Diese tragischen Konflikte und Katastrophen ergeben sich bei Münzers Kindergeschich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten vor allem aus der Zeit des Entwicklungszwiespaltes, in der werdendes Menschentum (Leidenschaft) in die naive Welt kindlicher Anschauung bricht und Unheil stiftet. Mögen diese Tragödien im einzelnen vielfach lebensmöglich sein — in der Gesamtheit ihrer zum Buche geformten Bündelung erscheinen sie gekünstelt und unwahrscheinlich. Denn was krankhafte Ausnahme ist, wirkt hier als Symptome. Und — unsere Kinder sind zum Glücke gesund genug, um die Seelenkrisen ihrer März-Gefühle auf natürliche Art zu lösen und niederzuzwingen. Ueber diesen Einwand hinaus ist den Skizzen viel nachzurühmen: Sie sind glänzend dargestellt und zeugen von großer dichterischer Kraft und Kunst. — Freundliche Schwabenkunst gibt Wilhelm Schussens Bändchen „Der geadelte Steinschleifer". Beschauliche Naturbetrachtung von seltsamer, eigenbrödlerhafter Art und ein feiner sicherer Humor, der nur aus Menschenfreundschaft spottet, geben hier Reize von heimatlich-warmer Trautheit. Eine Kunst, die der Romantik innig verwandt ist, wirkt bei Schussen, wie in den Büchern anderer Schwaben (eines Ludwig Finkh mit ihrer an Eichendorff froh-wehmütig gemahnenden Lyrik, eines Hermann Hesse, eines Ehrler . . .), zur Freude stillerer Menschen. — In die Märchenlande der Romantik selbst führen die beiden Bändchen der Zeitbücher, in denen der feinspürende Walther Jerven das unbekannte Märchen „Fanferlieschen, Schönefüßchen", süße, tiefrührende Musik Clemens Brentano'scher Prosa, zum Neudruck brachte. Dieses Märchen ist, wie die anderen unvergänglichen Märchendichtungen dieses feinen Romantikers, eine Mischung sentimental-lyrischer, wunderlicher, humoristischer und satirischer Motive. Die Ausgabe Jervens gibt das Werk ungekürzt, und all die vielen Zeitanspielungen, die nicht jedem Leser deutlich werden dürften, blieben zur Freude des Literaturkenners bewahrt. Das Märchen ist in technischer Beziehung noch nicht von der Handlungsklarheit, wie sie die liniensicher geschriebene Erzählung von „Hinkel, Gockel und Gackeleia" besitzt. Die ersten Kapitel zumal sind mit ihren Einschiebseln und ihrer Freude, den Fluß der Handlung durch Episoden zu kurzem Wege in fremde Bahnen zu lenken, ein Stil, der vielfach an Jean Pauls Darstellungsart erinnert. Das Märchen, das eine feine genußreiche Lektüre bietet, ist von Kasia v. Szadurska äußerst reizvoll illustriert worden.

Dem modernen Humor sind einige andere Bändchen der „Zeitbücher" gewidmet. Der Simplicissimus-Mitarbeiter Peter Scher veröffentlichte in seinem „Friedenssanatorium" einige seiner grotesk-burlesken Humoresken und gut pointierten Satiren. Scharfer Spott geißelt hier Zeit- und Kriegserscheinungen. Daneben stehen frisch gesehene und mit gutem Geschick in Strichtechnik gezeichnete Bildchen und Situationchen. Das Büchlein gibt gute geistreiche Unterhaltung. — Daß andere Leute dies auch von dem Bändchen „Der trockne Fisch" von Richard Rieß feststellen, hofft der Verfasser dieser Zeilen. Er sammelte in diesem Buche einige seiner in Zeitschriften erschienenen Grotesken und Humoresken.

Richard Riess (München)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Barbar"

Von Berthold Haendcke

Semper aliquid haeret.

Man gefällt sich bei uns in einer von einem gewissen grimmigen Humor eingegebenen Zitierung der uns von unsern Feinden zugeworfenen Beschimpfung: Barbar. Man gebraucht diesen Ausdruck im Bewußtsein der Torheit, Deutsche derartig zu schelten, und in dem wohlberechtigten Stolze, unsern Gegnern oftmals beweisen zu können, daß, wenn sie uns den Namen eines Barbaren geben, sie sich selbst die Taten vorbehalten haben. Man sollte aber trotzdem dies beleidigende Scheltwort nicht aufnehmen, nicht vergessen, daß von unsern Feinden und von den „neutralen", goldfrohen Nordamerikanern ständig wiederholt wird: sie seien uns gegenüber die Hüter der Menschlichkeit. Es bleibt immer etwas von den Anwürfen eines Gegners haften, sobald auch nur ein äußerlich gelungener Indizienbeweis geboten werden kann, wenn gegebenen Falles aus einzelnen Gewalttaten, die bei 8—10 Millionen Menschen in schrecklichsten, nervenzerstörenden Lebenslagen fast selbstverständlich sind, allgemeine Schlüsse mit „blendender Wahrheitskraft" gezogen werden können. Dabei fällt stark ins Gewicht, daß die gesamte mit dem gedruckten oder geschriebenen Wort erreichbare Menschheit in den Bannkreis der Lügen unserer Verleumder in aller Ruhe gelockt werden konnte, ohne daß uns die Möglichkeit einer Gegenwirkung geboten war, oder wenn, derartig spät, daß das „principiis obsta" nicht mehr durchführbar war. Wenn wir aber selbst das Wort Barbar auch noch widerhallen lassen, so wird es schließlich von jedermann in Verbindung mit deutsch automatisch nachgesprochen, und bleibt letzthin an uns haften, wie etwa bis vor dem Kriege „russischer Barbar" oder „deutscher Michel", der auch lange tot

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, wie er seiner Zeit, ca. 1830, gedacht wurde. Ueberdies ist bei alledem sehr zu beachten, daß bei der Bewertung der Deutschen als Barbaren die andern Völker für in uns recht unangenehmer Weise nur eine alte liebe Gewohnheit wieder aufnehmen. Bekanntlich ist der Ausdruck Barbar zuletzt von den Römern gebraucht, und mit Recht, an den germanischen Stämmen seit ihren Einfällen in Italien und in die Balkanländer hängen geblieben. Die Italiener des Mittelalters wandten ihn gerne auch auf die deutschen Ritter an, die ja nicht immer gerade „sehr gebildet" in ihren Landen auftraten, und noch in der Renaissance wurde die gotische Baukunst „barbarisch" gescholten, aber nicht im Hinblick auf die Franzosen, sondern auf die Deutschen! Die Franzosen schauten ihrerseits, berechtigterweise, von ihrer schon frühe hochstehenden Kultur auf unsere Vorfahren herab, die bei allgemeinen kulturellen Aufgaben und Fragen fast ständig mehr oder weniger die französischen Lösungen übernahmen und nach Bedarf abwandelten. Ohne die Selbständigkeit der Entwicklung in Deutschland irgendwie beanstanden zu wollen, müssen wir doch durch fast alle Jahrhunderte eine Anlehnung oder sehr enge Berührung mit Frankreich feststellen. Es ist natürlich, daß der Anreger und Geber sich für den bedeutenderen hält. Diese Suggestion ist eine so starke, daß sogar heute der Franzose trotz seines Hanges zu körperlicher Unsauberkeit und seines Mangels an Bequemlichkeiten im alltäglichen Leben sogar in derartigen Dingen den ihm weit überlegenen Deutschen noch immer als den minderwertigen betrachtet, weil er ihm in der Hochgotik oder in der Rokokozeit im Zuschnitt des Lebens als Vorbild gedient hatte. Ja, diese Einbildung herrscht so maßgebend, daß alle Welt von der französischen Eleganz und Feinheit überzeugt ist, weil die Franzosen es behaupten. Andererseits wird glaubwürdig berichtet, daß Paris, von den Fremden entblößt, heute den Eindruck einer „echt französischen Stadt" mache, d. h. langweilig, unsauber und „schlecht gekleidet" aussehe, und man sich frage, ob nicht gerade die Internationalität den Eindruck der höchsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weltmännischen Eleganz hervorgerufen habe! Trotzdem wird auch zukünftig jeder sich vor der „französischen Grazie", wie vor der „französischen Höflichkeit und Ritterlichkeit" beugen, selbst wenn sie niemand zu beweisen imstande ist; denn „semper aliquid haeret." — Bekanntlich kann jemand auf eine gute Leistung mehr als eine schlechte riskieren, so stark strahlt die Suggestion aus. Und eine derartige Leistung haben in der Tat die Franzosen, Italiener und Engländer bereits der Welt geboten. Die ersteren, wenn nicht anders, so im Mittelalter, die Italiener in der Renaissance und die Engländer durch ihre jahrhundertalte Welthandelsmacht. Und niemand hat die Größe dieser Kulturergebnisse rückhaltloser durch Annahme und Nachfolge bewiesen, als gerade wir Deutsche! Eine derartige die Welt dauernd bezwingende „Leistung" haben wir noch nicht aufzuweisen, denn selbst die Reformation hat sogar nur einen Teil der eigenen Landsleute erobern können, geschweige denn die Welt. Und unsere geistigen Gaben sind schließlich doch den anderen Völkern in Austausch gegeben. Bis 1914 waren wir im wesentlichen für die „dort draußen" der gutmütige, etwas leichtgläubige dumme deutsche Michel geblieben. Die gewaltigen wirtschaftlichen Erfolge erfüllen zwar die Völker mit einer gewissen neidvollen Achtung, aber deshalb schaute man Michel doch über die Achsel an. Wir waren eben nirgendwo wirklich durchgedrungen. Unsere äußere wie innere Geschichte hatte uns gar zu oft auf halbem Wege zum Erfolge wieder an den Anfang zurückgeworfen. Außerdem ermangelten und ermangeln wir eines wichtigen Mittels um „Herren" zu werden, der äußeren Form. Damit schieden bezw. scheiden wir aus dem Kreise der alten formgewandten Völker wie der Franzosen, der Italiener und der Engländer. Sie haben „Alltagskultur". Der Deutsche ist der ehrliche, derbe „Bauer". Und wenn man viel im Auslande gereist ist, so kann man es diesen formsicheren Völkern nicht übel nehmen, wenn sie vor den Deutschen, den die Masse jener eben nur als „Fremde" kennen lernt, keinen so hohen Respekt haben. Sein bestes Gut, seine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sprache gibt der Deutsche ohne Wimperzucken preis. Es ist doch nicht zu selten, daß ein Deutscher, der auch nur ein halbes Jahr etwa in England gewesen ist, affektiert englisch-deutsch spricht. Ueberall bemüht sich der Deutsche so gut wie stets den fremden Reisenden in dessen Muttersprache zu begrüßen, und verlangt nur selten im fremden Lande Respekt vor seiner Sprache. Wer sich aber zu grün macht, den fressen die Ziegen. Und der „Lodendeutsche" hat einen verhängnisvoll verbreiteten Ruf sich erworben! Wer kann dergestalt verlangen, von der „Welt" als „Herr" betrachtet zu werden? Kann man sich wundern, daß es nirgendwo ein Volk gibt, das von unserer Alltagskultur in ähnlicher Weise abhängig wäre, wie wir von den Engländern, oder etwa die Brasilianer oder die Türken von den Franzosen? — Nicht einmal in Petersburg haben wir trotz der Vermittelung des kurländischen Adels einen Einfluß auf Sitte und Gewohnheit gewinnen können. Nirgendwo haben wir in der Welt, außerhalb unserer Grenzpfähle anders als in unsern eigenen Kolonien, und selbst dort nicht einwandfrei, deutsches Wesen und deutsche Art zur Geltung bringen vermocht, — weil unserm „Charakter" die feine F o r m fehlt. Wie sollte das auch möglich sein, da wir in Deutschland selbst des sicheren, aus einem a l l e n gemeinsamen „Gesetz" heraus herrschenden Formgefühles ermangeln, das bei den andern drei großen Kulturvölkern, am stärksten in England, die Massen im ruhigen Alltag tatsächlich beherrscht. In England sehen wir den krassen Gegensatz zu Deutschland. Die das öffentliche wie private Leben gleichermaßen sicher bezwingende Form hat hier das Gegenspiel des Michel geschaffen, den Gentleman. Und obwohl alle Welt weiß, daß dieser Gentleman ein sehr äußerliches Ding ist, will alle Welt trotzdem ein Gentleman sein. Nun, das darf unser Ideal nicht werden, aber der törichte, kleinliche Rang- und Klassendünkel, der bei uns vom Nachtwächter bis zu den Neunzackigen und Dreiblättrigen herrscht, muß endlich und unbedingt verschwinden vor der sicheren, jedermann beherrschenden Vorstellung: d a ß v o r d e r g e i s t i g e n M a c h t

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jede andere „Stellung“ zurückzutreten hat! Dann wird aus dem charaktervollen geistigen Selbstgefühl aller „Stände“ ein allen gemeinsames Gleichheitsbewußtsein, und damit eine allen gleichermaßen eigene sichere Haltung und zwar einem jeden gegenüber entstehen, d. h. eine besondere, das ganze geistig hochstehende Volk erfassende „deutsche Form“. — Die einzig dastehende organisatorische Kraft unseres Volkes in diesem Kriege, d. h. das disziplinierte Staatsgefühl, wird das Uebrige tun, um mit dem alten deutschen Michel auch den modernen Barbaren verschwinden zu machen. Man wird diese Leistung des Barbaren nachzuahmen versuchen, und dabei wird jedes Volk, ob es will oder nicht will, die Erfahrung machen müssen, daß bei dieser hingebungsvollen Arbeit viel zu hohe Tugenden Gevatter zu stehen haben, um von Barbarei irgendwie reden zu dürfen. Allerdings werden wenige Völker die Kraft besitzen, ohne den Zwang des Krieges eine derartig zielbewußte, den öffentlichen und den eigenen persönlichen Aufgaben gewidmete Arbeitsleistung aufzubringen, und dann wird es heißen: Ja, die Deutschen sind eben tyrannisierte Kulis. Ein derartiges Gerede wird aber nur solange laut werden, als wir der Welt gegenüber nicht auch aus unserer geistigen Struktur, aus unserem „Wesen“ eine zur Nacheiferung anfeuernde Form uns selbst gewonnen haben. Bismarcks Wort „Suaviter in modo, fortiter in re“ muß uns Deutschen dem ersten Teil nach ganz anders in Fleisch und Blut übergehen, als es bis jetzt der Fall ist. Hauptsächlich hinderte uns bislang daran die Erbschaft aus dem Polizeiregiment der freien Städte des Mittelalters mit dem hochmögenden Herrn Bürgermeister und aus dem Regiment des hochfürstlichen Serenissimus des 18. Jahrhunderts. Diese Bedientennatur, von der Bismarck ebenfalls ein kernhaft wahres Wort zu sagen wußte, sie muß vor all den Titulaturen, Ratsrängen und Prädikaten ausgerottet werden — eher wird der Deutsche nicht ein Herr vor der Welt sein. Erst dann wird die Welt am deutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wesen ganz genesen. Der „aufrechte Mann", der zwar gefällig in der Form bleibt, aber in aller Lebensstellung fest in sich verharrt, muß erst ganz herausgebildet sein: dann werden die hohen geistigen und bürgerlichen Werte, die starken Gefühlskräfte, welche unser Volk besitzt, allen Völkern als nachahmens- und begehrenswert erscheinen, dann wird niemand mehr im Hinblick auf uns von einem Barbaren reden! Aber wir wollen und dürfen auch nicht helfen, dies Wort in Verbindung mit deutsch wie selbstverständlich sich auslösen machen. Es liegt schon eine gewisse Schwäche, ja ein Mangel an Selbstachtung darin, daß wir uns überhaupt dieses Ausdruckes, in welcher Absicht immer, so leichthin in einer Ideenassoziation mit unserm Volke bedienen. Das muß unbedingt aufhören, denn: semper aliquid haeret. —

Quousque?

Von Heinrich Hutter

Zu den historischen Kriegsdenkwürdigkeiten hinter der Front gehört die Fronde gegen die in der Defensive kämpfende „Norddeutsche Allgemeine Zeitung." Da die Angreifer Landsleute sind, zieht die „N. A. Z." samtene Fechthandschuhe an. „Kreuzzeitung" und „Deutsche Tageszeitung" führen die Vorstöße. „Vertrauen" lasse sich nicht erzwingen. Die großen „Kriegsziele" seien fehlerhafterweise „nicht gezeigt worden." Die Reichsregierung werde von der Partei der „Flaumacher" unterstützt.

Das sind die gedämpften Wiederklänge dampfender Stimmungen. Wer im politischen Leben steht, weiß später mehr zu erzählen. Heute wollen wir ein paar unpolemische, aber leider zeitgemäße Erwägungen anstellen.

Was ist der Ausgangspunkt der Vorwürfe, welche die „Kreuzzeitung" und die „Deutsche Tageszeitung" den Herzen ihrer Leser und Freunde eingepflanzt hat: Die Reichsregierung und ihr Leiter hätte im Jahr 1914 und 1915 territoriale Forderungen aufstellen sollen.

Das konnte man, wenn man ein strategischer Optimist war, längere Zeit hindurch flott verlangen. Wenn aber der Kanzler sich auf solche Forderungen festgelegt hätte, wäre heute die deutsche Politik in schädlichster Weise einge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

engt und der Freiheit beraubt, die in einem Kriege ihr besonderes Bedürfnis ist, weil sie von den Ergebnissen des Kriegs mitbestimmt wird.

Also, wenn der Kanzler das getan hätte, was er weislich unterlassen hat, wäre der Vorwurf unstaatsmännischer Voreiligkeit berechtigt.

Man muß doch eines durchdenken: „Eroberungsziele" muß der Angreifer haben, der Eingekreiste hat das Recht und die Pflicht der Notwehr. Die Forderung der beiden konservativen Blätter, Kriegsziele zu „zeigen", stellt das Verlangen, mit den Gesinnungen des Angreifers zu operieren und heißt der Entente die Beweislast abnehmen für ihre unwahre Behauptung: Deutschland sei Angreifer. Man konnte in der heutigen Lage Deutschland keinen schlimmeren Bärendienst tun, als ein Regierungsprogramm der Fortsetzung des Kriegs über den Vaterlandsschutz hinaus aufzudrängen.

Statt solchen Streites würde es sich empfehlen, wenn die konservativen Blätter öffentlich oder vertraulich mitteilen wollten, welche geographischen Forderungen sie für erreichbar halten und wie lange sie befürworten, den Krieg für diese Forderungen auch über eine sich vorher etwa einstellende Friedensmöglichkeit fortzuführen.

So wie der Vorwurf eines Mangels bestimmt bezeichneter Territorialforderungen heute erhoben wird, ist er eine mechanische und durch die Ereignisse überholte Wiederholung des ausschweifenden Programms einer Partei, die, weil sie nicht politisch solid abwägt, keinen Vertreter im Reichstag hat. Was sie anno 1914 unter der Hand propagierte, mit der Versicherung, daß es in einem halben Jahr zu erreichen sei, kann im dritten Kriegsjahr nur von politischen Dilettanten als Regierungsprogramm empfohlen werden — oder von Politikern, die den Unmut der durch den Lauf der Dinge Enttäuschten politisch fruktifizieren wollen.

Das aber können am allerwenigsten konservative Politiker. Denn wenn man das Erreichbare im Voraus als ungenügend diskreditiert, so verlängert man nicht bloß den Krieg und schädigt nicht bloß den Minister. Die antizipierte Diskreditierung der Kriegsergebnisse berührt den kriegsführenden Staat und den Kriegsherrn. Die konservativen Blätter lehnen den konstitutionellen Gedanken ab; sie lehren, daß die Politik von dem Träger der Krone gemacht und von dem Minister nur als dessen ausführendes Hilfsorgan unterstützt wird. Der Friede wird von dem Träger der Krone geschlossen, der in Deutschland über Krieg und Frieden zu entscheiden hat. Glaubt man, daß, wenn die Organe des Adels und der Grundbesitzer den Friedensvertrag abschätzig beurteilen, die Stimmung der Bauernschaft und Arbeiterschaft in ihrer Bitterkeit sich nur gegen den Minister richten wird?

Das „Vertrauen" des Volkes zu dem Kanzler wird von den konservativen Organen bezweifelt. Aber die Lehre der konservativen Richtung ist sonst, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es auf das Vertrauen der Krone und nicht des Volks ankomme. Es gibt ein Mittel, das Vertrauen des Volkes festzustellen: durch das Vertrauensvotum der Volksvertretung. Die konservativen Parteien haben dieses probate Mittel ausgeschaltet. Wenn heute der Reichskanzler ein Vertrauensvotum des Reichstags verlangen würde, so wären die „Kreuzzeitung" und die „Deutsche Tageszeitung" die ersten, welche aus der Benutzung dieses Mittels die Anklage unmonarchischer Richtung ableiten würden. Da sich der leitende Minister sich dieses Mittels nicht bedient, so benützen jene Organe diesen Mangel — um Vertrauensmangel zu behaupten. Man sah selten ein widerspruchsvolleres politisches Spiel.

Aussprechen muß man heute offen, daß der Verzicht auf die legitime Form der parlamentarischen Vertrauens-Kundgebung die Schuld an einer politischen Unklarheit ist. Diesen Zweifel aber aufzuwerfen mitten im Weltkrieg, das ist ein politischer Akt, der sich erst nach dem Krieg charakterisieren läßt.

Diejenigen, die das tun, beschweren sich über angebliche „Flaumacherei" anderer. Niemand ist ein erfolgreicherer „Flaumacher" als derjenige, welcher der politischen Zentralgewalt das Vertrauen abspricht und damit Mißtrauen sät, in einem Augenblick, in dem jede Schwächung derselben ein Vorteil und ein Hoffnungsstrahl der Feinde ist.

Quousque?

Die Konservativen haben allen Grund, Einkehr zu halten. Denn sie haben die Politik der letzten Jahrzehnte mitgemacht und vielfach gemacht. Wenn wir Demokraten, die wir gegenüber den Scharfmachern die Politik der Völkerannäherung und die Vermeidung einer Atmosphäre kriegerischer Gereiztheit empfohlen haben, aber von der „Rechten" aller Länder nicht unterstützt wurden, heute die Politik der Reichsregierung angreifen würden, so wäre das, in dem Augenblick, der keine Belastung durch innere Kämpfe ertragen kann, unpatriotisch aber politisch ehrlich. Die Konservativen aber sind unkonsequent, wenn sie die Politik attackieren, die sie selbst sekundiert haben und sie verkennen höchste Staatsinteressen, wenn sie einen Kampf in der Heimat um sich greifen lassen, der, gegen den leitenden Minister gerichtet, alle diejenigen herausfordert, welche *Einheitlichkeit der Staatsleitung* für *ein Bedürfnis* erklären, dem sich nachträgliche und vorweggenommene Kritik beugen muß.

Uebrigens wird die spähende Entente jene heimatlichen Angriffe gegen den Kanzler nur als konservativen Unmut über die Kriegsdauer und als einen unzulänglichen Versuch ansehen, einen Sündenbock in die Wüste zu schicken.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Krieg und die Karikatur

Von Theodor Heuß

Die Karikatur wurzelt in ihrer Gegenwart. Ein Kind des Tages spricht zum flüchtigen Tag; heute, da sie gemeinhin „periodisch" auftritt, stärker noch denn früher, da sie als gelegentliches Einzelflugblatt ihren Weg suchte. Sie muß Stimmungen, die vorhanden sind, in Linien formulieren; sie kann, durch kecke Einfälle, Stimmungen lenken. Da ihr Wesen Wirkung ist und da sie zu einer anonymen Masse spricht, bedarf sie der gültigen Schlagkraft. Es ist immer peinlich, wenn in unserer sehr schnellen Zeit, bei aller Fixigkeit der technischen Vervielfältigung, ein Witz veraltet oder umgebogen ist, da die Situation, der der Einfall des Künstlers gehört, sich verschoben hat. Der Künstler, der so aktuell im straffsten Sinn sein will oder muß, lebt immer in einem Kompromiß zwischen naher Vergangenheit und naher Zukunft (wenn er nicht nur Kommentare zu erledigten Geschehnissen schreibt). Er muß ein leicht bewegliches Instrument des Zeitgeschehens sein. Sein Können erschöpft sich nicht nur in Linienspielereien, grotesken Verzeichnungen — er muß, will er nicht bloß billiger Witzmacher sein, die seelische und geistige Witterung für das Wesentliche besitzen.

Und nun sieht man sich einer Sammlung alter Karikaturen gegenüber. Das gehört immer zu den seltsamsten Begegnungen, denn diese Werke, die je und je nur für den Tag gezeichnet waren und mit ihm starben, führen ein sonderbares Leben weiter. Wir reden nicht von denen allein, die Kunstwerke im unbestrittenen Werte sind; denn sie teilen die Unsterblichkeit aller Kunst, die über den Tag und das Vergehen der Jahrhunderte und der Kulturen blüht. Auch vieles von dem, was die Beliebigen in der Erregung ihres Hasses, ihres Hohnes, ihrer Leidenschaft und ihrer Liebe aufzeichneten, bleibt uns merkwürdig und bedeutend.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn die Karikatur ist der untrübbare Spiegel des Zeiterlebens, ein Vexierspiegel oft genug, den man richtig halten muß; keine Urkunde des Geschehens selber, aber des Urteils und Gefühls, mit dem das Geschehen erlebt wurde. Eine Chronik der seelischen Wirkungen, die so unmittelbarer spricht als das Zeitgedicht, weil ihre Zusammenfassung abgekürztes, verdeutlichendes Verfahren sein muß. Und so blickt aus den Blättern, deren Zeitinhalt wir uns oft vielleicht erst mühsam aus Unterschriften und Geschichtserinnerungen zusammenholen müssen, ein eigentümliches Leben heraus: menschliche Meinungen. Und die Karikatur, mit all ihren technischen Bedingtheiten der Uebertreibung und der Vereinfachung vielleicht verwickelter Sachvorgänge, ist unzerstörbar in ihrer Wirkung, weil sie leidenschaftlicher Ausdruck des Menschlichen bleibt.

Daß die Kriege das Wesen der Karikatur aufs stärkste befruchten, kann nur eine oberflächliche Ueberlegung befremden. Die mag sich an dem Gedanken stören, daß neben die Tragik des Todes die Fratze und der Witz treten. Aber nichts hat zu allen Zeiten das seelische Leben der Völker so durchwühlt als der Krieg und gleichgültig, ob eine Nation Mitkämpfer oder Zuschauer war, der Niederschlag ihrer Anteilnahme fand den Weg auf das Papier. Liebe oder Abneigung verfolgten das Geschehen, dem „neutralen" Künstler, im weitesten Sinn des Wortes, mochte es ein Bedürfnis sein, den Hohn, die Verachtung, das Mitleid der Kriegstatsache schlechtweg entgegenzuwerfen — in den national tiefer bestimmten Kriegen tritt der Zeichner als ein Kämpfer neben den Soldaten. Er wird zu einem Werkzeug der Volksleidenschaften und mag als solcher ebenso unentbehrlich sein als — gefährlich werden.

Der Verlag Albert Langen in München gibt ein großes Werk heraus „Der Weltkrieg in der Karikatur", von dem der erste Band „Bis zum Vorabend des Weltkriegs" neulich erschienen ist. Dies Buch ist keineswegs bloß unterhaltend, weil es die witzigsten politischen Zeichner der vergangenen Jahrhun-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derte vereinigt, sondern oft erschütternd und immer lehrreich. Es ergänzt die wissenschaftlichen Kriegsgeschichten so gut wie die Kulturgeschichte und ist voll von Aufschlüssen für den, der gar nichts anderes sucht als die Entwicklung der graphischen Stile, die Handschrift der Illustratoren. 380 Abbildungen, gegen 50 in besonderen Beilagen, sind der eigentliche Träger des Werkes und immer beredter als der Text, in höchst vollendeter Wiedergabe — man mag sich beim Durchsehen Gedanken machen, wie die zeitlichen und die nationalen Stile sich abgrenzen, wie einzelne Meister sich Nachfolger schaffen, wie, in den Größten, Witz und Pathos sich mischen — wo man das Problem der Karikatur anfaßt, weitet es sich in neue Gebiete. Der Eindruck aber wird immer groß und rein, wo man der gewaltigen Gestaltung von Honoré Doumier begegnet — er erscheint in diesem ersten Band der Vorbereitung als die überragende menschliche Leidenschaft und künstlerische Disziplin.

Das Werk ist von Eduard Fuchs gesammelt und textlich begleitet; er hat die größte Kenntnis und Erfahrung in diesem Stoff und die Art, wie er die Auswahl aus dem zerstreuten Material getroffen, wie er zeitgeschichtlich Charakteristisches und im einzelnen Wertvolles wählte, verdient uneingeschränktes Lob. Dem begleitenden Text kann ich leider nur ein weit geringeres Maß von Beifall spenden — er ist zuverlässig, wo es sich um die geschichtlichen Bemerkungen über die Karikatur handelt, aber doch ein bißchen arg primitiv, wo Fuchs seine Philosophie des Todes mit einer gewissen bierehrlichen Unbekümmertheit vorträgt oder die ganze Geschichtsentwicklung in den ungeheuer bequemen Rahmen der materialistischen Geschichtsauffassung spannt, (was er jedoch keinesfalls für Ideologie hält). Ich will hier ja gar nichts gegen die materialistische Geschichtsauffassung sagen, (denn darüber streitet man sich nicht vor einem Buch über Karikatur), aber Fuchs hat sich das ein bißchen leicht gemacht, wenn er neben Mehring die Publizisten aus zweiter und dritter Hand wie den guten Bildungs-Schulz zu seinen Kronzeugen wählt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das lieſt ſich zwiſchendurch wie ein regelrechter Leitartikel, und der Zweifel an dieſer Geſchichtsdarſtellung wird in gewiſſen Abſtänden jeweils prompt unterdrückt, indem dem Zweifler verſichert wird, daß er entweder in bürgerlichen Ideologien ſteckt oder keine Ahnung von den Dingen hat. Laſſen wir alſo Fuchs ſeine Geſchichtsauffaſſung, auf der er ſich wie ein beſitzwütiger Philiſter mit nie ermattendem Behagen niedergelaſſen hat. Es iſt nur ſehr ſchade, daß er mit der notwendigen Vergröberung der Geſchichtsdarſtellung, ohne die der Marxismus nicht auskommt, manche feineren Beziehungen unterdrücken muß, die gerade aus rein geiſtigen Bewegungen, Stimmungen, perſönlichen Meinungen in die Formenwelt des karikierenden Ausdrucks fließen und daß er die Abfolgen der nationalen und internationalen Stimmungen eben nur an einem fertigen (und bald ehrwürdigen) Schema abliest. Sei's drum! Dieſer Vorbehalt mußte ausgeſprochen werden. Dem Leſer, der mit Kritik zu leſen verſteht, wird der tüchtige Schulcharakter dieſer ſelbſtbewußten Geſchichtsbeſchreibung vielleicht ſogar „hehlingen" Vergnügen machen; das kunſt- und kulturgeſchichtliche Verdienſt um die ſchöne und reife Bilderpublikation wird durch dieſe notgedrungene Skepſis gegenüber dem „reinen Hiſtoriker" Fuchs nicht geſchmälert.

Hans Wreden

Von S. Ausländer

I.

Unter den vielen Fremden, die durch die verlockenden Einladungen Peters I. und die übertriebenen Gerüchte von ſchnellem Gewinn und Beförderung herangelockt waren, befand ſich auch Hans Wreden, der im Herbſt des Jahres 17 . . in Petersburg ankam. Er hatte keine beſtimmten Pläne, baute nur auf ſeinen glücklichen Stern, auf ſeinen bei aller Jugend behenden und kalten Verſtand, ſeine kräftigen Arme und ſein ſchönes, offenes Geſicht. Uebrigens hatte Hanſens Vater, gleichfalls Hans Wreden mit Namen, außer nutzloſen Reden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über Vorsicht und Bescheidenheit, seinem Sohne einen Brief an Franz Lebentz mitgegeben, seinen alten Freund und Gevatter, der vor langer Zeit seine Heimat verlassen hatte und nun die Wredens nach Petersburg rief, indem er ihnen seine Hilfe und gute Geschäfte in Aussicht stellte.

Am Sonntag den 23. September, am frühen Morgen, kam Wreden in Petersburg an. Durch die schläfrigen Straßen an halbvollendeten Häusern, an unbebauten Plätzen und Kanälen vorbei jagte der Postdreispänner, ohne den schläfrigen Reisenden Zeit zu gönnen, im nebligen Dämmer die nordische Residenz zu betrachten, die seine Phantasie schon längst beschäftigt hatte.

Das dritte Haus von der Ecke abzählend, machte der Fuhrmann mit großer Gewandtheit an dem blauen Tore halt und sagte: „Nun, Deutscher, da wären wir." Und ging dann, mit der Peitsche an das halbrunde, kleine Fenster zu klopfen, aus welchem bereits die Frühlichter schimmerten. Nach einer Weile zeigte sich ein Kopf in einer Zipfelmütze, und als bei dessen Anblick der Fuhrmann russisch und Hans deutsch riefen: „Herr Lebentz", schien der Kopf über die unerwartete Ankunft des fernen Gastes durchaus nicht verwundert, sondern sprach:

„Nun, treten Sie ein, teurer Hans Wreden. Meine Türe steht für Sie stets offen, ich erwarte Sie bereits seit gestern."

Etwas erstaunt darüber, woher der Wirt von seiner Ankunft Kenntnis erhalten hatte, trat Hans auf die hohe Veranda und fand die Türe wirklich nicht verschlossen. Hans stieg die Treppe hinauf, nach einem runden, geräumigen Gemach, wo auf dem Tisch vor dem brennenden Kamin drei Gedecke bereit waren und zwei Lichter standen.

Hans zählte seine Gepäckstücke nach, die der Fuhrmann hereingetragen hatte, und nachdem er diesem ein Trinkgeld gegeben hatte, entließ er ihn. Die glatten holländischen Wände glänzten vom Feuer des Kamins. Im Zimmer fand er niemand. Hans ging über den dicken, geflochtenen Teppich, schob den Vorhang zur Seite und blickte durchs Fenster auf die kleine gegenüberliegende Kapelle, wohin bereits frühe Andächtige pilgerten. Alsdann setzte er sich in den tiefen Sessel, streckte die Füße dem Feuer entgegen, wobei er unbemerkt einschlief. Hans erwachte, wie ihm schien, von einem Stoß. Am Tische stand, mit der Hand ein Licht schützend, ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren in einem weißen Kleide und betrachtete ihn mit unruhvoller Neugier.

Hans sprang auf und betrachtete gleichfalls ihr blasses, gleichsam wächsernes Gesicht mit den etwas hervorstehenden, großen Augen, mit den feinen, roten Lippen, dieses eher unschöne Gesicht, das wieder dennoch fesselte, und fand gleichfalls nicht gleich das Wort.

„Fräulein," brachte er endlich hervor, „ich bitte Sie um Verzeihung. Ich bin ziemlich früh angekommen. Ich bin Hans Wreden."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie sind Hans Wreden," wiederholte das Mädchen, als ob sie sich etwas in Erinnerung zurückrufe.

„Mein Fräulein, vielleicht haben Sie schon einmal meinen Namen gehört. Ihr Herr Vater — Sie sind doch die Tochter des Herrn Lebentz — Ihr Herr Vater hatte schon längst die Liebenswürdigkeit, mich einzuladen."

„Ja, ich habe ihren Namen gehört," wiederholte das Mädchen nachdenklich.

„Ich bin gekommen, um . . ." begann Hans, doch das Mädchen machte eine hastige Bewegung und unterbrach ihn mit scharfer, durchdringender Stimme:

„Sie sind gekommen, um mich zu retten."

Hans trat verwirrt einen Schritt zurück.

„Bedürfen Sie denn einer Rettung, mein Fräulein?"

„Ach, quälen Sie mich nicht, quälen Sie mich nicht, teurer Herr Wreden, ich habe auf Sie so gewartet. Ist es denn möglich, daß Sie mich täuschen werden. Geben Sie mir Ihre Hand."

Hans rührte sich nicht von der Stelle, und das Mädchen näherte sich ihm selber und ergriff seine Hand.

„Nicht wahr? Sie werden mich beschützen? Sie haben blaue Augen und goldenes Haar. Sie sind ein herrlicher Ritter. Ja, ja."

Und als bemerkte sie nicht Hansens Stillschweigen, geriet sie immer mehr in Verzückung, sank in die Knie und drückte Hansens Hand an ihre Lippen.

„Fräulein, was tun Sie, beruhigen Sie sich, um Himmels willen, ich will alles tun, um ihnen zu helfen. Fräulein, beruhigen Sie sich," sprach Hans und bemühte sich, das Mädchen zu erheben.

„Nun, denken Sie daran, Lieber, Lieber." Und mit einem sonderbaren Lächeln die Augen schließend, ergriff sie das Licht und entfernte sich langsam, nachdem sie sich in der Türe zum Abschied umgewandt und wiederholt hatte: „denken Sie daran."

In Nachdenken versunken, was all dies zu bedeuten habe, bemerkte Hans nicht, wie die Türe aufgegangen war und Herr Lebentz hastig ins Zimmer trat. Dies war ein ziemlich dicker Alter von nicht großer Statur und von sehr würdigem Aussehen. Er trug einen goldgestickten, rosafarbenen Galarock, lilafarbene, seidene Strümpfe und eine hohe Lockenperücke. Er umarmte hastig den Gast wie einen alten Bekannten, obwohl er Hans seit der Taufe nicht gesehen hatte. Ohne ihn nach den Anverwandten, noch nach der Reise ausgefragt zu haben, setzte er sich an den Tisch und lud auch Hans ein. Im selben Augenblick trat eine Alte ein, brachte eine Schüssel mit Kartoffeln und beantwortete eine Frage des Wirtes auf russisch, so daß Hans das Gesagte nicht verstand, und trat wieder aus dem Zimmer.

„Das Fräulein ist krank. Sie wissen nicht, was für ein tolles Ding Martha ist," sagte der Alte lachend, indem er Hans zublinzelte und sich gierig auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Essen warf. Sie verzehrten schweigend das Frühstück, und erst als sie sich vom Tische erhoben, sagte Herr Lebentz:

„So, mein teurer Sohn, und nun nach dem Palais."

„Wie, heute noch," wunderte sich Wreden.

„Sofort. Wissen Sie, wer eine Minute verliert, verliert die Ewigkeit."

Die Alte reichte dem Wirt Hut und Stock. Je zwei Stufen überspringend, eilte er so hastig die Treppe hinunter, daß der langbeinige Hans mit ihm kaum Schritt halten konnte.

II.

Ein zutunlicher Brauner zog flink das Cabriolett, das Lebentz selbst lenkte. Dieser unterbrach das Schweigen hin und wieder, wenn er mit der Peitsche auf einen unbebauten Platz hinwies und hinmurmelte: „das ist die Kathedrale, das das Haus des Fürsten R . . . Hier das Theater." Doch Hans konnte nur aufgestapelte Balken und Haufen Steine sehen.

„So, und hier ist das Palais." Lebentz zeigte auf ein nicht großes weißes Haus, das von Bäumen umgeben war (man wußte nicht, ob sie einen Wald oder einen Park bildeten) und das durch keinen Zaun von der Straße getrennt war.

Lebentz band das Pferd an einen Baum und trat durch den schmalen Pfad, zwischen Sträuchern, auf das weiße Haus zu. Im Vorderzimmer schnarchten zwei Soldaten auf einem Mantel, der auf dem Boden ausgebreitet war. Von oben drangen die Töne eines Klavichorts, das Stampfen von Füßen und das Abzählen von „eins, zwei, drei" auf deutsch."

Lebentz und Wreden traten in das Vorzimmer. Einige Würdenträger mit Bändern gingen im Zimmer umher, unterhielten sich und schenkten den Eintretenden keine Beachtung. Lebentz ließ seinen Gast am Fenster stehen und schlich sich auf den Zehenspitzen an die geschlossene Türe, die nach den inneren Gemächern führte und klopfte vorsichtig an, dann öffnete er die Türe leise, steckte den Kopf hinein, und schließlich stahl er sich ganz in das Nebenzimmer, wobei er die Türe fest hinter sich schloß.

Hans betrachtete die russischen Würdenträger mit großer Neugierde, doch plötzlich empfand er eine unbeschreibliche Müdigkeit, er lehnte sich an die Wand und verfiel, ohne die Augen zu schließen, beinahe in Bewußtlosigkeit. So verstrich eine geraume Zeit. Die Musik und das Stampfen der Füße in der oberen Etage waren noch nicht verstummt. Die Würdenträger, deren immer mehr eintraten, füllten das Empfangszimmer, indem sie sich flüsternd und mürrisch begrüßten.

Plötzlich ertönte ein furchtbarer Lärm aus dem Nebenzimmer. Hans war es, als hörte er die durchdringende Stimme seines Gevatters, was ihm die merkwürdige Begegnung mit Fräulein Martha von heute früh in Erinnerung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brachte. Im Empfangszimmer war alles erstarrt. Die Türe wurde geräuschvoll aufgerissen, und Herr Franz Lebentz flog fast aus dem Zimmer, mit dem Rücken zuerst, wobei er jedoch noch die Möglichkeit fand, allerlei ehrerbietige Pirouetts auszuführen. Gleich hinter ihm erschien in der Türe der Zar selbst. Er trug einen goldgewirkten Galarock, seine Augen glühten, und das Gesicht war ganz schwarz vor Zorn. Aus dem Nachbarzimmer fiel das Sonnenlicht auf seinen Rücken und er stand da, gleichsam von einem Scheine umgeben. In der Hand hielt er einen dicken, knotigen Knüttel, und mit Donnerstimme schrie er, indem er augenscheinlich einen im Nebenzimmer begonnenen Streit fortsetzte.

„Ich werde Dich, Herr Schurke, samt Deiner Dirne bei lebendigem Leibe verbrennen lassen! Du sollst mir schon ein Tänzchen machen! Ich will mal sehen, wie Du mir die Türe nicht öffnen wirst, wenn ich mit einer Abteilung Preobrashener zu Dir komme, von Deinem Weine kosten werde, mit Fräulein Martha schäkern und Dich beispielsweise am Tore aufknüpfen lasse! Schere Dich, Du Hund!"

Und die Türe wieder so zuschlagend, daß die Fenster klirrten und die Musik oben verstummte, verschwand der Kaiser wieder in seinem Kabinett.

Herr Lebentz schien durchaus nicht verwundert, sondern er rückte die in Unordnung geratene Perücke wieder zurecht, zwinkerte Hans verschmitzt zu, daß er ihm folge, und wandte sich mit so wichtiger Miene dem Ausgang zu, daß alle Höflinge mit ernsten Mienen und respektvoll zur Seite traten, um ihm Platz zu machen. (Schluß folgt.)

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Paul Barchan)

Flämischer Redner

Auf dem Programmzettel steht kurz und allgemein, daß er „Ueber Flandern" sprechen wird. Aber die seinetwegen herbeigekommen sind und jetzt Sperrsitze, Logen und Ränge des großen Theaters füllen, sie wissen, daß ein sehr bestimmtes, brennendes, geheimes Ding, an dem ein jeder tagtäglich würgt, gemeint ist, wenn es heißt: „Ueber Flandern", und daß heutigen Abends alles das zum ersten Male in dieser Stadt laut gesagt werden soll. Er, der Redner, kam nämlich aus der Schwesterstadt herüber, wo die Bewegung bereits eingewurzelt ist, und er selber gehört zu den Führern, zu jenen Unerschrockenen, welche durch ihr Heraustreten den vielen Kleinmütigen Kraft und Mut verleihen.

Er steht jetzt auf der kahlen Bühne, einsam, breitschultrig und unbeholfen. Sein schwarzer Redneranzug ist altväterisch und zerknüllt; die Röllchenmanschetten rutschen aus den Aermeln auf zwei dicke rote Fäuste; die breiten Füße in formlosen, ausgetretenen Schnürschuhen haften stur und schwer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer auf dem gleichen Platze. Nur die Arme schaffen manchmal dem großen Körper eine Unruhe. Sie tun grobe eckige Schläge an diese gewölbte Brust, aus der die flämische Sprache wie aus einer dunklen Tonne trompetet. Kein Spielen der Rede, kein wohllautendes Geplätscher, kein Einschmeicheln: Lautes Dröhnen und Gröhlen und Heraufbeschwören der güldenen Sporenschlacht, des Jakob von Artevelde, der flämischen Maler, der flämischen Baumeister, der flämischen Komponisten — glänzenden Leistungen und Figuren, die vor Jahrhunderten waren. Flandern aber sank herab von Stufe zu Stufe und ist heute in Europa der letzte, geknechtetste Stamm, verfolgt von Trunksucht, Unwissen, tierischer Uebervölkerung. Wer trägt die Schuld?

Dumpf, dann heller, nun fast schrill und gewalttätig grollt die Anklage: immer derselbe, jahrhundertealte Feind — Frankreich! Es hat uns überschwemmt mit seiner feilen Pariser Presse, es hat den Unterricht in die Hand genommen, unsere geistlichen Oberhirten sind seine Parteigänger; zu Frankreich hält, wer immer Würden und Aemter inne hat.

Die Zuhörer erschauern. Ist es Schrecken, der sich entladen will? Sucht man Betäubung oder wollen die Seelen jubelnd ausatmen, wenn nun auf fast jeden Satz ein wütendes, wie fieberndes Klatschen der Hände antwortet? Wehe! An eben dieses Frankreichs Seite kämpfen die Söhne Flanderns drüben an der Yser diesen Krieg. Wir sind ihre Bundesgenossen; was Le Havre beschließt, dem haben wir uns zu beugen.

Le Havre! Hat es auch nur geantwortet auf das ehrerbietige Ersuchen, die Maßregelung der zwei Flamen de Clercq und Dr. Jakob zurückzunehmen? Hat es ein Zeichen gegeben, daß es, nach dem Kriege wenigstens, bereit wäre, dem flämischen Volke die gleichen Rechte wie dem wallonischen Staatsbürger einzuräumen, den Flamen, die in Frohnde, Uebervorteilung und Elend verkommen, ihre Pflicht aber so gut wie die anderen gegen Land und König erfüllen? Weiß denn der König nichts von uns? Warum sein Schweigen?

Das Gesicht des Redners mit den massigen Kinnbacken, den fleischigen roten Wangen, der dicken Nase und der runden Bauernstirne macht aus der Erregung kein Hehl. Es bemüht sich nicht, nach französischem Stile herrisch, glatt und gemeißelt, über gewolltem und angefachtem Sturme sich als der überlegene Zuschauer zu halten. Es drückt mit Zuckungen, plötzlichem weiten Verzerren des Lippenspaltes, mit Erbleichen und Schweißesnässe aus, welch Aeußerstes hier versucht wird: die Treue gegen die eingesetzte Obrigkeit in Einklang zu setzen — grüblerisch, demutsvoll und todestrotzig — mit dem unerstickbaren und höheren Treuegefühl zum eigenen Volke, das verführt und betrogen ist.

Indessen: kann einer zwei Herren dienen? Kann Flandern leben, wenn auch Belgien noch leben soll? Unerträgliche Spannung! Fast hilfloses Erwarten der Worte, die nun kommen müssen.

Die Stimme des Redners wird heißer: aber als er es wagt und dann tollkühn den alten Staat zerschlägt und eine neue Ordnung ausruft und für Flandern als letzte einzige Rettung die Selbstverwaltung heischt, da klingt seine Stimme schneidend wie ein greller Blitzstrahl ... „Auf die Treue von uns, euren Führern, könnt ihr zählen. Wir wissen natürlich: sollte die belgische Regierung mit all ihrem französischen Anhang zurückkehren, so wird vielleicht mancher von uns sei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zusammenschaffen, das Goethe und Schiller einen neuen Lebensfrühling brachte. Ihre Gedanken schliffen sich aneinander zu klarer Schärfe, ihre suchenden Geister halfen einander auf schweren Wegen zum Ziele. Aber Schillers Lebenslicht verlischt langsam; nur durch den ungeheuren, übermenschlichen Willen zum Werk hält er es in flackerndem Leben.

In der Silvesternacht des Jahres 1805 sehen wir Schiller in Goethes Heim. Es ist ein Rückschauen und Vorwärtsblicken. Schiller sieht den nahenden Tod. In einem kurzen Kapitel, das gerade durch seine Knappheit überwältigend wirkt, erleben wir die Todesstunde.

*

Molo's Werk ist eine Offenbarung für jeden, der Schiller liebt. Der Gewaltige tritt uns menschlich nahe, aber nicht, wie z. B. Schubert in Bartschs Roman „Schwammerl", verkleinert, allzu menschlich, sondern als der große Mensch und strebende Held, den wir in seinen Werken fühlen. Nur ein Dichter, der eng mit Schillers Wesen und Wollen verwachsen ist, konnte ihn so erschöpfend zeichnen. Da ist keine Linie, die nicht überzeugend wäre, kein Wort, das Schiller nicht gesprochen haben könnte. Und über der ganzen Gestalt jene Größe und doch tiefe, ergreifende Bescheidenheit, die das beste Zeichen eines hohen Geistes ist. Auch alle anderen Gestalten, die in unübersehbarer Menge uns im Roman gegenüber treten, sind trefflich gezeichnet. Schillers strenger Vater, die stille, liebevolle Mutter, die ihren Bruder so gut verstehende Schwester Phine, all' die anderen Frauen, die in Schillers Leben eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Vor allem sein Weib Lotte. Ihr hat Molo hier ein Denkmal fraulicher Treue und selbstlosester Hingabe errichtet, wie keine Frau eines schöner erhalten hat. Goethe in seiner beherrschten Größe, Fichte, Humboldt, Körner, Herder, Wieland, Jean Paul, Hölderlin treten uns lebendig gegenüber, nur daß bei den letzteren dann und wann etwas zu trübe Farben sich in Molo's Pinsel gemischt haben.

Mit einer ungemein lebendigen, temperamentvollen Sprache ist das Werk geschrieben; die Szenen sind anschaulich, oft durchtost von einer hinreißenden Kraft. Man könnte eine Fülle von Bildern nennen, die besonders schön und unvergeßlich sind. So die Tell-Aufführung in Leipzig mit den huldigenden Massen und dem Aufbrausen der Knabenseele Theodor Körners, oder die Christnacht, als Schiller nach Vollendung des Wallensteins in grenzenloser Einsamkeit unter dem Weihnachtsbaum steht und sein Haupt in die Tannenäste streckt, um daraus den Duft der Jugend zu saugen.

Hermann Weick

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Kriegshilfe der Sozialversicherung

Von Friedrich Kleeis, Halle a. S.

Die Wirkungen der Versicherungsgesetzgebung sind immer umstritten worden. Namentlich in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges wurde vielfach behauptet, sie habe einen ungünstigen Einfluß auf das Volksleben, sie verweichliche, verführe zu niedriger Rentensucht und unterbinde die eigene Vorsorge des Einzelnen für den Fall der Erwerbsunfähigkeit und des Alters. Es läßt sich nicht bestreiten, daß diese Strömung einen Erfolg in der Rechtsprechung und in der Gesetzgebung selbst fand. Der sprichwörtliche Kampf um die Rente nahm immer schärfere Formen an und die Gesetzgebung unterließ einen weiteren nennenswerten Ausbau der Leistungen der Versicherung. Beweis: Die Reichsversicherungsordnung.

Unsere Kriegserfahrungen zwingen zu einem Umlernen. Sie haben den Pfadfindern der Sozialreform Recht gegeben. Die Arbeiterversicherung hat einen Eck- und Grundstein für unsere Gesundheitspflege geschaffen, ist zu einer sozialpolitischen Schule für unser Volk geworden und spornte zu sozialer Tätigkeit an. So erscheint das Geld, — um die Worte des Professors Edouard Fuster in Paris zu gebrauchen — das in Deutschland für die Durchführung der Versicherungsgesetze ausgegeben wurde, in tausend Gestalten wieder. Es wird zur Gesundheit und Menschenwürde und schafft ein starkes, lebenskräftiges Deutschland. Es erweist sich, daß ein Staat, der für die wirtschaftlich Schwachen eintritt, damit dem eigenen Nutzen und Frommen dient, und daß die von der Industrie ergriffenen Massen gegen die gesundheitlichen Schädigungen ihres Berufs zu schützen, des Staates wertvollstes Gut, nämlich die Volkskraft sichern heißt. So herrscht heute weitgehende, wenn nicht vollkommene Einmütigkeit darüber,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die Ueberlegenheit der deutschen Wehrkraft zum guten Teil auf die Ueberlegenheit der deutschen Sozialversicherung zurückzuführen ist.

Von der Bedeutung der deutschen sozialen Versicherung läßt sich eine Vorstellung schon von der Betonung der Tatsache geben, daß rund 45 Millionen Menschen Ansprüche auf die Leistungen der Versicherungsträger haben und daß diesen an jedem Tage durchschnittlich 2 1/3 Millionen Mark an Entschädigungen zufließen. Bei der engen Verknüpfung der Versicherung mit der Volkswirtschaft war von vornherein anzunehmen, daß die durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Veränderungen auch einen Niederschlag auf die Geschäftsergebnisse der Versicherungsträger zeitigen würden. Durch den Fortfall zahlreicher guter Risiken, wie sie die im Felde stehenden Arbeiter bedeuten, war mit einem Rückgang der Beitragseinnahmen zu rechnen. Andererseits war mit erhöhten Ausgaben zu rechnen, da die Arbeiterversicherung ja gerade das entschädigen will, was durch den Krieg in so reichem Maße verloren geht: Gesundheit und Leben der Versicherten.

Keines der Versicherungsgesetze kennt den Begriff „Krieg". Das ist daraus zu erklären, daß die gesamte Sozialversicherung erst ein Kind der letzten Friedenszeit ist und keine Notwendigkeit vorlag, die Versicherungseinrichtungen auf Kriegsereignisse zuzuschneiden. Der Ausbruch des Krieges ließ aber sofort dahingehende Maßnahmen unerläßlich erscheinen. Die denkwürdige Reichstagssitzung vom 4. August 1914 brachte zunächst drei Notgesetze zur Reichsversicherungsordnung. Des Weiteren erschienen eine ganze Anzahl Bundesratsverordnungen und ähnliche Erlasse dazu. Sie verfolgten den Zweck, die Leistungsfähigkeit der Versicherungsträger zu stellen und die Unterstützungseinrichtungen den Bedürfnissen der Kriegsteilnehmer Rechtsprechung wurden diese Bestrebungen wurde erreicht, daß die Organisationen nicht nur während des Krieges ungestört

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiter arbeiten, sondern auch Kriegshilfe in ihrer Art durch besondere Fürsorgemaßnahmen für die Kriegsbeschädigten leisten.

Aus dem Gebiete der Krankenversicherung ist hervorzuheben, daß die Krankenhilfe, namentlich das Krankengeld, auch für die durch den Kriegsdienst hervorgerufenen Schäden und Erkrankungen sichergestellt wurde. Der Anspruch besteht, wenn der Unterstützungsfall innerhalb drei Wochen nach Ausscheiden aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung eintritt und sich der Kranke nicht im Ausland aufhält (§ 214 der Reichsversicherungsordnung). Der Anspruch besteht auch, wenn der Kriegsteilnehmer von dem Rechte der freiwilligen Weiterversicherung (§ 313 des genannten Gesetzes) Gebrauch gemacht hat, und zwar solchenfalls auch, wenn er sich im Ausland aufhält. In der Regel wird es sich nur um die Gewährung von Krankengeld handeln, da ärztliche Hilfe und Heilmittel von der Militärverwaltung geleistet werden. Das Krankengeld wird nur bei „Erwerbsunfähigkeit" gezahlt, die aber bei Krankenhaus- und Lazarett-Pflege immer anzunehmen ist. Unter gleichen Voraussetzungen wie der Krankenhilfe wird auch Sterbegeld gewährt. Der Kriegsteilnehmer kann bei jederzeitiger Rückkehr in die Heimat der Krankenkasse wieder freiwillig beitreten. Die durch diese Einrichtungen entstehenden Aufwendungen sind bei manchen Kassen sehr hoch.

Die Unfallversicherung, die nur zur Entschädigung von Betriebsunfällen berufen ist, kann ihrer Natur nach eine besondere Kriegshilfe nicht leisten. Den Kriegsteilnehmern, die eine Unfallrente seither bezogen, wird diese aber auch während der Kriegsdauer weiter gezahlt. Die Berufsgenossenschaften beschlossen, gegenüber solchen Kriegsteilnehmern, die in Feindesland stehen, allgemein von Rentenherabsetzung oder Rentenentziehung Abstand zu nehmen. Auch bei solchen Rentenempfängern, die sich zu militärischen Dienstleistungen noch im Inland befinden, soll in der angegebenen Richtung Rücksicht geübt werden.

Am umfangreichsten ist die Hilfe der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. Sie entschädigt die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

66⅔ Prozent und mehr betragende Erwerbsunfähigkeit und unter bestimmten Voraussetzungen den Verlust des Ernährers. Bei voraussichtlich dauernder Erwerbsunfähigkeit wird vom Tage des Eintritts derselben an die Invalidenrente gewährt, bei vermutlich vorübergehender Erwerbsunfähigkeit nach 26wöchentlicher Dauer derselben die Krankenrente. Auf die Ursache der Invalidität kommt es nicht an, sodaß auch die durch den Kriegsdienst erkrankten oder verletzten Versicherten die Renten erhalten. Nach den Entscheidungen der Versicherungsbehörden wird bei Krankenhaus- oder Lazarettbehandlung immer Invalidität im Sinne des Gesetzes angenommen. Beim Tode eines Versicherten (auch Kriegsteilnehmers) erhalten die ehelichen Kinder bis zur Vollendung des 15. Lebensjahres eine Waisenrente, die Witwe, wenn sie erwerbsunfähig ist, eine Witwenrente, und wenn sie das nicht ist und selbst Beiträge zur Versicherung geleistet hat, in der Gestalt des Witwengeldes eine einmalige Abfindung. Die Militär- und Kriegsdienstzeiten werden in vollem Umfange als Beitragszeiten angerechnet. Die Zahl der festgesetzten Waisenrenten stieg allein von 30 240 im Jahre 1914 auf 107 995 im Jahre 1915, wobei nur die Renten für die ganzen „Waisenstämme" gezählt sind.

Besonders hervorzuheben ist, daß alle die Leistungen aus der sozialen Versicherung nicht auf die Entschädigungen von der Militärverwaltung auf Grund des Mannschaftsversorgungsgesetzes u. s. w. angerechnet werden und beide Unterstützungen neben einander laufen. Die aufgeführten Einrichtungen erschöpfen aber noch nicht die Kriegshilfe der Sozialversicherung. So stellten bei Kriegsbeginn zahlreiche Versicherungsträger aus allen Zweigen der Versicherung ihre Krankenhäuser und Heilstätten zur Verpflegung der Verwundeten zur Verfügung, des weiteren wurden gemeinsame Unternehmungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten beschlossen. Die Invalidenversicherungsanstalten leisteten in den Jahren 1914 und 1915 rund 27 Millionen Mark Aufwendungen für allgemeine Kriegswohlfahrtszwecke wie Zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schüsse für das Rote Kreuz, Beschaffung von Wollsachen u.s.w. Daneben gewährten sie 1915 noch 46 Millionen Mark Darlehen zur Linderung der Kriegsnot an die Gemeinden und schließlich zeichneten bis jetzt alle Versicherungsträger rund eine Milliarde Mark für die Kriegsanleihen. So ist auch die Arbeiterversicherung bemüht, sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen und ihre verfügbaren Kräfte mit in den Dienst der Milderung der Kriegsfolgen zu stellen.

Sonderfrieden und Moral in England

Von Arthur Bonus

Vor etwas über zweihundert Jahren brach England im Spanischen Erbfolgekrieg seinen Vertrag mit den Alliierten, um auf deren Kosten im ihm günstigen Moment seine koloniale und wirtschaftliche Beute durch einen Sonderfrieden einzubringen. Dieser Präzedenzfall ist aus mehr als einem Grunde für uns interessant.

Einmal durch die sehr erwägenswerte Tatsache, daß auch damals wie heute der Krieg von den Whigs geführt wurde. Die Torys, die in währendem Krieg ans Ruder kamen, machten ihm ein Ende. Als vor einigen Jahren die Macht an die Whigs, die Liberalen, überging, glaubten Schlauköpfe in Deutschland, nun sei der Friede gesichert. Indessen scheint es ein sehr häufig sich durchsetzendes geschichtliches Gesetz zu sein, daß die herrschende Partei den Namen, die unterliegende den Inhalt der Politik hergibt. Einen besonderen und, wie es den Anschein hat, nicht unglücklichen Fall dieses Gesetzes stellt die deutsche Politik dar: die herrschenden Parteien vertreten die Staatsnotwendigkeiten und die solide für ein so großes Staatswesen nötige Schwere, die Opposition den Antrieb und die Anregungen nach vorwärts. Daher konnte es kommen, daß Deutschland das sozial fortgeschrittenste Staatswesen wurde, und aufmerksame Vergleicher haben finden wollen, daß es wohl „unsympathischer", aber doch liberaler regiert werde, als die berühmten Republiken, in denen jede Partei, wenn sie endlich ans Ruder kommt, vor allem den Staat in Schnelle ausrauben, ihre übrige Tätigkeit aber zur Reklame für ihr Programm gestalten muß. Die solidere Grundlegung erlaube ein wohl langsameres, doch sichreres Vorschreiten. (Aehnliche Gedankengänge hat neulich der religiös-soziale Schweizer Kutter im Kunstwart vortrefflich entwickelt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der zweite Grund, aus welchem jener Sonderfriede 1711 so interessant für uns ist, liegt in der Person dessen, der ihn vor der Oeffentlichkeit anregte und moralisch vertrat. Es war Jonathan Swift, der ein Jahrzehnt später der grimmigste, gefürchtetste und gehaßteste Ankläger der englischen Politik wurde, den es gegeben hat. Wenn man darauf achtet, wie dieser Mann in jener Empfehlungsschrift für den Sonderfrieden (Werke, Deutsche Ausgabe von F. P. Greve, Berlin, Oesterheld I, S. 354 ff.) rein wirtschaftlich argumentiert, indem er dennoch das wirtschaftlich Wünschenswerte moralisch zu rechtfertigen weiß, so versteht man gut, wie scharf er die konfessionell und moralisch maskierte Hungerpolitik Englands gegen Irland durchschaute, und mit wie durchschlagendem und sozusagen endgültigem Hohn er sie zu charakterisieren verstand. Wir haben eben in dieser bedeutenden und umfassenden Person die seltsame Gunst, ein und dieselbe Mentalität als Subjekt und als Objekt der englischen Politik genießen zu dürfen. Als Engländer und somit als Subjekt englischer Politik berät er den Sonderfrieden, indem er die wirtschaftliche Torheit geißelt, sich durch eine Politik von Treu und Glauben gegen die Verbündeten künftige Konkurrenten in eben ihnen großzuziehen. Und er weiß diese Politik des Vertragsbruchs selbst moralisch aufs Trefflichste zu maskieren. Erstens hätten die Verbündeten ihrerseits den Vertrag nie gehalten, zweitens seien die Engländer, die ihn halten wollten, bestochen. Man sieht die beiden Hauptkampfmittel der englischen Moral bereits völlig ausgebildet: Schuld finden und Schuld erfinden, will sagen: die wirklich vorhandene Schuld bei den andern sehen, bei sich verdecken, und nicht vorhandene Schuld anwerfen, was wir in unserer Grobheit „verleumden" nennen. Als Ire und somit Objekt englischer Politik zeigt er dann zehn Jahre später, wie diese englische Politik einen Engländer selbst berührt, wenn sie gegen ihn angewandt wird.

Das könnte sehr amüsant sein, wenn es nicht für Swift selbst so tragisch ausgelaufen wäre. „Gleich einer vergifteten Ratte im Loch vor Wut zu krepieren" nennt er sein Schicksal. Und fast wortwörtlich ist das eingetroffen. Nicht ohne daß er seiner vergifteten Wut zwei unvergängliche Denkmale geschaffen hat. Das eine jenen Vorschlag an England, das irische Volk doch lieber gleich direkt zum Gegenstand einer Schlachtviehzucht zu machen (Werke I, S. 321 ff.) und das andre in dem satirisch-politischen Roman Gulliver, insbesondre jenem Schlußteil, in welchem er seine Ideale von wirtschaftlicher Weisheit und von Treu und Glauben in der Politik nur noch unter Pferden verkörpert finden kann, die Menschen dagegen in einem widerwärtigen jeder Veredlungsfähigkeit ermangelnden Affengeschlecht wieder entdeckt: gib diesen Scheusalen Vernunft, und du hast etwas unendlich Schlimmeres, als diese Affen jetzt sind, — Menschen! Gulliver kehrt heim, indem er die Berührung und den Anblick der Menschen nicht mehr ertragen kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das wurde nicht viel später Swifts eigenes Schicksal. Auch er war von einer langen Reise heimgekehrt, die ihn von der englischen Festlandpolitik durch die Irenpolitik zu eigenem politischen Nachdenken geführt hatte: er versank in wortlosen Wahnsinn aus Menschenverachtung, und in dem starb er.

Doch dies nebenaus. Mir liegt an einigen politischen Anmerkungen zu diesem merkwürdigen Leben.

Einmal inbezug auf den Sonderfrieden. Man kann fragen, ob nicht Swift mit seinen Vorwürfen gegen die Verbündeten Recht gehabt habe. Vielleicht ja. Ein Mann wie Swift sieht das sachlich Wichtige, das sich brauchen läßt. Ganz gewiß hatte er Recht inbezug auf die unvernünftigen, weil auf Demütigung des besiegten Feindes ausgehenden Friedensbedingungen, welche jene Diplomaten stellten, die ihre Kunst vom Ehrenstandpunkt eines heutigen Mensurbodens aus ansahen. Es ist nur außer anderem die Frage die, einmal ob England selbst alle Vertragsbedingungen erfüllt hatte, dann aber und vor allem, ob sich überhaupt Verträge in langen umfassenden Koalitionskriegen völlig halten lassen, zumal schriftliche. Dies gerade ist das Interessante, daß ein sicher bindender Vertrag gegen Sonderverhandlungen sich gar nicht schließen läßt, da alle Möglichkeiten eines lange andauernden und vielfältige Interessen berührenden Kriegs sich nicht im voraus berechnen lassen, und also ein Weg hinaus sich stets finden lassen wird, sobald das Bedürfnis da ist. Zu Anfang des jetzigen Krieges schrieb ein italienischer Politiker: Es ist selbstverständlich, daß wir mitmachen müssen, und es ist selbstverständlich, daß wir es gegen Oesterreich tun müssen. Es ist ferner selbstverständlich, daß wir nicht ohne zureichenden Grund den Bund mit Oesterreich brechen dürfen, damit wir nicht handeln, wie die ehrlosen Deutschen tun. Was ist also zu tun? Das ist Sache der Diplomaten; haben die nicht einmal das gelernt, wie man einen moralisch zureichenden Grund zum Bruch eines Vertrages findet, so verstehen sie ihr Handwerk nicht, und man soll sie davon jagen. So Prezzolini in der Florentiner „Voce". Es bleibt auch ohne eine so perverse Koketterie mit Immoralismus leider richtig, daß nichts leichter ist, als Gründe zu einem Vertragsbruch finden. (Andrerseits werden vielleicht die Italiener, noch ehe der Krieg völlig gar wird, bemerken, daß es eine immanente Moral in den politischen wie in allen Handlungen gibt, die sich nicht ebenso ungestraft brechen läßt wie ein Vertrag, und nach der es sich seinerseits erst entscheidet, ob ein Vertragsbruch ein crimen laesae moralitatis ist oder das Zerreißen eines Fetzens Papier.)

Zweitens möchte ich eine Bemerkung anführen aus der Swiftschen Schrift über den Sonderfrieden:

Als es soweit war, sagt er, daß ein anständiger Friede möglich war, tauchten plötzlich statt der ursprünglichen neue visionäre Kriegsziele auf, und die san-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

guinische Stimmung im Lande wurde von denen ausgenutzt, „die gewiß waren, um so reicher zu werden, je ärmer die Allgemeinheit wurde." „Hatten die Leute, die auf so wilden Forderungen bestanden, je das ernsthafte Streben nach einem Frieden?" Bacon spricht von Leuten, die ein Haus anzünden würden, um an den Flammen bequemer ihre Eier rösten zu können. Swift fügt hinzu, er glaube, dies Geschlecht sei noch nicht erloschen. Er hat auch für heute noch Recht. Haben die Leute, die jetzt die wilden Forderungen tagtäglich in den französischen, russischen, englischen Zeitungen stellen, ein Interesse am Frieden, oder rösten sie nur ihre Eier? Oder, oder — hat für sie der Swiftsche Ausdruck „Visionen" einen tieferen Sinn? Man weiß, daß Visionen als Gegenschlag zu einer hoffnungslosen Gegenwart entstehen. Damals indessen ging es England so gut, daß es den Kopf klar behalten konnte, um, wenn auch nicht fein, so doch klug zu handeln. (Heute mag das schwerer sein, wo die Moral des Mensurbodens sich mit der natürlichen Hartnäckigkeit und der Angst vor dem Neuen verbündet.)

Drittens noch eins: Wir sahen bereits, daß Swift als Engländer sehr wohl weiß, und auch in Rechnung setzt, daß es verschiedene moralische Aspekte von einer jeden Sache gibt, und daß die Kunst des sogenannten moralischen Lebens darin besteht, zu sehen, welche moralische Losung jeweils mit dem besten Geschäft zusammengeht. Er weiß es, und macht von dieser Einsicht Gebrauch, ernsthaft und positiv in der Sonderfriedensschrift, höhnisch und negativ in den irischen Klagen. Dabei nun aber unterscheidet ihn eines von seinen Landsleuten. Sie begründen ihre wirtschaftlichen Maßnahmen noch mit konfessioneller, er bereits mit Aufklärungsmoral. Und auf dieser Entwicklungsstufe, die gewiß höher ist, als die der Konfessionskriege, aber wesentlich doch noch die gleiche Sache, stehen die angelsächsischen Völker noch heute. Sie halten offensichtlich noch heute ernstlich für ideal, ganze Völker mit Kanonen, eigenen oder wenigstens gelieferten, zu ihrer Art Moral zu bekehren. Nicht, daß sie diese Beweggründe wirklich immer hätten, aber sie müssen sie doch für ideal halten, sonst würden sie sie nicht vorschützen.

Auch unter uns ist diese Art Unreinlichkeit im Geistigen nicht ganz unbekannt. Im Ganzen aber wirft man uns umgekehrt Zynismus vor, worunter man eben versteht, daß wir die moralischen Verkleisterungen als die Unreinlichkeit durchschauen, die sie sind, und daß wir den Krieg für Moral als selbst unmoralisch erkannt haben und verwerfen.

Wir unsrerseits würden die angelsächsischen Moralismen genau so als Donquichoterie ansehen und belächeln, wie wenn man uns heute Kriege zur Verbreitung des Christentums vorschlagen wollte; leider haben wir aber durch schwere Erfahrungen einsehen lernen, daß sie etwas viel Schlimmeres sind, nämlich der Versuch, die moralischen Ideale für Geld heiliges Blut schwitzen zu lassen, der Versuch, friedliche Völker zur Ader zu lassen für englische Interessen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hans Wreden

Von S. Ausländer

(Schluß)

Hans war so vernünftig, seinen Gevatter über die Szene, die sich im Palais abgespielt hatte, nicht auszufragen, während Herr Lebentz, guter Dinge, eine Melodie vor sich hinsummte, mit dem jungen Mann unaufhörlich schwatzte, ihn nach Neuigkeiten aus der Heimat ausfragte, und er erschien Hansen ein sehr liebenswürdiger, wenn auch sonderbarer Alter. Zu Hause entledigte sich Lebentz seiner Perücke und des Rockes, öffnete den Brief seines Freundes Wreden, und nachdem er eine mächtige Brille aufgesetzt hatte, begann er ihn zu lesen, wobei er die Lippen bewegte. Als er den Brief zweimal durchgelesen hatte, schien er eine Weile etwas zu überlegen, dann begann er mit durchdringender Stimme zu lachen, stürzte sich auf Hans, ihn zu umarmen, und keuchte:

„Mein teurer, mein lieber Hans, wie freue ich mich, wie freue ich mich." Und mit demselben Lachen öffnete er die Türe, die nach oben führte, und rief: „Martha, Martha!"

Das Fräulein eilte, mit den Absätzen klopfend, die Treppe hinunter, doch blieb sie in der Türe stehen und blickte bescheiden vor sich hin. Jetzt erschien sie Hans nicht mehr so blaß und noch jünger.

„Martha, unser Wunsch ist in Erfüllung gegangen, Hans ist angekommen. Mein Freund schreibt mir, daß er unsere alte Uebereinkunft halten will. Allerdings schreibt er, er bittet, Hans zuerst zu prüfen, aber man sieht es ihm ja an, was für ein prächtiger Bursche er ist, und wie schön, nicht wahr?" Und der Alte keuchte vor Lachen.

Martha stand gegen die Türe gelehnt, ohne die Augen zu erheben, mit ernstem Gesicht.

Als Lebentz zu lachen aufgehört hatte, sagte er mit einer sonderbaren Grimasse:

„Fräulein Martha, Herr Wreden bittet, Ihnen seinen Sohn als Bräutigam vorzustellen. Auch ich gebe meine Einwilligung. Nun treten Sie näher und geben Sie unserem lieben, guten Hans einen Kuß."

Hans kam diese Wendung der Dinge durchaus unerwartet, doch drückte er mit keiner einzigen Gebärde seine Verwunderung aus. Martha trat leise an ihn heran und, sich auf die Zehenspitzen stellend, küßte sie ihn mit gesenkten Augen auf die Lippen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„So, nun gut," sagte Lebentz mit einem gutmütigen Lächeln. „Nun wird alles glatt gehen. Fräulein Martha wird sich beruhigen, unser guter Hans bleibt bei uns. Doch führen Sie sich vernünftig auf, und küssen Sie sich nur in meiner Gegenwart. Ich bin ja nicht streng."

Dann zeigte er Hans das Zimmer in der oberen Etage, das neben seinem Kabinett und Marthas Gemach lag, ein ziemlich geräumiges, blau angestrichenes Zimmer mit einer Aussicht auf den Garten und auf die Newa.

Trotz seiner fürchterlichen Müdigkeit machte sich Wreden, als er allein war, und bevor er sich zur Ruhe legte, daran, in sein Tagebuch einiges einzutragen, wie er es, dem Rate seines Vaters gemäß, täglich seit seinem achten Lebensjahr zu tun pflegte.

„Der Vater Lebentz und seine Tochter sind eigentlich Sonderlinge, haben mich aber sehr gut aufgenommen. Wie es sich herausstellte, hat mein Vater über meine Hochzeit mit Fräulein Martha geschrieben. Sie ist noch ein kleines Mädchen, zu hager, doch dieses als auch die eigentümliche Art, mit der sie mich empfangen hatte, wird sich wohl mit den Jahren geben. Uebrigens muß man zuerst in Erfahrung bringen, ob Lebentz reich ist und von irgend welchem Einfluß; der Kaiser war grausig, und er ist ein wirkliches wildes Tier, obwohl er sehr majestätisch aussieht."

III.

Hans hatte sich schnell an seine Wirtsleute und an seine neue Lage gewöhnt. Herr Lebentz verbrachte fast den ganzen Tag in seinem Kabinett, wohin niemand Zutritt fand, und kam nur für kurze Zeit nach unten, um zu essen. Martha ging mit unhörbaren Schritten durch das Haus und kam bisweilen in Hansens Zimmer; sie war still, bescheiden, doch freundlich, und Hans bemerkte keinerlei Sonderheiten an ihr. Nachmittags sprach Herr Lebentz bisweilen: „Nun, Kinder, könnt ihr ein bißchen spazieren gehen."

Martha setzte alsdann einen Hut mit blauen Bändern auf, und faßte sie dann unter den Arm und führte sie, stets ein und denselben Weg, zur Newa. Sie setzten sich ans Wasser auf Steine und blickten auf den im Sonnenuntergang flammenden Himmel, der sich im schwarzen, kalten Flusse spiegelte, und der, an Sümpfen, halberbauten Schlössern und armen Hütten vorbei, dem Meere zuströmte.

Hans erzählte von seiner Heimat, die Martha, erst einige Monate alt, verlassen; manchmal sang er auch fröhliche Studentenlieder, ohne dabei zu bemerken, daß seine Gefährtin fast nie den Mund öffnete und nur kurz auf die Fragen antwortete und bisweilen mit ihren dünnen roten Lippen lächelte.

Als einmal Hans von den lustigen Spaziergängen außerhalb der Stadt erzählte, wobei die Mädchen unter dem Lindenbaum tanzen, die oft zu Hoch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeiten oder Zweikämpfen führen, unterbrach Martha, die nicht sehr aufmerksam zugehört hatte, plötzlich den Erzähler mitten im Worte mit der Frage:

„Ist es Ihnen schon passiert, daß sie jemand erschlagen haben?"

„Nein, Fräulein, das ist mir noch nicht passiert, wir sind Leute von Art, genügsam, und wenn wir unserem Gegner ein Stück seiner Nase berauben, sind wir zufrieden; wir vertragen uns beim Glase ebenso fröhlich, wie wir in Streit geraten."

„Nun, wenn es aber gälte, Ihre Ehre, Ihr Leben, Ihr Glück zu verteidigen, würden Sie es dann vollbringen" unterbrach ihn Martha ungeduldig.

„O, glauben Sie mir," versetzte Hans mit einem selbstzufriedenen Lächeln, „meine Hand würde nicht zittern, und mein Auge ist dermaßen sicher, daß ich mit dem ersten Schlage das Herz des Feindes träfe."

„Wohin muß man denn zielen?"

„Hierher!" Und in Eifer geraten, knöpfte Hans seine Weste auf, erfaßte Marthas Hand und führte sie an sein feines Hemd, damit das Mädchen das Herz pochen fühlte.

Martha horchte mit so großer Aufmerksamkeit auf seine Erklärungen und warf einen so gierigen Blick auf die Stelle, wo der Schlag am wirksamsten treffen würde, daß Hans unwillkürlich in Verwirrung die Hand der Braut sinken ließ und die Weste wieder zuzuknöpfen begann, seine Erzählung setzte er nicht mehr fort, und so erreichten sie schweigend das Haus.

Erst als sie die Treppe hinaufgestiegen waren und vor der Türe standen, hinter der das Lachen des Herrn Lebentz sich vernehmen ließ, der augenscheinlich sich mit einem Gaste unterhielt, ergriff Martha die Hand ihres Verlobten und flüsterte: „Wie ich Sie liebe, teurer Hans, wie ich Sie liebe," und eilte hastig nach oben, wo sie die Türe hinter sich abschloß.

Hans blieb einige Minuten wie versteinert stehen, und dann suchte er gleichfalls sein Zimmer auf. Als er an Marthas Zimmer vorbeikam, rief er unentschlossen: „Martha, Fräulein Martha." Doch niemand rührte sich hinter der Türe.

Nicht mehr ganz unerfahren in Liebesangelegenheiten, mußte sich Hans gestehen, daß das unerwartete Geständnis ihn in große Erregung versetzt hatte, und er schritt lange in seinem Zimmer auf und ab, bevor er sich einigermaßen beruhigte und zu sich kam.

Nachdem er sich mit kaltem Wasser gewaschen hatte, nahm er ein Buch und setzte sich ans Fenster, da man in der Dämmerung noch ohne Licht gut lesen konnte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VI.

Hans legte das Buch beiseite, als es schon ganz dunkel wurde; doch blieb er sitzen, ohne die Stellung zu ändern, und blickte auf den letzten, flammenden Widerschein der hinter der Newa untergegangenen Sonne. Marthas Geständnis und die Andeutungen ihres Vaters über die Möglichkeit einer Beförderung und das ganze ungewohnte Leben in dieser wilden Residenz zwangen ihn zu angestrengtem Nachdenken, und so kam es, daß er nicht sofort antwortete, als an die Türe geklopft wurde, und als es zum zweiten Mal klopfte, öffnete er die Türe und blieb verwundert stehen, als er Herrn Lebentz in einer sonderbaren Verfassung erblickte: Die Perücke war verschoben, und der Schweiß rann ihm in dicken Perlen über das Gesicht, während er halb verlegen, halb erregt lächelte.

Herr Lebentz trat ins Zimmer, schlug hastig die Türe hinter sich zu und sagte im Flüsterton:

„Nun, mein teurer Sohn, kommen Sie, ich weiß, daß Ihnen eitle Vorurteile fremd sind, doch müssen sie mir schwören, alles auszuführen, was der heutige Abend von Ihnen fordern wird, unerschütterlich zu sein, vor nichts zu weichen und sich mir vollkommen anzuvertrauen. Denken Sie daran, daß die nächsten Stunden uns auf solch eine Höhe bringen können, von der es Ihnen niemals geträumt hat, oder auch zu Grunde richten, wenn Sie nicht entschlossen sind. Schwören Sie mir."

„Ich schwöre," versetzte Hans gleichfalls flüsternd, während er in der Dunkelheit im Gesicht des Herrn Lebentz zu lesen suchte . . .

„Nun nehmen Sie Ihren Degen, und kommen Sie mit. Gestatten Sie, ich will Sie küssen."

Hansen schien es, daß die Lippen, die ihn berührten, bebten, doch die Angst seines Wirtes verlieh ihm Entschlossenheit und Bereitschaft zu jeglicher Tat, ja sogar zum Verbrechen.

Sie stiegen ins runde Zimmer der ersten Etage hinunter. Hier brannten noch keine Lichter, und nur von den im Kamin glimmenden Kohlen fiel ein matter Schein auf die hohen Reitstiefel und die dunkle Weste eines Fremden, der im hohen Sessel saß, dessen Gesicht jedoch Hans nicht erkennen konnte.

Herr Lebentz wandte sich mit dem ihm eigenen spöttischen Ton zu dem Gast auf deutsch:

„Hier, Herr, gestatten Sie, Ihnen Herrn Wreden vorzustellen, den Verlobten des Fräulein Martha, mit ihm werden Sie es von nun an zu tun haben."

Der Fremde wandte sich im Sessel um und zischte einige Worte hervor, dann begann er deutsch zu sprechen, nicht ganz fehlerfrei und mit großer Mühe:

„Was will nun Herr Wreden?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Jetzt hängt alles von ihm ab, Fräulein Martha gehört ihm," sagte Herr Lebentz.

„Nun, verfluchte Deutsche, redet schneller, und ich will Euch alles geben, bis aufs Hemd will ich alles weggeben, nur schneller! Nun, nun . . ."

Der Fremde erhob sich. Er reichte fast mit dem Kopf bis zur Decke und wankte wie ein Betrunkener.

„Verfluchte Kräuter. Nun flink, ich sagte ja, daß ich alles . . . Ich werde Dich nicht betrügen."

Er wankte und schnob.

„Schneller, schneller, alles, mein ganzes Reich gebe ich weg."

„Das sind hübsche Späße," lachte Lebentz laut und flüsterte Hansen zu: „Sagen Sie ihm, daß Sie Martha nicht abtreten wollen."

Hans trat vor und sagte entschlossen und kalt:

„Mein Herr, Sie belieben zu scherzen. Doch es gibt Späße, die die Grenze des Anstandes überschreiten."

„Ich werde Dir . . .!" schrie der Fremde; und es folgten unziemende Flüche.

„Mein Herr, vergessen Sie nicht, mein Degen hat noch ganz andere Raufbolde gezähmt," unterbrach ihn Hans.

„Nun, was willst Du eigentlich? Ich halt's nicht länger aus. Ihr habt mich zu Tode gequält, Verruchte." Und der Fremde brach im Stuhl zusammen.

„Das Reich," flüsterte Lebentz Hansen zu.

„Das Reich," sagte Wreden mit fester Stimme und, sich über den Fremden beugend, blickte er ihm ins Gesicht. Dieses war schrecklich anzusehen, die Augen hatten sich mit Blut gefüllt, das Gesicht war dunkel und die Zähne gefletscht.

„So nehmt es," stöhnte er, „wo ist Dein Papier?"

Lebentz holte das Papier hervor, doch bevor er es übergab, sprach er feierlich: „Denken Sie daran, Herr, daß dies kein Scherz ist, sollten Sie nachher darauf verfallen, sei es durch Bitten oder Gewalt, unseren Vertrag zu zerstören, werden Sie von eben der Macht, von deren Kraft Sie, hoffe ich, sich überzeugt haben, mit dem Tode bestraft werden, und wogegen Sie keine irdische Gewalt schützen kann. Denken Sie daran."

„Schon gut, ich weiß es," versetzte der Fremde.

Lebentz setzte die Brille auf und las die letzten Worte des Vertrages vor: „Im Falle ich dies alles nicht erfülle, will ich mich in die Hände des Lucifer, das ist des Teufels, geben, will des bösen Todes sterben und die Seele den ewigen Gewalten ausliefern. Dies will ich heilig halten. Amen."

Lebentz übergab dem Fremden Papier und Feder, und über die Lehne des Sessels gebeugt, konnte Hans deutlich sehen, wie der Fremde mit steilen, lateinischen Buchstaben unterzeichnete: „Petrus."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebentz faßte Hansen unter und führte ihn auf die Treppe, wo er ihm zuflüsterte:

„Bringen Sie das Fräulein da hinein, Sie müssen sie zwingen, zu kommen und sich nicht zu widersetzen. Sie ist eine überspannte Dirne, geben Sie acht, daß sie uns nicht zugrunde richtet. Ich weiß, sie hat ein Messer, das müssen Sie ihr wegnehmen." Und nach diesen Worten eilte er die Treppe hinauf nach seinem Kabinett. Hans folgte ihm langsam.

„Fräulein Martha, öffnen Sie," klopfte er an ihre Türe.

Die Türe wurde sofort geöffnet. Martha stand vor ihm mit aufgelöstem Haar (Hans bemerkte zum ersten Male dessen goldigen Schimmer) im weißen Kleide, mit einem Licht in der Hand.

„Teurer Hans, wie ich Sie liebe," rief sie, den Leuchter fallen lassend, und die Arme weit ausbreitend, umschlang sie Hansen.

„Fräulein, ich bin gekommen, Sie zu holen," sagte Hans mit dumpfer Stimme, indem er sich sanft ihrer Umarmung, die ihn brannte und mit tiefer Erregung erfüllte, entzog.

„Ich gehe nirgends hin, ich liebe Sie, und lieben etwa Sie mich nicht, mein herrlicher Ritter, mein Bräutigam . . ."

„Ich bin gekommen, Sie zu holen."

Martha schwieg.

„Im Namen Ihrer Liebe zu mir," sagte Hans.

„Im Namen meiner Liebe," flüsterte das Mädchen.

„Ich komme," sagte sie dann laut, zog mit einer entschlossenen Bewegung einen dünnen, langen Dolch hervor, den sie auf die Erde schleuderte, und ging die Treppe hinunter. Hans folgte ihr. Er öffnete die von Lebentz angewiesene Türe, führte das Mädchen in ein großes Zimmer, in dessen Mitte unter einem Baldachin ein breites Bett prangte. Nachdem er Martha im dunklen Zimmer zurückgelassen hatte, trat Hans in das runde Speisezimmer. Peter saß noch im Sessel.

„Bitte sehr," sprach Wreden mit kalter Stimme.

Peter erhob sich und trat wankend und schwer atmend auf die Türe zu. Hans öffnete die Türe vor ihm und schloß sie gleich hinter ihm.

Aus dem Nebenzimmer drang kein einziger Laut. Erst nach einer Weile erscholl ein absonderlicher, irrsinniger Schrei, auf den hin Hans unwillkürlich einen Schritt vorwärts tat, doch besann er sich, wankte und warf sich in den Sessel.

Schon waren die Kohlen im Kamin verglommen, Hans saß noch immer unbeweglich, und im Zimmer war es still. Endlich regte es sich da drinnen, eine Tür wurde zugeschlagen, und jemand rannte hastig die Treppe hinauf. Da Hans der Warnung seines Wirtes sich erinnerte, den Gast zu schützen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steckte er ein Licht an und trat in das anliegende Zimmer. Auf dem Bette lag mit ausgebreiteten Armen, in den schmutzigen Reitstiefeln, mit der offenen, haarigen Brust und zerwühltem Haar der Kaiser. Er schnarchte. Hans führte das Licht an das Gesicht, doch der Schläfer schlug die schweren, blauen Lider nicht auf. In diesem Augenblick zeigte sich in der andern Türe das weiße Kleid Marthas.

„Was wollen Sie tun?" rief Wreden und ergriff sie bei der Hand.

„Lassen Sie mich. Ich erschlage ihn, und alles wird vergessen sein. Wir wollen weit fort von hier, ja, ja," flüsterte sie. Wreden ließ ihre Hand los. Sie blickte einen Augenblick lang den Schlafenden an, dann wandte sie sich zu Wreden; in ihren Mundwinkeln stand Schaum, ihre Augen glänzten, das Kleid war zerrissen, die Arme und der Hals entblößt.

„Wo trifft man am besten?" flüsterte sie mit irrsinnigem Lächeln. „Ja, hierher."

Sie führte Ihre Hand an Wredens Brust, horchte einige Augenblicke, wie das Herz schlägt. Plötzlich riß sie die Hand los, und mit der anderen stieß sie den dünnen, langen Dolch ihm gerade ins Herz. Ohne Schrei brach er zusammen, während sein Blut, hoch aufspritzend, das Licht auslöschte, das er noch fest in der Hand umklammert hielt.

Der auf dem Bette Schlafende schnarchte und brummte durch die Zähne hindurch: „Preobrashensker, her zu mir!"

Der Urlauber

Von Heinrich Hutter

Sieg und Höchstpreis schwanken heftig,
Und ich seh kein Ende nicht,
Alle Herzen sind geschäftig
Und auf Kriegsgewinn erpicht,
Halalo und hilala.

Heidelbeer und Haselnüsse
Schützt die Habsucht vor Verderb,
Liebe mit und ohne Küsse
Steigt im Preis und Wettbewerb,
Halalo und hilala.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schatz, schlag ein! Wir machen Kippe:
Jeder Kuß sei dein und mein
Und es wird die stumme Lippe
Ein beredter Fürsprech sein,
Halalo nnd hilala.

Gib mir deine Rosenwange,
Eh' die meine blaß und fahl,
Hole nach . . . Es ist auf lange
Und vielleicht zum letzten Mal,
Halalo und hilala.

Goldausgleich.

Die gegenwärtig erstrebte Verbesserung unserer Zahlungssitten, die Erziehung zum „bargeldlosen Zahlungsverkehr" berührt in ihrer ursprünglichen Tendenz den Kern nationaler Geldwirtschaft in einer Weise, daß jedes naiv wirtschaftliche Individuum, das die von der Presse, den Handelskammern, den Großbanken, neuerdings auch von der Reichsbank an die Oeffentlichkeit gerichteten Ermahnungen vernimmt, auf jeden Fall eine Ahnung erhält, in welch entscheidender Weise die Zahlungsform den nationalen Kredit beeinflussen kann. Wir wirtschaften heute, soweit der Reichsbankgiro- und Postscheckverkehr außer Betracht bleibt, mit einem staatlichen Kapital von Vertrauen zu unseren Depositenbanken und Sparkassen; wir empfehlen die „cartale" Zahlungsform (um mit Knapp zu reden) als eine Nutzung dieses Vertrauens zu Gunsten der Notendeckung; aber im Hintergrund dieser praktischen Bestrebungen liegt doch der alte Gegensatz zwischen Zahlung und Verrechnung, der in England schon seit Jahren durch den Ausbau des Clearing-Verkehrs beseitigt ist, den wir selbst durch die Einführung des Postkartenschecks überwunden glaubten und der sich doch gerade in diesem Krieg in der Zurückhaltung von Goldgeld durch Private wieder in seiner grob-metallistischen Form unrühmlich gezeigt hat.

Abgesehen von den sehr nützlichen Ermahnungen zur Beschränkung von Barzahlungen dürfte es aber doch auch recht wertvoll sein, die in früheren Jahren aufgestellten weltwirtschaftlichen Theorien über die Möglichkeit eines internationalen Ausgleichs sich an den Erfahrungen dieses Krieges zu vergegenwärtigen. Wir kommen dabei auf die Probleme, um deren Lösung sich die Wirtschaftskonferenzen der Entente im Grunde stets bemühen, wenn auch handelspolitische Fragen des Warenverkehrs in den Vordergrund geschoben werden. Der Gedanke gegenseitiger Goldaushilfe seitens der Zentralnotenbanken, den Herr Luzzati schon vor 1914 hitzig vertreten hat, bewegt tatsächlich heute wieder äußerst lebhaft die Gemüter aller Staatsbanken, die zur Bank von England in einem mehr oder weniger angenehmen Kundenverhältnis stehen.

Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Goldsendungen waren in Friedenszeiten das normale Mittel zu einem mechanischen Währungsausgleich. Die Mengen, die von Staat zu Staat versandt wurden, regulierten die durch den Warenverkehr entstehenden Schwankungen. Daß Goldaushilfen zwischen befreundeten Staaten (Frankreich und England, Oesterreich und Deutschland) vorkamen, beweist aber aufs deutlichste, welchen politischen Wert man der durch Golddarlehen bewirkten Entspannung immer beimaß. In dieser Funktion war das Gold in erster Linie nicht Notendeckung, sondern Kriegsschatz und jede auf ein „Weltclearing" gerichtete Bestrebung wie die Bemühungen um den ewigen Frieden mit dem Stigma politischer Kurzsichtigkeit gekennzeichnet. Die Notenbank soll — das haben französische Stimmen am eindringlichsten betont — ein politisches Werkzeug der Regierung bleiben und ihr Goldschatz in seiner Verwertung politischen Einflüssen gehorchen.

In diesem Leitsatz charakterisiert sich der Abschluß, den alle Ausgleichsideen durch den Weltkrieg gefunden haben. Wenn Ostwald vor dem Krieg die Weltwährung empfahl, das heißt alle Währungssysteme auf die Einheit des Gramms Gold bringen wollte, so hat diese kuriose Vorstellung ja nirgends über den Kreis der „monistischen" Sekte hinaus irgendwo ernsthafte Beachtung gefunden; wohl aber hat es nicht an gut begründeten Versuchen gefehlt, durch die Ausbildung des „Zertifikats" als internationales Ausgleichsmittel die häufigen kostspieligen und volkswirtschaftlich jedenfalls nutzlosen Goldtransporte zu ersetzen.

Das Zertifikat wäre in seinem Wesen eine vollgedeckte Banknote, d. h. ein Ausweis über effektive Goldbestände, welchem somit der Charakter der tatsächlichen Goldzahlung zuzumessen wäre. Es sollte immer dann zur Verwendung kommen, wenn eine in der tatsächlichen Lage des Güterverkehrs nicht begründete Entwertung der Währung, also eine vorübergehende krisenhafte Erscheinung vermutet wird. Natürlich mußten die Befürworter dieses Ausgleichsmittels zunächst eine internationale Verständigung hierüber erstreben; ein wenn auch noch so loser Zusammenschluß der Zentralnotenbanken war für die Durchführung der Idee nicht zu entbehren. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Grundgedanke, in solchen Goldzertifikaten ein Mittel zu besitzen, um der Arbitragespekulation wirksam entgegenzutreten, für Praktiker sehr viel verlockendes hatte; er ist auch hauptsächlich von Bankiers verteidigt worden. Im Hintergrund liegen aber auch hier die Schwierigkeiten der Deckung verborgen: wo wäre der Fonds anzusammeln und zu verwalten, als dessen Vertreter sich die Zertifikate einführen, wie wäre er vor politischen Zugriffen zu sichern? Auch das Zertifikat kann nicht über die Tatsache hinweghelfen, daß die in den Wirtschaftswerten ruhenden Mächte sich nicht rechnerisch ausgleichen, sich nicht in einem Clearing auflösen lassen, weil sie eben auf dem Papier nicht meßbar, nicht vergleichbar sind.

Die gemachten Vorschläge haben gewiß ihr Gutes, weil sie dem Wirtschaftsleben Wege zur Verständigung, Mittel zur Vermeidung von Erschütterungen gewiesen haben; in diesem Sinn werden sie ihren Wert auch nach dem Krieg, trotz aller Wirtschaftsprogramme der Verbandsstaaten behalten. In die nationale Rechnung, die wir für kommende Friedensjahre heute zunächst aufstellen müssen, können wir sie nicht aufnehmen. Die Besserung der Zahlungssitten, an der wir arbeiten, wird den Grundlinien des vor Jahren von Knapp in seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Staatlichen Theorie des Geldes" entworfenen Programms folgen müssen. Die heute wieder einmal „knappe Golddecke" wird gestreckt werden müssen durch die Verminderung des Notenumlaufs, d. h. durch die breiteste Verwendung des Verrechnungsschecks. Parallel damit gehen die Bemühungen der Großbanken und eine Erleichterung im Verrechnungsmodus; wenn wir heute immer noch kein Clearinghous haben, so werden wir es schaffen müssen und die Reichsbank kann sich der dankenswerten Aufgabe, hier helfend einzugreifen, nicht länger entziehen. Die Stellung unserer Währung im internationalen Markt nach Friedensschluß ist bedingt durch die Verbesserungen, welche wir in der Geldverfassung des Reiches jetzt, während des Krieges, rechtzeitig noch erzielen. In diesem Sinn kann die bisweilen mit allzuviel abergläubischer Geheimniskrämerei erörterte Frage der Rohstoffversorgung nur volkswirtschaftlich gelöst werden. Die weltwirtschaftlichen Resultate werden wir als Lohn der Mühe ansehen dürfen.

Bernhard Ihringer

Zur Sprachreinigung

Die Papiernot hat, scheint es, auch Gutes; sie befördert die Bemühungen, den Sprachstil des behördlichen Amtsverkehrs von dem geschichtlichen Wust zu entlasten. Man soll knapp und sachlich reden. Die vernünftigen Beamten sind gottfroh, daß sie seit ein paar Jahren schon ihr eigenes Deutsch schreiben dürfen, die andern freilich unglücklich, daß sie bislang mit den Schnörkeln und Formeln ihre Blöße decken konnten.

Vom Krieg erwarten viele Leute eine mannigfach reinigende Wirkung, besonders auch für die Sprache. Der amtliche Kampf gegen das Fremdwort hat ja einen Haufen von Seltsamkeiten gebracht; immerhin, wenn die Sprache größere Sauberkeit erhält, kanns nur recht sein. Wenn wir gegenwärtig mehr als früher Wiener amtliche Schriftstücke lesen, dann ist uns ja das Böse der alten deutschen Kanzleisprache wie Anekdoten aus der alten Zeit entgegengesprungen.

Bloß soll man nicht nur das für ein Fremdwort halten, bei dem die fremde Abstammung von unserer Sprache nicht oder nicht mehr verarbeitet wurde. Mir erscheint z. B. die Bildung „Allerhöchstsein . . ." in der deutschen Sprache mindestens so sehr ein Fremdkörper als etwa das Wörtlein „Devot".

Es ist merkwürdig: diese Sprache ist wegen der Fürsten da, die Fürsten selber sind aber in der glücklichen Lage, selber ein unverkünsteltes gutes Deutsch, je nach ihrer Art, sprechen zu dürfen. Das konnte man jetzt öfters beobachten. Wenn etwa der Kaiser zu den Siegern vom Skagerrak sprach oder bei Hindenburg, so war das frisch, unmittelbar und unverkünstelt; wer ihm aber antwortete, mußte seine Empfindungen in formelhafte Wortgetüme einpacken, daß man beim Lesen ordentliche Mitleidsgefühle für ihn und für die von einer toten Ueberlieferung vergewaltigten Sprache spürte.

Das ist keine „demokratische" Kleinigkeitskrämerei. Die demokratische Welt hat gerade so wie die höfische ihre Formen und Formeln; in den sozialdemokratischen Kundgebungen spricht man z. B. einen sehr bestimmten und sehr verfilzten Jargon, der längst für einen Philologen reif geworden ist. Es handelt sich darum, unser Deutsch (und mit ihm unsere Gesinnung) einfacher, reinlicher und würdiger zu machen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum ich das aber schreibe, ist, um einen Vorwand für den Abdruck einer schönen Stelle bei Jakob Grimm zu haben. An dem Tag, da ein Fürst in der Sprache eines Hofbeamten „Allerhöchst seinen Wunsch auszusprechen geruht" hatte, las ich zufällig die prachtvolle Akademierede, die der große Forscher im Jahre 1847 „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache" gehalten hat (Abgedruckt in den Kleineren Schriften bei Meyer und Jessen in Berlin). Dort heißt es:

„Weil aber das Widernatürliche an der Stelle, wo es begonnen hat, selten einzuhalten pflegte, sondern um sich zu greifen trachtet, so ist auch allmählich unter uns für die Anrede unserer Fürsten und Könige eine aufgedunsene Ausdrucksweise der Höflinge und Geschäftsleute eingerissen, wie sie kein einziges anderes Volk in Europa angenommen hat. Mit Einführung griechischer oder römischer Zeremonie schien für die Mächtigen der Welt die letzte Staffel auf der Leiter solcher äußerlicher Ehre lange noch nicht erreicht; anfangs walteten alle Titel der Majestät bloß in lateinischer Kanzleisprache, die zum Volk nicht so schnell vordringen konnte. Bei den Dichtern unseres Mittelalters bis ins dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert hinab ist noch keine Spur, daß einem König oder Fürsten, so häufig sie angeredet werden, jemals der Name Majestät oder Durchlaucht beigelegt wäre. Diese Titel waren und klangen zu uns deutsch, wie gangbar schon lange Zeit der Ausdruck durhliohtan für translucere, durhlinhtic für illustris gewesen war. Erst die an sich heilsame Anwendung deutscher Sprache für Urkunden, welche im dreizehnten Jahrhundert hin und wieder begann, im vierzehnten und fünfzehnten allgemein ward, scheint das Uebersetzen lateinischer Kanzleiformen nach sich gezogen und dem hergebrachten deutschen Ausdruck Gewalt angetan zu haben. An Karls IV., wenn ich nicht irre, wenigstens an Friedrichs III. Hof mochte sich der deutsche Titel Majestät volksmäßig festsetzen; zu Maximilians Tagen begegnen wir ihm allenthalben, und für den Kaiser, als den ansehnlichsten aller europäischen Fürsten, pflegte man den Superlativ gnädigster und durchlauchtigster, der an sich schon die volle Potenz dieser Begriffe erreicht, noch durch Voraussetzung des Genetiv Pluralis aller d. i. omnium zu erhöhen, wie wir von altersher auch allerliebst, allerteuerst, allerletzt sagen. Von dieser Zeit an findet sich allerdurchlauchtigster in der Anrede des Kaisers und bald auf die Könige erstreckt, jetzt auch auf die der übrigen Fürsten, welche, ohne König zu heißen, königliche Ehre in Anspruch nehmen, so daß der einschränkende Begriff des Worts durch seine ausgedehnte Anwendung in sich aufgehoben scheint. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunders tat nun die höfische Sprache noch einen Schritt, indem sie neben dieser Anrede und nicht bloß in dieser Rede, sondern auch, wenn von dritter Person gesprochen und erzählt wird, das einfach persönliche und relative Pronomen, wo es sich auf Fürsten bezieht, zu gebrauchen scheut, ohne es mit dem Vorsatz höchst und allerhöchst zu verbinden und gleichsam dadurch zu verschleiern; Pedantischeres und Steiferes kann es nicht geben. Unsere Hof- und Geschäftssprache ist dahin gebracht, daß sie im Angesicht und im Kreis der Fürsten nirgends mehr natürlich reden darf, sondern ihre Worte erst in die verschlingenden Fäden unablässig wiederholter und schon darum nichtssagender Präfixe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Superlative einzuwickeln gezwungen ist. Alle daraus entspringenden Redensarten wären geradezu unübersetzbar in die französische oder italienische Sprache, welche, nachdem einmal die Majestät angeredet ist, immer einfaches elle oder ella folgen lassen; das kann uns den Prüfstein für unseren Mißbrauch abgeben. Sonst in Europa haben lediglich die vom deutschen Zeremoniell angesteckten Höfe in Holland, Dänemark oder Schweden, mehr oder weniger genau, hoogstdezelve, allerhöjstdensame, allernädigt nachgeahmt. Gewiß aber würde die Weisheit des Fürsten gepriesen, der seine Aufmerksamkeit auf den Ursprung und Zweck dieses leeren, seiner selbst wie unseres Sprachgenius unwürdigen, eher chinesischen als deutschen Gepränges richtend, es auf immer verabschiedet und die treuherzigen Anreden und Grüße unserer Vorzeit, soviel es noch angeht, zurückholt."

Und in einer Anmerkung zu diesen Sätzen meint Jakob Grimm:

„Solch ein Beispiel würde auch darum eine Wohltat sein, weil es von oben herab wirkend die in endloser Abstufung gültigen eitlen Höflichkeiten unter allen andern Ständen abschaffen und der einfachen Sprache wieder Luft machen könnte; wie ist der heutige Briefstil durch die unnützesten Ausdrücke der Ergebenheit und des Gehorsams, durch unabläßliges Anmuten der Geneigt-, Hochgeneigt- und Hochgeneigtestheit allenthalben angeschwellt, und in dieser üblen Sitte tun wir Deutschen es wieder allen übrigen Völkern zuvor. Viel schöner ist, wenn es darauf ankommt, wirklich ergeben zu sein und zu gehorchen, als die Gesinnung immer nur im Munde oder in der Feder zu führen."

Vor bald siebzig Jahren sind diese Worte geschrieben worden. Wirkung haben sie keine gehabt. Sollte unsere Zeit nicht den weisen und wohltätigen Fürsten wecken, der die deutsche Sprache in der Würde ihrer natürlichen Freiheit wieder herstellt?

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Türken und unsere Orientierung

Von Dr Ernst Diez (Wien)

I

Wenn wir uns ganz ruhig und kaltblütig die Frage vorlegen, was wir denn „eigentlich" von den Türken, unsern Kampfgenossen für eine künftige euroorientalische Weltpolitik, wissen, gibt es nur eine ehrliche Antwort: Nichts! Denn mit unseren, durch Broschüren der Kriegszeit vielleicht etwas erweiterten, in die Allgemeinheit gedrungenen Kenntnissen der Realien des modernen osmanischen Reiches und seiner Gesellschaft sind wir doch der Erkenntnis der türkischen Volksseele um kein Haar näher gekommen. Dazu würde uns selbst eine tiefer gründende Bekanntschaft mit den Osmanen und ihrer Geschichte nicht verhelfen können, ebensowenig wie wir von den Schwaben oder Franken allein ausgehend zur Kenntnis unseres ganzen deutschen Volkes fortschreiten könnten. Sind doch wie diese auch die Osmanen nur ein Ast am Baume eines großen Volkes, das wir erst in seiner Ganzheit, mit seinem historischen Gesamtwillen erfassen müssen, um den einen Stamm, der heute, schon halb zum Kulturvolk umgewandelt, an unserer Seite kämpft und Großes leistet, richtig beurteilen zu können. Aber gerade von dieser Ganzheit haben wir keine Vorstellung. Den Baum, von dem da ein Ast scheinbar abgeschnitten sein eigenes Leben führt, kennen wir nicht. Die historische Kontinuität nach rückwärts bis zu den ersten historisch greifbaren Anfängen der Turkvölker sehen wir nicht.

Das ist doch sonderbar! Hier scheint irgend etwas nicht zu stimmen. Sollte da in unserem Wissenschaftsbetrieb ein Organisationsfehler vorhanden sein, der bis jetzt nicht bemerkt wurde, und der sich nunmehr geltend zu machen beginnt? Denn das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

versteht sich ja von selbst. Was die offizielle Wissenschaft nicht darlegt und zur Schulwissenschaft macht, kann das Volk nicht erfahren. Ihr verdanken wir es, daß wir mit Homer und Cäsar auf Dufuß stehen und daß wir die alten Egypter, Babylonier, Assyrer und Perser recht gut kennen. So weit hat uns die Schulwissenschaft geführt, so weit ließ sie uns kommen und damit basta! Das war unsere bisherige „Orientierung", mit der wir uns zufrieden geben mußten und doch wahrhaftig zufrieden geben konnten, denn zum Zeichen, daß sie gut ist, steckte man ihr jüngst noch einen Strahlenkranz hinter das Haupt: „Ex oriente lux"!

Wie weit reicht nun dieser Orient, unser Orient? Nun, wie gesagt, bis Babylonien. In Babylonien ging unsere Sonne auf. Bis dorthin reichte unsere „Welt" als geschlossener Länderkomplex, deren jedes einzelne intensiv und mit Hingabe bebaut wurde. Was dahinter liegt, war für uns doch mehr oder weniger nur ein großer weiter Fleck, aus dem höchstens einige unsicher begrenzte Inseln des Geistes hervorstachen, etwa Indien und China. So weit reichte aber auch schon der „Orbis terrarum" des alten Ptolemäus. Bis Babylonien stimmte seine Karte überraschend gut, darüber hinaus waren seine Vorstellungen von der Welt — topographisch wie geistig — vage, um schließlich völlig in Nebel zu zerfließen. Somit stehen wir heute — freilich nicht topographisch, wohl aber mit unserer Vorstellung von der Weltkultur und ihren Zusammenhängen — ungefähr ebenso weit, wie der gute Ptolemäus und seine Zeitgenossen!

So keck dieses Urteil erscheinen mag — es beruht auf keinem Kurzschluß. Es ist so, es läßt sich auch sehr leicht beweisen, ja es erscheint sogar ganz selbstverständlich, sobald wir uns vor Augen stellen, woraus unsere Schulwissenschaft schöpft, und wie weit sie geht. Sie schöpft aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern und geht mit ihnen genau so weit, wie die Zeitgenossen des Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Christus, nämlich bis zu den Grenzen des einstigen römischen Welt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reiches. Damit begnügt sie sich, weiter geht sie nicht; sie interessiert sich nur für die Kulturentwicklung der Mittelmeerländer und ihrer sie bedingenden unmittelbar dahinter liegenden alten Kulturländer, für die entfernteren Kulturen interessiert sie sich nicht. Mit einem Wort: Wir sind „klassisch" gebildet.

Ein Beispiel zu meiner Rechtfertigung für die, die da glauben, daß ich übertreibe. Wer kennt den Namen Asoka? Mit Ausnahme der gelehrten Historiker niemand! Wer war nun Asoka? Nun wohl, er war ein Mann, der auf die Geisteskultur jedenfalls einen ganz anderen, einen viel tiefer greifenden Einfluß genommen hat, als etwa die Herren Salmanassar, Nebukadnezar, Ptolemäus Lagi und viele andere, die jedes größere Schulkind kennt, ein König in Indien im dritten Jahrhundert vor Christus, der den Buddhismus zur Staats- und damit zu einer Weltreligion machte, die tausend Jahre lang fast ganz Asien beherrschte und auf die Entstehung und Entwicklung des Christentums und des Islam, wie überhaupt auf den Gang unserer westlichen Geisteskultur eine sehr wesentliche, freilich noch kaum erkannte und gewürdigte Wirkung ausübt. Er steht mit seiner Bedeutung für die Weltgeschichte neben Konstantin dem Großen. Trotzdem kennt ihn Niemand. Dieses einzige Beispiel dürfte genügen. Aber freilich, was ist für uns der Buddhismus? „Heidentum"! Wir sind gut klassisch und gut christlich gebildet — das hat uns zu genügen.

So also steht es mit unserer „Orientierung". Nun wird es auch ohne weiteres klar, warum wir von den Turkvölkern, von den Turaniern nichts wissen, da uns doch die Kenntnis der Geschichte und Geisteskultur der Indo-Arier, also unseres eigenen Urvolkes abgeht. Wir können wohl den griechischen Baustil und haben sein System bis auf den Zentimeter nachgemessen und nachgeahmt, aber um den indoarischen Baustil, von dem heute noch prächtige Denkmäler in Kaschmir stehen, kümmern wir uns nicht; wir kennen die Ilias, Odyssee und Aenaide, aber die Veden und das Mahabharata ertönen uns nicht. Kurz, wir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind meinetwegen „okzidentiert", aber orientiert — nein, das sind wir noch lange nicht.

Nach dieser notwendigen Einleitung, die den Zweck hat, die Bildungsbasis einzugrenzen, auf der stehend wir bisher unsere Weltanschauung aufbauen konnten, kehren wir zum vorgesetzten Thema, zu den Türken zurück. Daß sie für unsere Orientierung erst weit nach den Indern und nach den Chinesen in Betracht kommen, unterliegt keinem Zweifel. Sie sind nämlich im Gegensatz zu jenen nie schöpferisch gewesen, sie haben unsere Geisteskultur nicht durch eigene Werke bereichert. Allein, sie spielten auf anderen Gebieten eine wichtige Rolle, einmal als Welteroberer und Staatengründer, dann als Vermittler und Förderer der vorhandenen Kulturen. Sie brachten Indisches und Chinesisches nach Persien und weiter nach Westen, sie bildeten also die Brücke vom Westen zu den beiden scheinbar so isolierten Kulturen des Ostens, zur indischen und chinesischen und das Studium ihrer Kultur führt auch uns heute noch zu den genannten östlichen hinüber und bringt uns zur Entdeckung von Aehnlichkeiten und Zusammenhängen, enthüllt uns eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die auch unsere herkömmliche Weltanschauung in ihr Gliederwerk zu ziehen und ihre bisherige isolierte Herrlichkeit zu nehmen scheint.

Doch die völlige Erkenntnis dieser Zusammenhänge und noch mehr ihre allgemein brauchbare Zurechtmachung liegt noch im weiteren Felde. Sie werden uns eher im Frieden interessieren. Zunächst kämpfen wir. Daher wollen wir auch in erster Linie die soldatische und politische Vergangenheit der Turkvölker kennen lernen. Und diese ist wohl auch die wichtigere, denn sie bildete die Voraussetzung für alle ihre kulturellen Taten, und sie mag uns mit Recht mehr interessieren, denn hier liegt *ihre Schöpferkraft*. Als Soldaten, Organisatoren und Staatsmänner waren sie durchaus originell, einzigartig, ohne Vorbild, kurz — schöpferisch. Sie waren die Römer des Ostens.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und damit zupfen wir wieder am Zopf unserer historischen Bildung. Wären es Asiaten, die sich nur mit anderen Asiaten gerauft hätten, dann könnten wir ja über diese Kriege getrost hinwegsehen. Aber auf Asien beschränkten sie sich nicht, sondern gingen auf Europa über; sie gingen auf u n s los und waren die einzigen Asiaten, die uns überhaupt je gefährlich geworden sind. Weder Perser noch Araber haben uns je etwas getan. Wohl aber warfen uns die „Sarazenen" (d. h. Türken) als Kreuzfahrer aus Syrien hinaus, dann kamen die „Tataren" oder „Mongolen" (d. h. wieder Türken) und eroberten ganz Osteuropa bis zur Linie Budapest-Warschau, endlich kamen die Osmanen, u n s e r e Türken und drangen gar bis Wien vor. (Nicht zu reden von den vorislamischen Turkvölkern, die Europa besuchten und sich hier — wie unsere lieben Magyaren — dauernd niederließen.)

Mit allen diesen Turkvölkern haben wir gekämpft, wir haben sie gefürchtet, haben vor ihnen gezittert — aber studiert haben wir sie nicht. Was wir an den Römern bewunderten und bis an die Wurzeln zu erfassen suchten, das nahmen wir bei den Türken als etwas ganz selbstverständliches, wie ein Fatum hin: Ihre Eroberung der Welt! Wir fragten nicht nach ihrer Vergangenheit und kümmerten uns nicht um die Wurzeln einer so unerhörten Stoßkraft, die doch weitblickende Organisation, erstklassige militärische Disziplin und staatsmännisches Geschick voraussetzt. Oder war es wirklich nichts als religiöser Fanatismus und Selbstberauschung durch Allah-Geschrei, mit dem man damals die Welt erobern konnte? Nein! Diese Faktoren waren damals gewiß eben so wenig maßgebend wie heute.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Das Ringen der Geister im Sozialismus

Von August Winnig (Hamburg)

Vor einiger Zeit hat jemand das grausame Wort geprägt, der bisher einzige Besiegte im Weltkriege sei der Sozialismus. Ein sehr schiefes Bild. Der Sozialismus ist so sehr besiegt, daß die Regierungen und Kommunalbehörden in immer wachsendem Umfange das Prinzip der sozialen Organisation dem Wirtschaftsleben dienstbar machen müssen!

Der Sozialismus ist *als Wirtschaftsprinzip* nicht nur nicht besiegt, sondern er hat sich im Gegenteil zum ersten Male, und als das freie Spiel der Kräfte uns mit dem Untergange bedrohte, glänzend bewährt. Das Prinzip der sozialen Organisation hat die Nation gerettet. Etwas anderes ist es mit dem Sozialismus als *politischer Willensrichtung*. Legt man hier den Schwerpunkt auf den Grundsatz der Internationalität, auf den Gedanken der internationalen Abrüstung und Verständigung und der Herausbildung eines internationalen Rechts, so trifft allerdings zu, daß diese Prinzipien nicht stark genug waren, um sich im Völkerleben durchzusetzen. Aber gerade sie waren als *sozialistische* Prinzipien nicht unbestritten, und in der Tat sind sie bei weitem älter als der von Marx und Engels zur Wissenschaft erhobene Sozialismus und wurden und werden noch heute auch von nichtsozialistischen Kreisen eifrig propagiert. Immerhin fanden sie vor dem Kriege ihre stärkste Stütze in den sozialistischen Parteien. Die Katastrophe, die sie ereilt, hat auch die sozialistische Parteiorganisation in schwerste Mitleidenschaft gezogen. Der Internationalismus war die richtungweisende Achse im weltpolitischen System des Sozialismus; sein Versagen mußte das ganze sozialistische Parteiwesen empfindlich erschüttern. Was sich heute im deutschen Sozialismus vollzieht, ist eine geistige Revolution, wie sie gleich gewaltig nie eine Partei erlebt hat. Noch ist ihr Ausgang nicht abzusehen, aber es arbeiten sich nun schon immer deutlicher die in ihr tätigen Kräfte und Strömungen heraus.

Ein auch nur flüchtiger Blick auf die Gruppierung der führenden Köpfe läßt erkennen, daß die frühere Trennungslinie, die Radikale und Reformisten voneinander schied, nicht mehr besteht oder doch zumindest stark durchbrochen ist. Ehemalige Wortführer der Reformisten stehen auf der Seite der Gegner der Fraktionspolitik, frühere Radikale gehören heute zu deren eifrigsten Vertretern. Das mag auf den ersten Blick befremden, erklärt sich aber ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

natürlich und zwanglos: vor dem Kriege bestimmte sich die Gruppierung nach der Stellung zu den Fragen der inneren Politik; die Stellungnahme zur Kriegspolitik der Partei erfolgte im Hinblick auf die weltpolitischen Gesichtspunkte.

Die Fragen der Weltpolitik lagen der deutschen Sozialdemokratie immer etwas fern. Man begnügte sich zumeist mit der einfachen Formel, daß die international verbundenen Genossen in ihren Ländern gegen Rüstungen und Kriegshetzer zu kämpfen hätten und daß im übrigen das Selbstbestimmungsrecht der Völker die Richtschnur für die weltpolitische Orientierung sein und bleiben müsse. Die großen Streitfragen der Weltpolitik beachtete man nur nach dem Grade der Gefahr, die sie für den Frieden bedeuteten. Vorgänge von äußerster Wichtigkeit, wie z. B. die Aufteilung Persiens durch England und Rußland, ließen die Masse der Partei unberührt; der Streit um Marokko beschäftigte die Presse nur wegen der Kriegsgefahr, die er in sich barg. Wohl fehlte es nicht an Stimmen, die auf die Bedeutung dieser Fragen hinwiesen; so bemühte sich Kurt Eisner lange, der Partei ein größeres Interesse für die äußere Politik einzuhauchen, ohne jedoch nennenswerten Erfolg damit zu haben; seine Schrift über den ersten Marokkostreit: „Der Sultan des Weltkriegs" blieb ganz unbeachtet und ohne Wirkung. Neben Eisner war Max Schippel bemüht, die Aufmerksamkeit der Partei auf die Fragen der Weltpolitik und Weltwirtschaft zu lenken, aber er blieb ebenso wie der Wiener Leuthner ein Prediger in der Wüste. Diese Indifferenz gegenüber der Weltpolitik hatte wohl ihre guten Gründe. Die Partei hatte in der inneren Politik so sehr alle Hände voll zu tun, daß ihr einfach die Kräfte und der Sinn für die Beschäftigung mit diesen oft so überaus komplizierten Fragen fehlten. Aber diesem äußeren Grunde gesellte sich ein innerer: Was sollte man denn zu diesen Fragen anders sagen, als was man bei jeder Gelegenheit sagte: Kinder, vertragt euch, stiftet kein Unheil, laßt die Finger von solchen heißen Sachen, die euch doch gar nichts angehen! Was sollte man anders sagen? Hätte man sich in die einzelnen Gegenstände vertieft, so hätte man schließlich doch bald gefunden, daß die Interessen der Mächte hier oder dort so aufeinanderprallten, daß ein schiedlich-friedliches Vertragen nicht möglich wäre, daß es sich hier um Machtfragen handelte, denen gegenüber das gütliche Zureden glatt versagte. Da wäre man aber mit dem Versöhnungslatein am Ende gewesen. Es fehlte der Sozialdemokratie einfach die innere Freiheit und Kraft, um sich mit diesen Problemen auseinanderzusetzen. In den letzten Jahren vor dem Kriege erhob sich eine kleine Gruppe jüngerer Schriftsteller, die die Fragen der Weltpolitik keck und herzhaft angriff. Sie erkannte den tödlichen Ernst der Dinge und wurde nicht müde, immer und immer wieder zu fordern, daß sich das Proletariat der Welt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politik bemächtige und sich zu ihrer Lösung rüste. Die Lösung aber hieß: Revolution. Auf der Gegenseite forderte Gerhard Hildenbrand die aktive Unterstützung der offiziellen weltpolitischen Pläne. Die Partei entfernte sowohl Hildenbrand wie sein Gegenspiel, den Polen Sobelsohn, aus ihren Reihen und ging ins Basler Münster, um dort mit den französischen Freunden gemeinsam für den Frieden zu demonstrieren.

So stand die Partei dem Ausbruche des Krieges in theoretischer Ratlosigkeit gegenüber. Ihre praktische Haltung entsprang nicht grundsätzlichen Erwägungen (wer wäre in jenen Stunden zu solchen fähig gewesen?), sondern dem stürmisch auflodernden Gefühl der Masse, das aktive Teilnahme an dem Schicksalskampf der Nation forderte.

Es ist ein anderes, in einer unvergleichlich bewegten Stunde von weltgeschichtlicher Größe einen heroischen Entschluß zu fassen und in die Tat umzusetzen, und es ist ein anderes, diesen Entschluß viele Wochen und Monate hindurch, deren Opfer und Beschwerden die Glut der Begeisterung dämpfen, hochzuhalten und damit das, was als Akt der höchsten Gewissensnot zu gelten hatte, zur Tagespraxis der Partei zu machen. Das erste ertrug sie ohne Schaden und Erschütterung, das zweite ließ sie in ihren Grundvesten erbeben. So kam die Krisis.

In diesem Ringen der Geister begegnen uns Gegensätze von kaum noch zu übertreffender Schärfe. Eine umfangreiche sozialistische Kriegsliteratur ist entstanden, deren Unterschiede in der Auffassung von den Pflichten der Partei immer wieder zum Staunen nötigen, wenn man bedenkt, daß es sich um Aeußerungen von Personen handelt, die bis heute noch in organisatorischer Gemeinschaft leben. Die größte Einmütigkeit besteht noch über das Wesen des Kriegs, der nahezu allgemein als ein imperialistischer Krieg erkannt wird. Doch weicht man in der Betonung dieses Umstandes stark voneinander ab. So hat Dr. Eduard David in seinem geistvollen und fleißigen Kriegsbuche: „Die Sozialdemokratie im Weltkriege", Berlin 1915, an der Hand der öffentlich bekanntgewordenen amtlichen Urkunden außerordentlichen Scharfsinn darauf verwandt, um die bewußt auf den Krieg lossteuernde Tätigkeit der Entente-Diplomatie sinnenfällig darzustellen. David legt seinem Buche die Fraktionserklärung vom 4. August zugrunde, an deren Fassung er selber hervorragend mitgewirkt hat. Kein Umlerner spricht in diesem Buche zu uns, sondern ein Sozialist, der mit Recht beanspruchen darf, nur wahrgemacht zu haben, was er „immer gesagt" hat. So wie Jaurès in seinem großen Werke „Die neue Armee" fragt: „Wie könnte die sozialistische Partei mit Autorität auftreten, wenn sie in den Augen auch nur eines einzigen Menschen verdächtig erscheinen könnte, der nationalen Verteidigung teilnahmslos gegenüberzustehen?", so ist auch für David das aktive Eintreten für die nationale Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teidigung eine ganz selbstverständliche Pflicht der Arbeiterklasse und des Sozialismus. Er läßt nichts anderes gelten, und wo er sich mit entgegenstehenden Ansichten beschäftigt, erscheinen ihm diese als eine Verirrung. Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt in dem Bemühen, den Gedanken der internationalen Solidarität mit dem der nationalen Pflichten zu versöhnen. Freilich ist selbst für David das Unmögliche nicht möglich, auch er kann dem unlösbaren Widerspruch nur entrinnen, indem er in einem Schlußkapitel mit Sätzen von klassischer Schönheit und gewaltiger Ueberzeugungskraft von der Zukunft die Erfüllung der Ideale erhofft, die der Weltkrieg so grausam an die Seite geschleudert hat.

Von einer andern Seite geht Konrad Haenisch, einer der temperamentvollsten früheren Radikalen in seinem bei Schwetschke, Berlin 1916, erschienenen Buch „Die deutsche Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege" an das Problem heran. Für Haenisch war die Zustimmung zu den Kriegskrediten und das Bekenntnis zur nationalen Solidarität nichts weniger als selbstverständlich. Er war stets ein Mann der äußersten Linken, deren Sache er mit dem ganzen Feuer seiner durch und durch idealistisch gerichteten Persönlichkeit vertrat. In seinen Artikeln, die er ein Jahrzehnt hindurch als Redakteur der Dortmunder Arbeiter-Zeitung schrieb, leuchtete immer die Hoffnung auf den revolutionären Endkampf und wohl keiner der sozialistischen Publizisten vertrat den Gedanken des revolutionären Massenstreikes mit so glühender Begeisterung wie er. Für Haenisch wurde der Krieg zu einem erschütternden Erlebnis:

„Wie das Erwachen aus einem langen wüsten Traum war es in jenen Augusttagen. Wir schlugen die Augen auf und siehe da: wir hatten plötzlich aus tiefster Not und aus höchster Gefahr geboren, ein deutsches Vaterland! Und dies deutsche Vaterland hatte uns!"

An einer anderen Stelle: „Um alles in der Welt möchte ich jene Tage inneren Kampfes nicht noch einmal durchleben! Dies drängende Sehnen, sich hineinzustürzen in den gewaltigen Strom der allgemeinen nationalen Hochflut, und von der anderen Seite her die furchtbare seelische Angst, diesem Sehnen rückhaltlos zu folgen, der Stimmung sich ganz hinzugeben, die rings um einen brauste und brandete, und die, sah man sich ganz tief ins Herz hinein, auch vom eigenen Inneren ja längst schon Besitz ergriffen hatte! Diese Angst: wirst du auch nicht zum Halunken an dir selbst und deiner Sache — darfst du auch so fühlen, wie es dir ums Herz ist? Bis dann —" und so weiter.

Dieser Umstand macht natürlich Haenisch's Buch besonders wertvoll, denn was Haenisch erlebte, war das Erlebnis der nach Millionen zählenden Masse der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Denn indem er sein Erlebnis erklärt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und begründet, muß er zugleich die Grundlagen der neuen sozialdemokratischen Politik aufzeigen. Das konnte David nicht, denn der hatte in der Tat immer auf diesem Boden gestanden, aber Haenisch konnte es nicht nur — er mußte es, wenn er nicht überhaupt schweigen wollte. Haenisch beruft sich auf das letzte Vierteljahrhundert des proletarischen Klassenkampfes, der in seinen Ergebnissen eine neue Denkweise der Arbeiterklasse geschaffen hat. Je mehr sich die Arbeiterklasse in den Staat und seine Machtpositionen hineinkämpfte und je mehr sie durch die Ergebnisse des Gewerkschaftskampfes ihren Kulturbesitz steigern konnte, umso mehr fühlte sie sich als Bürger des Staats und an seiner Unversehrtheit und an dem Gedeihen seiner Wirtschaft interessiert. Die Rückständigkeit des politischen Verfassungswesens hatte diesen Umschwung zwar verdunkeln können, aber die Erschütterungen der ersten Kriegstage legten diese Fundamente eines werdenden Staatsbürgertums der Arbeitermassen frei. In dieser Auffassung haben wir ungefähr den Standpunkt der heutigen „Mehrheit" vor uns; ich darf vielleicht daran erinnern, daß ich ihn in dieser Zeitschrift bereits im Oktober 1914 vertrat und begründete. Aber so einleuchtend er ist — gerade gegen diese Beweisführung fährt die Minderheit das schwerste Geschütz auf. In der Kritik der Opposition liegt hierin der Verzicht auf eine selbständige sozialistische Politik, die Anerkennung der imperialistischen Machtpolitik der herrschenden Klassen.

In einem jüngst erschienenen Buche des Reichstagsabgeordneten Dr. Lensch: „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück", Hirzel, Leipzig 1916, tritt ein völlig neuer Gedanke auf den Plan. Auch Dr. Lensch kommt vom äußersten linken Flügel der Partei, er war länger als ein Jahrzehnt der leitende Redakteur der Leipziger Volkszeitung, der er den wohlbegründeten Ruf des konsequentesten und streitbarsten Organs der revolutionären Richtung erworben hatte. Er gehörte noch am 4. August zu den Gegnern der Kreditbewilligung und erst der Eintritt Englands in den Weltkrieg bestimmte ihn, sich der Mehrheit anzuschließen. Marx und Lamprecht sind die Quellen seines großen geschichtlichen Wissens.

Man würde seinem Buche nicht gerecht, würde man darin nur einen Versuch sehen, die Politik der Mehrheit zu rechtfertigen, Lensch hat im Gegenteil an dieser Politik manches auszusetzen. Aber das ist bei diesem Buche von sehr untergeordneter Bedeutung. Denn in dieser Krisis des Sozialismus handelt es sich bei weitem mehr darum, was in Zukunft die Haltung der Partei bestimmen soll, als um die Frage, ob sie bisher richtig gehandelt hat.

Die Opposition gegen die heutige Politik der Partei sagt: Dieser Krieg ist ein Kampf der nationalen Bourgeoisien um ihren Anteil am Weltprofit, den sie auf dem Rücken des Proletariats austragen. Demgegenüber hat das internationale Proletariat nur ein Interesse und eine Forderung zu erheben:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg dem Kriege! Sofortiger Frieden! Haenisch, und mit ihm das Gros der Mehrheitsvertreter, sagt: Wohl ist es ein imperialistischer Krieg. Aber unbekümmert darum hat die Arbeiterklasse jedes Landes ein hohes Interesse an seinem Ausgange. Es gibt Schlimmeres als der Krieg, und das ist die Niederlage, die mit der politischen Macht auch die Wirtschaftskraft unseres Landes schwächen und Elend und Unheil über das ganze Volk, insbesondere aber über die Arbeiterklasse bringen würde. Also sind wir für den Sieg und die Mittel zum Siege.

Lensch verwirft beide Formulierungen. Das imperialistische Wesen des Krieges ist auch für ihn unbestreitbar. Aber er ist viel zu stark von der Notwendigkeit der Internationalität des Sozialismus und seiner Aktion durchdrungen, als daß er sich mit der Ansicht der Mehrheit abfinden könnte: wenn die Arbeiterklasse jedes Landes am Siege der eigenen Waffen wirtschaftlich und kulturell interessiert ist und ihre Politik in den Dienst des Sieges stellen soll — wo bleibt dann noch Raum für die internationale Aktion? Und wo bleibt die selbständige politische Orientierung der Arbeiterklasse? Wie könnte dann die Arbeiterklasse in allen Fragen der Außenpolitik jemals etwas mehr sein als der Schwanz der Regierung und der Bourgeoisie? Lensch will eine durchaus sozialistische und selbständige Politik der Arbeiterklasse auch in weltpolitischen Fragen? Und nun schickt er sich an, den Nachweis zu erbringen, daß die Interessen der sozialistischen Arbeiterklasse in diesem Weltkriege auf deutscher Seite liegen. Warum gerade auf deutscher Seite — warum soll gerade Deutschland mit seinem undemokratischen Verfassungswesen, mit seinen starken konservativen Tendenzen, mit seinem System der obrigkeitlichen Bevormundung das besondere Vorrecht auf die Sympathie und Hilfe des Sozialismus haben, wo doch auf der Gegenseite das freie England und Frankreich, das Mutterland der Revolution, stehen? In der Beantwortung dieser Frage liegt der Kern des Buches. Lensch sieht in diesem Kriege nicht bloß den Kampf der Imperialismen, sondern auch und sogar vornehmlich das Ringen zweier sozialer Gesellschaftssysteme. Er sieht den individualistischen Gesellschaftstyp, der einst als das soziale System der ausgeweiteten Geldwirtschaft über die gebundene Gesellschaft des Mittelalters triumphierte, als überwunden und historisch rückständig an. Mit Hegel und Marx ist ihm die geschichtliche Entwicklung ein dialektisches Werden: auf die gebundene Gesellschaft des Feudalismus folgte die individualisierte Gesellschaft der kapitalistischen Zeit; aber diese Gesellschaft „steht heute an den Marken ihrer Tage", das Riesenmaß der Produktivkräfte fordert deren Bändigung durch Organisation, und die Nation ist am stärksten, deren Wirtschaftsleben am vollkommensten organisiert ist. Die soziale Organisation ist das Gesellschaftssystem der Zukunft. Darum berechnet sich der Grad des historischen Fort-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schritts nicht so sehr nach den Aeußerlichkeiten des politischen Verfassungswesens, sondern nach dem Stande der sozialen Organisation. Und in diesem entscheidenden Sinne vertritt Deutschand in diesem Kriege den historischen Fortschritt. Ein schweres Schicksal, dessen Einzelheiten Lensch in einem Kapitel voller glänzender, scharfsinniger Beobachtungen schildert, hat die deutsche Entwicklung in andere Bahnen gedrängt, als sie den Weststaaten beschieden waren. Die große Umlagerung des Weltverkehrs durch die Entdeckung der neuen Seewege schnitt hier der Geldwirtschaft den Wachstumsfaden ab, und während in England und Frankreich das Bürgertum aufstieg und seine Herrschaft etablierte, mußte das verarmte Deutschland die spartanische Zucht des fürstlichen Absolutismus auf sich nehmen, um sich inmitten der übermächtigen Nachbarn zu behaupten. Der politische und soziale Individualismus, der für jene Länder eine Zeit bürgerlichen Glanzes heraufführte, blieb für das deutsche Bürgertum ein Gegenstand entsagungsvoller Sehnsucht. Die Quadern der staatlichen Autorität konnte auch der schwache Sturm der Märztage nicht erschüttern, sie blieben auch das Fundament des geldwirtschaftlichen Deutschland. Und weit davon entfernt, eine Hemmung zu sein, wurden sie nun gerade der starke Unterbau für eine soziale Organisation, die sich vor dem Kriege und noch mehr während des Krieges dem Individualismus Englands so unendlich überlegen gezeigt hat.

So weitet sich bei Lensch der imperialistische Krieg zur sozialen Revolution, deren Degen Deutschland und deren Staatsmann Bethmann-Hollweg ist.

Lensch ist also in diesem Sinne kein „Umlerner", er bleibt revolutionärer Sozialist, er kommt nur zu einer andern Auffassung über die Kräfte der sozialen Revolution. Allerdings zu einer Auffassung, die weitab von den Bahnen liegt, in denen sich das geschichtliche Denken der deutschen Sozialisten bisher bewegte. Das wird besonders deutlich, wenn man die Konsequenzen seiner Gedanken zieht. Denn wenn der Sieg Deutschlands über seinen Rivalen England die Voraussetzung des Sozialismus ist, so muß der Sozialismus mit diesem Siege auch die Mittel wollen, die zum Siege nötig sind. Lensch zieht diese Konsequenzen, und er will sie. Er ist überzeugt, daß Deutschland nicht auf halbem Wege stehen bleiben kann, aus innerer, sachlich begründeter Notwendigkeit muß es die demokratische und soziale Organisation seines gesellschaftlichen Lebens vollenden. Und bei dieser gewaltigen Aufgabe kann der zukunftskräftige Teil des Volkes, die Arbeiterschaft, nicht beiseite stehen, sie ist zum Träger und Vollstrecker dieser Entwicklung ausersehen. Das ist das Ende der alten, und das Glück der neuen Sozialdemokratie.

Man sieht: Lenschens Buch ist von unerhörter Kühnheit. Es ist darum einfach selbstverständlich, daß es einen Sturm des Widerspruchs entfesselt hat. Manche seiner Einzelheiten sind vielleicht mit Recht anzufechten. Aber seine Bedeutung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegt nicht in dieſen Einzelheiten, ſondern in der Grundauffaſſung von der Rolle Deutſchlands in dem ſozialen Ringen, das dieſer Krieg darſtellt. Auch gegen dieſe Grundauffaſſung erhebt ſich heftiger Widerſpruch. Aber das iſt ein gewöhnliches Schickſal genialer Erkenntniſſe. Das letzte Wort iſt heute darüber noch nicht zu ſprechen. Lenſch hat dem Ringen der Geiſter im Sozialismus kein Ziel geſetzt, er hat es im Gegenteil mächtig geſteigert, es vom parteipolitiſchen Exerzierplatz auf das freie Feld weltgeſchichtlicher Entſcheidungen geführt. Damit hat er zwar nicht die Gewähr, wohl aber die Vorausſetzung eines glücklichen Ausganges geſchaffen. Doch wie es auch ausgehen mag, eins iſt ſicher: Der Sozialismus kann ſich den Fragen der Weltpolitik nicht mehr entziehen, die Unzulänglichkeit der ſimplen Friedensparole hat ſich ihm ſchmerzlichſt offenbart, die Schaffung eines ſozialiſtiſchen Syſtems der Weltpolitik iſt ſeine Zukunftsaufgabe, von deren Löſung ſeine künftige Größe abhängt.

Blaue Trauer

Von Deſider Kosztolányi

Einzigberechtigte Uebertragung aus dem Ungariſchen von Stefan J. Klein

Mein kleiner Bruder lebte kaum vierundzwanzig Stunden. Seine Augen öffneten ſich im Frühling, und er ſtarb. Auch ſeine Augen waren blau wie der Himmel.

In ſeinem Tod aber lag etwas Heiteres, Einfaches und Glückliches.

Die Stehuhr mit der Glasglocke mußte kein einziges Mal aufgezogen werden, und ſein kleines Herz war auch ſchon abgelaufen.

In der Frühe des anderen Tages veränderte ſich unſere Wohnung zu einem Totenhaus. Man brachte blaue Decken mit Silberfranſen, blaue Schleier und Draperien und überzog mit dieſen die kleine, reine Stube. Auf einen polierten Tiſch wurde der Metallſarg geſtellt, der viel eher einer Spielzeugſchachtel ähnlich war. Kleine Kinder haben kleine Spielzeuge und auch einen kleinen Sarg.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir wurden von einer Benommenheit und milden, nicht unangenehmen Traurigkeit erfaßt. Mein Vater ging in Schwarz gekleidet und düſteren Mutes durch die Stuben. Er ſeufzte, doch in ſeinem Kummer lag — ich bemerkte es — viel Erzwungenes und Theatraliſches — und ich glaubte ihm auch nicht. Bloß meine Mutter flennte bitterlich. Stumm umſtanden wir den Sarg. Meine ältere Schweſter und der Bräutigam, meine jüngere Schweſter und ich. Mein jüngerer Bruder trommelte und trompete draußen auf dem Hof, zwiſchen den Tulpen, lärmend.

Ich war damals dreizehn Jahre alt. Lebte mit meinen lateiniſchen Büchern in kirchenhafter Reinheit. Ich ſtellte mich vor den Toten und ſagte zu mir:

„So iſt das Ganze?“

Ich wunderte mich, horchte, wartete. Und als alle aus der Stube gegangen waren, ſtellte ich mich auf die Fußſpitzen, ſtreckte die Hand aus und drückte mit jener furchtſamen und neugierigen Bewegung, mit der ich nach verbotenen Gegenſtänden, nach Meſſer, Schere oder Backwerk langte, meine Finger an die kalte Stirne des Toten. Stundenlang ſtaunte ich ihn an, wortlos. Konnte mich an dem Gefühl des Toten nicht ſättigen. Weit, in der Fenſterniſche der anderen Stube, brannte zwiſchen blauen Schleiern ein kleines Oellämpchen und dieſer verſchwimmende Glaſt, der bei hellichtem Tag leuchtete und glänzte, gemahnte mich an eine wachende Seele und verwandelte mir das Haus zu einer Kirche und meinen Schmerz zu einem Mythos. Und dennoch ſchmerzte mich dieſer Schmerz nicht. Er ließ mich vielmehr erblaſſen, wie eine heftige Sehnſucht. Es war ja bloß ein kleiner Gaſt fortgegangen, der ſeine Viſitkarte hier ließ, eine blaue und ſilberne Todesanzeige. Jeder fühlte das. Und auch auf dem Grund der Trauer, in den Augen, den Zügen der Lippen und in den Worten lag eine heimliche Freude verborgen.

Abends wurden die Vorhänge heruntergelaſſen. Ich wurde ſchlafen geſchickt, flüchtete aber nach einer Stunde in die Stube zurück.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die junge Magd ſtand im Flattern der Kerzen. Sie weinte und betete, ſeufzte und fürchtete ſich ebenſo wie ich. Ihr Geſicht war wachsblaß. Es tat mir wohl, neben ihr zu ſein, mich mit ihr zu fürchten, mit ihr zu ſeufzen und zu weinen.

Am Morgen ſtand ich mit geröteten Augen vom unbeſchlafenen Kiſſen auf. Ich dachte an die Magd, die ſo traurig geweſen. Kleidete mich verzagt an. Während des Waſchens kitzelten ſcharfe und funkelnde Sonnenſtrahlen meinen Hals. Ich ging in den kleinen Park ſpazieren. Auf dem Himmel ſangen Schwalben, im Miſt hüpften Spatzen. Geſund knirſchte der Kies unter meinen Schuhen.

Doch der Nachmittag war entſetzlich. Um dieſe Zeit ſind unſere Stuben ſchon dämmerich. Langſam wurden zum Begräbnis Vorbereitungen getroffen. Immer mehr und mehr Leute kamen. Die Augen glänzten, die Geſichter waren rot, die Lippen warm und der Atem leiſe. Gequält und verzweifelt zog ich meine ſchwarzen Zwirnhandſchuhe an. Doch vorerſt huſchte ich in den Garten.

„Margit" — ſagte ich zu dem Mädchen — „Sie tun mir ſehr leid, daß Sie ſo blaß ſind."

„Wie eine Tote" — dachte ich dazu.

Das Mädchen weinte im lenzlichen Gras. Wir begaben uns zum Begräbnis. Im erſten Wagen war mein Vater. Ihm folgten die Verlobten, nebeneinander. Dann ich mit einem Onkel.

Als wir heimkamen, war es ſchon ganz finſter. Alle Gäſte kamen zu uns und ſetzten ſich im Speiſezimmer nieder. Ich zog mich in eine Ecke zurück. Mein Kopf pochte vor der Lebensluſt der friſchen Erde, der lenzlichen Schollen. Um mich herum klirrte mit ungewohnter Seligkeit das Leben. Friede kam über uns. Eine junge Frau ſaß mit geheuchelter Trauer auf dem Diwan, einen Strauß Veilchen im Schoß. Der Gatte ſetzte ſich zu ihr und ihre Hände berührten einander. Die hier geblieben, waren alle, alle glücklich, und freuten ſich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Stube war düſter und feierlich.

Die Lampen wurden angezündet. Der Prieſter nahm zu Häupten des Tiſches Platz. Sein Geſicht glänzte im rötlichen Schein. In ſeinem Glas ſchillerte ſchwarzroter Wein. Derweil er ihn an den Mund führte und den Saum ſeiner Lippen benäßte, ſagte er mit ſeinem Lächeln, nicht ohne jede Anmut:

„Ein Engel im Himmel, ein weißer Engel am Throne des Herrn.“

Urplötzlich wurde es um mich herum warm. Angſt und Rauſch fluteten mit ſchwülem Gefühl über mich dahin. Meine Augen glühten, meine Kehle brannte. Ich ging auf den Hof hinaus. Alles war blau. Und auf dem blauen Himmel doppelt ſo groß die Sterne, wie ſonſt. Die Fliederſträucher zitterten und wogten.

Hinter den Sträuchern ſtanden zwei Menſchen. Mit traurigem Kummer neigten ſie ſich übereinander, als weinten ſie. Doch küßten ſie ſich. Zornig und entſchloſſen, wie nie bisher. Die Verlobten.

„Auch ſie“ — blitzte es mir durch den Kopf — „auch ſie haben Angſt.“

Ich ſtierte ſie an, lief dann dem Tor zu. In der dunkeln Einfahrt — Geſpenſtern gleich — wieder ein Paar. Ein Soldat und ein Mädchen. Auf der Gaſſe, im Nachbartor, wieder eines. Wie die Wahnſinnigen, mit haſtigen Küſſen, einander in den Armen.

In der Ferne aber brodelte und glühte die Kleinſtadt. Auf dem Aſphalt zertretene Blumen und fröhliche Menſchen im Staub, in der Dämmerung. Ueber ihnen der Himmel, deſſen ſammetiges, heißes, faſt afrikaniſches Blau. Mädchen lachten mich an, viel mutiger und inniger als ſonſt, und unbekannte Leute winkten mir mit der Hand und blühenden Zweigen zu, die ſie von den Wieſen brachten, aus dem Wald, von ihrem Nachmittagsſpaziergang. Verſchworen hatten ſich an dieſem Tage die Leute gegen mich. Alle verſtanden einander. Bloß ich ſtand allein, allein, mutterſeelenallein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwindelig taumelte ich auf den Hof zurück.

„Dies hat er getan, er, der fortgegangen iſt und mich allein gelaſſen hat.“

Nun tobte bereits der Frühling. War eine ſchwefelige Hölle. Blaue Draperien waren oben aufgeſpannt und flatterten, auf den Zweigen prickelten die grünen Wunden der Knoſpen und alles ſchwitzte Blüten, Wonne, Obſt. Teufel heizten unter mir den rieſenhaften Keſſel. Ich ſank an einen Baum und weinte leiſe. Wenn ein leichter Wind meinen dünnen Rock in Bewegung brachte, fuhr ich zuſammen. Ein heidniſches Feſt hub rings um mich an. Die Knoſpen der Sträucher krümmten ſich unter der Laſt der blauen Trauer. Die Erde dampfte und im Nebel rauchte der Duft, der trunkene und betörende Wohlgeruch tauſender und abertauſender Düfte, wie in einer Parfumfabrik. Und all das war ſo traurig und ſüß. Ich dachte an meinen kleinen Bruder. Dachte, daß ich mich jetzt noch einmal ausweinen, mich in Trauer kleiden werde. Ich hätte ſchreien mögen, in den Friedhof zurückgehen, weit verreiſen, ziellos, rennen, mich irgendwo verſtecken und niemals zurückkommen. Irgendwo ſterben auf einem Grab.

In der Tiefe des Hofes leuchtete ein Fenſter auf.

Ich eilte hin.

Vor einem Spiegel kämmte ſich im Lampenlicht Margit.

„Jetzt“ — dachte ich — „werde ich ſie fragen, warum ſie ſo blaß war?“

Beklommen klopfte ich ans Fenſter.

„Margit.“

Sie öffnete die Türe.

„Ich habe Angſt“ — ſtammelte ich.

Erſtaunt ſchaute ſie mich an.

„Habe vor dem Toten Angſt“ — flüſterte ich heiſer. — „Wage nicht hineinzugehen.“

Das Mädchen tändelte an ſeinem weißen Hals und ſchwerem blonden Schopf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch sie war sehr blaß vor Schlaflosigkeit und der Erinnerung an den Toten. Ihr Haar, das honigfarbene Haar, blitzte und flammte.

„Ich will weinen" — sagte ich — „die ganze Nacht weinen und mich fürchten, hier . . . . ."

Und ich berührte ihr Haar. Und umarmte sie, damit sie sich nicht fürchte. Und da fiel ihr Schopf nieder, das lange, lange Haar, fast bis auf die Erde.

Und ich zerrte an ihrem Haar und ihrem Mund, mit meinem Mund.

Im Marsch

Von Alfons Petzold

Dir selbst bist du nichts, strebst du mit vielen dahin,
aber den andern, die im Takt mit dir schreiten,
bist du die Seele des Zieles, ihr tiefster Gewinn,
sie sehen in dir die Sehnsucht der Räume und Zeiten.

Dir selbst ist in dein Herz nur bebender Muskelschlag,
die andern die Trommel der Führung und Stärke,
sie dichten sich tausend Tage in deinen einzigen Tag
und deine Bewegung schafft ihnen ewige Werke.

Du bist ihr Auge, ihr Ohr, die schmetternde Hand,
aus deinem Munde hören sie ihre Gesänge,
mit deiner Fackel entzünden sie ihren Brand,
indes du dunkel wirst und voll zagender Bänge.

Bücher, die man lesen soll

Eine wohltätige Folge des Krieges wird hoffentlich die Abwendung von jener Ueberschätzung aller ausländischen Literatur sein, die die Kehrseite unseres uns ehrenden Universalismus bildet. Wir werden gewiß nicht von ihm lassen; er gehört zum Besten unseres Wesens, und wir dürfen ohne Ueberhebung sagen, daß er uns eine große und dauernde innere Ueberlegenheit über die anderen gibt. Es ist keine leere Prahlerei, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß keines der anderen Kulturvölker sich so viel Mühe gegeben hat, sich in alles Fremde zu versenken, wie wir. Jedem Volke wollten wir gerecht werden, jedes Volkes Kulturverdienste haben wir freudig anerkannt. Am meisten machte sich dieses Universalstreben in den Dingen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Literatur geltend. Aber die Sache hat doch zwei Bedenken. Erstlich verfielen wir von der Schätzung des Fremden oft in eine maßlose Ueberschätzung und zweitens dankten uns die anderen nicht unsere herzliche Zuneigung. Doch wir empfinden das letztere nicht allzu schmerzlich, weil wir uns in gerechtfertigtem Stolze sagen dürfen, daß diese feindliche Nichtbeachtung unserer Weltgesinnung nicht uns zur Schande gereicht. Immerhin täten wir gut, etwas mehr die goldenen Worte unseres alten Klopstock zu beherzigen:

„Wie war gegen das Ausland
Ein ander Land gerecht wie du!
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken
nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!"

Dieser „schöne Fehler" ist uns geblieben und wir wollen ihn auch gar nicht ablegen, sofern es sich um wirkliche Kulturwerke des Auslands handelt. Wir wollen uns nur von gewissen häßlichen Nebenerscheinungen frei machen. Wir waren bisher nur allzusehr gewohnt, auch fremde Scheinwerte als echt zu nehmen, und wir haben allzusehr eigenen Besitz nicht so hoch eingeschätzt, als er verdient.

Zu diesen Bemerkungen veranlassen mich zwei Neuerscheinungen auf dem literarischen Markte, auf die ich die Aufmerksamkeit lenken möchte.

Bei S. Fischer in Berlin ist eine Auswahl-Ausgabe aus Theodor Fontanes Werken in fünf Bänden erschienen. Nun hat meines Erachtens Fontane noch immer nicht jene allgemeine Schätzung erreicht, die er verdient. Lange hat es überhaupt gedauert, bis er durchgedrungen ist. Aber sein ganzer Wert ist noch lange nicht völlig erkannt. Denn sonst müßte er zu unseren meistgelesenen Schriftstellern gehören. Ich habe mich oft gefragt, ob mich nicht eine rein subjektive Verliebtheit zu dieser hohen Schätzung verleitet. Ich habe wohl alles, was er geschrieben hat, und nicht bloß einmal gelesen. Ich will nicht leugnen, daß meine Vorliebe für ihn selbst meine Kritik über ihn schwächt. Aber all das in Betracht gezogen, bleibt so viel unzweifelhafter positiver Wert übrig, daß man ihn zu preisen nicht müde werden kann. Vor allem ist er in der deutschen Literatur außer allem Wettbewerb als das, was die Franzosen einen Causeur nennen. In einer meisterhaften Einleitung zeichnet Paul Schlenther aufs glücklichste sein Wesen, das eigentlich sehr an seine Zeit und Umwelt, doch so merkwürdig frei und weit ist. In ihm ist preußisches Wesen im besten und künstlerischesten Sinne verbunden mit Leichtbeweglichkeit, die ihm vielleicht von seinen französischen Ahnen her im Blute liegt. Er ist einer unserer feinsten und liebenswürdigsten Dichter, und wer sich ihm einmal ergeben hat, dem bleibt er ein dauernder Lebensbegleiter. Er hat viel geschrieben; die hier in fünf Bänden von einem ihm geistesverwandten Herausgeber gegebene Auswahl sucht das Beste zusammenzustellen. Der 1. Band enthält neben der an sich wertvollen Einleitung Schlenthers: Gedichte, Grete Minde, Schach von Wuthenow, Unterm Birnbaum. Der 2.: L'Adultero, Cecile, Unwiederbringlich. Der 3.: Stine, Irrungen und Wirrungen, Jeany Treitel. Der 4.: Poggenpuhls, Effi Briest. Der 5.: Stechlin.

Die zweite Neuerscheinung, auf die ich aufmerksam machen möchte, sind Georg Büchners Gesammelte Werke nebst einer Auswahl seiner Briefe, eingeleitet von Wilhelm Hausenstein (Leipzig, Inselverlag). Von G. Büchner ist, was das allgemeine Lesepublikum anbetrifft, wirklich zu sagen, daß er zu den Halbvergessenen gehört. Und doch ist sein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kurzes Leben — er starb 1837, 24 Jahre alt — und sein Dichten in dieser kurzen Zeit dauernder Erinnerung wert. Der Herausgeber erzählt in der Einleitung sein Lebensschicksal und sein Werk in anschaulicher Weise. Ein Drama „Dantons Tod", ein Lustspiel „Leonce und Lena" (Hausenstein nennt es „das zauberhafteste Lustspiel der deutschen Literatur"), ein genialer dramatischer Entwurf „Wozzeck", eine novellistische Skizze „Lenz", eine kühne politische Flugschrift „Der hessische Landbote", der schon starke sozialistische Anklänge enthält, — das ist der wirklich nicht geringe Ertrag des jungen Lebens. Mit ihm ist eine große Hoffnung der deutschen Literatur frühzeitig ins Grab gesunken. Er bietet eine ernste männliche Lektüre. Aber außer denen, die sich berufsmäßig oder aus besonderer Vorliebe auch mit den abwegigen Erscheinungen der deutschen Literatur beschäftigen, kennen ihn wenige im deutschen Lesepublikum. Er sollte aber gekannt und in seinem besonderen Werte allgemein anerkannt werden.

E. Pernerstorfer

Der große Krieg

Hanns von Zobeltitz unternimmt in zwei starken Bänden „nach den politischen Urkunden der Regierungen, den Berichten der Heeresleitungen, amtlichen Veröffentlichungen und Mitteilungen der verschiedensten Art, sowie Schilderungen von Mitkämpfern und Augenzeugen" eine Erzählung des Weltkrieges, von dem die erste Abteilung — 6 bis 8 sollen es werden — vorliegt*). Eine lebhafte, z. T. schwungvolle Darstellung, wie man sie von Zobeltitz, dem Mitkämpfer von 1870/71, ehemaligen Offizier und gewandten Erzähler erwarten durfte, oft unterbrochen durch eingestreute Berichte von Mitkämpfern und Feldpostbriefe, versehen mit sehr reichem Anschauungsmaterial von Photographien, Zeichnungen, Karten und Kartenskizzen: kurz, die erste für weite Kreise berechnete, planmäßige Darstellung, wie sie sicher nach dem Kriege in einer wahren Hochflut über uns hereinbrechen werden, wohl geeignet, einen schnellen und bequemen Ueberblick über die Ereignisse zu geben. — Ueber die prinzipielle Berechtigung eines solchen Versuches spreche ich nicht, die Bedenken dagegen liegen klar auf der Hand, es fragt sich immer nur, inwieweit die Ausführung sie zu entkräften vermag. Höheren Ansprüchen kann das Werk leider insofern nicht genügen, weil von einem Historiker, der an die Darstellung heranträte, man etwas anderes erwartete. Dem Verfasser mangelt die nötige Unbefangenheit, die — so schwer es jetzt sein mag, sie zu bewahren — dem Historiker eignen muß, zumal wenn er jetzt sich an diesen Stoff wagt. Dadurch bedingt ist eine Neigung, die Schattenseiten im deutschen Volke, auch wo er sie darzustellen sucht (S. 23), zu beschönigen. Die Marokkofrage tritt durchaus nicht in ihrer entscheidenden Bedeutung hervor. Es fehlt ein Hinweis auf die bereits im Frühjahr 1914 begonnene russische Mobilmachung. Zu den Kämpfen an der Marne (S. 77) muß hervorgehoben werden, daß die französischen Erfolge von den Generalstabsberichten nicht übertrieben wurden, sondern nur die Zeitungen von einem Siege über Deutschland sprachen. — Trotzdem lassen Darstellungsweise wie Anschauungsmaterial das Werk als eines erscheinen, das — im Stil der Verleger zu reden — „als Hausbuch auf jeden Familientisch gehört." T. O. Achelis

*) Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld, Berlin und Leipzig.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Türken und unsere Orientierung

Von Dr Ernst Diez (Wien)

II

Die Geschichte der Turkvölker und ihrer Staatenbildungen ist eine der größten Tragödien der Weltgeschichte. Sie zeigt uns, wie junge, starke Naturvölker zermahlen werden, die zu spät in jene Territorien der Erde eintreten, die überhaupt geeignet sind, Schauplätze einer kontinuierenden Geschichte und Kultur zu sein. Als die Türken in die Hallen der Geschichte eintraten, war die Erde schon verteilt. Das mag sehr sonderbar klingen — denn sie taten es schon im fünften Jahrhundert nach Christi. Trotzdem war es zu spät. Nicht zu spät, um zu kämpfen und zu siegen, Reiche zu stürzen und neue zu gründen, aber zu spät, um eine eigene Kultur aufzubauen und damit erst eigentlich Geschichte zu machen. Daher sind sie uns bis heute (abgesehen von den Osmanen) unbekannt geblieben. Ihre größten Männer, Dschingis Chan und Timur, die in der Geschichte der Eroberer Ehrenplätze neben Alexander und Napoleon verdienen, pflegen wir unseren Kindern als raubgierige Mordbrenner und grausame Tyrannen, als Gottesgeißel zu nennen.

Wenn türkische Stämme aus ihren hochasiatischen Steppen aus Not sich aufmachten, um hernieder zu steigen in die fruchtbaren Täler und Ebenen und teilzunehmen am gesegneten Tisch der Natur, standen ihnen zwei Wege offen, der eine nach Osten, der andere nach Westen. Der eine führte sie nach China, der andere nach Persien. Die beiden Jahrtausende alten Kulturen dieser beiden Reiche (Persien als Fortsetzung von Babylonien und Assyrien genommen) waren die beiden Mühlsteine, zwischen denen die türkische Idee zerrieben wurde. So beschränkte sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre weltgeschichtliche Rolle auf — eine Vermittlung zwischen den beiden Kulturen, zwischen China und Persien. Auch diese Rolle darf nicht gering angeschlagen werden. Ein guter Teil der islamischen Kultur Persiens ist die Frucht dieser Mischung. Allein wie undankbar war diese Funktion! Fast wie die eines Lastenträgers, der Schätze hin und her trägt und dabei arm bleibt wie eine Kirchenmaus. Kam doch alles nur wieder den Persern und Chinesen zugute. Man bewunderte die einen und die andern — der Türke fiel in die Versenkung.

Sonst freilich, ja sonst erreichte der Türke alles. Darin besteht ja eben die Tragik seiner Geschichte, daß er alles erreichte, nur zu spät kam, um aus seiner eigenen Idee eine Kultur aufzubauen, die seine und keine andere Weltanschauung spiegelt und durch die er historisch geworden wäre, wie der Perser, der Inder und der Chinese. Auch diese Völker haben ihre Rollen ausgespielt in der Weltgeschichte, aber sie haben sich in ihrem Buche verewigt. Der Türke jedoch ist heute wieder der gleiche Atsiz, der gleiche „Namenlose", als der er vor Zeiten seine Karriere begonnen hat. Was er alles erreichte, braucht hier nicht gesagt zu werden. Daß die Mongolen — die ja gleichfalls ein Turkvolk sind — einst von Peking bis Budapest herrschten, ist hinlänglich bekannt. Von Samarkand, der Residenz Timurs, werden nach Friedensschluß Tausende erzählen. Von Seldschuken-„Horden" und vom Mute der Mamluken hörte jeder in der Schule. Nur die Methode, die sie zur Welteroberung führte, wurde uns vorbehalten. Von der Generationen währenden, jahrhunderte langen Vorbereitung zu diesem schwersten aller Berufe weiß man nichts.

Die Vorbereitung lag in der Familie. Gerade jener Gehorsam, den unser Dichter dem Christen als Schmuck zuspricht, er war die oberste Regel beim Türken. Unterordnung und Disziplin wurden als Haupteigenschaften anerzogen. Jede Insubordination, jedes Komplott wurde unbarmherzig mit dem Tode bestraft. Im Kampfe sterben galt als das ehrenvollste. Ihre Organisation, ihr Leben waren soldatisch. Ihr Erbrecht war vom soldatischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesichtspunkt aus aufgebaut: Erbe war der Jüngste, er bekam den Hof und das Ackerland. Der Intelligenteste und Tapferste bekam die Pferde, dem Schwächsten wurden die Schafe zugesprochen. Ein Sinken, ein Degenerieren der Familie war durch dieses Herkommen ausgeschlossen. Der Tüchtigste bekam immer das Heft in die Hand. Fehlte es aber an tüchtigem Nachwuchs, so adoptierte man einen solchen. Die Adoption spielte eine wichtige Rolle, ja sie bildete eigentlich den Schlußstein und die Krönung des ganzen Erb- und Familienrechtes. Denn sie beschränkte sich nicht nur auf die Stammeskreise, sondern sie war der „Freibrief", mit dem der arme, namenlose Türke aus seiner Steppe in die zivilisierte Welt hineinging, und sich an den Fürstenhöfen verdingte. Er ließ sich adoptieren. Er verkaufte seine Freiheit und sein Schwert für einen Namen und eine Frau. Es war keine gewöhnliche, keine erniedrigende Sklaverei, in die er sich begab, vielmehr der normale Weg zum Aufstieg, ja zu Fürstenthronen. Keine Spur von Schmach lag in dieser Verdingung — denn das Knechtsein war diesen Menschen etwas selbstverständliches, es war nur die Folge des absoluten Gehorsams. (In Persien spricht man auch heute von sich selbst nur als Knecht = bendé; so verlangt es die Höflichkeit.)

Mit dem unbedingten Gehorsam begann der Türke seine Laufbahn, deshalb schätzten ihn die Herren. Er war nicht nur ein tapferer Krieger, sondern auch ein vortrefflicher Beamter. Die Beamtenlaufbahn bildete seinen gewöhnlichen Aufstieg. Das Kriegertum verstand sich nebenbei von selbst.

So verdingte sich der Türke schon bei den Partherfürsten, dann bei den Sasanidenkönigen, bei den Kalifen, beim Kaiser von China. Er beherrschte alle asiatischen Staatskanzleien, erfüllte alle Aemter und führte die Heere. Und so eroberte er schließlich die Länder, indem er Gouverneur wurde und sich eines Tages selbständig erklärte. Das war die Laufbahn der zahlreichen „Sklaven"-Dynastien, die in den Ländern des Islam herrschten, der Tuluniden, der Ghasnaviden, der Atabegs, der Mamluken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

u. a. m. Dabei verschlug es den Seldschukenherrschern, denen halb Asien gehorchte, nichts, den Kalifen in Bagdad als obersten „Herren" anzuerkennen. Es genügte ihnen, sein Schwiegersohn oder zur Abwechslung auch sein Schwiegervater zu werden und das Heft wirklich in der Hand zu haben. Es genügte ihm, an seiner Seite zu stehen und ihm alles vorzusagen, damit er, der Kalife, der Stellvertreter Muhammeds, es ihm wie ein Papagei nachsage, kurz, daß jener nur ein Schattenkaiser war.

Alles erreichte der Türke. Aber stets war eine höhere Macht über ihn, die ihn unterkriegte und entselbstete — die Kultur des eroberten Landes. In China wurde er schließlich doch Chinese und Buddhist und in Persien Perser und Muselman. War er erst soweit, daß er daran denken konnte, seine Stadt mit Wissenschaft und Kultur auszuschmücken, dann war es chinesische oder persische oder indische Kultur, die er förderte. Eine türkische gab es nicht. Sie hatten zwar ihre Sprache — aber keine Schrift. Daher schrieben sie ihre Mundart mit den syrischen (uigurischen), arabischen, armenischen, griechischen, hebräischen, indischen (devanagari), chinesischen und russischen Alphabeten, je nach ihrer neuen Heimat. Immerhin — sie behielten wenigstens ihre Sprache bei und erhielten sie, wenn auch mit fremden, besonders arabischen und persischen Einschlägen gemischt, bis heute.

Dagegen ging es ihnen mit der Religion wie mit den fremden Kulturen. Sie verloren ihre eigene und nahmen die fremden an, um sie zu fördern. Wieder ein Stück Tragik! Was scherte sie im Grunde der chinesische Schamanismus, das nestorianische Christentum, der Islam? Am nächsten lag ihnen noch der Buddhismus, um seiner Passivität willen. Aber schon aus Politik mußten sie alle diese Religionen und ganz besonders den Islam annehmen und fördern. Und siehe da, was wurden sie? Sie wurden im Gegensatz zu den persischen nationalistischen Sektierern, den Schiiten, orthodoxe Sunniten, die Beschützer des Kalifates und Verteidiger des alten Glaubens. (Nur die Mongolen machten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Ausnahme und tolerierten Buddhismus und Christentum neben dem Islam, der ihnen gleichgültig blieb.) Unter Timur, der mit Hilfe der transoxanischen Geistlichkeit groß geworden war, wuchsen in Samarkand, Herat und anderen Städten die geistlichen Hochschulen (Medresen), Klöster und Hospize wie Pilze aus dem Boden. Es ist zum guten Teil türkisches Werk, daß der alte orthodoxe Glaube, die Sunna, aus der Epoche des Sektierertums siegreich hervorging und heute den größten Teil der 300 Millionen Muslims vereinigt. Sie haben sich das Kalifat ehrlich verdient!

Aber ungestraft wurden sie nicht die Träger und Verteidiger des Islam. Sein Fatalismus und Paradieseswahn vergiftete auch sie, die einfachen, harten Söhne der unwirtschaftlichen Steppe. Sein Mitleidssinn schwächte sie allmählich, sein Glaube an künftige Vergeltung bändigte ihren Hochmut. Und als der religiöse Geist des Islam und Buddhismus den militärischen Charakter der Türken und Mongolen unterdrückt, die Faulenzerphilosophie des Mystizismus ihre Gesellschaft entnervt hatte, ihr praktischer Sinn in Bigotterie verkehrt worden war, zerbröckelten ihre Staatengebilde und sie wurden wieder eine Völkerhorde, die in anderen Staaten und Nationen aufgingen. Das erträumte und von Dschingis Chan einmal geschaffene turkomongolische Weltreich endigte schließlich in den bigotten Chanaten von Bochara, Chiwa und Kokand.

Nur ein Reich blieb übrig, das osmanische. Prüft man es mit der Sonde der Erfahrung, die uns die Geschichte der älteren Türkenreiche gibt, so zeigen sich viele Aehnlichkeiten. Allein, hier griffen andere Faktoren ein, die den früheren Turkstaaten nicht zu Hilfe kamen, und es wäre voreilig und geschmacklos, in dieser Zeit der großen Taten der Geschichte vorzugreifen. Viele der guten alttürkischen Eigenschaften erkennen wir bei den Osmanen wieder: Die Genügsamkeit, den Fleiß, die Tapferkeit, die Treue und Verläßlichkeit. Das sind keine leeren Eulogien, wie die bestätigen werden, die auch die übrigen Völker des Orients kennen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese, wo nicht sichtbar doch latent vorhandenen Anlagen brauchen nur zielbewußt wieder ausgebildet werden, um aus den Türken das zu machen, was sie heute sein müssen, um fort zu bestehen, ein wirtschaftlich konkurrenzfähiges, modern ziviliſiertes Volk des erweiterten Europa.

Mode und Werturteil

Von Felix Stössinger

Im Theaterspielplan des letzten Jahres hat sich eine große Veränderung vollzogen, wie wir sie seit 20 Jahren nur zweimal beobachtet haben. Einmal, als Brahm auf L'Arronge folgte, und das zweite Mal, als Reinhardt neben Brahm trat. Die Veränderung wurde damals von neuen Männern, Exponenten einer neuen Zeit, bewirkt. Heute drücken die Verhältnisse eine Wendung des Geschmacks aus, im Drama, in dem Ibsen von Strindberg abgelöst, in der Oper, wo Wagner von Verdi und Mozart bedrängt, nicht verdrängt wird, denn statistisch läßt sich die Verschiebung nur negativ durch die wachsende Zahl von Aufführungen Verdis und Mozarts beweisen. Aber bewiesen muß sie nicht werden, denn deutlicher als die Eindringlichkeit der neuen Verliebtheit spricht die Mißachtung vor den älteren Werten, die heute anders wirken als noch vor einigen Jahren.

In der Kunst gibt es immer solche Ablösungen, in Berlin werden sie aber literarisch ausgenutzt und übertrieben, von einem Typus, der nirgends gefährlicher ist, als in Deutschland, wo schon nach Grillparzer alle 10 Jahre eine neue Mode die letzte, beste übertrifft. Infolgedessen fehlt unserer Kunst das Gewachsene, und sie kommt nie zu einer Klassizität, wie sie das glückliche Griechenland hatte, und formal gesegnetere Länder noch heute besitzen. Es ist aber doch, gelinde gesagt, komisch, wenn die Leute, die unbedingt dabei sein mußten, als der Impressionismus begründet wurde, sich vor ihrem grauen Bart nicht schämen, nun auch den Expressionismus zu lanzieren. Schlenther wurde oft vorgeworfen, daß er über Ibsen nicht hinausgegangen sei. Gesegnet soll er dafür sein, denn er hatte einen literarischen Charakter und bewies durch seine blinde Anhänglichkeit für Ibsen ein festeres Verhältnis zur Kunst, als die Apostaten jeder Mode je aufbringen können. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß ein so unrevolutionäres Land, wie Deutschland, sich nie vom geistigen Revolutionieren befreien kann. In nichts zeigte sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goethe größer als in der Begrenzung, die seine Natur gegen das Außen errichtete. Erst dadurch ist er Goethe, daß er nicht auch Kleist sein konnte.

Was nun Strindberg, Ibsen, Verdi und Wagner betrifft, so muß man sie verkennen, wenn man sie nicht gemeinsam nimmt, sondern gegeneinander ausspielt. Das Abwägen verschiedener Künstler ist sehr schwer und wird von vielen für absurd gehalten. Das ist es aber nicht. Die größten Philosophen und Künstler haben Kunstwerke vergleichend beurteilt. Und je tiefer und allgemeiner eine Zeit ist, um so mehr kann sie ein Maß in den urmenschlich vollkommenen Werken der Vergangenheit finden. Mit seinen Grundsätzen gewinnt man gerade aus dem Vergleich zwischen Kunstwerken die schärfsten Erkenntnisse.

Unter dem Einfluß von Brahm denkt man bei Ibsen zuerst an seine meist gesehenen Stücke aus jener Periode, in der sein moralischer Wille seiner Romantik Drama für Drama abtrotzte. Während wir aber Strindbergs wertvollste dramatische Dichtungen, wie Totentanz, Traumspiel und Scheiterhaufen in außerordentlichen Aufführungen erlebt haben, sind die größten Werke Ibsens falsch oder gering gespielt worden, da auch der Brahmstil den letzten Dramen Ibsens gegenüber versagte. Das Interesse für Ibsen ist heute gering, aber die Zeit wird vielleicht wiederkehren, in der die ganz fabelhafte Musik, die aus einem ethischen Dialoge Klein Eyolfs wie ein Himmelssopran anschwillt, auf der Bühne wie in der Dichtung erklingen wird.

Nehmen wir aber jeden Dichter als gegeben, so ist Strindberg das tiefere, echtere und wesenhaftere Genie. Er ist bis in den Abgrund methaphysisch, und er ist durch ein allerdings erotisches unüberwundenes und nicht Geist gewordenes Erlebnis bis in die Mitte des Erdinnern vorgestoßen. Ihm gegenüber ist Ibsens Weltanschauung nur Erkenntnis. Sie ist zu sehr Geist, während die Strindbergs zu geringe Resultate zeitigt. Aber wie darf man heute daran zweifeln, daß Ibsen den letzten Dingen nahe war, auch in jenen Dramen, in denen er zu seinem eigenen Schmerz statt Gotteshäuser menschliche Heimstätten baute, bis er schließlich wieder in seinen letzten Dramen, wenn auch zu psychologisch, die wesenhaftesten Dinge dramatisierte. Strindberg ist moderner, schon weil er religiöser ist. Aber bei ihm ist alles Suchen. Gerade beim „Traumspiel" empfand ich es als seine Tragödie, daß er allem Wissen so nahe, zuletzt kein Wissen hat, sondern eine literarische Erinnerung. Hier kann man wirklich sagen, ein Schauspiel, aber ach — ein Schauspiel nur, ein Wort, das man sich sehr hüten würde, auf Peer-Gynth (aber auch auf Totentanz) anzuwenden. Das Erschütterndste hat zuletzt doch Strindberg geschaffen und nicht Ibsen, und zwar meine ich jene Augenblicke, in denen sich seine Menschen als Verzauberte erkennen und voreinander niederknieen, weil sie wissen, daß sie verflucht sind, sich gegenseitig zu martern, und daß dies

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben nicht das Leben ist. In solchen Regionen hat Strindberg immer geforscht und gelitten, in einer tieferen, erlebteren Schicht des Metaphysischen als Ibsen. Und doch ist es sehr fraglich, ob von Strindberg der Bühne mehr bleiben wird, als eine neue Auffassung des Weibes und der Liebe in Form von 4 oder 5 Dramen, und zwar deswegen, weil die klassische Sicherheit, Festigkeit und für das Fortleben unentbehrliche Normalität Ibsens Strindberg gefehlt hat. Strindberg wollte die Welt selbst erschaffen, und am liebsten hätte er persönlich nachgesehen, ob die Erde rund ist. Ich finde, das ist erschütternd. Ein Genie, welches in seinem Blute so wenig kulturelle Vergangenheit hat, ist verurteilt, mehr ein Anreger allergrößten Stiles als ein Gestalter zu sein. Dabei leiden Ibsen und Strindberg darunter, daß ihre Seelen von Natur aus größer entworfen waren, als die Sprossen kleiner Kulturvölker in ihrer Sprache, im Zusammenhang mit ihrer Heimat verwirklichen können. Bei Ibsen drückte sich das größte Problem zu einer Zeitungsaffäre aus. Bei Strindberg wird die Lappalie des Lebens zu einer Anklage gegen Gott. Ibsen war, wie man heute sehr eilfertig behauptet, ein Philister. Strindberg war es ohne Zweifel auch, aber er lebte trotzdem in der Hölle. Daß er die Witwe eines lebenden Mannes geheiratet hatte, konnte er nicht überwinden, und seine letzte unglückliche Sehnsucht bleibt ein Familienidyll. Bei Strindberg ergibt sich ferner der eigenartige Fall, daß ein Dichter nur wahre, brennend lebende Menschen geschaffen hat, aber keine einzige Gestalt, soweit ich im Augenblick übersehe, die außerhalb des Dramas ein so prägnantes Leben führt, wie etwa Hjalmar Ekdal oder selbst Lulu. Strindbergs Menschen haben Seele, Leben und Schicksal, aber ein sehr unbestimmtes Profil. Sie sind nur Leidenschaft. Bei Ibsen ist es gerade umgekehrt. Strindbergs Menschen sind immer nur Strindberge, so daß der Dichter in unserem Leben gekannter umhergeht, als Ibsen.

Der Versuch, Verdi gegen Wagner auszuspielen, ist nun gar vollkommen aussichtslos, weil Wagner kraft seiner Persönlichkeit auch dann noch größer als Verdi wäre, wenn der Musiker seine Werke je so langweilig finden würde, wie heute viele im Publikum. Damit ist nämlich gar nichts gesagt. Gerade in den letzten Wochen konnte ich einige hinreißende Verdi-Vorstellungen mit matten Wagneraufführungen vergleichen. Verdi gewinnt immer mehr. Aber was werden ihm vor dem Richtstuhl der Zeit alle seine Melodien, auch die, für die ich gerne sterben will, nützen, wenn sich Wagner mit nichts als mit der ganz ungeheuren Schilderung einer todestraurigen Landschaft, dem ersten Drittel des Tristanaktes, verteidigen wird. Es kommt bei jedem Künstler darauf an, die Form einmal vorausgesetzt, welcher zauberhaftesten, übersinnlichen Erlebnisse er fähig war. Nietzsche wußte, welche Wunder bei Wagner an den verborgensten Stellen glühn. Es war sehr überlegt von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm, gegen Wagner nicht Verdi, sondern Bizet auszuspielen. Denn so wie Wagner ist Bizet für einen bestimmten Ausschnitt unseres Gefühlslebens symbolisch, Verdi dagegen nicht. Verdi ist wundervoll wie Correggio, dem er ähnelt, aber bei Verdi geht die Kunst nicht so wie bei Strindberg, Ibsen und Wagner über Kunst hinaus.

Wenn sich also der Theaterspielplan, d. h. der Geschmack in der angedeuteten Richtung entwickelt hat, wollen wir nicht zu Mitläufern schwankender Wertungen werden, sondern gerade das Feste finden, zu dem die Mode wieder zurückkehren wird. Es soll daher fortan nicht heißen, Verdi oder Wagner, sondern Verdi und Wagner, und es soll nicht heißen Strindberg oder Ibsen, sondern Strindberg und Ibsen.

Anno pacis 1648

Historie von Paul Enderling

Früh morgens kam der Bürgermeister vor des Türmers Türe. Er klopfte so heftig mit dem Bleiknopf seines Stocks an das morsche Holz, daß es hie und da splitterte und der Türmer an Räuber und Mörder dachte, die bei ihm, dem Armseligen, einbrechen wollten.

„Clausnitzer! So öffne doch!“

Als der Alte das vom Steigen und von Aufregung erhitzte Gesicht des Bürgermeisters sah, dachte er nicht anders, denn der lange, lange Krieg spiele wiederum eine rote Blutwelle an die Mauer des Städtchens.

„Sind's die Schweden, gnädiger Herr?“

„Nichts davon.“

„Also die Kaiserlichen — hilf uns, Herrgott vor Feuer und Brandschatzung!“

Der Bürgermeister holte in dem herbeigeschobenen Lehnstuhl (darin war des Türmers Frau, hochbetagt, vorigen Jahres gestorben) erst Atem, dann wandte er sich dem Alten zu: „Nit schwedisch und nit kaiserlich ist, was heute zu uns kommt; vielmehr ist es göttlich und scheint geradenwegs vom Himmel aus den himmlischen Heerscharen zu kommen, obschon es aus dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Westfälischen kommt." Er dämpfte seine Stimme und faltete die Hände fromm, als er weitersprach: „Sie haben in Münster und Osnabrück Frieden geschlossen. Es wird wieder Friede im deutschen Land!!"

Der Alte sah ihn erschreckt an. Er begriff ihn nicht. Er schob seine langen weißen Haare aus der Stirn. „Friede??" stammelte er: „Friede im deutschen Land??" Und er wußte nicht, ob er an seinem Gebieter irre werden sollte oder an sich selber.

Durch die Turmluke klang das unruhige Rufen der abziehenden Schwalben. Die warme Herbstsonne füllte den kleinen Raum. In dem goldenen Licht flitzten und schwirrten die behenden zwitschernden Vögel. Sonst hörte man hier oben nichts.

Der Bürgermeister erhob sich und ging zum Fenster. Er stieß auch den zweiten Laden zurück, daß er quietschte und auf die Mauer aufschlug.

Drunten drückten sich die Häuser aneinander. Es stand nur noch ein Drittel der Häuser, die unter seinem Vater gestanden, da er Bürgermeister war. Und doch war auch damals schon Krieg gewesen. Nur selten stieg Rauch aus einem Schornstein.

Da unten bei Sankt Jakob, wo das Grün wucherte — Disteln und wertlos Gestripp — hatte das Haus gestanden, da er geehelicht. Darein hatten die Kaiserlichen ihre Brandkugeln geschossen, als sie ohnmächtig von Nürnberg abziehen mußten. Dort an der Mauer, wo der leere Giebel starrte und wo nur Fledermäuse und anderes Hexengetier noch hauste, da hatte er als Kind geschlafen und gespielt. Das hatten Schweden aus dem Nachtrab Trostensons zerbrochen und zerbrannt, nachdem sie den Vater zu Tode gemartert.

Der schwere dicke Mann sank in die Kniee und die Tränen liefen über seine fleischigen Wangen in den Kragen hinein. „Und nun ist Friede, Clausnitzer! Nun soll Friede sein . . ."

Der Alte sah ihn kopfschüttelnd an. Ein irres Lächeln überflog ihn; vielleicht wars auch Verlegenheit, weil er den gestrengen Mann da wie ein Kindlein weinen sah.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Glaubst mir nit, Clausnitzer?"

„Es ist nur, hochehrbarer Herr — es ist nur: ich kann's mir nit recht denken. Solang' ich denken kann, war Krieg. Mein Sohn starb vor zwanzig Jahren — es können auch fünfundzwanzig sein — unter den Pappenheimern, mein Enkel vor zehn Jahren im Rheinischen. Meine Tochter starb, meine Schwiegertochter und mein anderes Enkelkind. Und immer ist Krieg gewest . . ."

Plötzlich kniete er auch.

„Und Gott — — kann er solche Wunder verrichten, daß Kinder wieder ruhig alte Leute werden und Knäblein nit schon in der Wiegen vom Schwert gezeichnet sind?"

Er umarmte, schwankend, den Bürgermeister. Einen Augenblick knieten die Beiden wie Brüder an einem unsichtbaren Altar.

„Wer hat den Frieden gekündet?" Er stand langsam auf und versuchte, auch dem Bürgermeister aufzuhelfen.

Der lächelte. „Es ist Junker Härlin gekommen, du weißt, der drüben das Gütlein hat. Er ist zu Roß gekommen und hat an meine Tür geklopft. Der Friedensbote ist unterwegs nach Wien. Heute kommt er durch unsere Stadt. Der Junker soll ihn begleiten und er ist nur vorgeritten, derweil der Bote sich drüben in Luckheim ausruht und seinem Pferd ein neu Eisen anmachen läßt. Er ist nur vorgeritten, weißt, weil er geschwind nach seinem Gut sehen will, und trifft sich mit dem Boten wieder im Rothenburgschen. Gieb acht, Clausnitzer, auf die Straße gen Luckheim: wenn er dort hinten um die Eichengruppe reitet, stoß' ins Horn!"

Der Alte griff nach dem Horn, das man ihm gegeben, seit auch die letzte Glocke der Stadt, das Feuerglöckchen im Turm, eingeschmölzen war.

„Alsdann wollen wir ihm entgegenschreiten und lobsingen und Hallelujah sagen. Und Blumen wollen wir ihm auf den Weg streuen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Türmer trat ans Fenster. Er achtete des Bürgermeisters nicht mehr. Weit lehnte er sich in die Luke, nach Westen schauend. Seine Augen aber hatten einen Glanz, als ob sie in eine Weite sahen, die viel ferner war, als Menschenblicke reichten.

*

In der Herberge, die am Kreuzweg kurz am Ausgang des Fleckens Luckheim stand, steckten vier Männer die struppigen Köpfe zusammen — der Wirt und drei Zerlumpte, die früher Soldaten gewesen und jetzt marodierten.

„Er muß reich sein. Nie sah ich ein so reich gezügelt und wohl genährt Pferd. Und die Spitzen am Kragen sind brabanter Arbeit und sein Gürtel ist voll und rund."

Alle Vier blickten zur Decke empor, darüber der fremde Reiter ausruhte, bis sein Pferd beschlagen sei.

Sie füllten ihre Becher mit dem sauren Wein und schnitten sich Brot ab.

„Er ist ein gar fürnehmer Herr: ich sah Pergamente bei ihm, mit Siegeln — so groß. Und der Junker Härlin ist sein Begleiter gewest."

Die Marodeure tranken unruhig ihren Wein. Ihre Blicke flackerten. Einer zog einen Dolch.

Der Wirt winkte ab. „Der da oben ist hieb- und stichfest," flüsterte er. „Er hat mir selber das Alränncheu gewiesen, ehe denn er schlafen ging. Stahl bricht an ihm und Blei prallt an ihm ab."

„Er muß dennoch dran glauben," knurrte ein Pockennarbiger. „Und wenn er der Pickolomini oder der Karl Ludwig selber wär', oder Mars oder der Friedensgott, von dem sie itzt soviel Redens machen."

„Dann erst recht! Wo geraten wir hin, wenn Krieg nit mehr Krieg ist, he? Wer kommt mit?"

Die drei Soldaten gingen hinaus, hinauf.

Der Wirt blieb unten, mit eingezogenem Kopf auf jedes Geräusch oben lauernd. Kein Schrei kam von oben. Nur ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Poltern und das Aufschlagen eines Körpers auf den Boden. Nun kamen sie die Stiege heruntergetappst.

Mit den Händen, die den Boten erdrosselt hatten, zählten sie die Münzen, die sie bei ihm gefunden. Ihrer waren viel weniger, als sie erwartet.

Sie beschlossen, auch seine Kleider zu teilen und ihn nackt an der Eichengruppe zu verscharren.

*

Jubelnd waren sie hinausgezogen, die Frauen mit Blumen in den Händen, den Boten zu bewillkommnen. Das letzte Eßbare hatte man zusammengekratzt und den Kindern gegeben.

Als sie aber drei Stunden gewartet hatten, kehrten sie in die Stadt zurück. Die rote Farbe war von den hohläugigen Gesichtern gewichen; sie waren wieder fahlgrau geworden wie all die vorige Zeit.

„Wir haben's gleich gesagt: es kann und kann ja nit sein."

Die Blumen, die in ihren Händen weich und welk und häßlich geworden waren, traten sie unter die Füße. Und manche spieen darauf.

Die Kinder schrieen: „Bringt uns der Friede Brot und Milch und ein wenig Honig? Wie sieht der Friede aus, Mutter? Ist er gleich einem Erzengel? Ist er gleich einem Rittersmann oder einem Prädikanten? O Mutter, warum ist er nit da?"

Die Männer sahen sich stumm an, gingen nicht nach Hause, sondern sammelten sich wie auf Verabredung am Marktplatz. Scheu blickten sie zum Turm: Clausnitzers Kopf war zu erkennen. Der lugte nach Westen, nach dort, wo der Bote kommen sollte, der den Friedenstraktat in der Tasche trug. Einen anderen Weg konnte er nicht kommen.

Nur der Magister war frohgemut. Seine Augen leuchteten. Er ging von einem zum anderen und erzählte von dem allegorischen Aufzug, so er erdacht und gedichtet. Lange Jahre lag der schon in seiner Schublade.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Choralstrophen sollten ihn einleiten und beschließen; dann trat die Gerechtigkeit in schönem weißen Hemd auf und begrüßte den Frieden, der einen grünen Zweig trug wie einen Palmzweig und ein grün Gewand. Dann sollten Beide — ja, auch die Freude sollte zum Wort kommen — über den Mars, der wie ein kaiserlicher Reiter gekleidet sein müsse, herfallen, ihn entwaffnen und verprügeln. Er war sehr stolz auf seine Idee.

Die Männer nickten schweigend und wandten ihm den Rücken.

Der Bürgermeister trat heraus. Sein erster Blick galt nicht den Bürgern, sondern — scheu und verstohlen — dem alten Türmer oben.

„Ich weiß nit — mir war so, als hörte ich eines Hornes Klang?" Aber er sprach den Schluß leise, als glaubte er's selber nicht mehr.

„Wir hätten ihn einholen sollen," sagte Einer.

„Sind keine Pferde mehr in der Stadt und zu Fuß ist's gar gefährlich. Sind Wölfe gesehen worden und Marodeure."

„So es nit der Junker Härlin gewest wäre, dem nie und nie eine Unwahrheit nachgesagt ist, möchte ich schier meinen, wir seien genarrt. Es ist aber kein gut Werk, Betrübte zu narren."

„Oder es ist ein Anderer gewest, dessen Namen man nit nennet!"

Sie stutzten. Einen Augenblick durchflog sie alle der gleiche Gedanke, es sei der Gottseibeiuns gewesen, der die Gestalt des Junkers angenommen habe, wie er jede annehmen könne, um sie in Hoffnung zu heben und in Enttäuschung zu stürzen.

„Geht nach Hause, Freunde!" bat der Bürgermeister und ging ins Haus. Er mochte sie nicht mehr sehen. Er ertrug ihre Traurigkeit nicht länger.

Keiner der Anderen aber ging.

Auch als der Himmel sich schwarz färbte und die Wolken platzten und Regen herniederströmte, blieben sie draußen.

Der Magister ging lachenden Mundes die Reihen entlang.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wenn der Friede da ist, wächst das Korn und reift. Und keines Reiters Roß frißt die grünen Keime statt Gras. Und du Bäcker hast wieder zu backen und du Metzger hast zu schlachten und du Weber hast zu wirken und du Gerber hast zu gerben und du Wirt hast Gäste, die runde Dukaten auf die Tische werfen und Spanferkel und Wein vom Rhein begehren. Das Gold wird wiederum ins Land rollen."

Die Männer aber sahen ihn böse an und die Frauen hießen ihn schweigen und schalten ihn einen Narren.

In ihren Eingeweiden brannte der Hunger. Wonach hatten sie nicht gegriffen, ihn zu stillen! Nesseln und Eicheln und Gras hatten zur Nahrung gedient. Es hieß von Etlichen, daß sie ihre Kinder geschlachtet, um sich zu sättigen und daß Mann und Frau bei Tage und bei Nacht einander mißtrauten und im Verdacht mörderischer und kannibalischer Gedanken hatten.

Nie hatten sie den Hunger so gespürt — in all den langen Jahren nicht — wie jetzt, wo die Enttäuschung an ihnen fraß wie inwendiges Feuer.

Und etliche Frauen liefen durch die Gassen und sie weinten: „Der Friede kommt nit und nit. Es bleibt Krieg. Und morgen verhungern unsere Kinder und übermorgen schlagen euch Kroaten tot und schänden uns Schweden. Und unsere Stadt wird brennen als ein einziger Scheiterhaufen, als ein einziges Brandopfer für den Gott der Rache, der da straft bis ins dritte und vierte Glied. Es ist nie Friede gewest. Das lügen sie. Weißt du, was Friede ist, Brigitte? War er, als du geboren wardst? War er an deinem Hochzeitstag, Kathrein? War er am Verlöbnistag der Marei, da sie von einquartierten Dragonern auf dem Leichnam des Verlobten geschändet ward und den Verstand verlor?"

Und andere fragten höhnisch: „Wo wohnt denn der Friede, he? Im Rathaus, wo sie Verträge mit allen blutbefleckten Herren und Potentaten schlossen und zerrissen? In der Kirche? Vielleicht auf der Kanzel, auf der die Schotten unsere Augsburger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Konfession höhnten und das heilige Buch bespieen? Am Altar, wo sie ihr Strohlager machten und mit ihren Troßhuren buhlten und den sie mit Kot und Unflat bedeckten? Wo wohnt der Friede?? Im Himmel, wo Tag und Nacht das feurige Schwert steht? Wo aber wohnt er, daß man ihn hole? Denn auf Erden ist er nit. Auf Erden ist immer Krieg und Vernichten und Quälen und Morden und wird immer sein."

Etliche aber, denen der Wahnsinn im Blick flackerte, schrieen gellend: „Der Bürgermeister hat ihn versteckt! Holt ihn heraus! Er will Lösegeld für ihn haben. Aber wir haben kein Geld. Nit Batzen noch Heller, nit ein böhmischer Groschen ist mehr zu finden. Er soll kein Lösegeld haben! Denn der Friede gehört uns."

Und sie rissen die anderen Frauen mit sich, an deren zerlumpten Röcken die Kinder hingen, und stießen die Männer vor sich her und waffneten sich mit Hausgerät und Schaufeln und was sie am Weg fanden.

Und als der Bürgermeister heraustrat und anfangs leutselig, dann hart sie auseinandergehen hieß, traf ihn der Schlag eines Spatens über die Schläfe, daß er umsank. Ueber den leblosen Körper trampelten sie schreiend hinweg und ergossen sich in die Räume seiner Wohnung, Türen und Kasten und Truhe und Schrank erbrechend. „Wo ist der Friede? Wo steckst du, süßer Friede? Ach komm zu uns! Siehe, wir suchen dich ja!"

*

Als die sechste Stunde gekommen war, stieg der Türmer vom Eckturm herab.

Sonst ging er die 117 Stufen im Dunkel der dunkelsten Nacht, ohne je nach dem Strick zu greifen. Heute taumelte und schwankte er auf jeder Stufe. Die Augen waren ihm geblendet vom ewigen Starren in die Ferne. Er hielt sich Schritt für Schritt am rauhen Strick. Unten sah er erst, daß seine Hände bluteten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es hatte ihn oben nicht gelitten. Aber es litt ihn auch in der Stadt nicht, die voller wirr durcheinander laufender Menschen war, voller schriller Schreie, voll wimmernden Weinens.

Hüstelnd schleppte er sich durchs Tor, das jetzt offen und wächterlos dastand.

Der Regen rieselte langsamer, in verrinnenden Tropfen.

Der Alte wollte selber nach Luckheim und dort fragen. Er hatte keine Furcht vor Räubern, er, der seit Jahren kein Geld besessen.

Aber er kam nicht bis Luckheim. Sein alter Körper war von der Aufregung des ganzen langen Tages durchschüttert. Seine Kniee sanken unter ihm zusammen, als seien sie morsch.

Todmüde ließ er sich am Mäuerlein des kleinen Pestkirchhofs nieder.

„Herr, gieb ein Zeichen, ehe denn ich sterbe! Kommt der Friede? Kommt er ins deutsche Land??"

Der Regen hatte aufgehört. Auf dem schwarzen Wolkengrund zeichnete sich ein schmaler, frommer Regenbogen ab. Das eine Ende wuchs aus der fernen Eichengruppe, das andere tauchte in den Dächern der Stadt unter. . .

Lächelnd schloß der Alte die müden Lider.

Löns als Naturschilderer

Ein kleines Büchl, in dem mehrere Naturschilderungen von Hermann Löns zu einem frischen Strauß zusammengebunden sind, gibt Anlaß, nachempfindend, nachdenkend zu ergründen und auseinanderzulegen, was die Eigenart des Naturschilderers Löns ausmacht; denn was Löns auf dem begrenzten Gebiete der dichterischen Gestaltung des Naturbildes geschaffen hat, gehört zur ganz echten unvergänglichen Kunst. In seinem Versuche, die Grundzüge des deutschen Seelenantlitzes zu erfassen, meint Ernst Moritz Arndt, bei den Germanen zeige sich ein stilles Verständnis, eine innige Freundschaft und ein zarter Umgang mit der Natur. Bei allen modernen Prosadichtern, die irgendwie zu Lyrismen neigen, prägt sich das deutsche Naturgefühl, das durch den Naturalismus lebhaft gesteigert wurde, stark und lebendig aus. Wenn sich dem Deutschen die Landschaft in bunte, farbenfrohe Bilder auflöst, wenn aus allen Büschen Vogellieder klettern, wenn die Quellen durch den jungen Mai klingen und bunte Blüten über den grünen Wiesen schweben, dann lüpfen junge Lieder in der deutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seele die Schwingen. Immer stärker findet man die deutsche erzählende Prosadichtung durchsetzt von Naturschilderung, meist sind sie halb Landschafts-, halb Naturbild; wir denken dabei an Hermann Hesse, Rosegger, Frenssen, Hermann Burte, Hermann Stehr. Bei Hesse finden wir Naturbilder von duftigster, feinster Stimmung, Bilder, wie hingeworfen vom zartesten Silberstift. Er hat in seinen Erzählungen Stücke, in denen mit zart-lyrischer Kunst die Stimmung einer Landschaft mit ein paar farbigen Sätzen wundervoll gestaltet ist. Wenn wir in dem Roman „Unterm Rad" in die Ferienlandschaft mit der ihr eigenen Naturstimmung sehen, dann spüren wir den süßen Duft der Königsblume an den sumpfigen Wiesengräben und den Geruch reifen Korns über die Felder. Aber die Naturbilder sind bei diesen Dichtern in das übrige Dichtwerk verwoben, sie bilden den Hintergrund menschlichen Geschehens, den Rahmen, ja oft den Ausdruck seelischer Stimmungen. Löns pflegt das Naturbild um seiner selbst willen. Er holt nicht die Gesichte der Landschaft in erster Linie heran, um die seelische Temperatur seiner dichterischen Gestalten zu zeigen, die Gefühlswandlungen seiner Menschen stimmungsbunt zu beleuchten — wo er (in seinen Romanen, wie im Wehrwolf, im Letzten Hansbur, Dahinten in der Haide, Das zweite Gesicht) Naturbilder in den Gang seiner Handlungen einstellt, da gewinnen sie fast selbständige Wesensart, sind sie in ihrer sachkundigen Ausgestaltung ein Lebendiges, Scharfumrissenes für sich. Man merkt, daß sich der Dichter in seinen nimmermüden Nachgestalten der Natur in seiner ureigensten künstlerischen Lebensluft bewegt.

Die Natur an sich mit ihrem bunten Leben ist ihm Gegenstand der Dichtung. Das Naturbild ist ihm Selbstzweck. Große Naturschilderer sind sehr selten. Denn reife Naturschilderung hat zwei Voraussetzungen: dichterisches Können (unausschöpfbaren Reichtum der sprachlichen Ausdrucksmittel) und tiefgehende Naturkenntnis, in der sich wissenschaftliches Bekanntsein mit der Natur und der Reichtum des eigenen Sehens paaren. Wenn Ibsens Wort: „Dichten ist Sehen" nur einen Funken Wahrheit enthält, dann gilt er vom Dichter des lebensvollen Naturbildes. Der Schriftsteller, der das Naturbild künstlerisch bewältigen will ohne einen großen Vorrat eigenerworbener Anschauungen von wissenschaftlich einwandfreier, d. h. naturlebensrichtiger Grundlegung, verfällt leicht der Gefahr der bloßen Eindruckspinselei, die nur gradweise unterschieden ist vom gefühlsseligen Anschwärmen der Natur. Allerdings, selbst die verschwenderischste Fülle der klarsten Vorstellungen macht noch nicht den Naturschilderer. Er muß mit empfindender Seele und künstlerischer Hand den Stoff meistern. Wo nicht eine echte Dichterseele die Einzeldinge zu einem bunten Ganzen zusammensieht, die Einzelbilder zu einem geschlossenen Leben zusammenrundet, da wächst keine künstlerisch reife Naturschilderung. Löns ist Dichter und Naturkenner zugleich. Er hat nicht nur die Wissenschaft von den Naturdingen, nicht nur den Reichtum selbsterworbener Naturanschauung, aufgesogen durch das nieruhende Auge des Naturbeobachters, der in manchen Zeiten Tag und Nacht mit der gottgeschaffenen Welt zusammenlebt — er besitzt auch die feine Künstlerseele, die sich der geliebten Natur vermählt, sich in sie versenkt, ihren Atem erspürt, ihre Seele erfühlt; er ist im Erschauen des Naturlebens durchglüht von jenem dichterischen Grundgefühl, von jener höheren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ahnung, der alles Naturleben, alle Naturerscheinung sich zum dunklen oder purpurnen Gesichte formt. Man kann sich denken, daß Naturschilderung technisch glänzend geschriebener Bericht, satter Naturalismus ist; Löns ist zwar sparsam im auskostenden Hineinmalen seiner Ichgefühle ins künstlerisch geformte Bild der Außenwelt; aber ohne aufdringliches Hindeuten spüren wir doch den seelischen Hintergrund, in dem die Bilder der Außenwelt zu bunten Gemälden zusammenwachsen. So sind die Haidebilder seines Braunen Buches durchweht von dunkler Wehmut, manche vom fröstelnden Hauch der Einsamkeit, andere aber auch durchzittert vom Glanz der Maienfroheit. Das tiefe Vertrautsein mit allem, was in der Natur lebt und webt, gestattet Löns, Tiergeschichten und Tierbilder zu formen, voll sattesten Lebens, voll anschaulichster Kraft. Die dramatische Geschichte eines dem Untergang geweihten Wildkaters (der letzte seines Stammes in „Mümmelmann") ist sicherlich eine der besten Tiergeschichten der Weltliteratur.

Der reiche Vorrat vollkräftiger Ausdrucksmittel, der Löns zur Verfügung steht, ist immer neugenährt worden aus den urwüchsigen Schätzen der Jäger- und Bauernsprache.

Karl Huber

Lyrische Reise durch Oesterreich

In Hugo von Hofmannsthals „Oesterreichischer Bibliothek" ist neuerdings ein Bändchen: „Die österreichischen Lande im Gedicht"*) erschienen; Max Well hat die kleine Anthologie zusammengestellt und ihre Ordnung nach dem Gedanken einer Reise vorgenommen, die an der Donau beginnt und auf und ab durch alle Kronländer führt, bis sie in Dalmatien am Meere endigt. Wenig wußte man bisher von diesen Landschaften, die bekannten Sommergegenden und Wanderziele ausgenommen, und was man kannte, stellte sich zumeist in einer solchen Schlichtheit dar, einer Einfachheit des Grüns, einer Klarheit der Linien, einer Selbstverständlichkeit der Gegenwart, daß sich selten andere Gefühle zum Lied fanden als die Heimatliebe, die Dankbarkeit und etwa noch die Freude an der Schönheit. Heimatgedichte österreichischer und Lobgedichte deutscher Dichter sind hier zusammengebunden zu einem Strauß von Wiesenblumen, darunter jedoch die einzelne Rose oder Nelke nicht befremdet. Das Melodische, Anmutvolle, Leichthinschwebende der österreichischen Landschaft ist auch in diesen Versen ausgedrückt; wenige nur sind strenger gestaltet, fast alle sangbar oder doch wohllautend, vorüberklingend, auch in der Trauer nicht allzu schwer, obwohl doch niemals ganz von Trauer unberührt.

Mit Grillparzers Versen des Ottokar von Hornek auf das Land Oesterreich hebt das Büchlein an, seinen melancholischen Grundton sogleich hernach in Lenaus „An mein Vaterland" ansagend, seinen deutschen Oberton mit Eichendorffs „An der Grenze" hell bekräftigend. Martin Greifs „Lob der Donau" beginnt die Reise. In Oberösterreich grüßt uns zuerst Franz Stelzhamer in der herzhaften Mundart; wir fahren stromabwärts, dem lieben Linz entgegen. In Böhmen sind wir überrascht, die Stimme Goethes zu vernehmen: das wenig bekannte Gedicht: „An Silvien von Ziegesar" (Karlsbad 1808) vertritt ihn auch in diesem Bereiche groß und liebevoll. Rainer Maria Rilkes Lieder aus den „Larenopfern", denen wir

*) Inselverlag, Leipzig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur noch die „Volksweise“ beigesellt wünschten, stellen die slawische Traumhaftigkeit und Süße vollkommen dar, die „Mittelböhmische Landschaft“ ist wahrhaftig ein ganzes Bild; und auch Körner und Eichendorff hören wir hier. Von dem tschechischen Dichter Peter Bezruc ist ein wundervolles Gedicht aus seiner schlesischen Heimat aufgenommen worden; aus Mähren erklingt uns leider nur ein einziges Lied; und so kommen wir ins Niederösterreichische hinein, hören auch das Lob Wiens gern wieder, besonders aus Eichendorffs und Hebbels Munde, aber auch die eine „Wiener Elegie“ von Ferdinand von Saar dünkt uns ehrenvoll und gut. Hofmannsthals: „Vor Tag“ erscheint, in einem heimatlichen Lichte gesehen, von ganz neuer Schönheit leuchtend; eine Hymne von Anton Wildgans und ein neues Gedicht von Max Well: „Gumpoldskirchen“ stehen wie jüngere Schwestern neben ihm. Südwärts gehts, ins Gebirg, ins Steirische hinauf, ins Weinland hinunter, aus dem ein Lied von Bartsch süß herübertönt, dann wieder nordwärts ins Salzkammergut, in die Ausseer Landschaft, für die Rudolf Alexander Schroeder feierliche und malerische Verse findet, nach Salzburg, der „schönen Stadt“, der Georg Trakl manches seiner Traumgedichte verdankte, die Salzach aufwärts, an Gastein und Grillparzers „Hügel“ vorbei, nach Tirol hinein. Die starken Gesänge der Tiroler Dichter, Gilm, Pichler, Wallpach, verkünden uns die größere, männlichere Natur; Hofmannsthals „Reiselied“ läßt uns einen Blick tun nach dem Italien friedlicherer Sommertage; über die Dolomiten ins Kärntnerische und Krainische — welch ein liebliches slowenisches Volkslied entzückt uns da! — führt unser Weg. Auch der Karst hat seinen Dichter: eine Frau, Anna Hllaria von Eckhel, deren Verse Wohlklang und Strenge ähnlich verbinden wie diese Gebirgswelt des Südens; eine Nacht in einer adriatischen Hafenstadt schildert Hamerling, glücklich wie selten sonst; aber südwärts weiter fahren wir, nach Dalmatien, und beschließen unsere Reise mit den fürstlichen Strophen des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko auf seine Insel Lacroma:

Wenn aus dem blauen Himmel seine Pfeile
Der Mittag schickt mit südlich heißen Gluten,
So fahre ich im Boot entlang die steile,
Umspülte Felswand hin zu stillen Fluten.

Dort öffnet eine Grotte ihre kühle,
Von Dämmerung umfloss'ne Marmorschale,
Asyl dem Müden in des Tages Schwüle,
Zu schaun gleich einem blauen Märchensaale.

Die Wellen plätschern kosend an die Wände,
Mit ihrem Klang wollüstig einzuladen;
Die läss'ge Hülle sinkt vom Leib behende,
Es lockt die Flut, die rauschende, zu baden.

Mit neuem Leben stärkt mich das Gekose
Der Fluten, die sich kühlend an mich schmiegen,
Und Traum beschleicht mich und ich wähn', im Schoße
Der Märchenwelt, ein Meergott, mich zu wiegen.

Felix Braun

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Völkerrecht im Kriege

Von Dr. Walther Schotte

Wer wagt noch ein Völkerrecht zu behaupten? Juristen! Die allgemeine Meinung hält nach den Erfahrungen dieses Krieges ein Völkerrecht für Wahn und Trug. Nach ihr gibt es für die Beziehungen der Völker nur das Recht des Stärkeren. Keine Macht kann heute Sätze des Seekriegsrechts schützen, wenn es dem seebeherrschenden England beliebt, sie zu brechen und zu beseitigen. Soweit nach diesen Urteilen ein Völkerrecht noch gilt, ist es englisches Recht, ein Völkerrecht von Englands Gnaden.

Wenn es nun aber auch zum Wesen des Rechts gehört, daß die Verbindlichkeit seiner Sätze durch äußere Mächte gewährleistet wird, so hat die Wissenschaft es doch stets abgelehnt, diese Gewähr nur im Zwang zu finden. Der diese Verbindlichkeit sichernde Zwang ist für das geltende innerstaatliche Recht von der Staatsgewalt bereit gestellt. Aus diesem täglichen unser Leben einschließenden, wehrenden und behütenden Rechtserlebnis hat eben die allgemeine Meinung die Wesentlichkeit des Zwangs für den Begriff des Rechtes gefolgert. Diese Folgerung aber ist ein Irrtum.

Die Erörterung wird weiter verwirrt durch Unklarheit über den Vorgang der Rechtsbildung. Recht entsteht nicht nur durch Satzung oder Gewohnheit, der Vorgang der Rechtsbildung ist nicht immer ein Ausbau, eine Verfeinerung des geltenden Rechts, Recht entwickelt sich auch unter Zerstörung bestehender Verhältnisse und der auf sie angepaßten Rechtssätze, durch die Urgewalt von großen Staatsumwälzungen und Kriegen, die völkerrechtlichen Umwälzungen gleichkommen, zu neuen aus den im Sturm geborenen Verhältnissen stammenden Inhalten. Es ist das Verdienst von Prof. Dr P. Eltzbacher, diesen gewaltigen Vorgang

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

völkerrechtlicher Neubildungen durch den Krieg in seiner Schrift: Totes und lebendes Völkerrecht (München und Leipzig — Duncker & Humblot 1916) dargestellt zu haben.

Untersuchen wir zunächst noch einmal die Bedeutung des Zwangs. Auch er verbürgt die Rechtsbefolgung nur unvollkommen. Wieviele Rechtsverletzungen selbst des innerstaatlichen, also durch Zwang geschützten Rechtes bleiben noch heute allein durch die Natur der Dinge ungesühnt. In früheren Zeiten, die durch ständische oder absolute Verhältnisse die Wirkung der Staatsgewalt beschränkten, verhinderte der Schutz, den etwa der Günstling durch den Fürsten, der Adlige — man denke an die „Raubritter" — durch die Standesgemeinschaft erfuhren, die Sühne eines Verbrechens. Das Recht bestand gleich wohl; seine Verbindlichkeit wurde anerkannt und die Wirkung davon wuchs mit der Ausbreitung und Stärkung dieses Anerkenntnisses im Bewußtsein der Menschen. Es ist von dem großen zu früh verstorbenen Rechtslehrer Georg Jellinek mit Recht darauf hingewiesen worden, daß der staatliche Zwang allein nichts über die Menschen und also zur Verbindlichkeit eines Rechtssatzes vermag, wenn statt Anerkennung Zweifel oder Verneinung des Rechtssatzes entgegenstehen. Zum Beweise wird auf die Reformation verwiesen: der Glaubenswechsel, als Rechtsverletzung unter Strafe gestellt und mit unerhörtem staatlichen Zwang verfolgt, geschah mit vollem widerstrebenden Rechtsbewußtsein in solcher Masse, daß staatlicher Zwang ohnmächtig wurde und endlich sich aus diesem Widerspruch neues Recht bildete.

Der Zwang ist also nur eine sehr unvollständige Garantie des Rechts, nicht wesentlich für seinen Begriff. Sicherer ist die Gewähr der Verbindlichkeit durch die Uebereinstimmung des Rechtsbewußtseins mit dem formalen Satze. Dies Bewußtsein entscheidet über Leben und Tod eines Rechtes.

Also besagt das Fehlen einer Zwangsgewalt nichts über die Geltung des Völkerrechts. Uebrigens kann auch hier die Verbindlichkeit durch Zwang bewirkt werden gegenüber dem einzelnen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rechtsbrüchigen Staate durch eine Völkerrechts g e m e i n s c h a f t, das ist eine Mehrheit von Staaten, die sich auf bestimmte Völkerrechtliche Sätze verpflichtet haben, sie unter einander zu halten oder ihre allgemeine Weltgeltung durchzusetzen. Die Auslösung dieses Zwanges freilich ist durch die Eigentümlichkeit des Völkerrechts, daß die Schöpfer seiner Sätze zugleich die davon Betroffenen sind, dann unsicher gemacht, wenn die Mehrheit oder die mächtigsten Glieder der Völkerrechtsgemeinschaft zu einander im Kriegsverhältnis stehen und ihre kriegerischen Interessen den Sätzen des vereinbarten Rechts zuwiderlaufen. Dann ist keine Macht da, die Einhaltung gewisser Sätze zu erzwingen, Uebertretungen zu ahnden und also Wiederholungen der Rechtsverletzung zu verhindern. Die Entscheidung, ob unter diesen Verhältnissen ein einmal oder wiederholt übertretener Rechtssatz dennoch lebt oder tot ist, wird auch hier das allgemeine Rechtsbewußtsein von der sachlichen Berechtigung der Zweckmäßigkeit des Satzes zu fällen haben. Dieses Rechtsbewußtsein ist viel feinfühliger, als wir heute im Rausch des Krieges zugestehen wollen. Der Satz z. B., daß die Neutralität eines Staates zu berücksichtigen sei, gilt noch heute. Der deutsche Reichskanzler hat die Verletzung der vermeintlichen Neutralität Belgiens als Unrecht zugegeben. Ebenso wird das Verfahren des Vierverbandes gegenüber Griechenland als Völkerrechtsbruch, Griechenlands Anspruch auf Anerkennung seiner Neutralität als lebendiges Recht scharf empfunden. Zahlreiche Völkerrechtsregeln, zumal der Genfer Konvention, werden allgemein von den Kriegführenden streng beachtet; ihre gelegentlichen Ueberschreitungen sind Handlungen der Leidenschaft oder unvermeidliche Kriegsfolgen und werden grundsätzlich bedauert oder verurteilt. Das allgemeine Rechtsbewußtsein, staatliches Ehr- und Anstandsgefühl, die Zweck- und Sinnwidrigkeit ihrer Uebertretung haben diese Sätze des geltenden Völkerrechts am Leben erhalten.

Andere — von größter Bedeutung sind zweifellos tot; sie leben nicht mehr im Rechtsbewußtsein der Völker. Neues Recht ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an ihre Stelle getreten. Bisher war z. B. die Beschießung offener Städte völkerrechtswidrig. Doch scheint sich als neues Recht die Beschießung durch Luftangriff durchzusetzen, wenn dadurch Störungen im Wirtschaftsleben des Gegners, etwa durch Vernichtung industrieller Anlagen oder von Verkehrseinrichtungen, hervorgerufen werden können. Ebenso dürfte das Verfahren Englands außer durch die bisher erlaubte „effektive Blockade" der feindlichen Häfen nunmehr gegen das ganze Volk durch Sperrung der Zugangsstraßen auf hoher See, durch Unterbindung des neutralen Handels und grenzenlose Erweiterung des Begriffes der Konterbande den Aushungerungskrieg zu führen, zu einem nicht mehr bestreitbaren Kriegsrecht werden. Die Einsicht davon mehrt sich auch in Deutschland, wie die Ueberlegungen für eine künftige Vorratswirtschaft im Zusammenhang unseres Wirtschaftslebens andeuten. Wir Deutschen haben dagegen als neues Recht den Unterseebootskrieg gefordert, in dem zum Schutz gegen kriegerische Angriffe feindlicher bewaffneter Handelsschiffe die warnungslose Versenkung erlaubt sein soll, Haftung für das Leben von Neutralen, die auf den versenkten Schiffen reisten, nicht anerkannt wird. Wir haben freilich diesen Satz gegen den Einspruch Amerikas nicht durchzusetzen vermocht. Aber ihm gehört die Zukunft und Präsident Wilson hat nur totes Recht verteidigt.

Die tieferen Ursachen dieser Rechtsneubildungen, bezw. Wandlungen des Rechtsbewußtseins liegen grundsätzlich in den Veränderungen, die Wesen und Zweck des Krieges gegenüber der Vergangenheit erfahren haben, alsdann in der ungeheuren Entwickelung und Vermehrung der technischen Kriegsmittel.

Prof. Eltzbacher hat sehr hübsch gezeigt, daß seitdem die große französische Revolution und Napoleon durch Schaffung der Volksheere die ganze Nation seelisch und moralisch in die Kriege hineingerissen hat und im Kampf gegen den Weltherrscher die Volkskriege allgemein wurden, als Wesen und Ziel der Kriege nicht mehr, wie im absolutistischen Zeitalter, der Kampf der Heere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allein gilt bis zur endgiltigen Niederlage oder dem Sturz der für den Krieg verantwortlichen Monarchen, Parteien, Minister, sondern sich nun der Kampf der Völker bis zur Erschöpfung, bis an den Rand der Vernichtung entwickelt. Napoleon hat daher auch als erster die wirtschaftlichen Kriegsmittel in großer Ausdehnung angewandt: in der Kontinentalsperre gegen England, und dieses hat nicht nur solche Kriegsweise erwidert, sondern seitdem in allen seinen Kriegen beibehalten. Freilich erst unter den Abhängigkeitsverhältnissen der modernen Weltwirtschaft konnten die wirtschaftlichen Kriegsmittel im Kampf der Europäischen Weltvölker besondere Bedeutung erlangen.

Ebenso hat erst dieser Krieg die noch in ihm gewaltig gewachsene Masse der technischen Kriegsmittel auf ihre Kriegstauglichkeit sichten lassen. Für beides wurden als Grundsätze erkannt: Erstens, daß auch die zivile Bevölkerung als leidender Teil in den Krieg einbezogen werden kann, wenn es sich um die Vernichtung ihrer wirtschaftlichen Kräfte handelt, ferner daß jedes Mittel erlaubt sei, das wesentliche Kriegshilfe leiste, sei es auf militärischem, sei es auf wirtschaftlichem Gebiet, unzulässig dagegen alles, was nur zur Steigerung sinnloser, d. h. für das Kriegsziel belangloser Leiden des Einzelmenschen führe. Danach haben sich nun Bestimmungen des Völkerrechts, gerade auch der übrigens in diesem Kriege formal nicht gültigen Haager Akte von 1899 und 1907 als mit den Absichten und Wesen des Krieges unvereinbar herausgestellt und starben ab, andere werden auch ohne jene formale Gültigkeit als verbindlich geachtet.

Das Kriegs- und Völkerrecht hat im Wesentlichen hemmende Zwecke, zum Schutze physischer und moralischer Natur der Individuen und Völker, des Lebens, Besitzes und anerkannter moralischer Grundsätze. Es soll den Krieg mildern, die rohe Willkür entfesselter Triebe ersetzen durch eine gesetzliche, immer die letzten Ziele beachtende Kriegsführung. Im friedlichen Verkehr der Staaten regelt das Völkerrecht die Stellung des „Fremden", des im andern Volke ursprünglich Rechtlosen. Leben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaffende Zwecke, wie sie dem innerstaatlichen Recht neben den hemmenden Absichten eigentümlich sind, fehlen jedenfalls dem Kriegsrecht. Da scheint nun das neue sich bildende Völkerrecht moralisch ein Rückschritt, es gibt unendlich viel Schutz preis, den älteres, heut totes Recht gewährte. Trotzdem glaube ich, daß das neue Recht auch moralisch einen Fortschritt bedeutet durch das, was der Krieg selbst uns geworden ist. Jeder Krieg, ob Angriffs- oder Verteidigungskrieg, ob um Illusionen, um ungerechter Hoffnungen wegen, ob aus Not aufgegriffen, wird dem davon betroffenen Volke zu einer heiligen Sache. Es geht nicht nur um Vorteil oder Nachteil, Glück und Unglück, um die Ehre, es geht heute im Kriege um die Existenz eines Volkes, um seine ganze Zukunft; der Krieg wird nicht nur für die Lebenden, er wird um die Millionen der noch Ungeborenen geführt. Alle Kräfte müssen angespannt werden, kein Glied des Volkes, niemand bleibt vom Kriege unberührt. Es ist eine ungeheure Willensanstrengung, eine Steigerung des Lebens. Diese Demokratisierung des Krieges, der Zwang für Alle, ihn materiell und seelisch durchzumachen, ist ein moralischer Fortschritt, ein Entwickelungswert im Leben der Völker, dem eine Neubildung des Völkerrechts, selbst wenn dadurch der Schutz einzelner Werte physischer und moralischer Art geopfert wird, entsprechen muß.

Der amerikanische Rüstungsgedanke

Von Hugo Friedmann, gest. (Detroit, Mich.)

Zu Beginn des Krieges, da man in Amerika dessen Ursachen noch eifrig diskutierte, wurde das Wort herumgesprochen: „Amerika hat zwei große, verläßliche Freunde, den Atlantischen Ozean und den Stillen Ozean!“ Heute scheint die Mehrzahl der Bürger der Vereinigten Staaten das Vertrauen in diese einzigartigen Freunde wohl schon verloren zu haben. — Solange Amerika dem europäischen Krieg noch völlig gesinnungslos gegenüberstand, konnte man, wo man ging und stand, hören: „Wie sollte jemand mir sagen dürfen:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier, nimm das Gewehr und erschieße diesen Mann! Sie, z. B. oder irgend einen andern, der ein Mensch ist, so gut wie ich und dasselbe Anrecht auf Leben und Sonnenlicht hat wie ich." Heute sprechen dieselben Amerikaner von der Notwendigkeit, Armee und Flotte zu verstärken, Luftschiffe zu kaufen und Befestigungen zu bauen, die ganze Nation im Gebrauch der Waffen abzurichten und für einen künftigen Krieg bereit zu sein.

Der Umschwung der öffentlichen Stimmung von einem traditionellen antimilitärischen Standpunkt zu einem notdürftig bemäntelten Militarismus ist kraß. Man scheint überall bereit zu sein, sich freiwillig der Segnungen der geographischen Lage zu begeben. Naturgemäß werden eine Anzahl objektive Gründe dafür angegeben. Diese sollen hier nicht auf ihre tatsächliche Richtigkeit geprüft werden, oft genug sind sie als Erklärungsmomente der öffentlichen Stimmung nicht ganz stichhaltig, verschiedentlich auch einfach wertlos sind. Roosevelt zum Beispiel, der sich das Unglaubliche leistet, zu der gleichen Zeit Deutschland wegen seines sogenannten „Militarismus" mit Kot zu bewerfen und für die Vereinigten Staaten die durchgreifendsten militärischen Organisationen zu fordern, hat die funkelnagelneue Maxime entdeckt: „Si vis pacem, para bellum" — in englischer Uebertragung natürlich.

Ernsthaft zu berücksichtigen dagegen wäre eine gewisse Beängstigung. Jedermann behauptet, gelernt zu haben, daß militärisch schwache Staaten einfach über den Haufen gerannt werden. Aber da dieselben Leute Europa eine lange Periode von Erschöpfung voraussagen, ist es nicht gerade konsequent von ihnen, anzunehmen, daß die großen Ozeane künftig minder verläßliche Schutzwälle sein würden, als bisher. — Kenner der Sachlage deuten freilich auf Japan. Sie mögen an sich recht haben, aber auf die Empfindungsweise der großen Masse kann dieses Argument nicht von bestimmtem Einfluß sein, sonst würde die asiatische Politik der gegenwärtigen Regierung nicht so gleichgültig hingenommen.

Es ist ziemlich deutlich, daß der Rüstungsgedanke, wie er heute in den breiten Schichten bemerkbar wird, mehr aus irrationalen Stimmungen denn aus kühlen tatsächlichen Erwägungen genährt ist und daß die in Wahrheit treibenden, psychischen Faktoren sich hinter den Diskussionen und Worten verbergen. Worin liegen diese? Es mag wohl befremdet haben, daß der Amerikaner, der eben noch so stolz war, die Differenzen mit Deutschland durch bloßen Notenaustausch beigelegt zu sehen, heute an ein außerordentlich großes Rüstungsprogramm herantritt. Ist er dazu doch nicht wie wir durch bösartige Nachbarn und zweifelhafte Freunde gezwungen!

Das amerikanische Publikum hat ein bei uns in solcher Form kaum gekanntes Bedürfnis nach fortlaufenden öffentlichen Diskussionen. Diese be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treffen gewöhnlich irgend ein Problem, daß allgemein verständlich, jedermann nahegehend, und anschaulich genug ist, um sich zur Auswertung in publizistischer Scheidemünze zu eignen. Geeignete Schlagworte werden unbesehen mit stürmischer Lebhaftigkeit aufgegriffen, sind eine Zeitlang in aller Munde und aller Redakteure Feder, und verschwinden eines Tages wieder, wenn sie anfangen langweilig zu werden, gleichgültig, ob in der Sache etwas geschehen ist oder nicht. Man könnte diese Bewegungen — von Amerikanern selbst „craze", „Raptus" genannt — wie Moden nach Jahrgängen numerieren. Einmal ist es der Schrei nach Emanzipierung der russischen Juden, ein ander Mal der nach Eugenic oder Efficieny, und augenblicklich ist es eben das Schlagwort von der „Stärkung der nationalen Verteidigungsmittel."

Diese Wallungen wären an sich wegen ihrer raschen Vergänglichkeit nicht allzu ernsthaft zu nehmen, doch besteht immer die Gefahr, daß sie von versteckten Regisseuren für besondere Zwecke ausgenützt werden. Das scheint auch gegenwärtig der Fall zu sein. In erster Linie muß das hitzige Eintreten einer unqualifizierbaren Presse Mißtrauen erregen. Auch sind allerhand andere sonderbare Erscheinungen zu beobachten. So werden zum Beispiel Lichtbilderfilms „Unsere Armee und Flotte" für freie Vorstellungen über das ganze Land gesendet, eine hier ziemlich ungewöhnliche Erscheinung. Sind es uneigennützige Patrioten, die sich zur Aufgabe gesetzt haben, imperialistisch-militärische Instinkte auch in den entferntesten Winkeln des Landes rege zu machen? Man wird es billig bezweifeln mögen. Und wenn man das Buch der Tatsachen just an einer anderen Stelle aufschlägt und findet, welch ungeheure Summen während der letzten zehn Monate in neuen Fabriken zur Herstellung von Waffen, Munition und anderem Kriegsmaterial angelegt worden sind, so wird man den Verdacht nicht unterdrücken können, daß hier ein gewisser Zusammenhang besteht. Wenn irgendwo in der Welt, so ist in den Vereinigten Staaten das Kapital ein einflußreicher politischer Faktor. Die Leiter der betreffenden Unternehmungen erklären zwar, daß die von unseren Feinden gezahlten Preise so außerordentlich hohe sind, daß aus der Erfüllung gesicherter Kontrakte alle Kosten der Neuanlagen getilgt werden können. Daran soll nicht gezweifelt werden, denn die Herren verstehen sicher ihr Geschäft. Sehr gegen die Natur rühriger Geschäftsmänner würde es aber gehen, wenn nach Ende des Krieges all diese Anlagen einfach stillgesetzt oder abgerissen werden sollten. Die Versuchung, aus den mit englischem und französischem Geld errichteten Werken künftig weitere Dividenden zu schaffen, ist zu verlockend, als daß sie nicht in Erwägung gezogen werden sollte. Wo aber wären später Aufträge für Kriegsmaterial zu erwarten, wenn nicht von der eigenen Regierung? Wie geschickt die amerikanische Großindustrie es versteht, sich von der Gesetzgebung und Verwaltung extreme Begünstigungen zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenden zu lassen, dafür liefert die Geschichte der Eisenbahnen und der Schutzzölle zahllose nur zu beredte Beispiele. Die Herren werden auch diesmal nicht zu kurz kommen. Wenn gegenwärtig das Feuer einer volkstümlichen Begeisterung für nationale Sicherheit so eifrig geschürt wird, so spielt offenbar die Absicht, ein Rüstungsprogramm festzulegen, das späterhin ergiebige Aufträge sichert, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wahrscheinlich wird der amerikanische Bürger einmal mit Bedauern erkennen müssen, daß die guten Geschäfte, über die er sich heute schmunzelnd die Hände reibt und die ihn für die Beschwerden Oesterreichs und Deutschlands taub machen, ihm einen bösen, schwer abzuschüttelnden Fluch ins Land gebracht haben.

Französische Kriegslyrik

Von Hermann Wendel

Teil sie, aus dem landläufigsten Empfinden geschöpft, auf die gangbarsten Triebe wirken will, ist Kriegslyrik überall in erster Reihe Zornes- und Haßdichtung. Selbst ein Dichter von so feinem Nerv wie Kleist schrieb, als der Groll gegen den Unterdrücker Napoleon in Preußen seine Höchstspannung erreicht hatte, die erbarmungslosen Verse:

Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Wenn nun während des Weltkrieges auch in der laueren Witterung Deutschlands wildgewordene Reimschmiede zu blutrünstigen Haßgesängen in die Saiten gestürmt haben, darf es nicht Wunder nehmen, daß in dem heißblütigeren Frankreich diese abstoßende Art von Kriegsdichtung bei weitem vorherrscht. Der gallische Nationaltyrtäus Victor Hugo hat ja 1870 mit „L'année terrible" das Vorbild gegeben. In seinen Versen geifert und schäumt es schon von den blindwütenden Vorwürfen gegen die „Barbaren", die „Vandalen", die „Teutonen", die „Hunnen", und wer sich heute in Frankreich müht, Verse drechselnd den Völkerhaß aufzupeitschen, braucht nur, ohne sich in eigene geistige Unkosten zu stürzen, nach den erprobten Hugo'schen Klischees und Schablonen zu greifen. Die französischen Kriegspoeten von 1914/16 haben das redlich besorgt, und man muß fast schon in einem Gefangenenlager nachforschen, um auf so schlichte, pathosfreie und von reiner Menschlichkeit getragene Verse zu stoßen, wie sie ein unbenannter kriegsgefangener Sergeant vom 220. Linienregiment in der „Gazette des Ardennes" veröffentlicht hat:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pauvre Gars*)

Jl fait un froid ce soir à réjouir les loups.
Un froid mou, dont l'étreinte humide vous enlace.
La brume autour des toits a mis des contours flous;
Les flaques d'eau partout sont des moires de glaces.

Dehors, le lourd gardien, de sa semelle à clous
Martèle le sol dur, va, revient sur la place.
Sur mes carreaux brumeux il jette un œil jaloux
Et reprend en toussant sa promenade lasse.

Sa moustache raidie a des crins de verglas.
La cloche au son rouillé tinte un coup comme un glas:
La baïonette alors fremit: ce n'est pas l'heure . . .

Et je voudrais soudain, tant il fait froid ce soir,
Aller dire au gardien, dont l'œil fatigué pleure:
„Viens te chauffer, mon vieux! Pauvre gars, viens t'asseoir!"

Aber jenseits der französischen Drahtverhaue scheinen auf dem Parnaß solche Empfindungen edlen Menschentums selten zu sein, denn was dem Leser aus der Sammlung „Les Poètes de la guerre"**) entgegenschlägt, ist ein atembeklemmender Brodem giftigen Hasses. Kein künstlerisch lohnt es kaum, sich mit den hier vereinten Gedichten zu beschäftigen, denn wenn sich unter ihren Verfassern auch Namen wie Jean Aicard, Maurice Bouchor, Paul Fort und Edmond Rostand finden, so ist das Ganze doch nur kriegerische Feld-, Wald- und Wiesenlyrik ohne höheren Wert, wie sie auch in Deutschland Monat für

*) Zu Deutsch etwa:

Armer Kerl

Wolfskälte, grimmste, herrscht, daß Stein und Bäume knacken,
Die feuchte Kälte, die bis auf die Knochen geht.
Des Nebels Grau verwischt den Umriß der Baracken,
Und Eis glänzt, wo nur eine Wasserlache steht.

Der Posten draußen stapft mit derben Nägelschuhen
Auf starr gefrornem Boden hart und schwer,
Läßt neidisch oft den Blick auf unsern Scheiben ruhen
Und stapft dann wieder hustend hin und her.

Sein rauher Schnurrbart ist mit weißem Reif verklebt.
Ein Glockenschlag — das Bajonett auf seiner Schulter bebt —
Noch ist's die Stunde nicht, die er — wie sehr! wie sehr! — ersehnt.

Und plötzlich packt's mich — also ist der Frost voll Grimm und Graus,
Dem Posten zuzurufen, dessen mattes Auge tränt:
„Komm, wärm' dich, armer Kerl! Komm her und ruh' dich aus!"

**) Les Poètes de la guerre. Recueil de Poèsies. Préface en vers de Hugues Delorme. Librairie Militaire Berger-Levrault, Paris 1915. Prix: 75 centimes.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Monat in Dutzenden von Bänden auf den Büchermarkt geworfen wird. Der Geist der Poeme also ist es, was allein interessiert, und sollte sich da wirklich „die zitternde Seele des Landes" in der Sammlung aussprechen, wie ein Gedicht behauptet, dann: armes Land, armes Frankreich! Denn abgesehen von zwei, drei einfachen und schlichten Gefühlsausdrücken kämpfen diese Poeten nicht ritterlich mit der blanken Waffe, sondern treiben giftige Gaswellen gegen die „Teutonen", die „Hunnen", die „Lumpen", die „deutschen Sträflinge", die „Schänder kleiner Mädchen und Mörder kleiner Kinder" vor. Die albernsten Lügen, längst aus Zeitungsartikeln der Ententepresse bekannt, kehren hier in gereimtem Zustand wieder, und nicht nur der deutsche und der österreichische Kaiser wie der Kronprinz werden mit ekelm Unflat überhäuft, sondern dem ganzen deutschen Volk gellt wie in Emile Bergerats Versen Haß und Hohn entgegen:

Vous prenez — la Culture allemande a sa blague —
Les otages pour boucliers,
Tandis que l'on vous pousse au combat par la schlague
Crainte que vous renâcliez.

Daß daneben auch die alte Leierkastenweise der Revanche ertönt, ist ebenso verständlich wie die Bücklinge und Knixe, mit denen Engländer, Belgier und Japaner — von den Russen schweigt des Sängers Höflichkeit meist — als Bundesgenossen in dem großen Kampf der „Zivilisation" gegen die „Barbarei" begrüßt werden, aber selbst für Kenner französischer Sinnesart geht es über die Grenzen des halbwegs Erträglichen weit hinaus, wenn Hugues Delorme einen angeblich neu entdeckten Bazillus schwärmerisch anfingt, der unter den deutschen Vielfraßen Vernichtung anrichten soll:

O salmonelloses mutines
Qui chez l'ennemi sévissez,
Doublant ses luttes intestines,
Vous ne sévissez pas assez!
Que vomissements et coliques
De ces goinfres mélancoliques
S'emparent triomphalement;
Lancez dans les bières suries
Vos régiments de bactéries,
Pour avoir leur rein allemand!

Mögen sich die Poilus in den Schützengräben für die eigenartigen Bundesgenossen bedanken, die ihnen von kriegstoll gewordenen Poeten im Hinterland angedichtet werden!

Erheblich höher als die Mehrzahl der hier versammelten Sänger steht Montéhus mit seinen „Chants de la grande guerre"*). Montéhus, der

*) Montèhus. Chants de la grande guerre. Bibliothèque des ouvrages documentaires. Paris. Prix: 2 frs. 50.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freund Hervés und Hausdichter der „Guerre sociale", war früher der bekannte Chansonnier der sozialen Revolution, der mit dem Rataplan seiner stürmischen Lieder zum Barrikadenbau und Militärstreik aufrief. Auch was er jetzt als Kriegsdichtung gibt, steckt voll Leidenschaft und ist voll Schmiß, eine vollblütige Lyrik, die oft elektrisiert wie französische Marschmusik mit ihren hellen Clairons, und in nicht wenigen dieser ungestümen Verse glüht feuriger Stolz wie edler Wein. Das Auditorium, an das sich Montéhus, immer in der bildhaft derben Sprache des Volkes, oft in dem schnoddrig zynischen Argot der Gasse wendet, ist gleichfalls noch dasselbe wie ehedem: der kleine Mann, der Arbeiter, der Vorstadtproletarier, Jean Misère und Jean Guenille, alles, was sich von seiner Hände harter Arbeit nährt, was von der Hand in den Mund lebt und was deshalb vor dem 1. August 1914 zur roten Fahne schwor. Aber die Fahne, die Montéhus heute schwingt, ist blau-weiß-rot, denn wie sein Herr und Meister Hervé, der einst die Trikolore auf den Misthaufen pflanzen wollte, hat sich der Sänger zum Apostel des Kriegs bis aufs Messer gewandelt. Vieles in den „Chants de la grande guerre" ist darum typisch gallisch, und manches könnte von Déroulède stammen:

C'est pour la gloire de la France,
Pour sa grandeur et sa puissance

verkündet Montéhus als Sinn des Krieges und trommelt überhaupt bedenklich viel von der „douce ivresse de la gloire"; er singt Poincaré wie einen neuen Bonaparte an; er schmäht die deutschen Soldaten als „sales bandits", als „vandales", als „vampirs à l'âme de pourceaux"; er pöbelt die deutschen Flieger im unverfälschten Apachenton an; er schreckt vor dem „Lied der Vergewaltigten" nicht zurück; er lädt die Italiener zur Wolfsjagd ein — „le loup, c'est Guillaume Deux." Und wenn er einen der „schwarzen Freunde" der Franzosen, von denen jüngst ironisch der deutsche Tagesbericht sprach, neben der Versicherung, den „sal' Pruscots" die Kehle abschneiden zu wollen, in seinem afrikanisch-französischen Slang von sich stammeln läßt:

En attendant li vient servir la France;
Grand chef a dit: c'est pour la liberté,
J'ti donn' mon sang pour son indépendance,
J'ti donn' mon cœur pour la fraternité!

so ist das gewiß allerhand. Aber neben diesem Allgemeingültigen klingt bei dem Anarchosozialisten von einst stark und deutlich noch eine persönliche Note durch: das ist die revolutionäre Verkleidung, die er, nach Hervés Vorbild, diesem Krieg verleiht. Denn 1914/16 erscheint hier nicht als ein Ringen um die Rückeroberung Elsaß-Lothringens, ausgefochten von der Republik im Bunde mit den Kosaken und Kalmücken des Zarismus, sondern als heiliger Befreiungskrieg:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Au nom du genre humain
Il faut abattre les Germains!

So schwelgt denn Montéhus in der Ideologie von 1792, beschwört Danton, Kleber und Hoche aus ihren Gräbern, schmettert die Töne des Marsches Sambre-et-Meuse heraus, und verkündet mit der Einfalt eines Kindes und der Glut eines Schwärmers die Freuden des tausendjährigen Reiches, die nach dem Kriege, dem letzten, erblühen werden. Der Kanone wird man dann im Namen des Menschengeschlechts die Schnauze zerschlagen, die allgemeine Abrüstung kommt, der Weltfriede ergießt seinen Segen, die Internationale ersteht wieder, und Deutsche und Franzosen, Engländer und Belgier kränzen zusammen das Grab des großen Vorkämpfers der Völkerverbrüderung Jaurès — all das aber erst nach dem Siege Frankreichs:

Quand sera puni celui qu'est coupable,
De nous avoir fait prendre les fusils,
Quand les fous seront enfin raisonnables,
Quand nous aurons tous repris les outils.
Quand le temps aura fermé les blessures,
Nous chant'rons alors pour le genre humain
Et nous bâtirons la cité future
Sur les ruin's fumantes du trôn' de Berlin.

Damit das deutsche Volk für diesen Zukunftstraum reif werde, ist es außerdem nötig, daß es seiner eigenen Niederlage durch die „sainte revolution" nachhelfe — Hervé hat es oft genug in Prosa geheißen und Montèhus wiederholt es im Couplet.

Zwischen der ersten Gruppe von Kriegsdichtern und Montéhus klafft kein so großer Abgrund wie zwischen Montéhus und Jouve*), denn während jener stürmisch den Krieg „jusqu'au bout" predigt, ruft dieser ebenso begeistert zum Frieden auf. Seine langen ungereimten Verszeilen erinnern etwa an Walt Whitmans rhythmische Versprosa; Theodor de Banville jedenfalls würde sich im Grab herumdrehen, könnte er sehen, wie sich hier die französische Lyrik den von ihm in Erz gegossenen starren Versregeln entrafft und ganz freie und fesselloſe Bewegung wird; selbst Gustave Kahns revolutionärer „vers libre" ist neben Jouves Poesie strengste Verszucht. Seinem sonstigen künstlerischen Wesen aber steht Jouve neben Romain Rolland und den Leuten um die Genfer Revue „Demain" etwa den deutschen Dichtern um Franz Werfel nah. Wie sie ist er von einem mystischen Pantheismus erfüllt, in dessen Bann er sich allem, was da kreucht und fleucht, zu tiefst verwandt und verbunden fühlt. Da er wie das letzte Infusorientierchen auch Deutsche und Oesterreicher, so gut wie Franzosen und Engländer sich selber gleich und

*) P. J. Jouve. Vous êtes des hommes. Éditions de la Nouvelle Revue Française, Paris 1915. Prix: 2 frs. 50.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wesenseins empfindet, ergibt sich daraus ein etwas nebelhafter und nicht sehr erdfester Kosmopolitismus. Aber Frankreich war so lange ein einheitlich geschlossener Staat und das Jahr 1789 hat jeden Bürger so unlösbar mit dem Vaterlandsgedanken verkettet, daß auch der kosmopolitischste Franzose immer noch bewußt oder unbewußt Franzose bleibt. So auch Jouve. Von Deutschland weiß er zu sagen:

Je vois l'Allemagne,
Fortifiée par quarante années dans la digestion des gloires,
Comme un homme se sent plus fort après une mauvaise action;
Et les Fichte, et les Bismarck, et ceux à la suite,
Les banquiers, la noblesse et les chimistes d'Empire,
L'intelligence et l'évangile d'Empire,
Le peuple allemand corrompu dans les villes, pour l'Empire.

Beim Anblick Frankreichs aber schlägt ihm hörbar das Herz:

Je vois aussi la France, et j'en parle comme un fils,
Hantée d'histoire ardente et de toutes les idées ardentes,
Mâle dans la lutte et pourtant divisée,
Anxieuse, irrésolue, malade et toujours puissante,
Ma France, ô fille de révolution, voulant la primauté!

Ebenso glaubt auch dieser gute Europäer an das boshafte Lachen der deutschen Barbaren, die aus Zerstörungswollust den Dom von Reims zerschießen und nennt den Angriff auf Belgien die genauest ausgeklügelte Bestialität, die jemals an einem Volk begangen worden sei. Aber das sind mehr Entgleisungen. Denn der Grundzug des Buches ist eine allumfassende Güte, die zwischen der Einfalt Tolstoischen Christentums: Liebe Deinen Nächsten! und der Ekstase Schillerscher Inbrunst: Seid umschlungen, Millionen! hin- und herschwankt. Wie eine Monstranz hält der Dichter sein Herz empor, und nur unendliche Liebe funkelt darin, die sich vor keinem Heldentum, keiner Staatsraison, keinem Zeugnis menschlicher Bosheit für besiegt erklärt. Neben der Liebe ist alles klein und nichtig:

La civilisation, le bonheur du peuple — mensonges!
Mensonges l'État, les Églises, l'Argent!
La nation fière, les vastes cités, la presse et la science,
Et l'instruction, et l'art et la liberté — mensonges!
Les forces, les prosperités, les conquêtes coloniales,
Les armements, les industries, les menaces nationales,
Mensonges, mensonges!

Diese Liebe zittert in des Dichters Stimme, da er sein Buch den „frères ennemis" widmet, da er sich beschwörend an die „frères européens" wendet und da er zu den „amis des armées de mon sol" wie zu den „amis des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

armées d'autres sols" ſpricht. Während ringsum zu Millionen die Stimmen Europas erklingen: Töte! Töte! glaubt er an die wirkende Kraft ſeiner Liebe, weil ſie als männliches, tatkräftiges Erbarmen auftritt. Dagegen kommt keine Macht an:

En vérité, l'Angoisse et la Pitié feront leur œuvre.
Ils n'auront pas d'hommes, d'obus et de fortifications
Contre l'Angoisse et la Pitié.

Wenn dann der Friede herrſcht und eine Zeit der Ernte kam, in der jeder Augenblick des Lebens köſtlich und koſtbar erſcheint, iſt es Aufgabe des Geſchlechts nach dem großen Völkerringen, über die Grenzen hinweg, durch die Berge hindurch Gefährten im Denken und Fühlen zu ſuchen und über Zeiten, Berge und Grenzen hinweg ihnen das unwiderſtehliche Zeichen der Liebe zu geben. Bis dahin ſingt der Dichter in machtvollen Klängen das Hohelied des Erbarmens mit allen, die, leidend oder Leiden ſchaffend, Opfer des Krieges ſind:

J'ai pitié de celui qui mutile, et de l'incendiaire,
Qu'ils aient ouvert ou fermé leurs yeux,
Qu'ils l'aient fait dans la joie, ou dans la honte;
J'ai pitié pour celui que l'ordre cruel emplit de joie,
J'ai pitié pour le peloton d'exécution,
J'ai pitié pour l'assassiné, au seuil de sa calme maison . . .
J'ai pitié des Français et des Anglais qui souffrent,
Et des Allemands ou des Russes, qui souffrent.
Je les vois du même regard, — ils sont semblables.
Ils meurent le même jour, — pitié pour eux.

Das iſt ein erhabener Klang unter tauſend Mißtönen, aber wie man in der Proſa das wüſte Haßgeheul der Barrès, Richepin, Hervé und Genoſſen über der einen klaren und hellen Stimme Romain Rollands vergißt, ſo mag man in der Poeſie um dieſes Dichters willen, der reine Töne reiner Menſchlichkeit ergreifend ſingt, den Vielzuvielen ihren geifernden Racheſingſang nachſehen.

Und Phariſäer zu ſein, haben wir zudem keinen Anlaß!

Brüder

Von Paul Schmid

Sie ſind nicht Brüder, weil dasſelbe Kleid
An ihrem Leib verwelkt in Glut und Regen;
Nicht weil dieſelbe Bürde ſchmerzt. Sie legen
Stumm zu der großen Laſt ihr kleines Leid.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie wissen nicht mehr: Ist er nur in mir,
Der böse Wächter mit der finstern Braue?
Sind wir in ihm? Und ist er selbst der Graue,
Der Gräber gräbt geduldig wie ein Tier?

O sie sind Brüder, weil sie die Gewalt,
Der Griff desselben schnellen Tods umkrallt,
Der gierig brüllt aus ihren eignen Munden.

Und sie sind alle hörig auf den Ruf
Des gleichen Gott, der ihren Adel schuf
Und ihre Angst und ihre runden Wunden.

*

Ihr, die ihr alle noch den Tod vermummt,
Den tausendfachen, der aus einer Flasche,
Aus eigner Brust aus Wind und Wasser summt,
Begierig wie ein Dieb nach eurer Asche —

Ihr, die ihr vor dem nackten Wort verstummt:
Seht her: Wir tragen ihn in brauner Tasche,
Wir sind er selbst. Wir jubeln, wenn er brummt
Und brüllt und klirrt. Wir pressen seine rasche

Mordende Rechte wie des Bruders Hand.
Er ist in uns. Wir sind in ihm. Ihr aber
Tut so, als sei euch dieser Nächste fremd.

Wir feiern ihn im schmutzigsten Gewand
In Nacht und Erde, ohne Totenhemd
Und ohne Kreuz und Kranz und Kandelaber,

*

Denn wir sind seine losgelassene Meute;
Und doch hält jeder ihn wie einen Hund
Im blanken Rohr zurück und weist dem Mund
Dem gierenden und lechzenden die Beute,

Die sich im Dunkel duckt. Es ist, als scheute
Sie ihren Jäger, weil auch sie im Bund
Des gleichen Würgers steht, der ohne Grund
Sich selbst zerfleischt. Er flüstert: „Eure Bräute . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und Eure Mütter . . . Euer Vaterland . . ."
Und raunt es Freund und Feind in's Ohr: Es müsse
Das Recht erkauft sein durch ein Meer von Blut.

Und zärtlich streichelt uns die kalte Hand.
Wir waten glühend durch die rote Flut,
Durch unsere eignen warmen Ueberflüsse.

Wedekinds „Schnellmaler"

„Die große Kunst, mit Spott und Schrecken zu belehren" — so hat vorahnend Schiller (in einem Prolog aus dem Jahre 1783) das Schaffen Wedekinds charakterisiert, und zwar stimmt seine Formulierung nicht nur allgemein, sondern auch in dem besonderen Sinne, daß mit den Worten „Spott" und „Schrecken" und „belehren" die wesentlichen Entwicklungsstufen des Erdgeistdichters annähernd richtig bezeichnet werden. Wedekinds Werk ist in seiner Totalität eine eigentümliche Mischung aus Spott und Schrecken und Belehrung, aber das Mischungsverhältnis hat sich im Gang der Jahre verschoben. Im Anfang lebt sich eine naive Spottlust unbekümmert aus, in der Mitte überwiegt das Schreckliche, und zuletzt erhebt der Didaktiker immer herrischer sein starres Haupt.

Die früheste dramatische Frucht der ersten spottlustigen Schaffensperiode des Dichters ist die große tragikomische Originalcharakterposse „Der Schnellmaler", die er unter dem Namen Franklin Wedekind 1889 in Zürich hat drucken lassen, und die soeben in den Münchener Kammerspielen die Bretterprobe bestanden hat.

Diese dreiaktige Posse, die nachträglich dem Gesamtwerk des Dichters wird einverleibt werden müssen, rankt sich mit jugendlichem Uebermut an der unsterblichen Antithese „Kunst und Mammon" empor. Der Großhändler und Fabrikbesitzer Pankratius Knapp, eine ergötzlich gesehene und gestaltete Philistertype aus der Gründerzeit, mißversteht, mißbraucht und mißhandelt den Maler Fridolin Wald, der mit heldenhaftem Mut das „strahlende Idol" der Kunst wider alle Angriffe des Banausentums verteidigt. Aber allmählich erlahmt Fridolins Kraft. In einem Zustand katzenjämmerlichster Zerknirschung erklärt er sich bereit, Kaufmann zu werden. Der goldene Baum seiner Träume steht entlaubt. „Ich bin zum öffentlichen Stiefelputzer geboren", sagt er düster zu sich selbst und zu dem Intendanten der königlichen Kunstsammlungen, der als ein richtiger deus ex machina die glückhafte Wendung des Schicksals herbeiführt. Fridolin, der Maler, hält am Schluß Johanna, die Tochter des Großhändlers, im Arm und deklamiert mit schönem Schwung:

„Aus Gewittersturm und Beben,
Menschenhaß, Vernichtungsstreben,
Seh ich Stern um Stern sich heben
Und die Sonne, dich, mein Weib!
Denn das Leben allein führt den Menschen zur Reife,
Es wäscht mit des Mißgeschicks ätzender Seife
Dem Bilde der Seele die Flecken vom Leib."

Artur Kutscher, der die Posse in dem bekannten (1914 bei Georg Müller erschienenen) Wedekind-Buch wohl-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wollend erwähnt, nennt sie „einen Schwank voll Situations- und Dialogkomik für den groben Bühnenbedarf" und mißt ihr nur insofern eine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung bei, als sie in dem internationalen Hochstapler Paolo Pandulfo Paravicini aus Padua einen schüchternen Vorläufer des Marquis von Keith enthält. Und es ist ungemein bezeichnend für die in Deutschland übliche Auffassung des Dichters Wedekind (und des Dichters überhaupt), daß ihm die Komödie „Die junge Welt", die dem „Schnellmaler" zeitlich fast auf dem Fuße folgt, nur deshalb ungleich mehr Respekt abnötigt, weil sie sich mit der Frauenbewegung und dem Naturalismus kritisch auseinandersetzt. So sehr steckt dem Deutschen der Doktor im Leib!

Im Gegensatz zu der einigermaßen lehrhaften und gespreizten Komödie „Die junge Welt" steht die Posse „Der Schnellmaler" ganz und gar im guten Zeichen jener Elastizität, von der, wie Wedekinds spätere Dramen mannigfach beweisen, im Leben (und in der Kunst) der Erfolg abhängt. Der schlagfertige Dialog umschifft mit sicherer Eleganz die Klippen der Alltäglichkeit, und die Handlung, die in einem tragikomischen Doppelselbstmordversuch gipfelt, geht rüstig auf ihr Ziel los. Nirgends entstellen tendenziöse Abschweifungen und Auswüchse den schlanken Bau dieser vom Geist der Schwere unangefochtenen Posse und Tragikomödie des Vierundzwanzigjährigen. Besonders reizvoll wirken die in großer Menge vorhandenen Beiträge zum Stil des ironischen Theaters. Der Monolog („der Tod schmeckt süß, ich hab's mir ja gedacht . . .") am Anfang des dritten Aufzugs ist ein Meisterstück parodistischer Bühnenkunst. Grabbe, Lenz und Büchner stehen aus ihren Gräbern auf und strecken über Wedekinds „Schnellmaler" hinweg Sternheim in brüderlicher Freundschaft die Arme entgegen.

Die Uraufführung in den Münchener Kammerspielen, die den romantischen Auftritt im Wald unterschlug und daraufhin im dritten Aufzug den vorgeschriebenen Kartoffelzucker notgedrungen durch — Rhizinusöl ersetzte, betonte den schwankhaften Charakter des Stückes. Erich Ziegel ließ als melancholisch umwitterter Schnellmaler alle Minen seiner nervös funkelnden Darstellungskunst springen. Der stilgerechte Rahmen erleichterte das Verständnis. Sattes Bürgertum wurde mit satten Farben karikiert, und das Publikum freute sich sattsam.

Hans Harbeck

„Der Hungerhaufen"

Vielleicht schreckt dieser krasse Titel, den Paul Enderling über seinen neuen, bei Cotta erschienenen Novellenband gesetzt hat, manchen Leser ab. Nach naturalistischen „Weber"-Episoden, womöglich mit kriegerischem Hintergrund, woran man zunächst wohl denkt, trägt niemand Verlangen. Aber wir sind gar nicht in diesem Krieg, sondern im Bauernkrieg, und der Hungerhaufen sind die Letzten vom Bundschuh, die bei Weilheim vom Heer des Schwäbischen Bundes ausgehungert und schließlich niedergehauen werden. Einen von den Landsknechten, der aus der Gegend stammt, treibt das Heimweh und eine kleine Bauerndirn, die Afra heißt und mit der Böckinger schwarzen Hofmännin und mit Florian Geyers Marei weitläufig verwandt ist, ins Lager der Bauern, die, irr vor Hunger und Elend, am hellichten Tag schon Gespenster auf ihrem Kirchhof sehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Entsatz, von Franken, von Graubünden, vom Odenwald her, ist ihre letzte Hoffnung. Da erfährt der Prädikant, ihr Führer, daß alles verloren ist, keine Hilfe mehr zu ihnen kommen kann; sie sind die Letzten. Mit einer verzweifelten Lüge reißt er seinen Haufen zum Sturm in die Freiheit, in den Tod zusammen.

Das hat Enderling in einigen Bildern von geballter Wucht famos hingeworfen. Wie gehämmert stehen die Worte. Fehlt zur tieferen Wirkung nur die auch für die novellistische Behandlung geschichtlicher Ereignisse unerläßliche Perspektive. Man weiß es ja schließlich, aber man müßte es doch auch unmittelbar aus der Dichtung heraus spüren, wofür diese Bauern kämpfen und untergehen, woraus ihnen die wilde Kraft zu diesen Leiden wächst. Die „zwölf Artikel“ können uns gleichgültig sein; aber Kopf und Herz der Männer, vorweg des Prädikanten, müßten von den Ideen, der großen Sehnsucht der Zeit voll sein. Die Bauern wollen Menschen sein — wollen Herren sein — sollen Hunde sein: Diese tragische Steigerung (nach Kurz' Bauernkriegsballade) müßte sich in der Novelle entladen. So karg und kahl wie die Geschehnisse bei Enderling vorüberhasten, meint man eher, das dramatisch zugespitzte Schlußstück einer breiteren Darstellung vor sich zu haben, die er uns vorerst noch schuldig bleibt.

Einen ähnlich ungeschlossenen Eindruck macht „das Jüngste Gericht“, eine Malersgeschichte aus dem mittelalterlichen Danzig, in dem der Westpreuße Enderling sich freilich ungleich sicherer bewegt als in seiner schwäbischen Wahlheimat. Wiederum eine Reihe geschickt herausgegriffener, für den uralten Kampf des Künstlers mit den „Krämern“ bedeutsamer Szenen, sehr wirksam beleuchtet und von bildhafter Einprägsamkeit, — insgesamt aber doch nur von improvisatorischer Geltung. Lebendige, in glücklicher, schöpferischer Stunde entworfene Skizzen zu einem größeren Gemälde, aber keine in sich gerundete Novelle. Zur künstlerischen Tugend aber wird die nervös heftige, der echt epischen Liebe zum Gegenstand ermangelnde Art Enderlings in der Darstellung merkwürdiger, namentlich düsterer Begebenheiten aus der Renaissance, deren mehrere hier stehen. „Die Hunde des Pandolfaccio“, die dem Mörder ihres Herrn nach Jahr und Tag noch in plötzlicher Witterung an die Gurgel springen, oder „Messer Doria“, der dem selbst gedungenen Mörder seines treulosen Weibes unter dem Galgen sein Wort bricht, oder „Die weißen Tauben“, die den jungen Herzog Galeazzo am Lagerfeuer nach der Schlacht den Ehebruch seines Weibes ahnen lassen, — das sind Meisterstücke einer balladesken Erzählungskunst. An der klug gehandhabten Spannung des Vortrags, der rasch zustoßenden Treffsicherheit, mit der geheimnisvolle Zusammenhänge angedeutet werden, erkennt man einen starken, für grelle stoffliche Reize sehr empfänglichen, sie aber auch beherrschenden Künstler.

Enderling braucht harte Stoffe, damit sein Drang nach scharfer Prägnanz nicht in Gewaltsamkeit oder Süßlichkeit umschlage. Für zartere Dinge, so für alle nicht gerade eindeutigen Beziehungen zwischen Mann und Frau fehlt ihm heute noch der Reichtum an gefügigen Ausdrucksmitteln. Die Abschiedsszene „Umsonst“ oder „Die Heimkehr“, die willkürlich und kraß pointierte Geschichte eines geschlechtskrank aus Indien zurückkehrenden Danziger Hanseaten, vermögen strengen Ansprüchen, die man an Enderling stellen darf, nicht recht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu genügen; es fehlt diesen Menschen an Taktgefühl, an jenem glaubwürdigen inneren Wert, der solche Probleme erst allgemein bedeutungsvoll macht.

Insgesamt kein reifes, in sich vollendetes Buch, vielmehr eine bunte Sammlung mittelmäßiger, aber auch vortrefflicher Proben, in denen ein echtes Talent über seine eigentliche Bestimmung klar zu werden versucht. Man darf hoffen, daß diese künstlerische Befreiung bald gelingt.

Hermann Missenharter

Die Stadt Segelfoß

Knut Hamsuns neuer Roman („Die Stadt Segelfoß." München 1916 bei Albert Langen) ist keine sensationelle Tat. Es ist ein Buch voll schlichter Innigkeit; dabei jedoch eine Satire auf dem Treibhaus — Entwicklungsschwindel, wie sie stärker nicht gedacht werden kann. Da ist keine Lautheit, keine Aufmachung. Es geschieht und wird verzeichnet. Humor, in jeder Begebenheit geborgen, ist wie Sonne, die aus Maulwurfslöchern strahlt. Ungeheuerlichkeiten bescheiden sich, Kleinigkeiten wachsen wolkenkratzend.

In die kleine Stadt Segelfoß hat eine Mühle Geld gebracht; ungewohnt des Besitzes, vergeuden es die Bewohner, bringen es in Schwung, treiben sich in die Höhe, gegenseitig, bis zum Größenwahn. Ein Krämer baut in ein Bootshaus ein Theater, tut etwas für die Stadt und für sich. Die Schleifen, die er auf den Schuhen trug, genügten ihm nicht mehr. Jedes Mittel, von sich reden zu machen, ist ihm recht. Die Zeitung, ihm ungünstig gesinnt, steht ihm in der Quere. Der Rechtsanwalt hat sie gegründet, stets besorgt um die Entwicklung der Stadt; irgendwo holt er einen Setzer her und betraut ihn mit der Redaktion. Schmierig macht der in Klassenhaß, weist bei jeder Wohltat, die Arbeitern erwiesen wird, auf gründenden Gewinn, der „aus ihrem Blute gesogen". Einst märchenköniggleich, bröckelt jetzt langsam des Mühlenbesitzers Größe ab. Bis nichts mehr dran ist. Er läßt das sinkende Schiff. Die Geldquelle ist versiegt; schwindelhaft stehen Riesenunternehmen auf Nichts. —

Hamsun schreibt ohne Parteilichkeit: lind streicht er Böses und Gutes. Menschen handeln da, wie sie überall leben: schwach und eitel. Eitel aus Furcht, andere ihre Schwäche merken zu lassen; schwach, weil sie nicht eigene Eitelkeit erkennen.

Schmunzelnd liest „man" es: ja, ja, die — Andern!

Paul Nicolaus

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Scheil'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die militärische Jugendpflege

Von Major a. D. Corsep, z. Z. Warschau

Von einer planmäßigen Ertüchtigung unseres Nachwuchses im Hinblick auf den Dienst im Heer und den Kriegsfall kann in Deutschland, im schroffen Gegensatz zu Frankreich, im allgemeinen erst seit etwa 18 Jahren gesprochen werden. Bis dahin stand man dem Gedanken einer körperlichen wie geistigen militärischen Fachvorbereitung der männlichen Jugend in, bis zu gewissem Grade, vielleicht menschlich entschuldbarer Weise, gleichgültig gegenüber, in der Auffassung, daß das, was vor 1870 nicht nötig gewesen sei, auch für die Jetztzeit und die Zukunft entbehrt werden könne.

Man erblickte sogar wohl in einer derartigen Fachvorbereitung ein unerwünschtes Vorgreifen in das Gebiet der aktiven Dienstzeit.

Diese letzteren Bedenken sind auch noch heute durchaus da berechtigt, wo die Heeresdienstvorbereitung durch Nichtfachleute falsch, d. h. nach der äußerlichen Seite hin gehandhabt wird.

Kennzeichnend für diese Periode der Entwicklungsgeschichte des deutschen Wehrkraftgedankens ist, um nur eines herauszugreifen, die geradezu raffinierte Verschiedenheit der Turnvorschriften der Armee und der Schulen wie der Turnvereine, bezgl. der vorgeschriebenen Uebungen wie der benutzten Geräte, wie u. a. das Fehlen der Reckstange, des Barrens und der Bewegungsspiele im Heer, das Fehlen des Gewehrfechtens und der Hindernisbahn in den Turnvereinen.

In Kreisen der verantwortlichen Truppenausbilder fing man jedoch bald an, sich darüber klar zu werden, daß angesichts der auf zwei Jahre herabgesetzten Dienstzeit und des sich dauernd häufenden Uebungs- und Lehrstoffes, besonders der immer höher werdenden Anforderungen auch an den Intellekt des Einzelkämpfers eine bessere und planmäßigere, militärisch-fachliche Vorbereitung des Ersatzes die unabweisbare notwendige Voraussetzung einer gründlichen Kriegsausbildung geworden sei. Wenn diese Wünsche nicht schon früher zum Ausdruck gekommen sind, so liegt dies wohl daran, daß man truppenseitlich glaubte, sich bezgl. der Einwirkung auf den Rekruten-Nachersatz vor seinem Eintritt in die Kaserne, Beschränkung auferlegen zu müssen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es entstanden nun allmählich, und was charakteristisch ist, meist nur in losem Zusammenhang mit den Wünschen der Truppe, unter der Führung opferwilliger Armee-Freunde Gruppen von Jugendvereinen mit ausgesprochen soldatischem äußerem Einschlag, bei deren Betrieb man oft, teils bewußt, um die Jugend durch das Zaubermittel der Uniform und anderer militärischer Zutaten, wie Musikkapellen, zu „gewinnen" suchte, wie der technische Ausdruck lautete, teils aber auch, weil häufig wohl die Herren Vereinsleiter dem modernen Truppenausbildungslehrgang und seinen Anforderungen nicht unmittelbar nahestanden, mehr militärische Aeußerlichkeiten, betonte, als der Truppe selbst erwünscht war. Man verwechselte hier anscheinend dauernd Heeresdienst-Nachahmung mit Heeresdienst-Vorbereitung. Wir Berufssoldaten haben uns oft den Kopf darüber zerbrochen, was man denn eigentlich mit den Massenkriegsspiel-Kinderfesten, mit z. T. gänzlich ungeschulten, unvorbereiteten Scharen von Dorfknaben, mit großen General- und Spezial-Ideen, Frontangriffen, Umgehungsmanövern und Flankenstößen mit Pistolengeknatter, dem nie fehlenden Parademarsch sowie den tatsächlich ernsthaft gemeinten „Kritiken" am Schluß eigentlich im Schilde führe?

Es ist fraglich, ob der Nutzen eines derart oberflächlichen Betriebes der Gelände-Uebungen, der sich doch beim einzelnen Teilnehmer günstigstenfalls nur in kaum mikroskopisch nachweisbaren Errungenschaften äußern könnte und wie er, in der jetzigen Periode der Kinderkrankheiten unseres Wehrkraftbetriebes, unbegreiflicherweise trotz widerholter nicht mißzuverstehenden Mahnungen und Hinweise der Kriegsministerien, immer und immer wieder in die Erscheinung tritt, nicht reichlich aufgewogen wird durch den Schaden, den schul-pädagogisch wie militär-pädagogisch jede $\frac{1}{16}$ Bildung bezw. Verbildung für die spätere Dienstzeit, notwendigerweise, weil erfahrungsgemäß, mit sich führt.

Die zweite, gleichzeitig wertvollste, Jugendvereins-Gruppe, die als heeresvorbereitend bisher in Frage kam, sind, abgesehen vom obligatorischen Schulturnen, die Turnvereine wie die verschiedenen Sonder-Sportvereine. Insonderheit ist die „Deutsche Turnerschaft" als der älteste der Verbände hier zu nennen. Der Nutzen planmäßiger Turnerei vom militärischen Standpunkt aus ist greifbar, ziffernmäßig nachweisbar. So wird der dauernd auffallend hohe Prozentsatz an Militärtauglichen eines Süd-Thüringischen Landratsbezirks, wohl nicht mit Unrecht, auf den seit Jahrzehnten dort unter behördlichem Nachdruck ausgeübten, planmäßigen Jugend-Turnbetrieb zurückgeführt.

Einen nicht geringen Nutzen zieht die Armee auch aus den Ergebnissen der verschiedenen Sonder-Sportvereine. Die Frage, ob im Sport-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betrieb die Gefahr besteht, in dem Bestreben nach Hoch- und Höchstleistungen die gleichmäßige körperliche Durchbildung aller Zöglinge wie die harmonische Durchbildung des Körpers, wie es militärisch doch erwünscht ist, hintanzusetzen, möchte ich hier unerörtert lassen.

Von den Wandervogel- und Pfadfinder-Gruppen dürfte der Betrieb der letzteren, wenn er von sachkundiger Hand geleitet wird, besonders geeignet sein, auf dem Gebiet des Gelände-Dienstes tatsächlich brauchbare Werte zu schaffen.

Der militärische Wert des Betriebes der Schwimmvereine liegt, abgesehen von seinem rein gesundheitlichen Nutzen, in der Förderung des persönlichen Mutes. (Turmsprung, Tauch- und Rettungsübungen). Gerade der Entschluß zum Sprung vom Turm stellt in seiner Aehnlichkeit mit den Nervenvorgängen bei dem Entschluß zum Vorspringen aus der schützenden Deckung über das geschoßdurchpeitschte Vorfeld ein infanteristisches Erziehungsmittel zur Stärkung des Todesmutes dar, wie ich kein zweites kenne. Das wird mir jeder Feldzugsteilnehmer gern bestätigen.

Die auf Veranlassung des Kriegsministeriums bald nach Feldzugsbeginn ins Leben gerufenen Jugendkompagnien sollen, neben allgemein körperlicher Ertüchtigung, die jungen Leute schon in die einfachsten Formen des Exerzierens und des Gefechtes einführen, sowie ihnen den Blick für die Vorgänge und Erfordernisse der heutigen Kampfart soweit schärfen, als dies möglich und wünschenswert ist.

Die z. Z. kämpfende Truppe ist besonders der Tätigkeit der Turn- und Sportbetriebe zu Dank verpflichtet, soweit diese als „Lieferanten" ohne Uebertraining harmonisch durchgebildeter Körper deutlich in die Erscheinung treten. Die hohen moralischen, soldatischen Werte, die der gymnastische wie Sportbetrieb als Folge- und Begleiterscheinung mit sich bringen, nimmt sie ebenfalls gern in den Kauf.

Wünschenswert erscheint es, daß nun endlich eine größere Gleichartigkeit zwischen Jugendturnen, Jugendsportbetrieb und Militär-Gymnastik auch bezgl. der Geräte herbeigeführt und bei ersteren das Gewehrfechten bezw. das dazu vorbereitende, vom Kriegsministerium empfohlene Stabfechten, das Granatwerfen, die Hindernisbahn wie der Schwimmunterricht mit eingeschlossen werde.

Damit sind aber die Wünsche der Truppe noch nicht erschöpft. Die sprungweise sich entwickelnde Gefechts-Technik, die sich im Gegensatz zur Zeit der Linear-, der Kolonnen- und Massentaktik in folgeschwere Einzeltaten auflösenden Gefechtshandlungen im modernen Kriege, besonders im Stellungskampfe, die ungeheuer hohen Anforderungen, die auf Schritt und Tritt bezgl. der Urteilsfähigkeit, Selbständig-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit, Selbstbeherrschung und Entschlußkraft schon an einen kaum dem Jünglingsalter entwachsenen Soldaten herantreten, die Notwendigkeit, bei dem starken Abgang an unteren Führern, schon den jüngsten Rekruten, und zwar schon nach kürzester Dienstzeit in die Obliegenheiten eines verantwortlichen Vorgesetzten einzuführen, zwingen heute, im Gegensatz zu früher, dazu, unserem Nachersatz schon vor dem Diensteintritt einen nachweisbaren Bestand an ausgesprochen soldatischen Eigenschaften und intellektuellen Fähigkeiten sogar spezifisch militärischen Fachkenntnissen zu eigen zu machen.

Es handelt sich um die, im Hinblick auf den Dienst im Heere wie den Kriegsfall, viel, viel schärfer als es bis jetzt — ausweislich der Ergebnisse — geschehen ist, zu betonende Entwicklung folgender Eigenschaften: Sinn für Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Pflichtgefühl auch in den kleinsten Dingen, Rücksichtslosigkeit gegen die eigene Person, bedingungslose Unterordnung unter den Willen des Erziehers, Bescheidenheit nnd gute Umgangsformen. Diese „Materien" gehören zur „Kinderstube".

Als zum Schul- und Fortbildungsschul- auch zum Jugendpflegebetrieb gehörend hätten sich anzuschließen: die Entwicklung der Fähigkeit, folgerichtig zu denken, deutlich — auch leise und doch deutlich — zu sprechen (Schützengraben, 4 Meter vom Feinde) auf eine klare Frage eine klare Antwort zu geben, Bestellungen, Aufträge (Befehle) wortgetreu zu übermitteln, ferner das eminent folgenschwere Auskunftserteilen über einen Weg und das Lösen kleiner Aufträge und Besorgungen aus dem bürgerlichen Leben. (Erkundigungen.)

Sodann handelt es sich um die, scheinbar nur ausschließlich spezifisch militärischen, Fachkenntnisse im Kartenlesen, Entfernungsschätzen, Erkundungs- und Meldedienst, im Fernsehen, im Fernglasgebrauch, in der Geländebeurteilung und Geländeausnutzung.

Wir sehen, was in den breiteren Schichten unseres Volkes bedauerlicherweise immer noch unbekannt ist, daß die Begriffe „militärische Jugendpflege", Heeresvorbereitung überhaupt kaum zu begrenzen sind, daß vor allem die Einwirkungen des Elternhauses, ja der mütterlichen Erziehung viel weiter und entscheidender in die Militärzeit, ja in die Kriegszeit hineinragen, als die meisten Eltern in ihrer Bescheidenheit und Unkenntnis der wahren Forderungen der Armee es ahnen.

Wie jeder erfahrene Ausbilder und Feldsoldat mir bestätigen wird, zieht die Armee im Frieden wie im Kriege ebenso Nutzen aus Werten, die das Elternhaus in strenger Zucht hervorgebracht, wie aus denen der Schulerziehung, des Turn- und Sportplatzes, der Wander- und Geländeübungen. Und das ist gut so, es zeigt sich hier die Untrennbarkeit von Familie,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schule, Jugendpflege, Staat, Armee, eine „Spezialität" unseres Vaterlandes, die uns wie so vieles andere, kein fremder Staat nachmacht.

Auf diesen vorstehend aufgeführten Forderungen bezgl. Umgestaltung bezw. Neugestaltung der intellektuellen Vorbildung ihres Nachersatzes muß die z. Z. kämpfende Truppe, und zwar nicht nur für die Dauer des Krieges, sondern auch für die einem immerhin möglichen Kriegsende folgende, voraussichtlich nur kurze, Friedenszeit durchaus bestehen.

Auf dem bisherigen Weg der freiwilligen Beteiligung der Jugend an den Jugendpflege- wie den besonderen Wehrübungen, bei der dem Ermessen 15jähriger Jungens anheimgestellt ist, zu dem im Staatsinteresse, im Interesse der Landesverteidigung eingerichteten Uebungen zu erscheinen oder nicht, kann natürlich nicht weiter „gewurstelt" werden.

Es gibt kein größeres Unrecht an der Jugend,
als ihr das Gehorchen zu ersparen.

Friedrich Paulsen.

Die Ueberschätzung der Rechte der Jugend auf Selbstbestimmung, an der die hinter uns liegende lange Friedenszeit in ihrem Wohlstand und ihrer Verengländerei krankte, kommt nirgends so prägnant zum Ausdruck wie in der durch nichts behinderten Freiwilligkeit der Beteiligung an den Jugendpflege-Uebungen, also an einer Einrichtung, die nun schon länger als ein Jahrzehnt seitens aller verantwortlichen Dienststellen als im Interesse der Gesundheit, Gesundung und Wehrkraft des Reiches unbedingt notwendig erkannt und als solche dauernd amtlich hingestellt worden war. Es muß dieser Zustand in einem Lande mit einer über 100 Jahre alten allgemeinen Wehrpflicht ganz besonders befremden. Es liegt hier nicht nur eine pädagogische Ungeheuerlichkeit vor, sondern auch ein Widerspruch mit den Grundsätzen einer gesunden, ehrbaren deutschen Familienerziehung, Gefahren, die ernst genug sind, um vom Staate nicht länger unbeachtet gelassen zu werden.

Im übrigen ist es ein Irrtum zu glauben, daß unsere guten braven Jungens auf die Dauer an den ihnen, in so entgegenkommender Weise eingeräumten, etwas weitgehenden Freiheiten („Koalitionsrecht der Quartaner") wirkliche Freude haben würden. Sie werden sich daher auch in Zukunft, und zwar bis in die wichtige Periode des sprossenden Bartflaumes hinein, im allgemeinen ganz wohl fühlen, wenn der, ihnen zur Natur gewordene, Zwang des Elternhauses und der Schule in Zukunft auch auf dem Betrieb der Jugendpflege, etwa in der Form des jetzigen Fortbildungsschul-Betriebes ausgedehnt werden wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist gar nicht daran zu denken, daß sich die verschiedenen Fraktionen der Jugendpflege zwecks Erfüllung der Armeeforderungen auf einer Mittellinie einigen werden, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Kompromiß, mangels spezialistisch gebildeter Lehrkräfte, besonders an kleinen Orten, niemals ausreichende Ergebnisse zur Folge haben würde. Ein Turnverein wird kaum zu veranlassen sein, mit dem Nachdruck Entfernungsschätzen zu treiben, der nötig ist, um auf diesen Gebieten überhaupt greifbare Kenntnisse zu zeitigen, von einem Jünglingsverein mit ausgesprochen konfessioneller Tendenz nennenswerte Leistungen im Gewehr und Stabfechten zu verlangen, wäre u. U. unbillig, ein Fußballklub will Fußball treiben und wird es daher rundweg ablehnen, zwei kostbare Nachmittage in der Woche mit zeitraubenden Gelände-Erkundigungen totzuschlagen, eine „militärische" Jugendvereinigung, deren Leiter trotz aller nicht mißzuverstehenden Belehrungen von amtlicher Seite, immer noch das Heil der Heeresvorbereitung vorwiegend im Uniformtragen, in Kriegsspielen und Parademärschen erblickt, wird nicht immer geneigt sein, seinen Zöglingen das trockene Brot eines schulmäßigen pedantischen Betriebes im Kartenlesen und Meldedienst vorzusetzen oder sich planmäßiger Körperkultur zu widmen.

Aus dieser Erkenntnis und langjährigen Erfahrung gerade in vermittelnder Tätigkeit zwischen den einzelnen Strömungen, vollberechtigten, ebenso oft übertriebenen und unberechtigten, Sonderansprüchen der verschiedenen Jugendpflege-Parteien, möchte ich mir folgenden Vorschlag erlauben:

Man verschone die verschiedenen Jugendpflege-Vereinsgruppen mit jeglicher Einwirkung im Sinne einer ausgesprochenen Heeresdienstvorbereitung. Man fördere jedoch alle Bestrebungen zur gesundheitlichen, körperlichen, intellektuellen, ethischen, insbesondere vaterländischen, ja vor allem auch staatsbürgerlichen Ertüchtigung unseres männlichen Nachwuchses und vernachlässige hierbei besonders die Schonung und Kräftigung der jugendlichen Nerven nicht. Krieg ist in erster und letzter Linie „Nervensache" vielmehr wie „Muskelsache", darüber sind wir vorn am Feinde uns schon lange einig.

In Zukunft wird in dem Bestreben, Versäumnisse des Elternhauses auf diesen Gebieten nachzuholen, der Staat, die Gemeinde oft mehr in das Familienleben einzugreifen gezwungen sein, als es vordem angezeigt gewesen ist. Hoffentlich werden unsere Regierungen und verantwortlichen Behörden sich hier nicht von übertriebenen Rücksichten leiten lassen.

Dafür aber mögen alle in der Jugendpflege tätigen, insonderheit alle führenden Persönlichkeiten und Dienststellen energisch und geschlossen eintreten für ein Jugendpflegezwangsgesetz.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieses Reichsgesetz würde dann wohl auch den Betrieb der besonderen Heeresübungen, etwa im Sinne der vorher aufgeführten Truppen-Forderungen, für die Altersklassen, die vor dem Diensteintritt stehen, genau regeln. Es ist zu erwarten, daß gerade diejenigen Jugendpfleger und Berufslehrer, die z. Z. im Felde stehen und dort den greifbaren Nutzen unserer Jugendpflege feststellen können, aber auch gleichzeitig täglich und stündlich vor Augen haben, wo es bei der Erziehung unseres Ersatzes oft arg gefehlt hat, diesen Antrag warm unterstützen werden.

Eins aber kann schon jetzt mit Bestimmtheit vorausgesagt werden: von dem Tage an, an dem unsre obersten, für die Landesverteidigung verantwortlichen Militärbehörden auf die Handhabung der Vorbereitung des Heeresnachwuchses einen gesetzlichen Einfluß ausüben werden, wird die Soldatenspielerei in der Jugendpflege, sowie die Veräußerlichung dieses wichtigen Gliedes der Landesverteidigung, an der so Mancher mit Recht bisher Anstoß genommen hat, verschwinden und ernste Wehrarbeit und Manneserziehung, die auch für das berufliche sowie staatsbürgerliche Leben von durchgreifendem Nutzen sein wird, an ihre Stelle treten.

Muttergottes-Ideale

Eine Betrachtung von Gustav E. Pazaurek

Der erschütternde Weltkrieg, der gewissermaßen nur nebenbei manches große oder kleine eingewurzelte Uebel beseitigt, wird uns gewiß auch dauernd vom letzten und zugleich schlechtesten Marien-Ideal befreien, das weite christliche Kreise in Deutschland und Oesterreich ergriffen und zahllose katholische Kirchen verseucht hat. Ich meine die entsetzlichen, banalen Lourdes-Grotten, die manchen guten, alten Altar verdrängt haben oder an der Außenseite der Gotteshäuser mit schönen Oelberggruppen oder malerischen Grabsteinen in traurigen Wettbewerb getreten sind.

Ueber das Erscheinungswunder in der Grotte von Massavielle bei Lourdes in den französischen Oberpyrenäen vom Jahre 1858 soll hier natürlich nicht geredet werden, auch nicht darüber, ob es sich nach dem deutsch-französischen Kriege überhaupt empfahl,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zahlreiche Pilgerzüge zu der 1878 entstandenen Wallfahrtskirche zu führen oder dem dortigen „wundertätigen" Wasser auch bei uns Eingang zu verschaffen. Vielleicht wäre es näher gelegen, den vielen, denen Wunderglauben ein Bedürfnis ist, einen unserer gewiß nicht seltenen altberühmten Gnadenorte in Erinnerung zu bringen. Aber man ging weiter und stellte überall industriell vervielfältigte, steife und kunstlose Puppen aus Holz oder Gips auf, die man der allgemeinen Verehrung empfahl, ohne zu bedenken, daß man damit herrliche, alte Madonnen-Ideale, an denen gerade die Deutschen gewiß nicht arm sind, zurückdrängen könnte.

Wie war es nur möglich, daß die poesielosen Dutzendstatuen von Lourdes in allen katholischen Gegenden eine so riesige Verbreitung und Volkstümlichkeit finden konnten? — Es war eben augenblicklich nichts wirklich Gutes und noch weniger etwas gutes Nationales zur Hand. Nationale Forderungen können selbstverständlich in einer Religionsgenossenschaft, deren Gläubigen den verschiedensten Völkern der Erde angehören, nicht zu sehr betont werden; aber selbst international genommen, war die Kunst der siebenziger und achtziger Jahre an selbständigen, guten Regungen ärmer als alle früheren Zeiten. Und nun gar die Kunst im Dienste der Kirche, die bestimmungsgemäß konservativer Natur ist, obwohl sie im Laufe der Entwickelung niemals den Anschluß an herrschend gewordene Strömungen unterläßt. Wer damals für die Kirche schuf, lehnte sich noch immer an die Madonnenideale an, wie sie die „Nazarener", also ein F. Overbeck, Ph. Veit, J. von Führich oder E. Steinle bei uns volkstümlich gemacht hatten, also an Vorbilder, die auf Perugier oder Raffael, also mittelbar auf die italienische Renaissance zurückgreifen, woran auch die Beuroner Klosterschule festhielt. Nur schüchtern klingen auch einzelne Töne mit, die in dem alten deutschen Marienleben ihren Ursprung haben. Ein selbständiges Muttergottes-Ideal hat das ganze 19. Jahrhundert, obgleich dessen erster Hälfte ein tiefreligiöser Zug eigen ist, nicht hervorgebracht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von der teils galanten, teils pompösen Kunst des 18. Jahrhunderts war dies noch weniger zu erwarten. Was das Rokoko wie die Barocke an Marienbildern malt oder sticht, schnitzt oder meißelt, sind vorwiegend kleine Abarten der glanzvollen Immaculata von Murillo, ab und zu auch der schlichten Dolorosa von Carlo Dolce, die seit dem 17. Jahrhundert bis in die Tage Napoleons alle früheren Ideale verdrängt haben. Dagegen konnten Rubens und Rembrandt ebensowenig aufkommen, wie die Franzosen des 18. Jahrhunderts, deren Ehrgeiz übrigens bekanntlich weltlicher Natur war.

Aber vor dem dreißigjährigen Kriege besaß die kirchliche Kunst bei uns, wie bei unseren Nachbarn einen Muttergottes-Typus von gleich großer religiöser wie künstlerischer Bedeutung. Das Madonnenideal der Renaissance diesseits und jenseits der Alpen ist von der ganzen Folgezeit nicht mehr übertroffen worden, und nur die unmittelbar vorangehende Zeit, der Ausklang der Spätgotik, macht ihm den Rang streitig. In dem Jahrhundert etwa von 1450 bis 1550 überbieten Malerei und Plastik einander in den herrlichsten Verkörperungen poesievoller Frömmigkeit und vornehmer Würde.

Wir werden diese Blütezeit besser zu würdigen im stande sein, wenn wir die Entwickelung nicht weiter retrospektiv verfolgen, sondern die ikonologische Reihe lieber bei ihrem Ausgangspunkt beginnen, der uns bis in die frühchristlichen Katakomben zurückführt. Aber weder diese ältesten Muttergottesbilder, noch jene in den frühmittelalterlichen Bilderhandschriften, die den Frauengestalten überhaupt noch keinen breiten Raum gönnen, können als Ideale angesprochen werden. Erst die byzantinische Kunst beschert uns den ersten, allgemein gültigen Madonnentyp, der in dem wundertätigen Bilde des Klosters Athos, das selbst noch als Kopie von 1648 und unter dem Namen der „Iberischen Mutter Gottes" in Moskau als Heiligtum außergewöhnliche Verehrung genießt, seinen charakteristischsten Ausdruck findet und in der russischen Kirche bis heute nie verdrängt werden konnte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnen sich bei uns die Fesseln der starren Konvention zu lösen; die reichste süddeutsche Wandmalerei im Nonnenchor von Gurk bringt die erste monumentale Befreiung. Aber erst zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schaffen Cimabue und Duccio die Buoninsegna in Siena in Italien als Maler, wie die hervorragenden Plastiker der nordfranzösischen und deutschen Gotik in Stein und Elfenbein das Madonnenbild zum gehaltvollen Kunstwerk um, das bereits die Keime höchster Blüte in sich trägt. Die lieblichen Marienbilder der Prager und Kölner Malerschule wetteifern in frommer Innigkeit mit jenen eines Filippo Lippi oder Sandro Botticelli, und Stephan Lochners herrliches Kölner Dombild steht hinter den prächtigen burgundischen Schöpfungen der Brüder van Eyck oder Memlings nicht zurück.

Die herbe Großzügigkeit eines Donatello oder Mantegna oder gar die ausgesprochen maskuline Wucht eines Michelangelo vermögen ihrem Madonnenideal ebensowenig bleibende Geltung zu erobern, wie dies anderseits den reizvollen, aber mehr weltlich interessanten Schöpfungen eines Lionardo und seiner Schule oder eines Correggio beschieden war. Als Marienspezialist überragt alle seine Landsleute der Urbinate Raffael, der wenigstens jenseits der Alpen die idealste Vereinigung von Andachtsbild und Kunstwerk geschaffen hat, was in gewissem Abstande vielleicht nur noch einem Bellini oder Luca della Robbia gelungen ist. Tizian leitet mit seinen pompös aufgebauten „Conversationi" bereits zu den üppigen theatralischen Darstellungen über, die in der Bologneser Schule ihren reichsten Ausdruck gefunden haben.

Aber gerade wir Deutschen, denen der Kultus „unserer lieben Frau" seit den Tagen des Mittelalters zu einem Herzensbedürfnis geworden ist, brauchen weder an religiöser Innigkeit noch an künstlerischem Ausdrucksvermögen, eben was das Marienideal anlangt, den Vergleich auch mit den besten Italienern zu scheuen. Wie poetisch ist etwa die „Madonna im Rosenhag" des Colmarers M. Schongauer, wie herrlich die berühmte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Statue des Germanischen Nationalmuseums von Nürnberg oder manche andere Holzplastik jener Tage z. B. von T. Riemenschneider, M. Pacher oder H. Multscher. Grünewald und H. Baldung-Grien, Burgkmair und M. Schaffner, Amberger und L. Cranach und viele andere haben uns köstliche, unsterbliche Marienbilder geschenkt, allen voran aber unser Albrecht Dürer, von seiner noch recht unbeholfenen Zeichnung von 1485 angefangen bis zu den entzückenden Holzschnitten des Marienlebens oder dem prächtigen Rosenkranzfest, und Hans Holbein, dessen Darmstädter Madonna des Bürgermeisters von Basel sich auch in der Dresdner Wiederholung neben Raffaels Sixtina ehrenvoll behauptet.

Das alles sind Kunstwerke allererstes Ranges und trotzdem, beziehungsweise eben deshalb auch tief religiöse, stimmungsvolle Andachtsbilder, die unsere Kunstsammlungen zu Stätten hoher Weihe gestalten. An solche Schöpfungen mag die kirchliche Kunst unserer Zeit anknüpfen, wenn sie die ästhetisch feiner Empfindenden nicht abstoßen will, natürlich nicht im Sinne wertloser sklavischer Nachahmungen, sondern mit durchaus originalen Kunstleistungen von ähnlichem tief inneren Werte.

Aber leider: Wallfahrtsideale und Kunstideale sind nicht dasselbe. Schon in alter Zeit hat man ein künstlerisch-untergeordnetes Marienbild z. B. in Rom, Bologna oder Freising, das einer frommen Legende gemäß auf den „Maler"-Evangelisten S. Lukas zurückgeführt wurde, ungleich höher geschätzt. Auch die Zedernholzfigur des ersten Marien-Gnadenortes Loreto bei Ancona wurde demselben Heiligen zugeschrieben. Daß die kritische Kunstforschung der Gegenwart mit dem heutigen wissenschaftlichen Rüstzeug manche derartigen Ueberlieferungen leicht zerstören könnte, mag nur nebenbei erwähnt sein. In den meisten Fällen handelt es sich bei den als wundertätig verehrten Madonnen-Standbildern, wie in Einsiedeln in der Schweiz oder in Mariazell in Steiermark oder den Marien-Gemälden, wie bei der auf Zypressenholz gemalten, sogenannten „schwarzen Madonna" von Tschenstochau entweder um byzantinische oder altitalienische Arbeiten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die selbst dann von großem kulturgeschichtlichen Interesse sind, wenn sie auch kein ragender Meister schuf. Ueber ihre religiöse Bedeutung soll hier natürlich kein Wort gesagt sein; für uns genügt es, daß Hunderttausende bei ihnen Trost suchen und finden.

Den alten Gnadenstellen jedoch weitere neue hinzufügen zu wollen, sollte man sich doch erst reiflich überlegen. Fühlt man aber hierzu da oder dort ein Bedürfnis, dann sei die Frage gestattet, ob man willig Gefolgschaft leisten soll. Ich kann es mir ganz gut denken, daß irgendwo ein ganz neuer, göttlicher Marientyp entsteht, der die ganze Kulturwelt, nicht nur so und so viele Kergelweiber in seinen Bann schlägt und gerade die Verwöhntesten zu einer Wallfahrt veranlaßt, um eine Stunde tief innerlicher, nachhaltiger Erhebung und reinster Andacht zu erleben. Aber ein solches Muttergottes-Ideal darf keine wesensfremde, steif-akademische Puppe von Lourdes sein, die wir überall, wo sie sich eingenistet hat, am besten ohne alles Aufsehen, ganz still wieder in die Versenkung verschwinden lassen sollten, sondern Fleisch und Blut von unserem Fleisch und Blut, ein seelenvolles, gemütstiefes, schlicht-vornehmes Kunstwerk von echt deutscher Art, wie es unsere ersten Meister von der Wende des Mittelalters und der Neuzeit hervorgezaubert haben, eine neue ideale Verkörperung „unserer lieben Frau."

Der Scheinwerfer

Aus dem Tagebuch eines Honvédkorporals

Von Béla Balázs

Als es dunkel geworden war, sind wir aufgebrochen. (Wir marschieren immer nur nachts. Der Tag ist unser Haus, die Nacht ist der freie Plan der Finsternis, in die wir hinaustreten. Wir wissen gar nicht mehr, wie es ist, wenn der Mensch sieht, wohin er tritt. Am Tage liegen wir.) Abends brechen wir auf. Damals wars

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sieben Uhr. Um ein Uhr nach Mitternacht hatten wir den Weg verloren. In den Maiswüsten kann man die Spezialkarte ruhig wegwerfen. Auch in der Sahara oder auf den Schneefeldern Grönlands würde eine Karte nichts frommen. Auf der müßte nämlich vorerst festgestellt werden können, wo man ist. Da wäre aber zumindest ein erkennbarer und auffuchbarer Punkt notwendig. Eine Wegkreuzung, ein Brunnen, ein Baum zumindest. Doch ist weder ein Brunnen, noch auch ein Baum zu sehen und die Straßen sind in die zerfließende Erde versunken. Es herrscht Finsternis, nichts sonst. Eine massive, schwarze, reglose Finsternis, in der man die Augen nicht offen halten kann, weil sie ermüden. Und auch kein Streichholz darf angezündet werden. Es ist nur das Gefühl der Richtung, an das wir uns klammern. Ein abstraktes und mystisches Etwas, in das wir uns wie an eine unsichtbare, körperlose Stange klammern.

Dem Infanteristen, der bei einem Nachtmarsch zurückbleibt und sich hinlegt, um auch nur für ein Stündchen in dieser Finsternis allein zu bleiben, kann jeder Arzt ruhig das Invaliditätszeugnis ausstellen. Es bleiben aber nachts sehr wenige liegen. Eine zusammengerottete, stumme Herde: sie schieben sich vorwärts. Auch der Kranke wagt nicht zusammenzubrechen. Und das macht bloß die Finsternis. Denn jeder Infanterist begreift es, daß ihn nachts der Feind schwerer findet, daß er aber zu seinen Kameraden sprechen kann. Dennoch tritt nachts keiner aus der Reihe.

Um ein Uhr nach Mitternacht haben wir uns verirrt. Seit fünf Stunden bohrten wir uns tiefer und tiefer in diesen schwarzen Schacht, der sich hinter uns schwarz schloß. Die Geschütze dröhnten, doch sahen wir ihren Schein nicht. Die Finsternis gurgelte und gröhlte. Und da erschien wie ein riesiges fahles Gespenst der Hof eines Scheinwerfers auf dem Himmel. Der Lichtfalke kreiste und irrte über uns umher und schoß dann plötzlich herunter. Die Bajonette blitzten auf, die Augen blinzelten, das Haar auf den unrasierten Gesichtern warf Schatten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und das Bataillon machte Halt. Es gab gar keine Veranlassung dazu. Auch die Offiziere blickten unstet um sich her, wie Schlafende, wenn man ihnen in die Augen leuchtet und vergaßen einige Minuten lang „Marsch" zu kommandieren.

Wohin aber? Auf den Scheinwerfer zu? Und wenn er ein feindlicher wäre? Wahrscheinlich ist's auch einer. Die Entfernung des Reflektors kann nicht beurteilt werden. (Darum ist es auch so schwer, einen Volltreffer in einen solchen zu machen.) Es wird doch besser sein, links zu halten.

„Direktion links!"

Wir marschierten. Wir liefen schier, um der Lichtgarbe zu entkommen. Die aber folgte uns. Offenbar sieht und beobachtet man uns. Ich hätte es nie gedacht, daß der Lichtschein so juckt. Wir schüttelten und kratzten uns davon. Doch hatten wir auch Trema, als wären wir vor einem Zuschauerkreis aufs Podium getreten. Die Burschen lächelten sich dumm und verlegen an, einige zogen sich heraus. Sie affektierten! Und kein einziger ging auf die Seite, um seine Not zu verrichten, obgleich uns die Helligkeit der Mittagssonne nie daran gehindert hatte, weil wir ja im allgemeinen sehr wenig Keuschheit in uns tragen. Jetzt aber schämte sich jeder, als wären wir nackt überrascht, als wären wir bei etwas ertappt worden.

— „Links halten" — ertönte der neue Befehl.

Denn wiederum starrte uns das große Auge entgegen, in dem wir deutlich das Gitterwerk sahen. Wir schlugen nach links ab und verkrochen uns vor ihm in ein Maisfeld. Doch auch dort sickerte der Glanz ein und die Blätter leckten ihn wie riesige Tierzungen. Und staunend erblickten wir auf der glänzenden Kotscholle das braune Gewürm.

— „Links halten" — erscholl wiederum der Befehl.

Was ist's? Gehen wir wiederum dem Licht entgegen?

Es war wirklich schwer, ihm aus dem Wege zu gehen. Es war ja rechts und links Nacht: schwarze Finsternis, eine dichte Mauer. Der Scheinwerfer schnitt sich einen Weg darin, eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lichtstraße, den einzigen Ausgang. Aber ein feindlicher Scheinwerfer.

— „Links weichen" . . .

Schwindel erfaßte uns. Sind wir denn hypnotisiert?

Saugt uns denn das Licht auf? Seit Tagen waren wir in Nachtfinsternis marschiert und sollen nun ins erste Licht hereinfallen?

— „Links halten!" — Endlich kamen wir vor den Scheinwerfer an. Es ist nichts passiert. Es war ein eigener Reflektor. Doch wäre es ein feindlicher gewesen, wir wären auch dann hineingerannt, als er vor uns in der sechsstündigen, blinden, schweren, verirrten Finsternis plötzlich aufblitzte. Jetzt verstehe ich auch den Nachtfalter.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. Koloman von Lukáts.)

Bestattung

Von Hans Bauer

Auf la fille morte fiel in der Pfingstnacht ein Mann.
Die Sterne haben strahlend auf ihn geschienen
und sahen ihn wie seiner Mutter Augen an.
Vom „toten Mann" her stöhnten berstende Minen.

Des Toten Blut hat die kalte Erde verkühlt.
Dann ist eine Granate an ihm zersprungen
und hat ihn tief in den Boden hineingewühlt.
Millionen Gewehre haben ihm den Salut gesungen.

Aus Gott er kam, zu Gott er nun wieder verschied
und ist ein Deutscher oder ein Franzose gewesen.
Am neuen Morgen sang ein Vogel ein schlichtes Lied.
Da war er wohl schon zum ewigen Leben genesen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Reiniger

In einem Berliner Verlag, den ich nicht nennen will, weil er früher einige durchaus saubere Schriften herausgegeben hat, hat sich dieser Tage ein dilletierender Sitten- und Kunstrichter aus eigener Vollmacht aufgetan. Der merkwürdige Schwärmer scheint ein verunglückter Theologe zu sein, er heißt Albert Espay und hat eine langmächtige Anklageschrift wider Gerhart Hauptmann losgelassen. Gleich auf der ersten Seite wird Herr Houston Stewart Chamberlain zitiert und ein bißchen weiter hinten stellt sich Herr Espay als Billettkontrolleur beim Eingang in den Garten der deutschen Zukunft auf. Gleich nach Frank Wedekind wird Gerhart Hauptmann beim Tore angehalten und Herr Espay ruft ihm zu: „Du bist kein deutscher Dichter! Wenn Du kein anderer bist, darfst Du mit uns nicht hinüber in das neue, bessere Deutschland! Du bist kein treuer Sohn Deines Vaterlandes." (Wörtliches Zitat.) Florian Geyer, Emanuel Quint, das arme Hannele, ja nicht einmal seine drei im Kriege stehenden Söhne können ihm helfen. Der Portier der „Deutschen Zukunft" bleibt unerbittlich! Ja, wenn er eine Einlaßkarte von Herrn Houston Stewart Chamberlain vorweisen könnte! . . .

Es fällt mir nicht ein, auf die einfältigen theoretischen Auseinandersetzungen des Herrn Espay einzugehen. Aber ich möchte durch einige Zitate einmal ein Bild geben, was so ein rabiat gewordener Jünger des Herrn Chamberlain einem deutschen Dichter, dessen Privatleben er natürlich gar nicht kennt, öffentlich nachzusagen wagt:

„Schon 1881 wurde er mit einigen Genossen auf 11 Wochen an der Kunstschule ausgeschlossen." (Wegen Faulheit und schlechten Benehmens?!)

„1884 versuchte er wieder Bildhauer in Rom zu werden. Vielleicht, weil er ernste Mannesarbeit suchte, vielleicht, um in kunsthistorischer Pose imponieren zu können. Diese letztere Vermutung springt einem unwillkürlich auf, wenn man eine Photographie betrachtet, die in den „Schlesischen Heimatbüchern" zur Bewunderung des Jünglings einlädt, der da in der selbstgefälligen Haltung eines Meisters dasitzt und — nichts tut!"

„Weil es mit einem Lebensberufe noch nichts wurde, heiratete der junge Mann! Blickt man zuweilen auf das, was Hauptmann vorher schon herumexperimentiert hat, so fragt man sich unwillkürlich: Er heiratete? — Für wie lange denn?"

„Daß es Hauptmann bei seinem ganzen Schaffen um die Quantität zu tun gewesen ist, daß er, der sich, indem er heiratete, weil sich sonst kein geldbringender Beruf finden lassen wollte und sich scheiden ließ, nachdem er sich mit Hilfe seines Weibes eine literarische Stellung errungen hatte, als kühler Rechner erwies, daß er, sage ich, nicht zum wenigsten Dramen geschrieben hat, um des Erfolges willen, bedarf wohl keiner Frage."

„Schließlich kann man es einem Manne von der inneren Haltlosigkeit Hauptmanns übelnehmen, wenn er die Größe seiner Seele dadurch offenbarte, daß er das Ringen um einen Lebensberuf durch eine Geldheirat beendete . . ."

„Nicht daß der Dichter sich hat scheiden lassen, interessiert uns. Für uns ist es wichtig, festzustellen, daß Hauptmann überhaupt eine Ehe einging, die zur Scheidung führte. Denn eine solche Ehe ist kein Bündnis aus edelster Liebe heraus, sie ist entweder eine Berechnung oder eine Uebereilung."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hauptmann könnte, wenn ihm der freche Unsinn der Mühe wert wäre, den nächsten Injurienrichter anrufen. Für uns Andere aber ist nur die Naivität der Anmaßung interessant, die in dem kleinen Erdenwinkel sprießt, wo Herr H. St. Chamberlain als oberstes Kirchenlicht angebetet wird. Mit einer Aufforderung an Hauptmann, bei Richard Wagner, dem Menschlich-Reinen, resp. bei H. St. Chamberlain in die Schule zu gehen, schließt denn auch die kleine Schmutzschrift, die einen angenehmen Vorgeschmack der Unterhaltungen am Gartentor der „Deutschen Zukunft" geben könnte. Aber vielleicht wird Herr Chamberlain gar nicht Oberinspektor im deutschen Garten und der tapsige Herr Espay nicht einmal Billettkontrolleur?

Stefan Grossmann

Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers

Wir sind im ersten Kriegsjahre etwas allzusehr mit Kriegserinnerungen und Feldpostbriefen überfüttert worden. Jeder begabte Journalist fühlte sich zum Chronisten seiner Kompagnie nicht minder berufen als der dilettierende Reporter. Der Büchermarkt ist übersättigt und das lesende Publikum so übermüdet, daß die gute Sammlung von Joachim Delbrück „Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen" nicht die Beachtung findet, die sie verdient. Mit den peinlichen Romanschmöckern geht da auch leider ein menschlich wie sachlich so sauberes und herzlich frisches Büchlein wie „Die Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers" im großen Wust der Masse unter. Uli Klimsch, der Sohn des bekannten Berliner Bildhauers Fritz Klimsch, ist 1914 als kriegsfreiwilliger Fahnenjunker bei den Gardefüsilieren eingetreten, hat die schweren Kämpfe gegen die Russen mitgemacht und ist am 8. Juni 1915 beim Sturm auf den Zwinin in russische Gefangenschaft geraten. In den paar Monaten, die er im Felde kämpfte, hat er eine hübsche Zahl von Briefen und Postkarten nach Hause geschrieben, die jetzt seine Eltern auf den Rat Gerhart Hauptmanns und andere Freunde bei Paul Cassirer in Berlin als kleines Büchlein herausgeben. Als ein reines Seelendokument der Jugend von 1914 hat das Werkchen eine über den Tag gehende Bedeutung. Gerade weil es so ohne jede literarischen Ansprüche auftritt, in der Schlichtheit und Frische, wie das Erlebnis wiedergegeben ist und in der von jeder Zweckssehnsucht und Effekthascherei freien Fassung der Worte ergreift es uns bis ans Ende. In jugendlich kühner Superlativbegeisterung schreibt Uli Klimsch. Bei ihm ist alles „so wunderbar herrlich" oder „so fürchterlich schauderhaft." Sprunghaft eilt er von einem Extrem ins andere, was ihm gerade einfällt, läßt er „übers Papier" rasen: immer in Eile; im Fluge der Gefühle. Kleine reizende Züge von einer rührenden Menschlichkeit öffnen das Herz des jungen Mannes: „Lieber Papa, ich will abwechselnd schreiben. Einmal an die Mama, einmal an Dich." Oder wie scharf sieht sein unverdorbenes Auge das Leben in Kutur: „Vor der Kommandantur drängen sich die Juden mit ihren Bogennasen, um irgendeine Kleinigkeit bewilligt zu bekommen. Gefangene Russen, die wie verhungerte Stiere aussehen, werden von der Front jeden Tag hier eingeliefert. Deutsche mußten wochenlang arbeiten, um den meterhohen Dreck aus der Stadt zu schaffen. Doch auch jetzt noch stinkt es aus den Läden auf die Straße hinaus von Unrat. Gegen die unsaubere Wirtschaft wird in jedem Haus scharf vorgegangen. Also

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— diese Ländereien sollen deutsch bleiben. Ich danke, pfui Deubel." Klimsch strategelt nie, berichtet stets hübsch nur von seinen Privaterlebnissen, die uns gerade deshalb so interessieren, weil ein Stück Dichter und Künstler in dem steckt, der sie geschrieben. Er sucht nie nach Worten und trifft doch die charakteristische Form. Seine Prosa ist kräftig und bildhaft, ohne je in ihrer Frische forciert zu wirken. Er hat den Mut, sein Grauen und Entsetzen über das schreckliche Morden und Würgen offen zu bekennen und diese Bekenntnisse schließen in ihrer gedrungenen echten Knappheit jede phrasenhafte Widerrede aus. Professor August Gaul hat das Büchlein des jungen Klimsch, das zum Wertvollsten der ganzen Kriegsliteratur gehört, würdig geschmückt.

Rudolf Karl Goldschmit

Bücher

Dies ist ein Symptom kriegerisch-bewegter Zeiten: daß sie eine Literatur begünstigen, die das Wunderbare, Abenteuerliche und (insbesondere in unserer Zeit) Okkult-Uebersinnliche in mannigfacher Darstellungs- und Gestaltungsform zur Geltung bringt. Die großen Erfolge, die manche Bücher dieser Art, z. B. Gustav Meyrinks „Der Golem" in der letzten Zeit aufzuweisen haben, setzen die Vorliebe für derlei Literatur in starkes Licht. So wird wohl auch dem Romane „Das Mangobaumwunder" von Paul Frank und Leo Perutz eine breite Publikumwirkung beschieden sein. Das (bei A. Langen in München erschienene) Buch handelt von den okkulten Fähigkeiten indischer Fakire und insbesondere von der verborgenen Kraft, organische Wesen in ihrer Ewicklung zu beschleunigen und zurückzurufen. Der Inder, der an einem kraftmännlichen Baron und an seiner niedlichen Tochter dieses Experiment vorgenommen hat, vor der Beendigung des Versuches tödlich erkrankt, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die beiden Betroffenen ihre frühere Gestalt nicht mehr werden wiedererlangen können, und daraus ergibt sich ein Problem, das den Roman in spannender, an aufregenden Augenblicken reicher Darstellung löst. Freilich hat das scheinbar sicher gefügte Netz der Tatsachen und Begebenheiten empfindliche Lücken. So ist z. B. nicht zu verstehen, daß die junge Tochter, die von der Verwandlung nichts weiß (der Vater vernichtet alle Spiegel und entfernt die Dienerschaft), daß dieses plötzlich großgewordene Kind nicht an dem Zerspringen der Kleider und den neuen, damenhaften Gewändern die Geschichte merkt. Als Tochter Evas! Immerhin: Das Buch ist eine angenehme Lektüre. Es hat sprachliches Niveau und eine wienerisch-leichte Anmut der Schilderung.

* * *

Romantische Abenteuerstimmung mit tragischem Grundton und ein Begeben, das menschlich aufs tiefste erschüttern, sind auch die Merkmale für Joachim Delbrücks Rahmen-Erzählung „Der Untergang des Postdampfers", die Georg Müller in München in zierlicher Ausstattung veröffentlichte. Angeregt durch die traurigen Begebnisse der „Titanic" und anderer Meeres-Riesen, schuf Delbrück ein Bild von den letzten Augenblicken eines sinkenden Oceandampfers. Er zeigt an mehreren Einzelschicksalen die tragische Bedeutung des gewaltigen Vorganges und weiß das Interesse des Lesers immer aufs neue anzuspornen und zu fesseln, indem er in kurzem, aber keineswegs nur skizzenhaft-oberflächlichem Riß die Bedeutsamkeit der einzeln geschilderten Le-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

benswege darstellt. All diese, meist recht absonderlichen Schicksale, deren Fäden in den entferntesten Ländern gesponnen und durch die verschiedensten Daseinswege weitergeführt werden, finden nun ihr jähes, unerwartetes Ende in gleicher Stunde. Und in ihrer konzentrierten Zusammenfassung und Gegeneinanderstellung wirken diese Schicksale und ihr Exitus als grandiose Symbolik jener Macht, der alle untertan sind, jenes Zieles, dem aller Wege Wanderer zustreben. Die einzelnen Abschnitte des Buches wirken als Novellen von wundersam feiner Art der Gliederung, als Novellen, deren jede für sich ein Kunstwerk von sorgsam gefeilter Ausgestaltung ist. Delbrück hat seine psychologische Darstellungskraft an den größten epischen Meistern des Moderne geschult, an den Russen. Und er ist damit dieselben Wege gegangen, die vor ihm andere deutsche Dichter mit großem Glücke erwählten: Thomas Mann, ein älterer, Bruno Frank, ein jüngerer Künstler deutscher Prosa.

Richard Riess-München

Harras

(Ein fast wahres Geschichtchen)

Harras war französischer Abstammung. Vielleicht der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, vielleicht aber auch aus reiner Zuneigung zu uns Barbaren hat er sich den Boches angeschlossen. Es hat ihm aber auch immer ganz gut gefallen bei uns. Treu und willig tippelte er mit, wo es auch hinging, vor in Stellung, zurück ins Ruhequartier oder sogar, wenn es sein mußte, auf Patrouille.

Er erfreute sich beim ganzen Bataillon der größten Beliebtheit und Hochachtung und genoß viele Vorrechte.

Aber, wie es so manchem unter uns ging, so erging es eines schönen Tages auch unserem lieben Freund Harras. Er fühlte sich recht unwohl, schlich mit bitterer Miene herum und konnte an dem Schützengrabenleben keine Freude mehr finden.

Er beschloß deshalb, sich bei der nächsten Gelegenheit zu „drücken".

Die Gelegenheit bot sich gar schnell. Ein Offizier wurde verwundet und lautlos schloß sich Harras dem Rücktransport des Verwundeten an.

Zunächst kam er nun in ein Feldlazarett. Mit der ihm angeborenen welschen Tücke gelang es ihm, auch hier rasch sich allgemein beliebt zu machen. Als Freund der Aerzte und Verwundeten hatte er es natürlich nicht schlecht hier. Die Lazarettkost schmeckte ihm vorzüglich und auch sein Wohlbefinden war besser geworden.

Als aber der verwundete Offizier soweit hergestellt war, daß er in ein Heimatlazarett überführt werden konnte, mußte auch Harras an seine Entlassung aus dem Feldlazarett glauben.

Mit einem Verwundetenzug machte Harras nun seine große Reise nach Deutschland. Sein Herr wurde in einem süddeutschen Städtchen von Sanitätern empfangen und in ein sehr vornehmes Privatlazarett geführt. Ohne lange zu überlegen, schloß sich Harras auch hier dem Transport an.

Zum erstenmale in Deutschland, gefiel es ihm hier auch gar nicht übel. Ueberall schmuste er sich natürlich wieder an. Im Lazarett spielte er den Freund der Soldaten, auf der Straße war er der ausgesprochene Liebling der Kinder und in der Küche poussierte er mit gutem Erfolg die alte Köchin.

Nach einigen Wochen war es aber auch hier aus mit der Herrlichkeit. Der Offizier wurde als geheilt aus dem Lazarett entlassen und mit diesem mußte auch Harras scheiden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beide kamen nun zum Ersatzbataillon. Während aber der Offizier felddienstfähig geschrieben wurde und bald wieder ins Feld zog, blieb Harras vorläufig garnisondienstfähig und drückte sich zunächst herrenlos in der Garnison herum.

Eines Tages geriet er aber dem gestrengen Herrn Bataillonskommandeur in die Hände, der ihn einer scharfen Musterung unterzog, an ihm Gefallen fand und ihn zu sich nahm.

Nun kehrten bei Harras die schönen Tage wieder ein.

Im Bataillonsgeschäftszimmer, auf der Straße, in Gesellschaft, kurzum überall war eben unser Freund Harras wieder der Liebling. Am beliebtesten aber war Harras bei den Bataillonsordonnanzen. Wenn nämlich der Herr Major keine Zeit hatte, seinen Harras spazieren zu führen, so mußte dies einer der Ordonnanzen machen, wobei dann jedesmal ein Trinkgeld von mindestens fünfzig Pfennig, meist aber sogar eine ganze Mark abfiel.

Lange Zeit machte Harras also auf seine Art Garnisondienst. Als aber auch sein neuer Herr, der Herr Major ins Feld rückte, hielt es ihn auch nicht mehr länger in der Garnison. Und unser getreuer Gebirgsjägerhund Harras rückte eben auch, wie so mancher von uns, zum zweitenmale ins Feld.

Stefan Wangart, **Kriegsfreiwilliger**

Eine Berichtigung

Eduard Fuchs (Zehlendorf) schreibt uns:

Sehr geehrter Herr Kollege!

In Ihrer liebenswürdigen Besprechung des ersten Bandes meines Buches über den Weltkrieg in der Karikatur (Heft 29 des März vom 22. Juli) schreiben Sie, um die von mir geübte Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung zu kritisieren: „Ich will hier ja gar nichts gegen die materialistische Geschichtsauffassung sagen, aber Fuchs hat sich das ein Bißchen leicht gemacht, wenn er neben Mehring die Publizisten aus zweiter und dritter Hand wie den guten Bildungs-Schulz zu seinen Kronzeugen wählt." Gestatten Sie mir, daß ich Sie auf einen kleinen, aber für die Beurteilung meiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit nicht ganz nebensächlichen Irrtum aufmerksam mache: Sie verwechseln Hugo Schulz, den Verfasser einer großen Kriegsgeschichte und zahlreicher militär- und kriegsgeschichtlicher Studien, d. h. den sogenannten Kriegs-Schulz, mit dem limonadenehrlichen Heinrich Schulz, dem Bildungs-Schulz. Entschuldigen Sie übrigens, daß ich einen Mann mit einem so ominösen Namen zitierte, aber ich glaubte, es wagen zu können, da die allgemeine Meinung, und vor allem die Mehrings, bis heute dahin geht, daß dieser Hugo Schulz neben Delbrück, so ungefähr der einzige in Deutschland ist, der wirklich vom Krieg und seinen Zusammenhängen etwas versteht.

Ich bitte Sie um die Aufnahme dieser Richtigstellung, da Sie dreimal im Rechte wären, wenn ich mich solcher Autoritäten, wie der des Bildungs-Schulz bedient hätte.

Eduard Fuchs

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Resolutionen und Petitionen

Von Theodor Heuß

er Krieg, so schrieb man etwa, schafft ein Geschlecht von Handelnden. Der Worte sind genug gewechselt .... Die politische Alltagstechnik der Versammlungsbeschlüsse und Unterschriftensammlungen fiel im Kurs, Meinungen galten nicht mehr viel, die Tat und die Tatsache entscheiden.

Es scheint, daß die Zeit gesammelter Sachlichkeit bereits ihrem Ende zugeht.

Wir sind jetzt glücklich wieder so weit, daß man Petitionen sammelt. Schäfer und Fuhrmann hatten damit angefangen, als sie in diesem Vorfrühling die Gäste der Berliner Vorortswirtschaften und sonst wen um ihre Meinung über den Unterseebootskrieg befrugen. Mit der Ziffer der Unterschriften stellten sie sich als Volksmeinung vor. Die Sozialdemokratie antwortet, ein wenig verspätet, darauf, indem sie die Bevölkerung einlädt, an ihren Zeitungsschaltern einzuzeichnen, daß man für einen anständigen Frieden ohne Annexionen sei. Hat das alles einen Sinn?

Der papierene Friedensfeldzug der Sozialdemokratie läuft technisch wenigstens in der gewohnten Denkrichtung. Eine gewisse Massenhaftigkeit soll das Solidaritätsbewußtsein stärken. Daß das irgendwelches Gewicht für die Kriegsdauer und Friedensentscheidung habe, werden weder Scheidemann noch Ebert glauben. Vielleicht soll es der Internationalen die Ankündigung sein, daß die deutsche Sozialdemokratie keineswegs dem Imperialismus verfallen sei, und daß sie sich, vor der Regierung und den anderen Parteien, offen ein Geständnis gestatten könne, wie es etwa in Frankreich gegenwärtig schlechterdings undenkbar ist. In der Hauptsache aber ist es ein Vorgang parteitaktischer Natur:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Mehrheit wird sich auf ihn berufen, wenn sie sich seiner Zeit mit der Minderheit auseinanderzusetzen hat. Die radikalen Braunschweiger verstehen die Sache wenigstens so, machen ihre Witze und beschließen, sich um die ganze Geschichte nicht zu kümmern. Daß diese Petition, was immer dabei herauskommt, auf das Ausland einen sehr großen Eindruck machen wird, ist nicht anzunehmen; vielleicht werden einige merken, daß es ein Zeichen der deutschen Stärke ist, daß man in aller Ruhe so den Friedenswunsch vertreten darf. Dieser ist ja überdies keine sozialdemokratische Eigentümlichkeit.

Man wird zunächst erstaunlicher finden können, daß die „Gegenseite" mit den Mitteln der primitiven Massenpropaganda und Massensuggestion arbeitet. Nach ihrer Auffassung von monarchischer Selbstbestimmung und unabhängiger Entschlußkraft eines verantwortlichen Staatsmanns müßte sie eigentlich für die Regierung ein bißchen Verachtung haben, die sich von — ihren eigenen Papierfaszikeln voll Namen in der Richtung des gewählten Weges irgendwie stören ließe. Dies ist ein logischer Bruch in diesem Denksystem. Man klagt über Schwäche, weil man einen immerhin kräftigen Eigenwillen spürt.

Resolutionen und Petitionen, Konferenzen und Audienzen — in den „politischen" Kreisen von Berlin, München, vom Rheinland muß eine höchst interessante Atmosphäre herrschen. Jeder gehört zu irgend einem Ausschuß, erhält geheimnisvolles Material, trifft sich bei streng vertraulichen Aussprachen, wird aufgeklärt und unterrichtet, Professoren und Doktoren, kurz, die „Intellektuellen" sind auf dem Marsch, alle Handlanger der Weltgeschichte, und wir armen Kerle in der Provinz sitzen da, nach Weisheit dürstend, der eine oder andere hat den Kapp oder den Junius alter ins Haus geschickt bekommen und fühlt sich damit dem Zentrum der Geschehnisse näher — ich weiß von einem recht „nationalen" Mann, der sehr verstimmt ist, daß man ihm, dem zahlenden Mitglied aller vorhandenen Verbände, nicht in den inneren Zirkel der Wissenden wählte. Wir sehen, wie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es in den Leitartikeln der Parteizeitungen hin und her wetterleuchtet — es ist das alte Magnesium. Nur daß die Parteilichter ein bißchen unsicher geworden sind — denn Konservative, Freikonservative, Zentrum, Nationalliberale, Fortschrittler sind mit ausgleichender Gerechtigkeit so ziemlich auf alle Meinungssysteme verteilt. Wenn auch gewiß bei einigen Berufsparteimännern taktische innerpolitische Fragen stark einwirken, so wäre es doch unrichtig, das Parteimäßige stark betonen zu wollen. Es sind viel Neuorientierungen der Temperamente, leidenschaftliche Sorgen neben ungewissen Stimmungen, Gschaftlhuberei neben lebendigstem Verantwortungsgefühl.

Wiewohl uns dieses anonyme Broschürenverschicken häßlich genug erscheint und ein paar der Vordergrundsfiguren in dem politischen Dämmerungsspiel dieses Sommers uns ganz und gar nicht gefallen, nehmen wir die Sache nicht allzu tragisch. Es geht vorüber. Es ist mit die Wirkung einer gewissen Nervosität, daß die letzten Schlachtenmonate keine deutlich auf einen Abschluß zielende Beeinflussung der Kriegslage gebracht haben. Da entsteht dort, wo ein etwas unsachliches Kraftgefühl sich in seinen stolzen Berechnungen und Ankündigungen getäuscht sieht, das vorwurfsvolle: Ja wenn . . . Aber z. B. wenn auch noch 500000 Tonnen mehr im April und Mai versenkt worden wären, am 3. Juni wäre doch die russische Offensive gekommen und bis über Brody und Stanislau gedrungen.

Was uns aber manchmal bedrückt, ist dies: wir sagten und hörten früher, das Geschlecht der Schützengrabenkämpfer, der Frontsoldaten wird das neue Deutschland schaffen. Das war so gesprochen vielleicht manchmal nur eine etwas poetische Huldigung an die Tapferkeit und Opferkraft der draußen — denn das ganze Volk ist dazu berufen. Wenn man den innecen Betrieb aber jetzt sieht, meint man, es sei Arbeitsteilung eingetreten: während die vorne kämpfen, wird die Sache hinten geregelt. Und in Petitionen, Resolutionen, Konferenzen, Audienzen werden die Wünsche und Aufträge nach vorne gegeben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie muß das auf den Soldaten wirken, der seine Zeitung liest und während des Trommelfeuers erfährt, was er alles noch erobern muß und welcherlei Produktionsinteressen er noch abrunden muß? Und dann auch in geheimnisvollen Andeutungen liest, der Krieg könnte schon längst zu Ende sein, wenn .... es gibt Kriegsmittel, deren rücksichtslose Anwendung .... Ich weiß nicht, ob die geschätzten Verfasser zahlreicher höchst entschiedener Resolutionen sich diese Zusammenhänge klar machen. Sie erzählen dem Mann, der schweigend seine Pflicht tut, Möglichkeiten, die sie selber, ältere Justizräte, Hygieniker, Psychiater und Nationalökonomen sachlich gar nicht übersehen können, und erwarten, daß er sich dann noch ihrer Anerkennung freue, die ihm, je schöner sie stilisiert wurde, desto gleichgiltiger ist.

Wir richten an den Gegner von Zeit zu Zeit die Aufforderung, er solle seine Stimmung und Gesinnung auf die Kriegstatsachen einstellen. Das war bisher vergeblich; so müssen wir den Tag der Einsicht heranzwingen. Inzwischen sollen wir uns in diesem Tatsachensinn selber festigen, um zu begreifen, daß in den militärischen, wirtschaftlichen und politischen Machtverhältnissen und nicht in imperialistischen oder pazifistischen Spekulationen die Voraussetzungen festgelegt sind, an die allein die große Rechnung des Friedens anknüpfen kann.

Franz Werfel

Von Julius Bab

Von den jungen Leuten, die seit einem Jahrfünft bestrebt sind, durch sehr geräuschvolle Gemeinschaftsbildung eine neue Aera der deutschen Literatur einzuleiten, verdient zweifellos Franz Werfel die ernsteste Beachtung. Nicht weil ein neues Programm oder neuer Stil bei ihm besonders deutlich würde, sondern einfach, weil er im Gegensatz zu seinen meisten Mitstrebenden ein echtes Talent ist. Mit dem „Programm" ist es ja stets und diesmal besonders eine bedenkliche Sache. Im Grunde eint diese jüngste Generation nichts als das Gefühl, daß wir im Anfang des Jahrhunderts allerdings wieder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Beginn eines neuen Epigonenzeitalters schienen; daß die großen und frischen Kräfte, die mit der naturalistischen Bewegung eingesetzt und namentlich in der Lyrik durch eine erstaunliche Anzahl ganz selbständiger Begabungen die deutsche Dichtung zu einer wirklichen Höhe geführt hatten, abzusterben begannen. Nachdem das große, aber keineswegs elementare Talent von Rainer Maria Rilke noch einmal die wichtigsten Kräfte der großen lyrischen Epoche von Liliencron, Dehmel, George, Mombert und Hofmannsthal zusammengefaßt hatte, geschah eine Reihe von Jahren hindurch in der deutschen Lyrik (und in den anderen dichterischen Gebieten auch kaum) nichts wesentlich neues mehr. Die Epigonen hatten das Wort. Da entwickelten die Jungen mit Beginn des zweiten Jahrzehnts den begreiflichen, aber gefährlichen Wunsch neu und anders zu sein. Gefährlich, denn in der Kunst wird alles, was mehr aus bewußtem Willen als aus blutsmäßiger Notwendigkeit kommt, zur Willkür — statt der Originalität entsteht die Verrenkung. Verrenkt, krampfhaft, naturlos waren denn auch die neuen Produkte vielfach im reichsten Maße. Außer dem Willen, sich zu unterscheiden, anders und besonders zu sein, gab es auch kaum eine echte Gemeinschaft zwischen dieser Jugend, die bald die Rückkehr eines neuen extremen Naturalismus zu bringen schien, sich in brutalen Impressionen auflösend; bald kokette Rückkehr zu zierlich altmodischen Formen pflog; bald zynischer Subjektivismus propagierte; bald pathetische Moralität. Selten war nur bei alledem das eigentliche Talent, — die Fähigkeit Wirkliches, Sinnliches mit soviel innerlicher Gewalt zu erleben, es so sehr als Symbol übersinnlicher Zusammenhänge zu empfinden, daß Klänge und Bilder entstehen, die auch uns diesen Weg vom Wirklichen ins Mehr als Wirkliche erleben lassen. Solch ein Talent aber besaß Franz Werfel. Er führte sich nicht eigentlich als ein Originalgenie ein; vom Einfluß vieler älterer Meister abgesehen, war Rilkes Anregung bei ihm deutlich genug zu spüren, aber er hatte jene Wärme des Erlebens, in der jeder fremde Einfluß eingeschmolzen wird zum Bestandteil eines neuen persönlichen Wesens, er hatte eine echte kraftzeugende Leidenschaft geistiger Welteroberung in sich. Er war ein Dichter.

Dank der ganz ungewöhnlichen und lobenswerten Energie seines Verlages Kurt Wolff (dessen entschlossene Organisationskraft noch beinah die solideste Gemeinschaft dieser jungen Generation ausmacht) und dank eines neuerlichen Bühnenerfolges ist der Name Werfels im heutigen Deutschland bereits einigermaßen bekannt. Dieser Bühnenerfolg wurde von Werfel durch die Bearbeitung der „Troerinnen" des Euripides errungen. Zweifellos kann auch diese Arbeit von der seelischen Leidenschaft und sprachlichen Kraft Franz Werfels einen bedeutenden Begriff geben. Indessen ist hier der Anteil des alten und des neuen Dichters so schwer ineinander verstrickt, der Erfolg dieser großen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

völlig spannungslosen Klage der Kriegsnot so sehr vom rein aktuellen Interesse bedingt, und das Dramatische so weit von jener Kraft entfernt, die bisher als Zentrum der Werfelschen Kunst sichtbar ward, daß man besser tut, diesen jüngsten und bisher lautesten Erfolg des Dichters bei der Betrachtung seines Wesens außer Ansatz zu lassen. Sehr viel wichtiger ist sein kurz vorher erschienenes Gedichtbuch „Einander". Das dritte Buch, das uns bisher den Lyriker Franz Werfel repräsentiert.

Das erste hieß „Der Weltfreund". Es war ganz gewiß kein alltägliches Buch, aber man konnte ihm noch einigermaßen mit Mißtrauen gegenüberstehen. Es überschwemmte die ganz kleinen Dinge des Alltags, den alten Kinderanzug und das Schaukelpferd, den Blumentopf und die grüne Lampe, die Sonntagsspaziergänger und die Kurkapelle mit einer solchen Flut kindlicher Gerührtheit, mit einer so verständigen Andacht, daß man gegenüber diesen allzu harmlos, gar zu einfältig gesetzten Worten nicht recht weiß, ob hier ein inneres Bedürfnis vorliegt, oder die kokette Nachahmung des deutschen Empfindsamkeitsstils vom alten Brockes, der dem „irdischen Vergnügen in Gott" so ausgiebig nachging, bis zum großen deutschen Hauspoeten Matthias Claudius. Wahrscheinlich war beides der Fall. Die Uebersättigung der Neuromantik mit den raffiniertesten Lebensformen hatte schon mehrfach zu einer Sehnsucht nach dem Einfachen geführt, die sich zunächst nur wieder im Aufgreifen anderer, älterer literarischer Vorbilder äußerte. Daß aber in Werfels naiven, bürgerlichen Empfindsamkeiten, in seinem altväterischen Lob der Tugend, Sanftmut und Güte zumal, doch ein starkes, ursprüngliches Gefühl am Werke war, das ließen die letzten Gedichte, die den Weltfreund durch gute Taten einem reinen Glücksgefühl zuschreitend zeigen, doch erhoffen; in den Stil breiter, gerührter Schilderung drang hier doch ein stärkerer, aufgewühlterer, notwendiger, fortreißender Ton.

Diese Hoffnung war dann aufs Allerschönste bestätigt durch Werfels zweites Buch „Wir sind". Eine echte große Dichterfrömmigkeit singt hier von der schmerzlichen Seligkeit des Daseins und gestaltet das schrankenstürzende und erst dadurch wahrhaftes Erleben spendende Gefühl der echten Güte und Weltfreundschaft. Tief von innen her blühen hier eigene Worte und Bilder auf, freie Rhythmen weiten den Strom des eigenen Gefühls sicher hin, mächtige Reime schlingen schwere Bänder. — Der seltsam uniformierte Portier, der sich dem Knaben geheimnisvoll verklärte, wächst wirklich zu einem Ebenbild Gottes empor; das Kätzchen, das in der Mondnacht versehentlich gestoßen faucht, löst das Gefühl aller schmerzlichen trennenden Weltfeindschaft aus; die alte Frau, die bei Tisch bedient, bringt in die leere Lüge der Gesellschaft den großen Frieden, das Glück der Güte und Treue; die Sängerin, die im Theaterskandal zusammenbricht, wird in der Genialität des Leids zur Heiligen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und in einer ganz lyrischen Ballade von Vater und Sohn wird die Schöpfungssage der Kroniden zu einem so ganz persönlichen Erlebnis der „trennenden Feindschaft der geschiedenen Lebensalter" und „der grenzenlosen Rührung", vor der „der Raum stürzt", daß man an Goethes Prometheus und Ganymed gemahnt wird. Und angesichts des überwältigenden Reichtums an mächtig klaren Bildern und tief aufrauschenden Klängen hält Werfels Gedicht sogar diesem kühnsten Vergleich stand. In dem letzten Gedicht des Buches, das das Leitwort „Wir sind" herausschreit, sind all die kleinen, treuen Lebensmomente des Weltfreunds in den Wirbel einer so großen Leidenschaft gerissen, daß sie nun erst symbolische, Welt aufschließende Kraft gewinnen und eine wirklich fortreißende Hymne von echt religiöser Kraft entsteht:

Und wenn ich erst zerstreut bin in den Wind,
In jedem Ding bestehend, ja im Rauche,
Dann lodre auf, Gott, aus dem Dornenstrauche,
(Ich bin dein Kind.)
Du auch, Wort, praßle auf, das ich in Ahnung brauche!
Geuß unverzehrbar dich durchs All: Wir sind!

Aber künstlerisch will es fast noch mehr bedeuten, daß diesem Dichter ein ganz reines, schlichtes Lied gelingt, das mit allen Kräften seiner Persönlichkeit neu gerüstet, sich doch wie altvertraute Weise in unser Blut schmeichelt:

Daß einmal mein dies Leben war,
Daß in ihm jene Kiefern standen
Und Ufer schlafend sich vorüberwanden,
Daß ich in Wäldern aufschrie sonderbar.
Daß einmal mein dies Leben war!

Wo Ufer schlafend sich vorüberwanden,
Was trug der Fluß mit Schilf und Wolk' davon?
Wo bin ich — und ich höre noch den Ton,
Von Ruderbooten, wie sie lachend landen,
Wo Ufer schlafend sich vorüberwanden.

Wo bin ich — und ich höre noch den Ton
Von Equipagen, dicht im Kies verfahren,
Kastanien- und Laternensprache waren
Noch da und Worte — doch wo sind sie schon?
Wo bin ich — und ich höre noch den Ton?

Kastanien- und Laternensprache waren
Noch da und Atem einer breiten Schar.
Und mein war ein Gefühl von Gang und Haaren.
O Ewigkeit! — Und werd' ich es bewahren,
Daß einmal mein dies Leben war!

Hier sind die scharf gefaßten engen Impressionen des Alltags von einer träumenden Melancholie geweitet zur Kraft allumfassender Sinnbilder, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr in den gleichsam abgeblendeten Worten nur aufzuckendes Bild ist von einem großen Gefühl in eine Klangwelle gesetzt, deren Bewegung uns schon in sich das Wesen dieses schönen, hoffnungslos flüchtigen Daseins vermittelt. So entsteht das seltenste, reinste aller lyrischen Gedichte, ein Lied. — Mit diesem Buche „Wir sind" war Werfel schon vielmehr als eine Hoffnung, war ein köstlicher Besitz unserer Dichtung.

Aber sein drittes, sein neues Buch „Einander" — das möchte ich fast eine Befürchtung nennen. Obwohl es gewiß kein unbedeutendes und gleichgültiges Werk ist und im bestimmten Sinne sogar eine Entwicklung, einen Fortschritt Werfels bedeutet. — Nur liegt diese Entwicklung einstweilen nicht im Künstlerischen. Sie liegt im Bewußtsein, und das ist die Gefahr. Denn Erkenntnis ist nur mit der Wurzel Leidenschaft, nicht mit der Frucht Begriff der Kunst günstig. Nur ein unzerdachtes Erlebnis kann Gedicht werden. Wer seinen Trieb und sein Gefühl zu klar begreift, gerät in die Gefahr, statt eines künstlerischen Ergusses eine theoretische Abhandlung zu bieten. Diese Gefahr ist in unserer Zeit, der Zeit der allzuwachen, allzuschnellen Intelligenzen, die allerhäufigste. Sie hat schon viele junge Begabungen nach kurzer Blüte untergraben, wenn nicht im Keim erstickt. Und ich muß leider sagen, daß ich in Werfels neuestem Buche etwas von dieser Gefahr spüre. Es ist allerdings leicht genug zu verstehen, daß die Ereignisse der letzten Zeit Werfels inneres Wesen zu einer schmerzlich scharfen Bewußtheit getrieben haben. „Feindschaft ist unzulänglich", so erklang sein „Lebenslied" im Buche „Wir sind". Nur „grenzenloses Lieben" entwickelt ihm dort echtes Weltgefühl. Und nun muß er die furchtbarste Form der Feindschaft erleben, die die Geschichte je gekannt hat: den völkerabschließenden, tödlich verhetzenden Krieg und alle Greuel blutiger Zerstörung. Daß er nicht, wie mancher andere, eine bequeme Selbstumstellung vornimmt, sondern mit innerster Kraft dieser Zeit des Hasses abzusagen wagt, das macht ihm nur Ehre; und wenn er in zornbebenden Gedichten dem Krieg und jedem Kultus des Krieges absagt, so möchte ich es auch nicht bedauern, wenn er in der schrankenlosen Verdammung alles Kriegerischen, in der Nichtachtung der im Zerstören doch wieder aufbauenden Kräfte zu weit geht: ein Gegengewicht gegen die skrupellosen Verherrlicher des ungeheuren Zerstörers, gegen die allzu gefälligen geistigen Lobredner des ganz Gewaltsamen kann nicht schaden. Aber nicht diese besondere aktuelle Auseinandersetzung ist es, die mich bedenklich macht; in ihr, durch sie hat Werfels Bewußtsein die traurige Schärfung gewonnen, die sein Lied jetzt allzu sehr der Predigt annähert. Die reinsten Stücke des neuen Bandes haben einen ganz didaktischen Charakter. „Lächeln, atmen, schreiten" verkündet das erste Gedicht als die mitzufühlende und alles erst adelnde Offenbarung des Göttlichen im Menschen. Und das zweite Gedicht fügt als wichtigstes Krite-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rium der „hohen Gemeinschaft" den „Adel des Leids" hinzu, an dem alle Lebendigen Anteil haben. Als der wahre Held der Welt wird der „gute Mensch" verherrlicht — „sein ist die Kraft, das Regiment der Sterne." — Und das edle, sprachlich gefüllte Pathos dieser Lehrgedichte, die so mutig unlängst noch verachtete Tugendbegriffe wieder einsetzen, ist in sich schön und bedeutend. Leider zeigt sich aber, daß diese klare Ausprägung seines geistigen Willens mindestens augenblicklich die sinnliche Gestaltungskraft Werfels geschwächt hat. Wo Werfel über den reinen Ideenvortrag wieder in das lebendige Bild hineinlangen möchte, vollzieht sich der Aufschwung vom kleinen Wirklichkeitsausschnitt zur ewigen Gefühlsbedeutung nicht mehr so rein wie im Bande „Wir sind". Zuweilen, wenn der Dichter einen realen Kaffeehausbetrieb, dadurch, daß eine schwarze Dame zu weinen beginnt, plötzlich ins Methaphysische rücken will, entsteht sogar die Gefahr einer unbeabsichtigt grotesken Wirkung. Die Absicht rückt hier Gegensätze allzu bewußt und deutlich zusammen; die naive Musik, mit der sich der Portier zum Gott, das fauchende Kätzchen zum Teufel, die skandalierte Sängerin zur Heiligen hinüberspielte, fehlt. Werfel greift zum Ueberfluß sogar Themen des früheren Bandes wieder auf, um sie unendlich viel trockener, klarer, poesieloser zu geben. Von den „alten Dienstboten" wird das geistige Prinzip deutlich genug abgeleitet:

Gepriesenes Leben. Dienst! Mit abgeschundenen Händen,
Sich irdisch tilgend, himmlisch zu vollenden! —

aber wieviel bezwingender war im ersten Bande die unausgesprochene Heiligkeit gestaltet der Alten, die „lächelnd mit der Schüssel" eintritt. Auch das große Thema von „Vater und Sohn" in der Kronidenmythe erscheint noch einmal; aber die hinreißende Lyrik des früheren Gedichtes ist in scharf bewußte, geistreich rhetorische Prägung gewandelt. Das Bewußtsein läßt Leib und Seele nicht mehr in natürlicher Unschuld zueinander kommen. Sie werden scharf neben einander gesetzt, und da empfindliche Lücken bleiben, soll das einzelne Wort, die möglichst sinnliche Sprachbehandlung darüber hinwegtäuschen. Werfels ursprüngliche Dichterkraft, seine Fähigkeit der Sprache das Abstrakte zu nehmen, jedem Wort, jeder Wendung sinnliche Gegenwart, zwingenden Phantasiezauber zu verschaffen, übersteigt sich nun nicht selten in ein angestrengtes und anstrengendes, über den Zweck hinaus phantastisch belastetes Barock der Sprache. (Auch seine in vielem so schöne und starke Euripides-Uebersetzung leidet an solchen Maßlosigkeiten.) Dies barocke Ueberwuchern des sinnlichen Details über den seelischen Zweck des Kunstwerks ist ja überhaupt die charakteristische Gefahr aller zeitgenössischen Kunst. Sie kommt immer wieder (wie jedes Barock) aus der Not: einem im Grunde unsinnlichen, intellektuellen Erlebnis nachträglich eine sinnliche Form zu verschaffen, — als Kunstwerk erscheinen zu lassen, was seiner Natur nach nur Lehre oder Predigt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein könnte, — mit Einzelheiten zu geben, was als Ganzes nicht gegeben werden kann. Daß ein Talent wie Werfel, das von einem so bedeutenden Schatz unmittelbarer Anschauung gespeist schien, gleichfalls bereits von dieser Gefahr bedroht scheint, das könnte traurige Gedanken über die Schwäche, die Kurzatmigkeit der eigentlich künstlerischen Kraft in diesem ganzen Geschlecht erwecken.

Indessen ist bis jetzt nur zur Befürchtung, nicht zur Verzweiflung Grund. Sehr wohl wäre zu denken, daß dieser Zustand des übermächtigen, künstlerisch lähmenden Bewußtseins einmal nur als notwendiges Durchgangsstadium in der Entwicklung eines Künstlers erscheinen wird, der erst im geklärten und gefestigten Besitz seiner Wahrheiten mit neuer Unschuld sich dem Leben wird hingeben können, um reine Kunstwerke gesteigerter Art zu schaffen. Daß die künstlerische Kraft in Werfel keineswegs erloschen ist, dafür gibt es immerhin auch in dem neuesten Bande viele schöne Beweise. Das Zwiegespräch an der Mauer des Paradieses, in dem die Stimme im Garten von dem Erlösung suchenden Adam selber Erlösung heischt, ist nicht nur tiefsinnig gedacht, sondern auch künstlerisch groß erfunden. Und Zeilen wie: „Des Todes Flieder hängt wild über die Stirn" oder „mit müden Straßenbäumen bin ich weggeglitten" oder „ein Herz stürzte zusammen zum Lied" findet doch nur ein wirklicher Dichter". Und das „Mondlied eines Mädchens", das so unheimlich und so schön die Seele ins All hinauslöst, ist noch den besten Stücken des früheren Bandes ebenbürtig:

Für alle muß ich mich sorgen,
Mein Schlaf ist gläsern und schwebt ...
Ich horche, wie in den Morgen
Der Atem von allen sich hebt.

Im Fenster wehn Bäume zerrissen,
Viel Himmel sind windig in Ruh.
Ich decke mit meinen Kissen
Die frierenden Welten zu.

Wenn solche Macht des Gesanges sich von dem eiligen Eifer predigender Bewußtheit wieder befreit, dann wird der Dichter Werfel wieder sein, was er war. Franz Werfel, der unserer Kunst schon einmal ein sicherer Besitz schien, ist wieder nur, aber immerhin noch eine große Hoffnung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jenseits des Blutstroms

Von Isolde Kurz

„Wir Feinde? Nimmermehr! Was auch geschehe,
Nie, nie verlernts die Seele dich zu lieben!"
— O seid gesegnet, die ihr mein geblieben,
Und segnet mich! So lang die Tage rollen,
Soll keiner doch Getrenntes mehr vereinen.
Ein Strom ergießt sich bis zum Rand geschwollen
Von Blut und Schlamm: die Hand reicht nicht hinüber.
Was könnten wir uns je noch sagen wollen?
Wo gäbs ein Wort, in dem nicht Dolche lauern?
Muß nicht die stumme Träne selbst verklagen?
Das schwarze Kleid: „Sieh meine Wunde!" sagen,
„Sie heilt nicht mehr. Das taten mir die deinen."
Ihr Freunde, die ihr jenseits wohnt vom Strome,
Ich trügs nicht, säh' ich euer Leid und Grollen,
Ich segn' und lass' euch alle. Bis auf Einen.

Denn eine Treue gibt es, der auf Erden
Kein Wandel droht. Sie wohnt in solchem Glanze,
Der Haß der Völker kann sie nicht gefährden.
Dort auf hesperischem Grunde, wo mein Leben
In Blüte stand, wo meine Gräber schweigen,
Im Land des Treubruchs wächst die Wunderblume.
Mein Freund, der von des Lebens Stunden keine
Mir je getrübt und tausende vergoldet,
Von andrer, leichtrer Art als deutsche Treue,
Doch immer neu und blühend ist die deine.
In Grazienhände war die Kunst gegeben,
Aus Sonnenstaub und dunklen Schicksalsfäden
Ein Band, ein unzerreißliches, zu weben.
Du halfst in Jahren schwer von Leid und Süße
Ein Flämmchen mir ein sterbendes bewahren,
Den heiligen Schlag des Mutterherzens hüten.
Mir zu vergüten, was ich Leids erfahren,
Wie streutest du mit Blumen mir die Wege.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wo immer sich die Kluft vor mir gespalten,
Da stand der Freund, mich bei der Hand zu halten.

Doch unentrinnbar ist des Dämons Wille.
Krieg heischt er, Krieg! Wohin das Aug sich wende,
Da stiert das Ende, gähnt der Höllenschlund.
Wir müssens schauen, wie im irren Mute
Dein Volk sich stürzt zum grausen Würfelspiele,
Und jede Kugel, die da fliegt zum Ziele,
Sie lechzt nach meinem oder deinem Blute.
Die blaue Meerflut, die wir oft durchschnitten,
In unsrer Ruder gleichen Takt versunken,
Wenn du mein Bruder in der Abendstille
Dein voga, voga! sangst, von Schönheit trunken,
Dort lauern Todesfallen ohn' Erbarmung.
Es tobt um unsre alten Dolomiten,
Auf Gletschern, die von unsrem Jubel schollen,
Der Mordkampf, wo in gräßlicher Umarmung
Die Meinen und die Deinen talwärts rollen.
Kein Fußbreit, wo sich Welsch und Deutsch nicht würge.

Doch unsre Treue dauert als ein Bürge
Für bessere Zeit. Wir wissen nichts vom Hassen.
Dein Ohr ist fern vom Lärm des Zeitenwahns,
Gewohnt dem immer gleichen Sang zu lauschen
Vom Werden und Vergeh'n, der Stimme Pans.
Sohn der Natur, mir ist, ich hör dich sprechen:
Die alte Erde, sprichst du, liegt in Krämpfen,
Messina fiel, das war das erste Zeichen.
Die Kräfte, die sich fassen, grimmig kämpfen,
Das sind nicht Menschen, es sind Feuermassen,
Die unterirdische Wut trieb sie nach oben.
Wenn wir auf den erkalteten Lavadecken
Einst stehen und wie sonst die Hand uns reichen,
Dann wird kein Wort uns und kein Schweigen schrecken,
Das Herz wird sprechen: Sieh, wir sind die Gleichen.
Indessen laß den Urweltgraus vertoben,
Wie du den Deinen treu bist, bleib ichs dir
Und will dein Haus und deine Gräber schirmen. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mein Haus! Mein Haus am Meer! Auch heute türmen
Die Marmoralpen schimmernde Kastelle
In deinem Rücken auf und draußen breitet
Sich tiefblau, endlos, die Tyrrhenerwelle.
Du träumst den Segeln nach, die ferne streichen,
Und an den Zauberinseln hängt dein Blick,
Die mein Erinnern Tag und Nacht umflügelt.
Es kann der Wunsch, wie glühend er sie male,
Die Schönheit die lebendige nicht erreichen.
Dort über Serravezza flammt im Stein
Durch all das Weiß die offene rote Wunde,
Und Wälder legen kühlend sich hinein.
Doch in der Berge weißen Flanken schläft
Die ungeborene Welt der Kunst und oftmals
Am Abend rötet wie von innerer Glut
Sich das Gestein, als rief' es ungeduldig:
Es sinkt der Tag und wir sind unerlöst!
Glückseliger Strand, Gestade der Entrückten,
Schön wie der Ort, wo frei von irdischer Schwere
Die Helden und die Liebenden sich finden,
Wo fern der Zeit Achill und Helena
Im Schein versäumten Erdenglücks sich sonnen.
Ihr Sommer, deren Stunden leicht wie Träume
Der Himmlischen um unsre Stirn zerronnen!
In immer gleicher Fülle lebten wir
Unalternd, unsre Leiber waren Dinge
Aus Licht und Luft, die Sonne schien hindurch.
O Sonnenglühtrank, den ich heiß geschlürft
In jenen Sommern, die kein Ende hatten,
Du glühst noch jetzt in meinen Adern nach
Wie göttlich unverlöschbares Jugendfeuer.

Mein Haus, mein Garten! Heut auch schaut ihr sinnend
Mir nach und die Cypressen, die ich pflanzte,
Versteh'n es nicht, daß wir jetzt Feinde sind.
Ihr Wachstum segnet meine Hand, ihr stolzes.
Aus ihres Holzes Wunde träuft gerinnend
Das würzige Harz. Dort geht in Balsamdüften
Der Freund und hütet mein verlornes Glück.
Er denkt den Salzhauch jener Morgenfrühen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wo wir als Erste in verjüngter Schöpfung
Uns fanden, wenn der Sturm der Nacht vergrollte,
— Die weißen Flocken seines Geifers fliegen
Am Strand und von der Flut, die schon entrollte,
Blieb feucht ein tangverbrämter Saum zurück —
Wir wandern zu den Mündungen der Flüsse,
Den stillen hin, dem Spielplatz der Najaden,
Der Meergott drang im Mondschein, wo sie baden,
Gewaltsam ein und weit versandet liegen
Sie nach dem Kampf, mit Muschelwerk bedeckt,
Den Morgengaben ihres wilden Freiers.
Und o die Nächte, jene Sternennächte
Am Strand, Gestalten, die sich nah begegnen,
Erschaudern wie vor plötzlichen Gespenstern,
So ganz in Schwärze sank die Welt, unhörbar
Ist unser Schritt im Sand und alle Stimmen
Verschlang des Meers vieltöniger Nachtgesang.
Der Tino wirft aus regem Wächteraug
Uns Feuerblicke zu und manchmal huscht
Ein Strahlenbündel über Meer und Küste,
Nach Feinden suchend? — Feinde gibt es nicht!
Wer säh' den Weltbrand in der Tiefe glimmen?
Ein Boot nur mit verstohlner Liebesfracht
Steht jäh im Schein und flieht erschreckt ins Dunkel.
Nimm gütige Nacht die Liebenden zurück
In deinen Schutz. Auch wir verstehn zu schweigen.

Dies alles denkt er nun, den goldenen Reigen
Der götterleichten Tage neu beschwörend.
Verstanden wir es ganz des Friedens Glück?
Doch jetzt vor einem Blumenhügel stockt
Sein Fuß: hier wars, wo wir die Scheiter häuften
Und sie beträuften zum geweihten Brande
Mit Oel und seltner Harze Köstlichkeiten.
Die starre Pania, Hochsitz der Gewitter,
Stand geisterhaft in ihres Marmors Glasten,
Es wetterleuchtete in der blauen Nacht
Um ihre Stirn, doch ihre Flanke trug
Zwei stille Feuer, große wache Augen,
Die niedersahen, Allerseelenfeuer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Fest der Toten wars. Auch wir entfachten
Die Lohe hell. Und was das Haus verbarg
An Heiligtümern, Hüllen der Verblaßten,
Noch wie belebt von ihres Lebens Spur,
Das gaben wir der heiligen Natur
Zum Opfer, daß die Zeit es nicht versehre.
Zu würziger Zähre schmolzen die Cypressen,
Der Lorbeer flammte prasselnd, hochauf stieg
Der Rauch und wallte breit als schwarze Fahne
Hinaus aufs Meer. Er trug die Düfte hin
Wie Grüße der Geschiednen. Doch die Flamme
Umwandelnd dämmte sie mit seinem Stabe
Der Freund, und wo sie allzu gierig leckte,
Ward sie gelöscht mit Güssen edlen Weins.
Und sieh, ein Anblick nimmer zu vergessen,
Wie plötzlich tief in des Gerüstes Mitte
Ein seltsam feuriges Gebild entstand,
Gleich einem Vogel mit gebreiteter Schwinge.
Es sprach der Freund: Ward nun ihr Herz zum Aar
Des Himmels, daß es auf zum Aether dringe?
— Zum Phönix, sprach ich leis. Nun sank die Glut
Zusammen. Wie ein Korb voll roter Rosen
Lag sie am Grund und glomm die Nacht hindurch.
In erster Früh, wer kam auf leisen Sohlen
Und warf, daß er die Schwester überrasche,
Den Hügel auf und grub mit kundigen Händen
In warmer Asche holde Blumen ein?
Er sprach: Das Mutterherz kann nicht erkalten,
Es glüht und wärmt die Erde tief hinunter,
Es wird der zarten Blumengeister warten
Und fest dich halten bei dem Liebeshügel,
Damit er deinem ruhelosen Leben
Ein Pol und friedselige Freistatt sei. —
Wo ist die Freistatt nun? Der Dämon tat
Sein Werk, mein Bruder steht allein im Garten.
Doch wird sein Herz nicht traurig sein, der Graus
Berührt ihn nicht, er lebt im eignen Lichte.
Denn leicht nur tritt dein Fuß, beschwingter Geist,
Den Grund, damit du frei von Schmerzen seist,
Ein Helfer und ein Hort in fremdem Harme.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt seh ich dich, das rote Kreuz am Arme
Durchs Haus der Schmerzen wie ein Herrscher schalten.
Die himmlischen Schwestern mit dem Götterlächeln
Sind um dich her und festlich wird der Ort.
Sie folgten über die Schwelle, die sie scheuen,
Dir nach, denn schwerer wärs von dir sich trennen.
Sie helfen die Verbände dir erneuen,
Hier ziehen sie den Pfühl, das Linnen dort
Zurecht. In Augen, die vom Fieber brennen
Erglänzt ein Hoffnungsstrahl und Sang erblüht
Auf Lippen, die noch erst in Qual sich preßten.
O Bruder, wie so sonnig ist um dich
Die Welt, der Tod sogar verliert den Schrecken,
Du birgst sein Antlitz hinter Rosenduft.
Wie du vordem in dumpfen Fieberstunden
Mir Minze, Salbei unters Kissen schobest,
Mit Duft und Schein von Wiesen mich umwobest,
Und ließest mich durch holden Traum gesunden,
So übst du hier auch der Berückung Kunst.
Und wenn du dann im Mund des Sterbenden
Die Sprache hörst, die dir aus unsrem teuer,
Wird doppelt helles Licht, o Freudebringer,
Auf jenen fallen und mit leichtem Finger
Wirst du ums Haupt ihm Fichtennadeln streuen,
Durch seligen Wahn von heimatlichen Wäldern
Und Bilder der Geliebten ihn erfreuen.
„Der Wald! O welch ein Duft! Bin ich zu Hause?
Ist auch die Mutter da?“ — Die Männerrechte,
Die seinen Puls umspannt, verwandelt sich
In zarte Frauenhand, die ihn liebkost.
„Die Mutter, ja, hier ist sie. Sei zufrieden,
Bald wird dir wohler sein.“ — Dem ward schon wohl.
Er lächelt, schließt das Aug und ist verschieden.

Zur Abendzeit, wenn hoch vom Hügelsaume
Der Blumenstadt die Feenkrone funkelt
Und San Miniato dunkelt überm Flusse,
Da wandelt Einer, dem des Tages Brodem
Verklärt wird zum gelebten Dichtertraume
Des Stromes Hauch mit feuchtem Nymphenkusse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kühlt ihm die Stirn und scheucht aus seinem Innern
Das Qualerinnern, den Vernichtungsodem.
Dort überm Arno, wo von der Terrasse
Die Ranken wehn und drob als dunkle Masse
Die Feste ragt, ist eines Lämpchens Schimmer
Noch nicht verlöscht. — „Ob sie wohl sitzt und wacht?
Ob ich ihr spät noch meinen Tag erzähle?“ —
Er steht und späht. Da zuckt durch seine Seele
Das Schwert, wie alles anders nun geworden,
Wie man des Gastrechts Heiligkeit verlacht
Und wie am Karst sich unsre Völker morden.

O Freund und Bruder, die du suchst ist ferne.
In Haus und Straßen findest du sie nimmer.
Doch sprich ihr nur, sie hält ihr Licht entfacht,
Sie hört und dankt dir wie von andrem Sterne.

Die letzte Freude

(„Die letzte Freude“, Roman von Knut Hamsun, Verlag Albert Langen, München, 1914)

Die allerseltenste Art großer, allerhöchster Kunst liegt jenseits jeder literarischen Form. Der gebräuchliche Konflikt zwischen Innen und Außen wird harmlos; die Konstruktionsmöglichkeiten gesellschaftlicher Gegensätze werden zum lächerlichen Spiele neckischer Talente, denen die Lust am Fabulieren niemals zur Last am Phantasieren wird. Der Geist aber, der sich im Bewußtsein seiner Zeit fühlt und um Kunst zu wissen meint, — der Geist weiß, daß er allen literarischen Süßigkeiten und der Bequemlichkeit leichtfaßlichen Literatentums entsagen muß, wenn er sich — jenseits jeder literarischen Form —, in die gottesnahe Höhe allerseltenster Menschlichkeit zurückziehen darf. In dieser Höhe verändert sich jeder Maßstab kritischer Betrachtung, jedes Lob ist Vermessenheit, jeder Tadel ein Zeichen jenes grauenhaften Unverstehens, das unsere Zeit umfangen hält. Das Erleben dieser Höhe aber fordert Ergriffenheit und weckt die Verantwortung dessen, der sich, — bescheiden und ergriffen vor der Macht des Wortes —, verpflichtet fühlt, zu sagen, daß ihn dieses Wort ergriffen hat. —

„Die letzte Freude“, Hamsuns vorletztes Buch, war ein neuer Schritt nach innen. Es ist, als hätte die Lebensform „Mann“ aufs Neue die Wunder des Lebens erlebt. Denn dieses Buch spricht wieder das allerletzte Geheimnis des Geistes aus; inniger, als es in Hamsuns innigstem Buche, „Pan“, stärker, als es in seinem stärksten Buche, „Hunger“, und gewaltiger, als es in seinem gewaltigsten Buche, „Mysterien“ ausgesprochen war. Und um so viel einfacher, als es innerlicher geworden ist.

Wiederum ist die Perspektive des Erfassens auf das engste Maß beschränkt. Aber die Enge einer Welt hat Raum genug für alle Gegensätze,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die das Leben in ihr tragisch oder heroisch gestalten. Zwar ist es eine Tragik, die sich ihrer Leiden und ein Heroismus, der sich seiner Taten schämt. Aber diese Leiden und diese Taten vereinigen sich immer wieder zum ewigen Spiele des Lebens, zum Bilde einer Welt, die irdisch und göttlich ist, wie keine andere. Und diese Scham — außer Hamsun ist es vielleicht nur noch Peter Altenberg, der von ihr weiß —, diese Hülle des Menschen ist ein Ersatz für alle Psychologie aller zeitgenössischer Romanschreiber. Denn der Roman unserer Zeit ist doktrinär geworden, er nährt sich von Ueberresten aus dem Nachlasse Dostojewskys oder Zolas, wenn er sich nicht pathetisch gebärdend, auf Wilhelm Meister und Kleist zurückzieht. Die Mischung von Epik und Psychologie hat die Kunst verdrängt. es wurde sentimental, ein Gefühl zu haben und die Persönlichkeit flüchtet in einer antiken Toga, stilwidrig und viel zu schwach, um noch die allerletzte Kraft zur Ekstase aufzubringen. Bei Heinrich Mann ist wohl diese künstlerische Kraft immer bereit, ihr Pathos zur Ekstase zu zwingen; er ist einer jener sehr wenigen Dichter, die sich die Epik von der Lyrik diktieren lassen. (Dies würde ich ohne Einschränkung vielleicht nur noch bei Wedekind zu behaupten wagen; auch dort scheint mir die von der Welt verletzte und verhetzte Lyrik einer Dramatik zu gebieten, die nichts weiter zu tun hat, als darzustellen, wie die Welt ihre Lyrik verletzt und verhetzt.)

Bei Knut Hamsun aber ist es das Gegenteil: das epische Geschehen diktiert der Lyrik einer großen Künstlerseele, um damit alles zu verhüllen, was diese hohe Künstlerschaft verraten könnte. Und das mag ja wohl auch das richtige Verhältnis sein, in dem Geschehen und Kunst in diese Welt verteilt sind. Und auch die ergreifende Erscheinung einer Männlichkeit, die sich jeder lyrischen Bewegung schämt, ist eine Gebärde des Geistes, die sich des Zwiespaltes erwehren will, in den Kultur und Schicksal die Menschenseele getrieben haben. — Vor der großen Tatsache des erlebenden Künstlers werden alle Traditionen, Erfahrungen, Errungenschaften und Kenntnisse, die als Ballast an der Zeit kleben zu nichte. Der Unglauben der Welt daran war noch jedes Mal der innerste Anlaß zum Kunstwerk; bei Hamsun wird dieser Anlaß zum ersten Male bewußt. Zum ersten Male wird der verständige Leser Zeuge einer Verwunderung, die den Künstler von seiner Mitwelt strenge scheidet. In keinem Werke Hamsuns aber war diese ergreifende Verwunderung so groß, so stark, so innig, wie in diesem Romane, „Die letzte Freude". Denn, die letzte Freude ist jenes unerringbare Glück, vor dem selbst das ungläubige Staunen verstummt, das immer noch ein keusches „warum" und „wie" fragen muß, ehe es sich beruhigt. Die letzte Freude ist das harmonische Ausruhen im Schicksal, die endgültige Versöhnung mit allem Unfertigen, das Zu-sich-selbst-kommen der Seele vor Gott und Welt. — Der Weg zur letzten Freude aber führt durch die Welt: und diese allergrößte aller Hindernisse gibt das dürftige und doch unendliche Geschehen dieses dürftigen und unendlich großen Buches. —

Die innerlichste aller Tragik ist die des alterns. Hamsun hat schon mehrmals diese Tragik in den Mittelpunkt seiner Erlebnisse — hemmend und klärend — gestellt. In den „Erzählungen eines Wanderers" sollte sie gleichsam mit aller Herbheit versöhnen, die die Welt den Jungen vorenthielt. Da war der Alte weise und gütig und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war ein Wegweiser zur Versöhnung. In den Dramen „An des Reiches Pforte“ und „Abendröte“ wird aus dieser Tragik der Konflikt im Manne. Die Tat erstarrt; der Mann fühlt, visionär und nicht nur symbolisch wie bei Ibsen, daß eine Jugend an die Tür pocht ... Aber es ist seine eigene Jugend, die ihn ans Alter mahnt. Er will leben, leben, leben ... Und die Einordnung in die zweite Reihe ist die Tragik jenes berühmten „das Leben geht weiter“-Ausspruches, der es sich so leicht und seicht macht, und die weitere Verantwortung für die Zurückbleibenden achselzuckend ablehnt. Das Schauspiel „Vom Teufel geholt“ stellt die Tragik des Alterns vor Allem in das Weib; damit ist vielleicht die Tragödie des körperlichen Verfalls geschrieben. Denn auch der Mann, der unproduktive Mann, altert am Weibe und sein Tanz um die Erotik wird zur starren Groteske, ein Abgrund, der wie ein Gesellschaftsspiel aussieht und der den „Ernst des Lebens“ verschlingt, um ein „Spiel des Lebens“ daraus zu machen. —

Der schöpferische Mann aber altert nicht. Sein Geist — Weiningers „Gedächtnis“ — ist zeitlos und so wird sein Alter zur Reife der Jugend. Diese Jugend aber beweist sich am Leben: das ist „die letzte Freude“. Oder nicht? Auch der Vollkommene hat noch einen Schritt zur Vollkommenheit; den füllt sein Schaffen aus: das Suchen und Erkennen, Lieben und Wollen der letzten Freude; es ist der letzte, fehlende Schritt zur Ruhe, zur Harmonie.

Aber die vorletzte Freude ist die Erkenntnis: nicht gealtert zu sein, sein Ich ohne Schaden durch die Welt getragen zu haben und zu verstehen, was Jugend ist und was Jugend will. Und es ist die Macht der eigenen, ewigen Jugend, die so zu verstehen lehrt. Und das ist vielleicht mehr. Die Freude des Lebenden ist vielleicht höher als die letzte Freude der Ruhe; und am allerhöchsten steht vielleicht der, der sagen kann: „Und mit etwas anderm werde ich niemals fertig: mich zurückzuziehen, einsam in meinen Wäldern zu sitzen und es gut und dunkel um mich haben. Das ist die letzte Freude“. Und der dann ein Lied singt und weiter sagt: „Romantik? Ja. Nichts als Sentimentalität und Stimmung und Verse und weiter nichts? — Ja. — Das ist die letzte Freude.“

Die Jugend bestätigt es ihm in tiefer Dankbarkeit. Denn er gab ihr so unendlich viel, sein Geschenk war so wunderbar reich, daß sie sich erst der Ergriffenheit erwehren mußte, um ganz zu erfassen. Und nun fühlt sie tiefe Schuld vor der Höhe einer Menschlichkeit, die, gütig und groß, auch ihrer nicht vergessen hat.

Knut Hamsun wird das Wort der Jugend besser verstehen, als es ihr gelang. Denn auch seine allerseltenste Art großer, allerhöchster Kunst liegt jenseits jeder literarischen Form. Und diese innige Verständigung zwischen Kunst und Jugend, zwischen Reife und Werden, auch dieses Zusammenklingen seltenster Art ist eine große, letzte Freude. —

Paul Hatvani

Tabula rasa

Dieses neueste Schauspiel Carl Sternheims (1916. Leipzig bei Kurt Wolff. Auf Subskription) ist das siebente der Dramen „aus dem bürgerlichen Heldenleben.“ Sternheims Dramen bauen sich auf dem grotesken Gegensatze auf, der in den beiden Worten „bürgerliches Heldenleben“ geborgen ist. Der Bürger, an und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für sich kein Held, in allem dessen Aufhebung und Widerpart, erlebt bei Sternheim seine Träume, lebt in der Wirklichkeit — seiner Phantasie. Nur durch die Sprache auf dem Boden gehalten, sucht er zu entschweben. Stets aber wird er von ihr herabgezogen, stets erinnert sie, mahnt sie ihn an seine irdische Kleinheit. Toll durcheinandergetrieben, quellen in ihnen Pläne, Ideen. Ausführend fallen sie kurz vorm Ziel vom Stengel. Kraft fehlt ihnen im Moment der Entscheidung, Kraft der Bodenständigkeit. Ihnen fehlt das Mark, symbolisiert bei Sternheim durch die Sprache: sie sind sprachlos, ihre Sprache ohne Individualität; papieren, grammatikalisch gewunden, reichsgesetzmäßig, kurz: bürgerlich.

Hier, in der „Tabula rasa", stellt Sternheim die Sozialdemokratie in den Mittelpunkt. Idealisten stehen gegen Revolutionsfanatiker, schwankend zwischen beiden exzentrische Selbstsüchtige. Auf eigenen Gewinn bedacht, hier und dort zugebend, erfassen sie mit eins Caoutchouk-Praxis sozialistischer Ideen: „Wie es sich nun mit der Sozialdemokratie im Kern auch verhalten mag, man kann jedenfalls in seinen Neigungen weit schweifen, um immer noch ein erstklassiger Genosse zu sein." — Bloß gelegt, nackt, zappeln sie alle, wie Mücken, die man an den Flügeln hält. Wieder — wie stets bei Sternheim — gleichgültige Handlung, problemlos. Probleme allein in den Figuren. Situationskomik, groteske Tragik heraufbeschworen durch ihre Kontrastwirkung, ihr Aufeinanderplatzen.

Drei Frauen sprechen über sexuelles Erleben: eine, stets Bölsche zur Hand, täuscht sich über die Unreinheit eigenen Empfindens; mit ihr hält eine andere, eingesumpft, aus eigener kleiner Perspektive sexuelles Erleben schauend, jede natürliche Selbstverständlichkeit der dritten, Nettel Flocke, für Frechheit und Verdorbenheit. Diese — mit Sternheim'scher Wucht in wenigen Strichen gezeichnet — ist eine Frau klarster Empfindung: unverschleiert, nur durch seine Verborgenheit schmutzig, liegt ihr bürgerlich Verheimlichtes.

Markige Helden, ständen sie alle auf eigenem Boden. So aber, wurzellos, schweben sie, an andere geklammert, in sich ohne Halt. Aber großmächtig stapfend schreiten sie, alle bürgerliche Helden, mit tönender Wucht.

Paul Nicolaus

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Japan und England

Von Otto Corbach

Im Juni dieses Jahres verbreitete Reuter eine Meldung über einen von der australischen Oeffentlichkeit mit „Begeisterung" begrüßten Besuch der japanischen Flotte in australischen Gewässern. Danach müßte sich die politische Meinung des weißen Mannes in Australien über seine gelben Verbündeten merkwürdig gründlich geändert haben. Es lohnt sich, daran zu erinnern, wie man sich im Jahre 1906 in Australien zu einem in dortigen Gewässern weilenden japanischen Geschwader verhielt. Damals bekam unter andern der Senator Dawson, ein ehemaliger Kriegsminister des Commonwealth, eine Einladung, den japanischen Admiral an Bord des Flaggschiffs zu besuchen. Der australische Staatsmann lehnte ab, er wolle nicht unhöflich sein, erklärte er, aber er traue den Japanern nicht und er könne sich nicht verstellen. Sie seien nicht gekommen, um einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, sondern um zu spionieren. Dawson war, wie die meisten seiner Landsleute, fest davon überzeugt, daß die Japaner einst versuchen würden, Australien zu erobern. Um die selbe Zeit machte der neuseeländische Minister Seddon seinem Aerger wegen eines Meinungsaustausches zwischen dem Londoner Kolonialamt und den australischen Regierungen über deren Einwanderungsgesetzgebung Luft. Man möge sich in London darüber klar werden, daß Australien eifersüchtig über sein gutes Recht wache, die Rasse rein zu erhalten; es könne von dieser Richtlinie nicht zugunsten der englisch-japanischen Freundschaft abweichen.

In Wirklichkeit hat der Weltkrieg kaum etwas an den Empfindungen der Kolonialbriten gegenüber der gelben Großmacht geändert. Die gewiß nicht geringe Erbitterung gegen Deutschland mochte sie vorübergehend zurückdrängen können, sie vermag sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewiß nicht zu verdrängen. Sie werden vielmehr das politische Leben in den englischen Kolonien völlig beherrschen, sobald man volle Klarheit darüber erlangt hat, daß das Deutschtum vom Angelsachsentum nicht vergewaltigt werden kann, daß man sich vielmehr irgendwie friedlich-schiedlich mit ihm auseinandersetzen muß. Als die Frage der Beteiligung der Kolonien an dem Ausbau der britischen Seestreitkräfte spruchreif geworden war, bestand Australien entgegen allen Wider- und Einsprüchen der Londoner Admiralität darauf, eine eigene kleine Flotte zu bauen, statt dem Mutterlande die Mittel zum Bau neuer Schiffe für die Reichsflotte zur Verfügung zu stellen. Kanada, das sich nach dem Rücktritt Sir Wilfried Lauriers unter des Premierministers Bordens Führung bereit zeigte, die Reichsflotte unmittelbar stärken zu helfen, erhob doch so viele Ansprüche auf Mitbestimmung bei der Führung der Reichsgeschäfte, als Bedingungen seiner Mitwirkung, daß der Krieg ausbrach, bevor eine endgültige Verständigung über die Form erzielt werden konnte. In Australien wie Kanada beseelte die leitenden Staatsmänner ein tiefes Mißtrauen gegen die Londoner Politik; sie fürchteten stets, daß im Foreign Office wichtige Interessen der Selbstverwaltungskolonien der japanischen Freundschaft zuliebe verletzt werden könnten. In der Tat hatte die Londoner Regierung schon seit der Zeit, wo die ersten Verhandlungen über das Bündnis mit Japan eröffnet wurden, immer wieder versucht, die Dominions zu bewegen, japanischen Wünschen nach Handels- und Einwanderungserleichterungen entgegen zu kommen. Gerade in der Einwanderungsfrage ist aber die öffentliche Meinung sowohl in Australien wie in Kanada Japan gegenüber unerbittlich: man will unter allen Umständen Asiaten aller Art das eigene Land so gut wie sperren dürfen. Aus der Neigung der Londoner Staatsmänner, Japan selbst in einer solchen Frage entgegenzukommen, zog man in Australien und Kanada den Schluß, daß man leicht Verrat an sich selbst üben möchte, wenn man unmittelbar und ohne weiteres das Mutterland beim Ausbau seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flotte unterstütze, um sich für Fälle eigener Bedrängnis auf diese zu verlassen. Dieser Auffassung, aus der man gar keinen Hehl machte, suchten die Londoner Staatsmänner mit folgenden Einwendungen zu begegnen. Das Reich müsse seine Kräfte zusammen- und da bereithalten, wo es jeweils am ehesten gefährdet sei. Die japanische Gefahr liege, soweit davon überhaupt die Rede sein könne, in weitem Felde, unmittelbar werde das britische Weltreich hingegen von der „deutschen Gefahr" bedroht. Daher müßten dem Mutterlande für die „Wacht in der Nordsee" möglichst sämtliche Seestreitkräfte jederzeit zur Verfügung stehen. Wenn einmal die deutsche Gefahr überwunden sei, dann — das sprach man zwar nicht offen aus, deutete es aber unmißverständlich an — werde man im pazifischen Ozean jederzeit so starke Seestreitkräfte stationieren können, um Australien, Kanada, Hongkong, Indien, die Straits Settlements und andere britische Besitzungen in Asien gegen ein feindseliges Japan in Schutz nehmen zu können. Bis dahin aber hätten die Kolonien jedenfalls nichts von Japan zu befürchten, da es solange von den englischen Finanzen viel zu abhängig bleiben werde, als daß es die Fesseln des Bündnisvertrages mit England abstreifen könne. Im übrigen werde man schon dafür sorgen, daß, wenn dem japanischen Ausdehnungsdrang die Möglichkeiten der Ausbreitung auf dem asiatischen Festlande nicht mehr genügten, nicht britische Besitzungen, sondern die holländischen Kolonien im Südosten Asiens „in der Linie des geringsten Widerstandes" liegen würden. In der kurz vor Ausbruch des Krieges erschienenen Ausgabe der Vierteljahrsschrift „The Round Table" findet man diesen Gedankengang, teils offen, teils verblümt als Antwort auf australische Beschwerden über die Vernachlässigung des Schutzes der Kolonien durch das Mutterland dargelegt.

Man hat in Australien und Kanada trotz aller Beschwichtigungsversuche der Londoner Reichsverwalter nie das Gefühl los werden können, daß in solchen Ueberlegungen ein Rechenfehler enthalten sein müsse. Die Erfahrungen dieses Krieges haben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solchem Zweifel nur zu recht gegeben. Japan hat sich während dessen politisch durch einen Bündnisvertrag mit Rußland, wirtschaftlich durch riesige Gewinne als Kriegslieferant von England nahezu unabhängig machen können, und in dem Maße, wie es sich England gegenüber freier fühlte, wußte es seine Macht auf dessen Kosten zu erweitern. Während es die Republik der Mitte immer vollständiger seinem Willen unterwarf, drang es in London unermüdlich darauf, daß seinen Untertanen endlich die britischen Kolonien zu freiem Handel und freier Niederlassung geöffnet würden. Je hartnäckiger man in Downingstreet solchen japanischen Forderungen sein Ohr verschloß, desto unbefangener hielten sich die Japaner dafür in Ostasien durch Verdrängung englischen Einflusses schadlos. Höchstwahrscheinlich hängt das Scheitern aller Verhandlungen wegen einer Entsendung japanischer Regimenter nach dem europäischen Kriegsschauplatz mit der halsstarrigen Weigerung Englands zusammen, die Kolonien zu zwingen, den Wünschen japanischer Kaufleute und Auswanderer nachzukommen. Die Möglichkeit, einen solchen Zwang auszuüben, mußte sich für die Londoner Regierung im übrigen im Verlaufe des Krieges immer mehr verringern. Nicht nur fühlten sich die Selbstverwaltungskolonien durch die Entsendung von Hilfstruppen nach den Kriegsschauplätzen in ihren Ansprüchen auf Mitbestimmung bei der Führung der Geschäfte des Weltkrieges bestärkt, sondern der Umfang ihrer tatsächlich schon errungenen Freiheiten nahm auch schon von selbst unaufhaltsam zu. Auch den Australiern und Kanadiern brachten Kriegsgeschäfte reiche Gewinne, die ihre frühere finanzielle Abhängigkeit vom Mutterlande fast aufhob. Als der Krieg begann, befand sich Kanada z. B. noch mitten in einer schweren Wirtschaftskrise. Ueberraschend schnell erholte es sich, um bald einen ungeahnten Aufschwung zu erleben. Früher überschritten die kanadischen Einfuhrwerte immer die Ausfuhrwerte, in dem am 30. Juni 1913 endenden Rechnungsjahr um 321 Millionen Dollar, im folgenden Jahre um 155 Millionen Dollar. In dem am 30. Juni 1915

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abschließenden Rechnungsjahr aber war die Handelsbilanz Kanadas zum ersten Mal aktiv geworden und zwar um 21 Millionen Dollar. Seitdem hat man nur von rasch weiter emporschnellenden kanadischen Ausfuhrziffern gehört. Das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonie kehrte sich so sehr um, daß die Londoner Regierung Kanada um Kredit bitten mußte, das vor dem Kriege immer sehr stark den Londoner Geldmarkt in Anspruch nahm. Solche Verhältnisse erklären es vollauf, warum die Londoner Regierung vor Beginn der Pariser Wirtschaftskonferenz der kanadischen Regierung die ausdrückliche Zusicherung geben mußte, dort keinerlei die Kolonien berührende Abmachungen zu treffen, ohne sich vorher über deren Zustimmung vergewissert zu haben. Auch die Rolle, die man den australischen Premierminister Hughes während des Krieges in England und auf der Wirtschaftskonferenz in Paris spielen ließ, wird auf diese Weise verständlich.

England hat sich bei der letzten Erneuerung seines Bündnisvertrages mit Japan freie Hand für den Fall eines Krieges zwischen Japan und Amerika vorbehalten. Der geheimgehaltene Teil des neuen japanisch-russischen Bündnisvertrages mag dagegen Bestimmungen enthalten, die Rußland gerade für einen solchen Krieg zu weitestgehender Unterstützung Japans verpflichten. Nicht umsonst sind die Amerikaner durch den Abschluß des Bündnisses so nervös geworden. Andererseits bestehen auch wohl Zusammenhänge zwischen jener Klausel im japanisch-britischen Bündnisvertrage letzter Ausgabe, die England aller Bündnispflichten im Falle eines japanisch-amerikanischen Krieges enthebt, und der wohlwollenden „Neutralität", die Amerika in diesem Kriege dem Vierverbande bewiesen hat. Auch haben sich London und Washington gewiß schon über die Haltung verständigt, die England einnehmen könnte, wenn es einst zwischen Japan und Amerika zum Kriege käme. Daß England ebensowenig wie Amerika daran zweifelt, daß eine Auseinandersetzung mit Japan irgendwann einmal erfolgen müsse, bewies es schon, als es kurz nach dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

russisch-japanischen Kriege Singapur stark befestigte. Das hatte nur Sinn, wenn man an Japan als einen möglichen Gegner der Zukunft dachte. Vorerst aber möchte man dem Deutschtum das Rückgrat brechen durch Zertrümmerung des „preußischen Militarismus". Dazu braucht England noch ein verbündetes Japan; denn es muß der Notwendigkeit enthoben sein, seine Seestreitkräfte zum Schutze seiner überseeischen Besitzungen zersplittern zu müssen. Gelingt das nicht, so muß man entweder dem weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Ausdehnungsdrang des Deutschtums freies Spiel gewähren, oder die Auseinandersetzung mit Japan weiter vertagen. Die Leidenschaftlichkeit, mit der man sich in England in den Gedanken des „Krieges nach dem Kriege" verbissen hat, läßt erwarten, daß man lieber die japanische Gefahr wachsen lassen will, als sich mit einem unüberwundenen Deutschland zu verständigen. Japan kann dann ruhig und kalten Blutes abwarten, bis es sich stark genug fühlt, die unbedingte Herrschaft im Stillen und Indischen Ozean und deren Randländern zu fordern und mit bewaffneter Hand zu behaupten.

Kunstsommer 1916

Gedanken zwischen den Münchener Sezessionen

Von Hermann Gottschalk

Kunst ist Sichtbarmachen. Und zwar das Sichtbarmachen als Selbstzweck. Nehmen wir nur irgend eine kleine Eitelkeit eines Unbedeutenden: eine aparte Frisur, eine Blume im Knopfloch — es ist die Bemühung, mittels der Erscheinung über die Beschränktheit seines Daseinszweckes hinauszuragen. Niedrigste aller Künste . . . Aber selbst die höchste, die religiöse Kunst entspringt dem gleichen Triebe. Die Religion selbst gewiß nicht. Sie ist das erhöhte Selbst-Erleben. Nicht durch bloße Vorstellung erhöht, sondern durch Unterwerfung des materiellen Lebens unter das Leben im Geiste. Sie bedarf gar keiner Kunst. Religiöse Kunst entsteht erst aus dem Drang, dieses Leben im Geiste auch sichtbar zu machen. Vielleicht ist der Mensch auf niedrigerer religiöser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stufe, nämlich wo seine Religion ohne Vorstellungen noch nicht auskommt, zu diesem Sichtbarmachen um eigener Reinheit willen genötigt. In die Welt der Erscheinung hinein läßt es ihn all das Seelische projizieren, das in die Arena der Vorstellung geratend absurd und pervers werden würde.

Ist reinste Religion frei von Vorstellung, so auch reinste Kunst. Deutlicher gesagt: das Reinste der Kunst. Wird die Vorstellung Zweck, so bricht die Willkür ein: die Abgrenzung im Grenzenlosen, die Unterschiebung beliebiger Einzelzwecke, die Verkleinerung, die Genügsamkeit, der Betrug. In der Religion kann die vorstellende Kunst Brücke sein in dem Vorhof des ewigen Lebens. Ganz hinein führt sie nicht, denn die Vorstellung — stellt sich davor. Sie bringt das irdische Lustgepäck, das Begrenztsein zwischen Leben und Tod, mit sich. Sich darüber hinaus erleben heißt: erst abwerfen die Vorstellungsbürde!

Die „Religionen" veralten im ganzen Bereich ihrer Vorstellungen. Was in einem Jahrtausend die Seelen nach oben erhob, kann im nächsten zum Kretinismus herabdrücken — trotz unvergänglichen Ewigkeitgehaltes. Gerade seinethalb und durch seine Gewalt. Er bewahrt sich als übermenschlicher Zwang und macht die Vorstellung zur Zwangsjacke, die der Gesunde, aber religionsbedürftige zuerst zerreißt, um nicht verrückt zu werden. Religiöser Wahnsinn ist angemaßte Herrschaft der Vorstellung über die Religion. Der beste Christ von heute könnte keine echten Memlings hervorbringen. Er müßte die unveränderten Vorstellungsorgane von damals noch besitzen. Er müßte mit unverstellter Inbrunst daran glauben, daß der Himmel *so* aussieht, die Hölle so, die Erde so! Dennoch kann einer so wie Memling *empfinden*. Denn die Empfindungsorgane sind unveränderlich. Und wenn sie sich durch Kunst sichtbar machen, so zeigen sie sich eins durch alle Zeiten. Es kommt dann, um das Phänomen zu wiederholen, nur auf den Empfindungscharakter der Zeit selber an. Wie kommt es, daß *jetzt* Karl Schwalbach lebt?

Die Zeitseele befindet sich jetzt in starker Reaktion gegen die Vergewaltigung des Lebens durch die Vorstellung. Gegen die Errichtung von tausend und abertausend Vorstellungsschranken rings um das Leben herum. Das Leben ist wohl zusammendrückbar, aber doch nur bis zu einer gewissen Grenze. Dann strebt es, mit gewaltsam gesammelter Dynamik, den Panzer wieder zu sprengen. Die Bewegungshypertrophie war die erste Reaktion. Sie ist noch im Werden. Wir wissen noch nicht, was sie alles zersprengen wird. Ob nur wirtschaftliche Grenzen, oder politische und nationale, oder die Sittengesetze von zehn Jahrtausenden und den ganzen Gesellschaftsbau. Ob sie das Mittel, dessen sie sich zum Austoben bedient — Naturwissenschaft, Technik, Organisation — zuletzt über den Haufen werfen wird, um sich ins Chaos

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu stürzen, oder ob in ihr neue Formen des materiellen Lebens entstehen und alles unserem Kulturherkommen feindliche nur das Absterbemoment einer ganzen todesreifen Vorstellungsepoche bezeichnet. Mit der Reaktion gegen die christliche Vorstellungswelt begann es. An dieser war es auch, sich dem, dem Leben im Geiste scheinbar so ungefährlichen, dem Humanitätsgedanken sogar wohltuenden Bewegungszauber am härtesten zu widersetzen. Er aber blieb Sieger. Das christliche Ideal hatte die Materialität des Lebens (die Wirklichkeit des Daseins zwischen Geburt und Tod) zu stark eingeschnürt, um mit seiner Vorstellungswelt noch länger darauf lasten zu können. Seine mystische Kraft war das Leben in einer Idee gewesen, sich aufbäumend gegen das materiell gewordene Leben des antiken Mittelmeerkreises — nun erleidet es die Niederlage unter einen neuen materiellen Lebenswillen. Aber wir können von uns aus nicht übersehen, wohin er uns steuert. Die mystische Kraft wirkt noch in uns und durch uns als Wille zur Freiheit, der in wenigen hundert Jahren nun von Krisis zu Krisis taumelt, Vorstellungswellen aufwirft und wieder verweht wie Schaumkämme. Der uns in einem Geschehenswirbel umtreibt, in dem wir nur Richtungen, aber noch keine Richtung sehen. Geht es wieder einer völligen materiellen Versumpfung zu, wie in der austobenden Antike? Oder ists eine unsrer Vorstellung noch entrückte höhere Idee, in deren Dienste wir treiben? Eine geistigere Form des Lebens? Sicher ist nur, daß uns die Bedeutung des großen Bewegungschaos unfaßbar ist. Und daß nur rückständige oder vorlaute Narren sich quälen, seinen Mythos festzustellen, ihm ein Vorstellbares zu entreißen.

Wer aber atmend darin lebt, gestaltungssüchtig, erscheinungsträchtig — wer berufen ist, daß die Zeitseele in ihm sichtbar wird — wie soll er sie zeigen, sie aus sich herauswerfen in die Vorstellungswelt — — ohne zu lügen? Wenn die Zeitseele von Ungestaltetem kreißt, was ist es dann, was im Lichte zur Form erstarrt. Muß der Gestalter nicht heilig fliehen vor jeder Berührung mit Vorstellbarem, da es doch nur dem Gewesenen gehören kann? Darf er mehr wollen, als die Empfindung des Chaos, des Ueberganges vom Allzufestgewordenen in das Ungewisse? Er rührt nur mit einer Hand an die wurzelnde Formenwelt, die andere streckt er magnetisch ins Künftige aus. Mit jener hält er sich fest am Leben, mit dieser tastet er nach dem Willen des Geistes. Ist es nicht eine Seelenstimmung, die sich der christlichen Jenseitssehnsucht nähert? Nähert, ja, aber auf Bahnen, die sich nirgends schneiden, als eben nur zu flüchtiger Stimmungsberührung. Es fehlt unsrer Sehnsucht das Ziel der Vorstellung, und darum der Glaube, und darum behält sie, wo sie Erscheinung wird, ein Stummelhaftes. Sie ist eingeschlossen in sich selbst, blind, reizsüchtig, aber bewegungsunfähig, träge und höhlenbewohnerhaft. Schwalbachisch.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und doch die Seele von heute. Der Traum eines Künftigen, das in uns sich vorbereitet und nichts höheres von uns verlangt, als mit siebenmal offenen Sinnen in uns hinabzulauschen, in das mystische Werden, und in das Glück, das zu können, ohne den Kram verlebter Vorstellungswelten um uns aufbauen zu müssen. Ein blinder Traum, aber lebenswirklich, für das in der ewigen Ursachenreihe Wirkende aktiv empfänglich, ein Stück der ununterbrochenen Welthandlung. Das ist anders, als einen optischen Einschnitt machen irgendwo, zur Sichtbarmachung des Phänomens. Es gibt keinen Anblick, keinen Ruhepunkt, es will nicht sehen lassen, wie „man" empfindet; es bedarf keiner individualisierenden Vermittlung und erscheint darum eintönig, gewaltsam typisiert, vom landläufigen Kunststandpunkt aus manieriert. Aber das erscheint es, weil wir gewöhnt sind, unsre innere Welt in Einzelfällen sichtbar zu machen; weil erst die bunte Reihe der unerschöpflichen Möglichkeiten an Einzelfällen uns „das Leben" gibt. Schwalbach gibt nur das Vegetieren der Seele, wir Kinder des Vorstellungstheaters von zehn Jahrtausenden aber wollen immer noch Sträuße pflücken aus der bunten Flora, in der sie zu Lichte trat. Gibt Albert von Keller so einen Aufblick aus der Seelendämmerung, so mutet es neben Schwalbach an wie Panoptikum. Nicht nur durch das äußerliche. Er braucht zwar Archäologie, Sinnenreiz, Erzogenheit, Rührung, tadellose Könnerkunst. Es faßt in seiner Gesamtbewältigung den vollen Begriff der Meisterschaft ein, aber wir sprechen hier von etwas anderem. Von der Weite und Tiefe des Seelenkreises, den er sichtbar macht. Sein Aufblick hat etwas begrenztes. Dieses Mädchen erwacht zum Leben zurück, ja, aber doch nur, um später einmal endgültig zu sterben. Seine Magie hat sicherlich auch etwas typisches, aber hier ist das typische nur das immerwiederkehrende, an das Erlebnis Geburt-Tod Gebundene. Und an eine bestimmte Zeitstufe hierin. So erwacht eben ein schönes junges Mädchen, nicht der Mensch; weder der Mann noch die reife Frau. Diese Augen werden im nächsten Aufschlagen auf den Dingen ruhen, sich im Vergänglichen wiedererkennen. Ein Erwachen auf Frist mit der Angst um den letzten Verlust. Unser mystisches Suchen aber ist zu tiefst ein Erwachen zum Nicht-Tod, zum Erleben der Ewigkeit, eine Ueberwindung des Daseinsraumes nicht durch Flucht in eine Jenseitsvorstellung, sondern durch Ueberwindung der Vorstellung überhaupt.

Der Monismus suchte diesem Durchbruch der Seele zur letzten Religion und letzten Kunst mit ärschlicher Plattheit zuvorzukommen. Durch die Möglichkeiten einer absoluten Physik genarrt, wollte er hinterrücks des Ichs in ein absolutes Leben hineinrutschen, aus dem nichts mehr auf irgendwelchem Wege zum Ich zurückkehren darf. Außer der physischen Welt keine Welt mehr; die Individuation eine Selbstäffung! Wessen? Welches Selbstes? Man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frage die betreffenden Doktoren, Professoren, geheimen und wirklichen geheimen Räte, wo und wofür sie es gelassen haben. Der Monismus sah, wo die lebendige Ewigkeitsseele in die letzte, höchste Pforte des Lebens einstrebt, ein leeres Loch, durch das die Ichbedingtheit der Welt ins Nichts entflieht. Dieses wüste Zertrümmernwollen hat die Verwirrung — und die Sehnsucht aus ihr heraus beschleunigt. Vielleicht war es ein Teil der allgemeinen angebrochenen Flucht aus der Vorstellung. Wo alles sich in Bewegung setzt, wird auch alles mitgerissen, ob Berg oder Ebene, jedes in seiner Art. Die Eroberung der absoluten Physik kann ja auch nichts anderes sein, als ein Glied der großen Seelenkrisis. Sie hilft für ihren Teil, wenn auch in lächerlicher Zielverkennung durch die Monisten, das Ich von einem riesigen Vorstellungskomplex losreißen, an dem es sich nun seit den Assyrern und Babyloniern (oder wer weiß wie lange vorher) festgeklammert hält. Das Christentum vermochte es nicht, weil es nicht darüber hinaus, sondern aus dem Leben heraus wollte. Nun aber verliert Natur ihre letzte Persönlichkeit. Vorbei ists endlich mit Mutter- und Kindschaft, und nach der kunstgewordenen Götterwelt wandert wiederum ein großes Stück Liebe und Unterwerfung ins Museum. Die Mutter ist tot, nun muß die Seele endlich auf sich selber kommen.

Wer betet im vollen Ernste des Wortes die Natur noch an? Welcher Mensch mit tiefster, ernstester Wahrheitsliebe „hält Zwiesprach" mit ihr? Schon Goethe tat es nicht mehr, er half gegen sein Dichtergewissen die Mutterschaft zerlegen. Er mußte, ob er wollte oder nicht. Das war seine Romantik. Und die Zwiesprach der Romantiker vollends ist eine gewollte Erhitzung an entliehenen Vorstellungen. Ein nochmaliges Schäferspiel. Noch heute gilts für anständig. Nachdem unsere Dichter eine Weile warteten, ob nicht die „neue Zeit", nämlich Sozialismus und Monismus, ihnen „neuen (Vorstellungs-)Stoff" bringen würde — ach, wie schnell verschliß er wieder! — hat sich auch diese Generation in bewährte Formen zurückgezogen. Eine neue — — doch wir wollen, der besseren Sicht halber, bei den Malern bleiben.

Im Impressionismus wird die Revolution gegen die Vorstellung zuerst sichtbar. Wohl wurde er als eine Reinigung der Naturliebe gedeutet. Reinere Natur, reinere Kunst. Ein Irrtum. Lieben ist Sich-aufgeben. Der Impressionist aber macht sich über die Natur her, ihr „reinere" Kunstgesetze aufzuzwingen. Was ist das aber? Wir sahen das Ende: Wissenschaft. Der Impressionismus endet für seinen Teil in Ablösung des persönlichen Empfindungskomplexes durch physische Gesetze. Er ist gar nicht als Kunstentwicklung zu beschreiben (überhaupt Kunstentwicklung! Man macht am Ende des mythologischen Zeitalters schnell noch ein mythisches Geschöpf aus der Kunst, das „sich" entwickelt!), sondern nur als Sichtbarwerdung eines beträchtlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebietes unserer Seelenkrisis. Und so führt er unmittelbar in den Expressionismus über. (Wo wäre in Albert Weisgerber, in Maria Caspar-Filser der Im- vom Expressionismus zu scheiden?) Hier, im Expressionismus, soll zwar programmgemäß ein neues Reich des alten Ichs aufgehen, das sich nur bedingungsloser zu finden weiß, aber wir sehen nur die letzte Phase des Immer-noch-Kunst-wollens; das Stammeln, das Flüchten ins allerdürftigste Fragment dieses Wollens. Hier müßten doch endlich auch dem Professions-Kunstschreiber die Augen aufgehen, wenn er welche hätte: wo ist hier noch eine Kunst, die „sich" entwickelt hat? Edwin Scharff kriecht in Michelangelo zurück . . . Ganz gewiß ist hier etwas sichtbar gemacht: die Unfähigkeit der Kunst, etwas „selbst zu sein". Und das Absterben ihres Unnennbaren, ihres Reinsten — ihres Empfindungszaubers, dort, wo sie nur noch Verkümmerung zu versichtbaren hat. Verkümmerung aber ist in einer Zeitseele, die sich auf der Flucht vor der Vorstellung immer noch aus Gründen irgendwelchen Herkommens an der Kunst festklammert, um sich sichtbar zu machen.

Wohin wird sich die Seele durchringen? Wird die Befreiung von der Vorstellung endgültig sein? Oder eine neue Welt der Vorstellungen entstehen, mit neuem Durst nach Sichtbarkeit? Darüber gibt die Kunst von heute keinen Aufschluß. Deutlicher nur scheidet sie sich in die Zweiheit: Panoptikum und Mystik.

Christian Dietrichs letztes Abenteuer

Von Manfred Georg

Ein später, regnerischer Sonntagnachmittag dämmerte trübe in den Raum des Wirtshauses „zur Stadt Frankfurt". Auf den Tischen hatten die Biergläser ihre schlüpfrig-breiten Ränderspuren zurückgelassen. Rauch zog dick durch die niedrige Stube. Am Boden breiteten sich kleine, schillernde Tümpel verschütteten Weines. Ganz Detmolds Honoratiorenschaft hockte dumpf und gelangweilt auf den fleckigen Schemeln. Man trank sich zu. Die Köpfe erschienen im Dunst größer, unförmiger zu werden. In einer Ecke flüsterten junge Burschen über Politik und hielten zögernd inne, wenn der fürstlich lippesche Archivrat Binder seinen dicken Weißkopf wie horchend zu ihnen durch den Qualm bohrte. Mit sinkender

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dunkelheit verrannen aber auch diese Gespräche in Einsilbigkeit. Nur das klippende Zusammenstoßen der Becher und das Klappern des Geschirrs aus der Küche waren die einzigen hellen Laute in diesem Nebelmeer, das immer dichter um die Häupter der Zecher wogte. Die Zinnkannen auf dem Schenktischbord blinkten wie Leuchtturmfeuer darin. Eine rot schwelende, stinkende Erdöllampe kämpfte vergebens mit ihren kurzstrahligen Lichtfingern gegen die wallenden Schwaden.

Plötzlich wurde es am Mitteltisch laut. Eine grobe und eine ängstliche Stimme hoben sich deutlich ab. Dazwischen tönte Gelächter und Zuruf. Etliche sprangen auf, um zu sehen, um was man stritt. Der Archivrat Binder lag über den Tisch gebeugt und zerrte ein schmächtiges, vertrocknetes Männchen am Arm. Es wehrte sich ängstlich und seine runden Knabenaugen, die tief in einem riesigen, von einem dünnblonden Haarbusch überwehten Schädel lagen, lugten hilflos von einem zum anderen. Sein Kinn war unter dem breiten Trinkermund wie weggesackt und der Kopf schien wie eine von Kinderhand verschnittene Kartoffel auf dem dürren Leibe, der in der verschlissenen Uniform eines Bataillonsauditeurs steckte, hin und her zu wippen. „Also los, Grabbe, zieren Sie sich nicht. Lesen Sie uns Ihr neuestes Opus vor. Schließlich will man doch, wenn man so ein Genie in seiner Stadt hat, auch Anteil nehmen an seinem Schaffen und Wirken." Beifällig schmunzelte die Tafelrunde. Man erwartete sich einen Hauptspaß und keiner war dabei, der diesem größenwahnsinnigen, versoffenen Poeten, auf den die ehrsamen, detmoldischen Bürger ohne Stolz, aber mit um so größerer Verachtung blickten, nicht aus vollem Herzen einen demütigenden Denkzettel gegönnt hätte. Grabbe, den der Wein schon nicht mehr klar sehen ließ, der aber instinktiv fühlte, daß man ihn in eine Falle locken wollte, kreuzte die abgezehrten Hände wie schützend über der Brust. Seine Stimme klang weinerlich. „Aber Herr Rat, ich habe doch nichts hier. Ich kann ja auch garnicht vorlesen!" Binders Gesicht warf höhnische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Falten. „Ihr nicht vorlesen, der Ihr vor Tieck und dem Intendanten Könneritz spieltet?!" Der Brauer Knust wieherte vor Entzücken. Grabbe, dieser halbblinde, lahmbeinige Held! „Ihr nichts bei Euch haben, der nicht einen Fidibus sieht, ohne ihn zu beschreiben?!" Mit diesen Worten schob der Rat, dessen verkniffene Augen vor Vergnügen funkelten, ein mächtiges Glas Arrak vor den Dichter. Der starke Geruch betäubte schnell die Widerstandskraft. Er stürzte die brennende Flüssigkeit herunter. Dann begann er, in seiner Brusttasche zu wühlen.

„Also lest, Christian Dietrich, wir hören!" Die Ellbogen stemmten sich würdig in Positur, man stieß sich gegenseitig an, kicherte in sich hinein. Endlich zogen Grabbes zitternde Hände zwei Bogen engbekritzelten, schmutzigen und eingerissenen Papiers hervor. Er glättelte sie liebevoll, schob die Flaschen und Krüge beiseite und beugte sich ganz tief über die Blätter; denn er sah sehr schlecht. Seine knollige Nase schien fast auf dem Papier zu liegen. Langsam bewegte er die Zunge; sie saß ihm wie geschwollen im Mund. Die Schriftzeichen verschwammen vor seinen Augen. Er stammelte den Titel: „Die Hermannsschlacht." „Auf den Spuren Klopstocks und Kleists also?" gröhlte Binder. Die übrigen brüllten vor Lachen. Diesen windschiefen Trunkenbold sich in einer Verbindung mit dem gigantischen Germanenringen zu denken, schien ihnen aber auch zu komisch. Grabbe sah Binder verständnislos an. Er begriff diese Lustigkeit nicht. War er nicht der Dichter des „Gotland", des „Napoleon"? Was hatten diese dummkrötigen Gesellen zu lachen, wenn er vorlas? Wut stieg in ihm auf. Aber der Wein ließ ihn nicht zum Verstehen durchdringen. Er feuchtete schmatzend die Lippen, zuckte mit den spitzen Achseln und blinzelte den Archivrat ratlos an. Der fühlte vor diesem flehenden Blick etwas wie Scham. „Laßt Euch nicht stören durch meine Frage. Fangt an!"

Und der Dichter fing an. Stockend, holpernd, wand er sich von Satz zu Satz, von Szene zu Szene. Mitunter irrten seine Gedanken ab. Dann unterbrach er sich und flocht irgend eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zote hinein. Die Tischgenossen quittierten dankbar mit einem Stampfen der Gläser. Sonst aber zogen sie enttäuschte Mienen. Ueber das Stottern und Rülpsen konnte man sich nicht allzulange ergötzen und was dieses abgemagerte Rauhbein sonst las, schien recht verständlich, vernünftig, sogar auch, was man in Berlin und Düsseldorf „dichterisch" genannt hatte, zu sein. Einige gähnten. Binder stützte leicht den Kopf in die Hand, um nicht zu zeigen, daß er die Augen geschlossen hatte. Allmählich wurde Grabbe sicherer. Seine Trunkenheit verflog vor dem kalten Hauch, der aus seinem Drama stieg. Noch einmal hatte er in dieses letzte Werk, das seine müde Seele sich abgerungen hatte, all sein Wünschen und Hoffen verströmt, seinen Haß gegen die Herrschaft geschäftlicher Nüchternheit, gegen die Kleinheit diplomatischer Windmachereien entkettet. Des Teutoburger Waldes Eichen rauschten über ihm, er zog mit eisenstarrenden Legionen durch das sumpfige Gebirg, litt mit den unter römisches Recht gebeugten Freien, flog an der Spitze der Bructerer zum Kampf an die Werra und küßte Thusnelda auf das goldene Haupt, das wie schwerer Weizen im Mittag glänzte. Grabbes Stimme wurde klar. Nur noch die in scharlach'nem Rot leicht aufgewellten Backen zeugten von seinem Rauschfieber. Er reckte sich. Die gelblich-pergamentene Hand fuhr gebieterisch aus dem blauen Aermelaufschlag. Fast schön leuchteten die Augen, die in unsichtbare Fernen kreisten. Er riß sich den Kragen auf. Auf seine Bartstoppeln trat leichter Schweiß. Rings um ihn saßen nicht Detmolds Bürger. Er war wieder zwanzigjähriger Student und pokulierte mit seinen Kumpanen in Lutter und Wegeners verräucherten Gewölben. Da unten links stand ja der lockige Heine mit seinem traurig spöttischen Lächeln und dem schmalgekrümmten Mund; hinter einem bauchigen Faß lag von Uechtritz's lange Gestalt und hörte schon wieder nichts mehr von dem, was um ihn vorging, während der besonnene Köchy mit heiterer Stirn neben Heine saß und bedeutungsvolle, auf ihn, den Dichter, den neuen Shakespeare, gemünzte Blicke mit Gustorff und dem blaß-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wangigen Bruder der göttlichen Rahel, Ludwig Robert, wechselte. Grabbe sprang auf. Er breitete die Arme. Der Pfeifendampf legte sich grau wie ein bestaubter Lorbeerkranz um sein Haupt. Das war nicht mehr der kranke kümmerliche Poet, der grämlich und bissig seine Tage verschlief und seine Nächte verzechte, das war Armin selbst, seinen Reitern vorandonnernd, den sausenden Nordwind in Haarbusch und Brünne.

Da schlug ihm der Qualm eines niedergebrannten Stummels beizend in den Hals. Er schluckte, hustete, mußte sich unterbrechen. Als er seine Stimme nicht mehr hörte, weckte ihn die Stille jäh aus seinem herrlichen Traum. Fassungslos blickte er um sich. Die Tische mit den abgegessenen Tellern, die halbgeleerten Gläser, die umhergestreute Asche brachten ihn zur Besinnung. Nur wenige Gäste waren noch geblieben. Und die lagen, die Köpfe auf den Tischplatten, und schliefen. Die Glatze Knusts, des Brauers, blinkte fahl und wie höhnisch in dem ungewissen Licht. Der Rat Binder lag friedlich in seinen Stuhl zurückgelehnt und schnarchte. Ein schaler, abgestandener Geruch durchsäuerte die Luft. Grabbe wurde bis zum Hals hinunter totenweiß. Seine Finger knifften das Papier messerscharf zusammen. In der stickigen Hitze begann ihn zu frieren. Die Atemzüge der Schlafenden kreuzten sich und verflossen ineinander. Der Dichter sah immer noch mit einem halb verlegenen, halb verdutzten Lächeln um sich. Dann begriff er's. Er hatte vor tauben Ohren gelesen. Das Blut schoß ihm mit solchem Ruck in Stirn und Wangen; daß es durch die Haut zu brechen schien; er wollte schreien, aber nur ein heiseres Winseln kroch aus seiner Kehle. Seiner selbst vor Scham und Wut nicht mehr mächtig, ergriff er ein Seidel und schwang es, um es auf den Kopf des vor ihm liegenden Brauers zu schmettern.

Da blieben seine flatternden Blicke in zwei großen, dunklen, schreckerstarrten Augen hängen, die ihm durch den Dunst entgegenblitzten. Mit einem Ruck stellte Grabbe das Glas hin. Die Augen hinter dem Schenktisch lösten sich aus ihrer Regungslosig-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit und wurden lebendig. Der Dichter stürzte über die umgeworfenen Stühle auf sie zu. Er griff ins Dunkle, faßte einen weichen, sanften Arm und zog ein vierzehnjähriges Mädchen hervor, das sich scheu hin und her wand. „Bitte, bitte, sagt es nicht Vater, daß ich hier war; er prügelt mich sonst braun und blau." „Gehörst Du denn zum Haus, mein Kind?" fragte Grabbe und führte die sich Sträubende in den Lichtkreis der Lampe. „Ja. Mein Vater ist der Wirt von der „Stadt Frankfurt". Ich hörte Euch in meiner Kammer oben lesen und schlich mich herunter. Eure Stimme scholl so gewaltig. Und wie die einen gingen und die anderen einnickten, Ihr es aber nicht merktet und nur ich noch wach war und zuhörte, da bildete ich mir ein, ich sei die Königin und Ihr mein Dichter, der mir seine Lieder vorliest." Grabbe strich über die Stirn des Kindes; unendlich zart glitt seine hartgenarbte Hand darüber. „Ihr die Königin und ich Euer Dichter?" Seine Schultern zuckten hin und her; sein Mund bog sich lautlos, verkrümmt nach unten. „Ja, und meinen ganzen Hofstaat hatten Eure Worte verzaubert. Es war so herrlich. Warum habt Ihr nur aufgehört? Und wie geht es nun weiter, sagt doch; wird der Römer nun getötet?" Bettelnd hatte das Kind seine Backe auf Grabbes Hand gepreßt. Er zog sie unwillkürlich zurück. „Mein liebes Kind —." Das verdammte Würgen in der Kehle! „Ach lest doch weiter, ja?" Das Mädchen streichelte schmeichelnd des Dichters magere Hände. Da ließ er sich am Tisch nieder. Das Kind kauerte sich daneben. Und zwischen dem Schnarchen der Zecher und dem Stöhnen der Träumenden las Grabbe die „Hermannsschlacht" zu Ende. Ueber seine Wangen purzelten die Tränen. Er wischte sie mit der Hand fort und verschmierte sich das Gesicht. Aber er las und las.

Da, als gerade Varus sich in sein Schwert stürzen wollte, polterte jemand ins Zimmer. Es war der Wirt. Als er seine Tochter in dem gelben Dunst zwischen den Säufern an Grabbes Seite knieen und ihre glänzenden Augen sah, die sich an des Dichters Lippen festgesogen hatten, brach er los. Die Beiden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fuhren auseinander. „Verdammtes Balg, wirst Du wohl hinauf ins Bett. Na wart'! Morgen sprechen wir weiter über deine nächtlichen Ausflüge!" Er stieß das Mädchen roh zur Tür hinaus; dort drehte es sich noch einmal um. Grabbe nickte ihm mit einem ohnmächtigen Lächeln zu. „Und ihr, mit eurer Firlefanzerei, tätet wohl besser daran, nach Hause zu gehen. Verdreht ihr mit eurem Gewäsch dem Kinde noch einmal den Kopf, so werdet ihr mich kennen lernen." Grabbe schwieg. Er stand auf. Ueber seinem Antlitz lag ein Schimmer, vor dem der Wirt zurückwich. Der Dichter aber grüßte ihn mit einer fast feierlichen Gebärde. Dann schritt er hinaus, so gerade und sicher, wie er lange nicht einhergegangen war.

Als er jedoch draußen war, sank er matt wieder zusammen. So schwankte er schief über die windstille lehmige Straße. Im Mondlicht sah er seinen Schatten hin und her tanzen. „Sie die Königin und ich ihr Dichter!" summte er halblaut vor sich hin. Da sah er in einer hell belichteten Wasserpfütze sein verwüstetes Gesicht und sein zwergichtes, zerstörtes Körperchen. Seine vergeudeten, verfehlten Lebensjahre fielen ihm ein. Und die Erkenntnis kam ihm mit solcher Heftigkeit, daß er gellend vor Schmerz aufschrie und zu Boden stürzte. Er brach in ein wimmerndes Weinen aus, das ihn von Kopf bis zu den Füßen durchschüttelte, und konnte sich nicht erheben. So fanden ihn zwei spät heimkehrende Bürger. „Betrunken!" sagte der eine. „Pfui Teufel, dieser Lump!" der andere. Dann hoben sie den wie ein Kind schluchzenden Dichter auf und trugen ihn nach Hause. Dort verschied er einige Tage später, während seine Frau Lucie in der Dachstube die schmale Erbschaft ausrechnete, in den Armen seiner Mutter am zwölften September achtzehnhundertachtunddreißig. Die Aerzte sagten: an Rückenmarksschwindsucht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kampf um Konstantinopel

Rumäniens Eintritt in den Weltkrieg macht uns nicht eigentlich das rumänische Problem wichtig. Zwar geht das Schicksal Siebenbürgens uns nahe genug, um der jahrhundertealten deutschen Kulturarbeit, die auf diesem Außenposten geleistet wurde; aber wir sind voll Zuversicht, daß neben der deutschen Anstrengung hier die ungarische das Höchste leisten wird, um die Gebote der eigenen Staatsgeschichte zu erfüllen. Im großen Zusammenhang bedeutet die rumänische Entschließung, daß der Kampf um Konstantinopel in eine neue Phase eintritt.

Nicht von Rumänien her. Wenn dieses seine Truppen auch gegen Süden aufstellt, so gilt das Bulgarien. Man weiß in Bukarest, wie tief Sofia die Abpressung des Dobrudschastreifens mit Silistria im Jahre 1913 empfindet und der Konflikt der beiden Staaten ist die mehr innere Auseinandersetzung, wer Balkanvormacht sein wird: Rumänien oder Großbulgarien. Diese Frage findet ihre letzte Antwort natürlich auch erst im Gesamtergebnis des Krieges: sie ist hier Haupt-, sonst Nebenvorgang.

Aber daß den Russen jetzt der europäische Landweg gegen Konstantinopel freigegeben ist, darin liegt das schwerste Gewicht. Die „Bestrafung" Bulgariens ist moralische Verkleidung. Die abtrünnige Schöpfung zu züchtigen, Serbien wiederherzustellen — das sind russische Pläne und Reden, die aus dem Kriegsverlauf gewachsen sind. Der Angriff auf Konstantinopel ist aber der Inhalt des russischen Denkens überhaupt. Was bedeuten Kowel, Wladimir Wolinsky, ja selbst Lemberg daneben! Wenn man sieht, wie seit dem Tag, da die russisch-rumänische Militärkonvention abgeschlossen wurde, die Massenstürme an unserer Ostfront abbrachen, die sonst nur kurze Pausen kannten, so mag daran nicht nur der ungeheure Blutverlust der vorangegangenen Wochen schuldig sein, sondern eine grundsätzliche Aenderung des russischen strategischen Ziels. Die um Kiew gesammelten Reserven sollen sich nicht an Kilometererfolgen in Galizien verbluten, sondern für Wichtigeres geschont werden. Die ganze russische Offensive gegen Westen erscheint unter solchem Gesichtspunkt, der vielleicht noch zu konstruiert ist, als eine Flankendeckung für den drohenden Stoß nach Süden.

Vor bald vierzig Jahren machten sich zum letztenmal russische Regimenter auf den Weg südwärts und die Rumänen folgten ihnen, um sie aus bedrohter Lage zu retten. Vor dem Ziel trat den Truppen die englische Drohung entgegen — Konstantinopel blieb türkisch, Rumänien aber blieb um seinen Siegespreis, Bessarabien, betrogen. Der Vorgang wiederholt sich — nur wird Rumänien diesmal die Vergrößerung seiner Westgrenze versprochen und auf dem Marsch zu den Meerengen stellt sich der bulgarische Staat, die Schöpfung jenes Krieges von 77/78, dem erobernden Willen entgegen.

Es ist, um den politischen Voraussetzungen der kommenden Wahrscheinlichkeiten nahe zu sein, wichtig und aufschlußreich, sich die ganze Bedeutung der Meerengenfrage für Rußland klar zu halten. Dann begreift man, daß sie unter den mancherlei „Kriegsgründen" diejenige des stärksten weltgeschichtlichen Pathos ist. Der verdienstvolle Publizist Axel Schmidt hat eben bei Engelhorn in Stuttgart eine kleine Arbeit erscheinen lassen „Das Endziel Rußlands" — sie exemplifiziert fast nie auf Rumänien, und doch ist sie durch nichts so „aktuell" geworden als durch die Wen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dung der letzten Woche. Denn hier wird mit höchster Klarheit, wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und publizistischer Energie dargestellt, wie so, warum, seit wann und in welchen Formen der Zug nach Konstantinopel das Kernstück der russischen Politik und Ideologie ist. Bedeutsam darin erscheint uns vor allem der Nachweis, daß der Gedanke an Zargrad den Träger wechselte — daß das Erbe religiös-panslavistischer Theorien vom „Neuslavismus" mit völlig neuer Wucht übernommen, daß es vor allem die imperialistischen Liberalen, die gewerbliche und kommerzielle Bourgeoisie sind, die dem Zug nach Konstantinopel eine neue Bedeutung beimessen, entsprechend der raschen Zunahme der Ausfuhrmöglichkeiten in den Randgebieten des Schwarzen Meeres. Die verschieden schattierten Theorien von Danilewski und Dostojewski, hinter denen staatliches Machtgefühl und Romantik standen, haben bei den Miljukow, Matlakow, Mitrofanow, in den Statistiken des Handelsamt eine viel realistischere Färbung erhalten. In steigendem Maße ist auch während des Krieges die konstantinopolitanische Frage zum Bewußtsein der russischen Politiker durchgedrungen.

Was wir erleben werden, ist darum ernsthafter als das Fischer-Churchillsche Gallipolierperiment. Die russische Flotte hat sich ja bisher nicht gerade hervorragend geschlagen, sondern konnte fast von der neuen „Goeben" in Schach gehalten werden und hat nie ernsthaft vor dem Bosporus demonstriert. Jetzt hat sie in Konstanza einen Stützpunkt. Vielleicht wird sie sehen, mit dem Landheer zusammenarbeiten zu können. Die außerordentlichen Fragen finden sich aber an der Dobrudschagrenze. Im Augenblick treten sie noch hinter den Siebenbürgener Begegnungen zurück. Für Bulgarien, vor allem aber für die Türkei kommt jetzt die große Kraftprobe, die ihr militärpolitisches Schicksal entscheidet. Wie sehr der weltpolitische Gedanke Deutschlands mit der Antwort verbunden ist, bedarf keiner Darlegungen. Welches Glück und welche festigende Zuversicht, daß in dem Augenblick einer solchen „weltgeschichtlichen Verfügung" des langgestreckten Schützengrabenkrieges Männer an die Spitze der deutschen Kriegsleitung gestellt wurden, wie Hindenburg und Ludendorff, die eine freie weiträumige Phantasie besitzen und in Massen zu denken vermögen.

Theodor Heuss

Baltische Verse.

Ein schmales Buch, genannt „Die jungen Balten"*) vereint die Verse einiger bisher in Deutschland kaum gekannter Herren und einer Dame, denen an sich nicht mehr gemeinsam ist, als die Herkunft aus den eben jetzt in Wort und Tat so umstrittenen baltischen Landen. Gerade indessen neben dem Gedanken an diesen gleichzeitigen allerwirklichsten Kampf berührt die durchaus unpolemische, rein ästhetisch bestimmte Haltung dieser Sammlung überaus wohltuend.

In der Tat, jene verstimmend anspruchslose Schützenfestlyrik, die gewöhnlich derartige von landschaftlichen Rücksichten beeinflußte Veröffentlichungen entstellt und zur Diskreditierung alles sogenannten „Heimatkunst" das Ihrige getan hat, braucht man hier nie zu fürchten. Keine Zeile des Bandes — diesen nicht geringen Ruhm muß man ihm zunächst zugestehen — sinkt unter die zarte Gefühlslinie des Erträglichen.

*) Erschienen als Band 4 der Sammlung „Ostsee und Ostland" bei Felix Lehmann, Berlin-Charlottenburg 1916.

Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Näher dringende Betrachtung läßt dann diese jungen Dichter zu zwei Gruppen oder Zirkeln sich sondern — (obwohl beide Ausdrücke viel zu brutal für die ganz schwingende, oft kaum spürbare Trennung sein möchten):

Auf der einen Seite sind jene zu gewahren, die — wenn auch vielleicht nicht körperlich — in ihrem von Meer und Wald umhegten Lande blieben, — auf der andern die, denen die heimatliche Diaspora zu enge wurde, — was ebenfalls nicht buchstäblich zu nehmen ist. Der erste Kreis ist stiller und naturhafter, getragener im Rhythmus, seelischer, träumerischer im Ausdruck. Der zweite ist unbekümmerter, kecker, knapper, von hell hämmernder Stimme wie die neudeutsche Großstadt. Der erste beruht auf gepflegtester, artistischer Tradition vergangener Jahrzehnte, könnte fast antiquiert wirken, ist aber viel zu geschmackfest, um je in leeres Pathos zu verfallen. Der zweite ist vom stürmischen Blut jüngsten reichsdeutschen Schrifttums durchströmt, nervös geweckt, aber viel zu selbstsicher und gelassen, um sich je neurastheniſch zu gebärden.

Es verschlägt wohl nichts, wenn man die vom Herausgeber angedeutete Ahnenkurve dieser Dichtung zu zweien spaltet und die erste etwa über C. F. Meyer und Storm, zu Liliencron und Dehmel leitet, die zweite von Nietzsche zu Rilke und über Morgenstern zu Werfel und Blaß.

Was diese beiden Aeste dann wieder zusammenführt, ist vor allem ein sehr ausgesprochener Sinn für den Reiz strenge geknüpfter Form, insbesondere eine Vorliebe für die aristokratische Geste des Sonetts. Trotzdem blieb alle Steifheit fern. Es sind vielmehr in diesen Versen Dinge zu finden von einer schlechthin letzten Soigniertheit und Ausgeglichenheit des Vortrages, die doch in ihrer jugendlich verwegenen Unmittelbarkeit so tief in innerste Seelenschächte reichen, daß man unter ihrer Berührung die Augen schließen muß.

Eins endlich zeichnet dann noch dieses Buch aus und ist so unzweifelhaft deutschen Geblütes, daß es vielleicht an überzeugendsten für den innigen Zusammenhang der baltischen Seele mit der deutschen spricht: ein zwar leiser, aber selten ganz unhörbarer Unterton von weltmüder, ewig friedlos über das Gegebene hinausspähender Sehnsucht. Sie ist ja doch — trotz aller heute von der Notwendigkeit entfachten weltpolitischen Aktivität — vornehmstes Erbgut des Deutschen von jeher; wenn sie ihn auch mehr belastet als zufriedenere, glücklichere Völker, ist sie es doch zuerst, die ihm seine Ehrenkränze im sternennahen Reich der Geister sichert.

Werner Richter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Rumänien

Von Frhr. von Stetten

Das Rumänien von heute, das im Kriegszustand mit den Zentralmächten steht, an die es seit langem politische, kulturelle und wirtschaftliche Anlehnung gesucht hatte, mit der Türkei gar auf Seite Rußlands, obwohl es die Russifizierung des Balkans und insbesondere des Bosporus als Nagel am rumänischen Sarg einschätzte und auch kaum die Folgen des russischen Durchmarsches vom Jahre 1877 vergessen durfte — steht scheinbar im Widerspruch zu dem Rumänien König Karols, dessen Politik dahin ging, aus Rumänien keinen vom Wechsel zwischen Größenwahn und blinder Abhängigkeit von einer Mächtegruppe hin- und hergeworfenen Balkanstaat werden zu lassen, sondern als Klasse für sich, einen Donaustaat zu schaffen, der durch politische Reife eine Vorherrschaft im Orient behaupten und sich als Bollwerk gegen die hergebrachte, russische Balkanpolitik einen hohen Wert sichern müsse.

Scheinbar — denn es zeigt sich, daß der Einschlag, den der kluge, besonnene Karol in das politische, soziale und wirtschaftliche Leben des Rumänentums zu geben wußte, um der nationalen Selbstüberschätzung, dem typischen Leichtsinn und der Neigung zu allen Lastern und Fehlern der Romanen (ohne deren gute Eigenschaften) beim Bojarentum entgegenzuwirken und die klaffende Spaltung zwischen der der Korruption zusinkenden Intelligenz und der stumpfsinnig-indolanten Bauernschaft Rumäniens zu überbrücken, ein ganz unzureichender war. Wohl genügte, um die Geldgier und Habsucht der höheren Klassen, die durch wachsende Gewinne der entstehenden Industrie, vergleichs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weise zur früheren ungemischten Agrarwirtschaft, noch weiter zu wecken und zu reizen, nicht aber zur Herstellung eines guten moralischen Haltes.

Und an diesem Punkt hat die Entente das Rumänien von heute angefaßt und nur zum Schein die nationalen Gelüste der Rumänen stimuliert, im Grund Rumäniens Politik gekauft.

Jeder tiefer in das Getriebe in Bukarest eingedrungene Politiker mußte seit Langem wissen, daß die Neutralität Rumäniens ein bezahltes Werk der Entente geworden war und konnte sich das Pendeln Rumäniens aus ganz anderen Gründen erklären, als etwa aus der Unschlüssigkeit, ob Rumänien auf dieser oder jener Seite eingreifen werde. Insolange die Sache unserer Gegner nicht anderwärts schief stand, noch nicht überall zu stocken begann, stand der Druck der Entente, die aktive Mitwirkung Rumäniens für das investierte Geld zu verlangen, nicht im Zeichen übermäßiger Dringlichkeit. Man begnügte sich, etwaiger Gegenarbeit entgegenzutreten. Rumänien war ja doch schon einmal gekauft und ein Ausspringen durch Zurückhalten des zwar bereitstehenden Heeresbedarfes jenseits der Grenze gesichert. Daß Rumänien selbst das Eingreifen möglichst lange hinausschob, ist erklärlich. Vielleicht dachte es, leichtere Arbeit zu finden, weniger Blut zu opfern, wenn der Gegner schon anderwärts entscheidend geschlagen sein würde, und es nur zur Geltendmachung seiner Ansprüche bei der großen Friedensliquidation, noch den bekannten Eselstritt zu verabreichen brauchte. Darin haben sich der Schwachkopf auf dem rumänischen Thron und auch der gerissene Spekulant Bratianu jedoch gründlich verrechnet. Sie hätten wahrscheinlich gerne auch ihren Käufer um einen Teil des Kaufpreises betrogen. Die Tatsächlichkeiten des Krieges haben das verhindert. Die Entente verlangte das Erscheinen auf der Kriegsbühne zu einem Zeitpunkt, da noch wilde, große Kämpfe bevorstehen. Es heißt also jetzt auch für Rumänien schwere Blutopfer zu bringen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachdem die rumänische Beteiligung ja doch nur Aussichten auf Erfolg bietet, wenn sie zureichend starke, russische Hilfe findet, hängt für Rumänien alles — Existenz, Zukunft, selbst die Bewahrung des empfangenen Kaufpreises, von den Gebietszusagen ganz abgesehen, nur von Rußland ab. Und hier liegt der Has im Pfeffer. Denn er eröffnet auch im Siegesfall — und vornehmlich in diesem — die Zukunftsabhängigkeit von Rußland für Rumänien mit zweifelloser Gewißheit.

Daß die rumänische Politik mit zunehmender staatlicher Bedeutung stets ein begehrliches Auge auf Siebenbürgen, Bukowina und auf alle ungarischen Gebiete mit rumänischer Bevölkerung gerichtet hatte, daß sie keine Mühe und keinen Aufwand scheute, dort ein irredentistisches Feuer zu unterhalten, daß Rumänien aus mehrfachen wichtigen Gründen seine Umfangsvermehrung lieber auf österreichisch-ungarische Kosten vornehmen wollte, als auf russische, um etwa Bessarabien wieder zu erlangen, ist aus rumänischem Gesichtswinkel leicht zu begreifen. Eine Ausdehnung nach Westen entspricht sogar dem Ideal des verstorbenen Karols besser, Großrumänien nicht in den Osten zu verlegen, sondern als rein-europäischen Staat in die Weltkarte einzufügen. Weiter hat es Rumänien nicht daran fehlen lassen, lebhafte Propaganda in der ganzen Außenwelt dafür zu machen, daß die magyarische Herrschaft das Rumänentum schwer bedrücke und schädige. Endlich galt in Bukarest die Voraussetzung, daß von Oesterreich-Ungarn nach einem etwaigen Gebietsverlust keine so nachhaltige Feindschaft zu erwarten und zu befürchten sei, als von einem Rußland, dem Bessarabien etwa hinterrücks weggenommen worden wäre. Rußland würde — so nahm man wohl in Rumänien an — gar bald wieder nach beendetem Krieg zu seiner alten Orientpolitik, die nach dem Bosporus und den Dardanellen zielt, zurückgreifen und Rumänien, und zumal ein feindlich gewesenes, überrennen.

Es ist erwiesen, daß Rumänien vor Eintritt in den Krieg die Entente beschwor, alles zu versuchen, Bulgarien zur Neutralität

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen Rumänien zu verleiten. Weitgehende Gebietszusicherungen an Bulgarien, darunter auch solche auf rumänische Kosten in der Dobrudscha, wurden ausgespielt. Da dieser Plan mißlang, mußte sich einerseits Rußland verpflichten, eine bedeutend höhere Hilfsziffer für die rumänische Sache auszusetzen, und andererseits die Entente, die äußerste Gewalt gegen Griechenland anzuwenden, damit dieses der zernierten Armee Sarrail die Aufgabe erleichtere, Bulgarien zu binden.

Inwieweit diese Spekulation gelingen kann, ist derzeit nicht zu ermessen, wenn es auch hochwahrscheinlich ist, daß das politisch unverläßliche und überdies zerwühlte und in den Daumschrauben der Entente steckende Griechenland in der allernächsten Zeit seinen Widerstand aufgeben und Sklavendienste für die Alliierten tun werde. Damit rechnet man längst bei den Mittelmächten.

Ein geradezu widersinniges Gepräge erhält auch das rumänisch-türkische Verhältnis. Rumänien hatte längst keinen Anlaß mehr, gegen die Türkei aufzutreten, wohl aber tausend Gründe, für die Erhaltung der europäischen Türkei einzutreten.

Der slavische Ring, der sich um die rumänische Enklave legen wird, ist insolange nicht geschlossen, als es ein türkisches Konstantinopel gibt.

Diese politische Fundamentalerkenntnis läßt sich weder durch Aussichten auf siebenbürgische Gebietsgewinne noch durch Ententezusicherungen über freie Meeresengen, wenn Rußland durchbrechen würde, wegfaseln.

Rumänien ist an den Glücksspieltisch getreten und muß nun — gar nicht freudig und gar nicht erfolgsgewiß, sein Alles auf eine Karte setzen. Va banque.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neuorientierungen

Von Heinrich Rustige

Recht, Verwaltung und Politik im Neuen Deutschland, herausgegeben von Dr. A. Bozi und Dr. H. Heinemann, bei Ferdin. Enke, Stuttgart.

Als im Jahre 1915 die Kriegsbegeisterung des Herbstes 1914 sich in einen entschlossenen Ernst wandelte, begann auch das Nachdenken über die Gestaltung der Dinge im Innern des Reiches und der Einzelstaaten nach dem Krieg. Den vielfach etwas allgemeinen Sprüchen in den Tagesblättern folgten dort selber und in den führenden Zeitschriften ernstere, tiefer gehende Aufsätze, bis dann einen einzelnen aber in sich geschlossenen Abschnitt der politisch zweifellos der wichtigste war, herausgreifend das Buch Thimme-Legiens erschien: „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland", der erste Schritt auf der Bahn wissenschaftlich-zusammenfassender Behandlung dieser Dinge.

Das Buch gehörte zu unserer Feldbücherei, aber leider konnte ich es nur wenige Tage und damit nur einige kurze Stunden genießen, da uns ein Abmarschbefehl überraschte. Einzelne Arbeiten daraus haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und so hat mich das Werk Bozi-Heinemanns, das mir liebe Freundschaft auf das Bett des Lazaretts legte, um so mehr interessiert, als es in einzelnen Teilen wiederum die Stellung der Arbeiterschaft und ihrer Verbände im Neuen Deutschland zum Gegenstand hat, sich aber, wie schon der Titel ausweist, noch andere Arbeitsgebiete gewählt und damit einen Schritt weiter auf dem Wege der „Nachkriegswissenschaft" gemacht hat.

Das Buch enthält 25 Aufsätze, wovon man zu dem Gebiet der Rechtspflege 9, der Verwaltung 3, des Arbeitsverhältnisses 4, den Rest zu der inneren und äußeren Politik in ihren verschiedenen Ausstalungen zählen darf. Eine Einführung wird ersetzt durch den packend geschriebenen Aufsatz Heinemanns: „Die soziale Kraft der Koalition." Nachdem Heinemann in großen Zügen dargestellt hat, wie sich im deutschen Vaterlande eine gewaltige Umwertung der Stellung und Bedeutung unserer Arbeiterschaft auf der einen Seite, des Militarismus — das Wort hat ja jetzt einen guten Klang! — auf der andern Seite vollzogen hat und wie bei Ausbruch des Kriegs das gemeinschaftliche Interesse an Deutscher Kultur und Deutschem Wirtschaftsleben sich als starke und tragfähige Brücke eröffnet hat, auf der sich die sozialen und durch das Arbeitsverhältnis begründeten Gegensätze treffen und ausgleichen konnten und mußten — zeichnet er mit großen aber scharfen Strichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den mächtigen und so wertvollen Einfluß, den die großen Verbände und Genossenschaften der Arbeitnehmer, aber auch der Arbeitgeber auf den günstigen Verlauf des gewaltigen militärischen und wirtschaftlichen Kampfes in allen seinen Beziehungen von der ersten Stunde bis jetzt ausgeübt hat. Aus diesem „Triumph des Koalitionsgedankens im Weltkrieg" zieht Heinemann die Folgerung, daß nach dem Krieg die deutsche Arbeiterschaft „zum Anschluß an das Staatsganze, zur organisierten nationalen Zusammenarbeit auf dem ethischen Boden der Selbstverantwortung" zugelassen werden müsse: er fordert die volle Koalitionsfreiheit!

Dieser Gedanke bleibt der rote Faden in denjenigen Arbeiten der anderen Mitarbeiter, in denen das Verhältnis der Arbeiterschaft zum Staat oder zum Arbeitgeber irgendwie berührt wird. Und überall wird die Forderung Heinemanns freudig bejaht mit einer Ausnahme: Der Geschäftsführer der Landwirtschaftskammer Posen Dr. Hoffmeister bekämpft meinem Empfinden nach mit unzureichenden Gründen in seinem Beitrag „Zur Landarbeiterfrage" das Koalitionsrecht der Landarbeiter. Er mutet ihnen zu, sich mit einer rein berufstechnischen Vereinsmeierei und mit der Interessenvertretung der Landwirtschaftskammer zu begnügen, obwohl ihnen für diese weder das aktive noch das passive Wahlrecht zusteht. Beachtenswerter und gerade durch die Gegenwart ins hellste Licht gerückt ist der Vorschlag, das Streikrecht der Landarbeiter insbesondere in der Erntezeit auszuschalten.

Wie Heinemann und die anderen für die Arbeiterschaft, so fordern Preuß und Lindemann für die Organe der Selbstverwaltung, insbesondere für die Städte vollste Freiheit der Betätigung und auch sie begründen es damit, daß gerade der Krieg ihre Leistungsfähigkeit auf das Höchste angespannt, aber auch auf das Beste bewiesen habe und daß deshalb das allgemeine Interesse des Vaterlandes die Beseitigung aller staatlichen, gesetzlichen oder verwaltungstechnischen Hemmnisse gebiete.

Von den Beiträgen zur Justiz — die in seinem Vorwort angegebenen Gründe haben leider Bozi selbst von einem Beitrag abgehalten — halte ich einen für besonders beachtungswürdig, weil er sich im Gegensatz zu den übrigen von mehr allgemeinen Gedanken und Vorschlägen loslöst und ein eng begrenztes Gebiet behandelt: Bambergers „Aufgaben des Friedensrichters". Die Forderung, endlich einmal die kleinen und kleinsten Privatrechtsstreitigkeiten im Werte bis etwa 100 Mark der ordentlichen Gerichtsbarkeit mit ihren formellen Voraussetzungen und Regeln und ihrem Instanzenzug zu entziehen und sie einem so frei als praktisch möglich wollenden Friedensrichter zu vergleichsweiser und nötigenfalls sofort endgültig entscheidender Erledigung zu übertragen, ist trotz mancher unbesprochen gebliebener Schwierigkeiten so ausgezeichnet begründet, daß sie voller Zustimmung der Richter, Anwälte und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Parteien sicher sein darf. Würde doch damit der Prozeßkrämerei ein starker Riegel vorgeschoben und der vernünftige altrömische Grundsatz: minima non curat praetor zur Geltung gelangen. Die Behauptung, der Friedensrichter dürfe aus jedem Beruf, nur nicht aus den Juristen gewählt werden, entbehrt dagegen der Begründung; diese wird nämlich darin gegeben, daß die Auslegung des bestehenden Gesetzesrechts sich oft mit dem gesunden Menschenverstand nicht vereinbaren lasse. Nein! Herr Justizrat! Allerdings stimmt leider die Auslegung des Rechts durch manche Gerichte — auch schon durch das Reichsgericht — nicht immer mit dem Ergebnis natürlicher Ueberlegung überein. Das liegt aber dann an juristischen Künsteleien und vor allem an unserem Präjudizienkult, den ein vernünftiger Jurist, selbst wenn er ihn im Berufe anwenden muß, verachtet und um den sich der Friedensrichter nicht kümmern wird.

Von allen weiteren Beiträgen sei schließlich noch derjenige des Prof. G. Bernhard hervorgehoben, der sich zweifellos das aktuellste Thema gewählt hat: „Finanzwirtschaft im Deutschen Reich." Also „im" nicht „das"! Denn Bernhard geht mit Recht davon aus, daß bei der uns bevorstehenden finanzwirtschaftlichen Umwälzung — der Ausdruck Reform ist hier zu schwach — eine Regelung der Finanzgesetzgebung nicht nur für das Reich, sondern auch für die Einzelstaaten, ja sogar für die Kommunalverbände notwendig wird. Bernhard geht an die Lösung dieser Aufgabe wirklich großzügig heran; er verzichtet auf Halbheiten und bekämpft Rückständigkeiten, wie die auch in unserer Kriegssteuergesetzgebung wieder eingeschlichene Steigerung der Verkehrsbelastungen mit schärfster Sachlichkeit. — Ob Helfferich nicht doch mehr Bankier als Finanzpolitiker war? — Man muß gerade die Arbeit Bernhard's selbst zur Hand nehmen, Einzelheiten würden gerade auf diesem Gebiet eher einen falschen Eindruck geben. Hat man doch schon bei nachdenklichem Lesen einen fast fragmentarischen Eindruck, als ob der Verfasser sich zu sehr beschränkt habe, infolge des begrenzten Raumes nur Umrisse seines Finanzplanes geben konnte. In Einzelheiten wird man anderer Ansicht sein, ja den Verfasser lebhaft bekämpfen dürfen. Aber man erkennt ein gründliches Eingehen auf unsere Wirtschaftsverhältnisse und -bedürfnisse und spürt ein starkes Wollen zur Neuschöpfung unserer gesamtdeutschen Geldwirtschaft und das tut uns gerade auf diesem Gebiet dringend not.

Hat man das ganze Werk durchgearbeitet — durchlesen kann man nicht wohl sagen — und überdenkt man die Arbeit noch einmal im Gesamten, so staunt man über die Fülle von Aufgaben, die sich dem Deutschen Volk aufdrängen, wenn es einst nach diesem Krieg zur Friedensarbeit zurückkehren und an seiner inneren und äußeren Wiederbelebung arbeiten will. Wie oft hat man uns während des Krieges erzählt, wie ausgezeichnet unsere wirt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftlichen, sozialen, kulturellen ꝛc. Zustände und Einrichtungen seien und nun stoßen wir hier auf eine überreiche Kritik und eine ebensolche Menge ganz neuer erst durch den Krieg erkennbar gewordener oder hervorgerufener Probleme. Zweifel drängen sich auf, ob wir nach den Anstrengungen des Krieges diese Arbeit noch leisten können. Sie schwinden aber und an ihre Stelle tritt stolze Freude, wenn man gleichzeitig sieht, daß und mit welchem Eifer, welch klarer Zielbewußtheit an der Lösung all dieser Aufgaben jetzt schon gearbeitet wird zum Wohle des ganzen deutschen Volkes.

Noch eines aber hat das Werk gemeinsam mit dem Buche von Thimme-Legiens: es ist der Versuch sachlicher, gemeinschaftlicher Arbeit von Männern der verschiedensten politischen und wirtschaftlichen Anschauungen und das wieder ist es, was solche wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeit der Vertreter der verschiedenen politischen Parteien so wertvoll macht: Der innere Burgfriede, der hiedurch geschaffen wird, wird uns einst, wenn der rein äußerliche Burgfrieden, den die Parteien bis jetzt gewahrt haben, wieder den notwendigen Kämpfen um die richtige Wirtschafts-, Sozial-, Rechts- und Kulturpolitik Platz gemacht hat, trefflich zu statten kommen, zum gegenseitigen Verstehen und damit zu sachlicher Führung und segensreichen Ergebnissen dieser Kämpfe für „Unser Neues Deutschland"!

Gedichte

Von Ernst Lissauer

Sommer

Sanfte Sommertagstunden
Golden von Schweigen durchwärmt,
Kummer hat mich gehärmt,
Wochen wie Wolken geschwunden.

Wiesen duften gelind,
Lüfte atmen verhalten.
Meine Seele gefalten,
Saugt wie ein Schmetterling.

Stille

Verschollen Hast und Trubel;
Ganz von Schweigen durchflößt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In ruhendem Andachtjubel
Schwebt meine Seele gelöst.

Gleich einem Sommerfaden
Segl' ich im Sonnenschein;
Mein Blut ist voller Gnaden,
Weitum bin ich allein.

Sehnsucht

Unruhig raunt in mir fragende Klage,
Halb bin ich fern, halb bin ich hier.
Etwas irrt und sucht unter Tage
Tief in mir, unter mir.

Die Donau fließt zwischen Wald und Wein
Ueber dem langsam langen Rollen,
Von der uralten Stille tief gestillt,
Steht eines Heiligen verwitternd Bild,
Vom dumpfen Ruf des Stroms umschollen.

Verzaubert bin ich in den Stein.
Ich sitz' am Tisch im öden Großstadthause,
Unträumend, wach das Auge, wach das Ohr,
Und lausche wieder ins Gebrause,
Und aus der Tiefe rollt und strömts empor.

Das Erntefest

Von Viktor v. Mehoffer

Ein junger Reserveleutnant, der kurz nach dem Kriegsausbruche als Einjährig-Freiwilliger eingerückt war und bald darauf in den Karpathen-Kämpfen in russische Gefangenschaft geriet, aus der er erst im Winter 1915 entwich, um über Rumänien zu unseren Truppen zu gelangen, erzählte mir:

Es war Ende Juli, als aus unserem Gefangenenlager Arbeitsabteilungen für die Ernte ausgehoben wurden. Da ich dem öden Leben in den Lagern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entrinnen wollte, meldete ich mich hiezu. Ich hatte vor dem Kriegsausbruche eine landwirtschaftliche Hochschule besucht, und da ich aus Nordungarn stamme und die slowakische Sprache beherrsche, erlernte ich in den zehn Monaten meiner Kriegsgefangenschaft so weit russisch, daß ich mich ganz gut verständigen konnte; man nahm mich daher gerne als so eine Art Aufseher und Dolmetsch für unsere meist aus Deutschen und Ungarn bestehende Mannschaft mit.

Unsere rund 500 Mann starke Arbeitsabteilung kam in ein kleines Landstädtchen in Podolien, wo wir in einer düsteren Kaserne, deren kahle Gänge nach dumpfer Kellerluft rochen, untergebracht wurden. Von hier aus wurden wir in kleineren oder größeren Partien auf mehrere Tage zu den Erntearbeiten auf die großen Güter der Umgebung kommandiert.

Die Bewachungsmannschaft bildeten gutmütige, aber stumpfsinnige Leute der älteren Aufgebote Rußlands; die Aufsicht hatte ein alter Unteroffizier, der schon oft in den ersten Vormittagsstunden völlig betrunken war und sich dann darin gefiel, die Kriegsgefangenen roh zu behandeln und auf alle mögliche Weise zu martern. Auch Schläge gab es manchmal; es bedurfte oft meines ganzen Einflusses und meiner ganzen Ueberredungskraft, um unsere Leute zu beschwichtigen und durch die ewige Vertröstung — an die ich aber selbst nicht mehr glaubte —, daß dieser unwürdige Zustand bald durch den bevorstehenden Friedensschluß enden werde, zu beruhigen.

Das Kommando über die ganze Abteilung führte ein Oberleutnant, ein intelligenter Mann in mittleren Jahren, der in seinem Zivilberufe Ingenieur eines größeren industriellen Unternehmens in Kiew war. In den Gefechten der ersten Przemysler Belagerung zerschmetterte ihm ein Schrapnellstück den rechten Fuß; er wurde ausgeheilt, doch blieb der Fuß steif und „zur Erholung" versetzte man ihn auf diesen Posten. Mit mir hatte er sich ziemlich angefreundet und lud mich öfters — besonders an regnerischen Tagen, an welchen die Feldarbeit unterbrochen werden mußte — zu sich ein, um sich die Langeweile zu vertreiben. In seiner mehr als bescheidenen Wohnung, die er in der gleichen Kaserne hatte, tranken wir Tee, den er, fortwährend Zigaretten rauchend, in unglaublichen Mengen zu sich nahm, und sprachen bis spät in die Nacht über russische und deutsche Literatur, die er aus einigen Uebersetzungen ziemlich gut kannte, und über Politik, wobei er eine Art von mit sozialen Ideen durchtränkten Kosmopolitismus entwickelte.

Ferner befand sich im Städtchen noch ein russischer Major, der ebenfalls wegen Kränklichkeit aus den Kampftruppen ausgeschieden wurde und nun hier das Kommando als Etappenoffizier führte. Wir bekamen ihn nie zu Gesichte, doch hatten alle unsere Wächter eine heillose Angst vor ihm. Bei unseren Teeabenden schimpfte mein Gastgeber über ihn mit dem ganzen Temperament der russischen Sprache und bezeichnete ihn als einen ehrlosen Streber,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der mit kriecherischem Wesen den in der Umgebung begüterten Adelsfamilien liebedienert, nur um vorwärts zu kommen.

Es war in jenen Tagen, als die Kunde von dem Falle Warschaus bis hinter die dicken Mauern unserer Kaserne durchgesickert war, obwohl auch die Bevölkerung des Städtchens nicht viel über den wahren Stand des Krieges erfuhr. Die Petersburger Zeitungen, die mit großen Verspätungen hierher gelangten, erläuterten in spaltenlangen Artikeln die strategische Notwendigkeit des Rückzuges, um die Deutschen in die Sümpfe hineinzulocken, aus denen sie nicht mehr heil herauskommen sollten; es sollte eine Wiederholung des Jahres 1812 werden. Daneben klagte man über Mangel an Arbeitskräften für die Kriegsindustrie und Landwirtschaft und befürwortete eine stramme Organisation. Das kleine Provinzblatt des Städtchens, das jeden Mittwoch und Samstag erschien, veröffentlichte flammende Aufrufe zur Bergung der Ernte; die Zahl der dem Bezirke zugewiesenen Kriegsgefangenen sei viel zu klein, es müsse die Bevölkerung mit allen Kräften mithelfen. Es bildeten sich zahlreiche Komitees, die Sitzungen und Versammlungen abhielten, in welchen viel gesprochen, aber wenig getan wurde.

An einem prächtigen Sonntagvormittag gingen wir 150 Mann stark nach einem 6 Marschstunden entfernten Gute des Grafen Schtscherbowitsch ab. Als wir durch die Gassen des Städtchens marschierten, gaffte uns eine große Menschenmenge, die eben aus der Kirche hinausströmte, nach. Hie und da viel eine Verwünschung auf die „verfluchten Deutschen", denn in Rußland macht man zwischen Oesterreichern und Reichsdeutschen keinen Unterschied. Nach einem anstrengenden Marsche in der größten Sonnenglut kamen wir gegen 6 Uhr abends ganz erschöpft auf dem Gute an, wo für uns in einem großen Saale eines ebenerdigen Nebengebäudes, das sonst wohl als Magazin gedient haben mochte, frisches Stroh zum Nachtlager aufgeschüttet war. Während wir das aus Heidegrütze bestehende Abendmahl verzehrten, liefen Knechte und Mägde herbei und sahen uns neugierig zu; die Männer machten derbe Witze, die Dirnen kicherten. Wir mochten auch verschwitzt, wie wir waren, in unseren geflickten und staubigen Uniformen, von denen man alle Chargeabzeichen herabgerissen hatte, keinen besonders günstigen Eindruck gemacht haben.

Plötzlich stob die ganze Schar auseinander: Die Herrschaft komme, hieß es. In dem weitgeöffneten Tore erschien lachend und laut schwatzend eine Gesellschaft feiner Herren und Damen. „Also wagen wir uns in die Höhle des Löwen," rief spöttisch ein junger Gardeoffizier, der den anderen voranschritt. Der Hausherr, Graf Schtscherbowitsch, ein ausgemergelter Mann, mit einem Gesichte, auf dem wohl alle Laster ihre Spuren hinterlassen haben, tat sehr herablassend und freundlich. Er fragte, ob von uns jemand russisch verstehe, und als ich mich meldete, erkundigte er sich, ob uns das Essen ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmeckt habe, was ich natürlich mit einem Dankesworte bestätigte. Wir mögen uns nur gut aufführen und keine Ungelegenheiten machen, dann sollen wir hier nicht zu klagen haben.

„Sie sehen so furchtbar roh und verwegen aus", sagte auf französisch die Hausfrau, eine junge, hübsche Blondine, mit großen, verschüchterten Kinderaugen. „Wenn nur keine Revolte unter ihnen ausbricht! Es sind so wenige Soldaten zur Bewachung da — wir wären alle verloren!" — „Madame", erwiderte ich französisch, „beruhigen Sie sich. Oesterreichisch-ungarische Soldaten sind keine Räuber. Sie brauchen keine Angst vor uns zu haben. Wir haben für unser Vaterland gekämpft, wie es unsere Ehre und unser Gewissen geboten, aber nun wir das Unglück hatten, in Kriegsgefangenschaft zu geraten, werden wir auch hier unsere Pflicht in Zucht und Ordnung erfüllen. Sie sollen mit uns zufrieden sein." Der Graf wendete sich überrascht um: „Woher kennen Sie französisch?" — „Aus der Schule, Herr Graf." — „Was für Schulen haben Sie besucht? Was sind Sie?" — Ich berichtete kurz über meinen Studiengang. — „Warum sind Sie kein Offizier?" — Ich erklärte ihm, daß bei uns die Einjährigen den Offiziersrang erst nach einiger Dienstzeit erhalten. Er schüttelte verwundert den Kopf: „Mon Dieu, ein Mensch aus guter Familie, mit akademischer Bildung — und kein Offizier!?" Und er bot mir eine Zigarette an.

Eine überaus schlanke und stark geschminkte Dame — wie ich später erfuhr, eine reiche Witwe nach einem Staatsrat — trippelte mit hoch aufgerafftem Seidenrocke zwischen unseren „Bakas"*) umher und musterte sie durch ein goldenes Lorgnon. Vor einem jungen Honvedhusaren blieb sie stehen. „Geben Sie acht, Wera Moscharowna", näselte der Gardeoffizier, „das ist einer der berüchtigten „roten Teufeln." Alles umringte unseren Farkas und begaffte ihn wie ein wildes Tier. Der stand verlegen schmunzelnd da und zwirbelte an seinem Schnurrbart. „Oh, ein roter Teufel", lächelte die magere Dame. „Beißt er? Nun, mir wird er nichts tun. Nicht wahr?" Und sie fuhr ihm streichelnd mit dem Lorgnon über die Wange.

Dann war noch ein dickes Frauenzimmer im derben Lodengewande da, das alle „Durchlaucht" anredeten. Sie sprach ganz gut deutsch, wenn auch mit starkem slavischen Akzente und redete vertraut und gutmütig mit den Kriegsgefangenen, während sie, fortwährend Zigaretten rauchend, burschikos mit der Reitpeitsche auf ihre Schaftstiefel klopfte: „Ihr armen Teufel, habt Ihr wohl was zum rauchen? Da habt Ihr, raucht" — sie teilte rechts und links Zigaretten aus — „und seid nicht traurig; dieser dumme Krieg wird bald aus sein, dann kommt Ihr zu Weib und Kind. Raucht nur . . . !"

*) „Baka", eine Bezeichnung für ungarische Infanteristen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am nächsten Morgen rückten wir beim Sonnenaufgang mit Sense und Rechen aufs Feld aus, um das schier endlose Kornmeer, das in prächtiger Reife im Morgenwinde wogte, umzulegen. Mit wahrer Freude gingen unsere Leute an die ihnen gewohnte Arbeit. Gegen 8 Uhr, als schon die Sonne hoch am Himmel stand, kam eine Reihe von Leiterwagen angefahren. Es war die Gutsherrschaft mit den Gästen, dann aus der Stadt eine Schar junger Burschen — Schüler des dortigen Lyceums — und Bürgermädchen, die uns bei der Schnittarbeit helfen sollten. Auch der russische Major war mitgekommen, dem der Unteroffizier stramm die Meldung erstattete.

Mit viel Geschrei und Umständlichkeit stürzte sich der ganze Schwarm an die Arbeit, wobei sie uns aber wenig halfen, eher überall im Wege standen und alles durcheinander wirbelten. Wir waren froh, als schon nach der ersten Stunde der Feuereifer unserer Helfer erlahmte. Einige Zeit balgten sie sich noch auf den Kornschobern herum, dann drückte sich einer nach dem anderen nach dem schattigen Rande eines nahen Buchengehölzes.

Wera Moscharowna, die in einem echten, kurzgeschürzten Bauerngewande erschienen war, kokettierte mit ihren nackten, weißen Füßchen, auf denen sie zierlich wie eine Bachstelze zwischen allen herumhüpfte. Als sie aber merkte, daß der Schweiß über ihre geschminkten Wangen in weißen Striemen floß und ihre künstlich gewellten Haare in feuchten Strähnen herabhingen, verschwand sie ebenfalls in die Gebüsche des Waldes, aus denen sie erst nach einer halben Stunde frisch hergerichtet herauskam.

Nur die dicke Durchlaucht hielt tapfer auf dem in Sonnenglut gleißenden Felde aus. Sie ließ sich von einem oberösterreichischen Landsturmmanne alle Handgriffe mit der Sense vormachen: „Zeigen Sie mir, bitte sährr, das noch einmal. Aber genau, bitte sährr; ich möchte das wirklich erlernen." Und als sie es halbwegs heraus hatte, schritt sie breitspurig mit der Reihe der Schnitter einher, schwitzend und pfauchend zwar, aber sie mähte im großen, weiten Schwunge unverdrossen weiter. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, um sich den Schweiß fluchend abzuwischen und ihre geleistete Arbeit zu überblicken. „Sehen Sie", sagte sie ganz stolz zu mir, „es geht ja, es geht schon. Nicht so, wie die andern dort" — sie wies nach dem Waldrande hin — „die sind faul, furchtbar faul. Wir Russen sind gutes Volk, aber faul."

Um die Mittagszeit wurde Rast gemacht und im Schatten der mächtigen Buchen das einfache Schnittermahl eingenommen. Etwas abseits von uns hatte sich die Herrschaft zu einem Picknick gelagert, wobei in Eis gekühlte Sektflaschen fleißig Runde machten. Wera Moscharowna trug, auf einen Rechen malerisch gestützt, Gedichte von Puschkin vor. Unsere Leute begannen leise Heimatslieder zu singen. Plötzlich ertönte eine volle Baritonstimme, die weithin in langgezogenen weichen Tönen durch den Wald hallte; es war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Farkas, der seine schwermütigen Ungarlieder sang. Alles strömte hinzu und lauschte; als er geendet, klatschten die Herrschaften Beifall. Wera Moscharowna rief begeistert: „Ein prächtiger Kerl, ich muß ihm einen Kuß geben!“ Und ihn übermütig umhalsend streifte sie mit ihren Lippen flüchtig seine Wange. Dem jungen Burschen stieg eine heiße Blutwelle über das Gesicht und färbte seine sonnverbrannten Züge dunkelrot. Mit funkelnden Augen packte er die schmiegsame Gestalt und preßte sie an sich. Sie kreischte laut auf und entfloh. Alles lachte. „Der Kerl hat Kraft wie ein Bär; hätte mir bald alle Rippen zerbrochen,“ lachte das Weib. Der russische Major mischte sich hinein: „Nun können die Leute wieder an die Arbeit gehen.“ — „Faschol!“, schrie uns der Unteroffizier an. Langsam und widerwillig erhob sich unsere Mannschaft. Man brummte: „der Farkas mit seinen blöden Sachen; wir hätten noch gut eine halbe Stunde liegen können; nun müssen wir wieder robotten.“

Als die Sonne sich gegen den Horizont neigte und die Hitze etwas nachgelassen hatte, kam die Jugend wieder aufs Feld und half uns Garben binden. Am nächsten Tage kamen nur wenige mehr zur Arbeit hinaus und vom vierten Tage an blieben sie ganz aus.

Nach beiläufig zehn Tagen waren wir, begünstigt durch ein andauernd schönes Wetter, mit unserer Arbeit fertig und endlose Stoppelfelder dehnten sich hinter unseren Schnitterreihen aus. Am letzten Tage kam wieder die ganze Gesellschaft heraus, um am Abend in geschmückten Wagen, russische Erntelieder singend, in einem etwas komödiantenhaften Zuge heimzuziehen nach dem Gute, wo ein Erntefest veranstaltet werden sollte. Für uns waren im Gutshofe aus Brettern zusammengezimmerte Tische aufgestellt, an denen wir Bigos — ein Gericht aus Kraut und kleinwürfelig geschnittenen Fleisch- und Wurststücken — verzehrten, das uns nach der eintönigen Kost trefflich mundete. „Fehlt nur Paprika,“ meinte Farkas, „dann wäre es fast so gut wie Szekely-Guljasch.“ Auch mehrere Fäßchen Bier wurden zur Feier des Tages angezapft. Oben im hellerleuchteten Herrschaftshause ging es ebenfalls hoch her. Die Herrschaft unterhielt sich. Gegen 10 Uhr nachts brachte ein Diener die Botschaft, Farkas und ich mögen hinaufkommen. Farkas striegelte noch umständlich an seiner hergenommenen Uniform herum, dann gingen wir hinauf. Oben empfing uns der Graf sehr kordial und erklärte, die Frauen wünschen Farkas singen zu hören; ob ich ihn auf dem Klavier begleiten könnte. Als ich dies bejahte, führte er uns in den großen Saal, in welchem die ganze Gesellschaft versammelt war. Farkas sang; dann verlangte man, er solle Tschardasch tanzen. Wera Moscharowna bot sich als Tänzerin an; sie hätte einst im Petersburger Institute diesen Tanz gelernt. Was sie tanzte war eher alles andere als der ungarische Nationaltanz, aber da sie einige Schritte kannte und Farkas sie gut zu dirigieren verstand, ging es ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

prächtig. Den Schluß tanzten sie im rasenden Zeitmaß, die Körper eng aneinander gepreßt und ihre Blicke bohrten sich glühend ineinander. Man applaudierte stürmisch die seltene Augenweide.

Auch mir sagte die Hausfrau über mein Klavierspiel artige Schmeicheleien; ich möge noch etwas zum besten geben. Ich spielte Chopin und Czajkowsky Als ich mich vom Flügel erhob, sah ich mich vergeblich nach Farkas um; auch Wera Moscharowna war aus dem Saale verschwunden. „Sie spielen Czajkowsky, als ob Sie ein Russe wären. Sie verstehen die russische Volksseele," meinte die Hausfrau. „Und doch versteht Ihr Deutsche das russische Volk nicht und führt diesen grausamen Krieg gegen uns!" ergänzte der Hausherr. — „Wir führen den Krieg gegen die russische Regierung, Herr Graf, nicht aber gegen das russische Volk," entgegnete ich ausweichend. Unterdessen war Wera Moscharowna, von der Terrasse kommend, im Saale erschienen und kurz darauf zeigte sich auch Farkas in der offenen Terrassentüre. „Wo warst Du?" frug ich ihn leise. Er gab keine Antwort.

Farkas mußte noch ein Lied singen; aber seine Stimme klang diesmal heiser und gepreßt. Dann bat ich den Grafen, uns gütigst entlassen zu wollen, da wir morgen zeitlich wegmarschieren müßten. Er griff nach der Brusttasche; offenbar wollte er uns Geld geben, wußte aber nicht, wie dies anzustellen. Er fürchtete, daß ich ein Geldgeschenk ablehnen würde, wurde verlegen, schließlich reichte er mir die Hand und dankte für die Musik. „Ich wünsche, daß es Ihnen gut ergehe und daß Sie bald wohlbehalten in Ihre Heimat kommen mögen," fügte er hinzu.

Ich konnte in dieser Nacht lange nicht einschlafen und wälzte mich unruhig auf meinem Strohlager umher. Gedanken über all die Menschen, die ich hier gesehen, zogen wild durch mein Gehirn: der Graf, die Gräfin, die dicke Durchlaucht, Wera Moscharowna . . . Plötzlich schreckte mich aus meinem Halbschlummer ein Geräusch auf. In demselben Augenblicke ging das große ins Freie führende Tor auf, und vom Mondlicht scharf beleuchtet, sah ich die schleichende Gestalt Farkas. Ich rief ihn an, doch er hörte nichts und verschwand. „Wie unvorsichtig von dem Burschen," dachte ich, „wie leicht kann ihn der vor dem Gebäude stehende russische Posten anschießen." Ich sprang auf und tastete mich in dem dunklen Raume nach dem Ausgang hin. Draußen herrschte eine fast beängstigende Stille; nur der untergehende Mond spann seine geheimnisvollen Silberfäden und die Bäume und Büsche warfen langgestreckte phantastische Schatten. Unter einem solchen Busche lag der Posten, das Gewehr neben sich, und schlief. Vom Farkas keine Spur. Als ich gegen das Herrschaftshaus hinblickte, sah ich auf einem Balkon des ersten Stockwerkes eine weibliche Gestalt im Nachtgewande — Wera Moscharowna. Was konnte ich da tun; ich ging zurück und legte mich nieder.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als ich erwachte, stand die Sonne schon am Himmel. Von draußen drang ein dumpfes Stimmengewirr. Vor dem Tore stand unsere Mannschaft und schien erregt etwas zu besprechen. Ich zog mich rasch an und ging hinaus: „Was gibts?" — „Farkas." — „Was ist mit ihm?" — „Vor dem Herrschaftshause liegt er." — Ich eilte fort. Auf dem steingepflasterten, aber von Gras überwucherten Hofe lag Farkas mit zerschmettertem Kopfe. Um ihn herum standen der Major, der Unteroffizier, mehrere Soldaten und Knechte.

„Melde gehorsamst, Herr Major, dort ist er heraufgestiegen und abgestürzt," leierte mit überlauter Stimme der Unteroffizier und wies auf eine Stelle unter dem Balkone, wo ein Stück des Gesimses abgebröckelt war: „Einbrechen wollte er, stehlen!" bestätigte der Major. Als er mich erblickte, sagte er wegwerfend: „Dieses Diebsgesindel! Das ist der Dank, wenn man mit diesem Deutschen Gesindel freundlich ist." Dann schrie er: „Marsch, alles ins Quartier!" Und zum Unteroffizier gewendet: „Ich lasse Euch alle krummschließen, wenn sich einer von diesem Gesindel noch draußen blicken läßt. Zusammenpacken! In einer Stunde abmarschieren!"

Niedergeschlagen packten wir unsere Rucksäcke und marschierten ab. Hinter dem Zuge fuhr ein Bauernwagen mit der Leiche des armen Farkas; der Pope des Gutes wollte nicht gestatten, daß er auf dem Friedhofe des Dorfes begraben werde. Von der Herrschaft des Schlosses sahen wir niemanden mehr; nur die Knechte und die Mägde standen beim Wirtschaftsgebäude; darunter eine schwarze Magd, die bitterlich weinte. Ich habe sie oft mit Farkas schäkern gesehen. „Was weinst denn so?" frug ein alter Pferdeknecht. „Es ist doch nur ein „verfluchter Deutscher!"

Die nächsten Wochen in der städtischen Kaserne waren für uns eine harte Zeit. Auf Befehl des Majors: strenge Behandlung, alle Erleichterungen eingestellt, verschärfte Bewachung, viel Arbeit, schlechtes Essen. Auch der Oberleutnant wollte mich nicht mehr kennen und wandte den Kopf ab, wenn er mich zufällig begegnete.

In dem Wochenblättchen las ich aber eines Tages einen Artikel über die Ernte auf dem Schtscherbowitsch'schen Gute: „. . . Rußland erwacht! Eine neue Zeit bricht an. Der hohe Adel, die Regierungsorgane, der Bürger und Bauer reichen sich die Hand zur gemeinsamen Arbeit, um den Segen Gottes aus eigener Kraft von den Fluren unter das schützende Dach zu bringen. Ist das nicht eine Vorbedeutung? Das russische Volk braucht keine fremdländische Unterstützung mehr, aus eigener, geeinter Kraft wird es sich erheben zu seiner wahren Größe! Das große herrliche Rußland muß und wird siegen! . . ."

Zornig ballte ich den Papierfetzen zusammen und warf ihn fort. Dann mußte ich aber lachen, herzlich lachen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jüdisches Volksleben

Wie selbst das kleinste Staatsgebilde heute die Weltpolitik als Lebensnotwendigkeit empfindet, sollte keine nationale Strömung, wo auch immer, den großen Staatslenkern zu gering sein, um sich mit ihr zu beschäftigen und sichtbar Stellung zu ihr zu nehmen. Nicht vom Zionismus möchte ich reden, der ja doch nur einen Bruchteil der Juden umfaßt, aber von dem erwachenden Selbstgefühl und Volksbewußtsein, das durchaus nicht mit Zionismus identisch sein muß, der Herzenserkenntnis der Zusammengehörigkeit, die überall fühlbar in raschem Wachstum begriffen ist. In Rumänien wurde in den Munitionsfabriken und verschiedenen anderen wichtigen Betrieben in den Tagen, die der Kriegserklärung vorausgingen, zugleich mit den deutschen, österreichischen und bulgarischen Staatsangehörigen alle jüdischen Arbeiter und Beamten entlassen oder pensioniert. Durch ein eigenes Dekret wurde den Juden verboten, vor den in Rumänien einmarschierenden Russen „den Wohnort zu wechseln!" Lauter und unzweideutiger braucht wohl nicht bewiesen zu werden, auf wessen Seite trotz Englands Liebeswerben die Juden im neutralen Auslande mit ihren tätigen Sympathien stehen und daß ganz gewiß auch anderswo, z. B. in Amerika, wo es naturgemäß nicht so greifbar hervortreten kann, die Millionen Juden, namentlich die Hunderttausende russischer Emigranten, für uns, wo es nur irgend geht, mit allen Kräften arbeiten.

Wie seit jeher jedes Unheil im Leben der großen Völker, unter denen sie verstreut sind, trifft auch der Weltkrieg am schwersten die Juden. Wie sehr sind schon die Polen und die Teile der mohammedanischen Völker zu bedauern, die lange nicht auf allen Fronten und in allen Heeren wie die Juden wider einander kämpfen, wie sehr die Iren und die mazedonischen Bulgaren, die für ihre Peiniger bei weitem nicht in dem Maß wie die Juden für die Russen zu hunderttausenden verbluten. Das Schlimmste aber ist, daß der Krieg im Osten überall (in Lithauen, Polen, Wolhynien, Galizien, in Bessarabien und in der Bukowina) gerade in dem Gebiet wüstet, wo sie noch in großen proletarischen Massen, in Millionen seit vielen hundert Jahren dicht beisammen wohnen und unter den wechselnden Formen der Unterdrückung ihr eigenes Volksleben führen. Ihr eigenes Volksleben? — Hier im Westen, wo sich die Juden so sehr bemühen, sich möglichst in nichts von ihrer Umgebung zu unterscheiden, wird man das kaum glauben oder doch jedenfalls für eine Rückständigkeit, Trägheit, ein Zeichen zu überwindender Unfreiheit und Kulturabneigung ansehen. Aber wenn wir den hungernden irrenden Flüchtlingen mit ihren zahlreichen Familien in unsern Straßen begegneten, in ihrer derben lebhaften Naivität, in ihrer vielfach gewohnten Armut und Not, ihrer seltsamen Kleidung und ihrem urwüchsigen gutturalen Dialekt, — wer hätte da nicht gefühlt, daß das eine fremde, in sich geschlossene Welt ist? Menschen, die wirklich nicht nur das Religionsbekenntnis von den sie umgebenden Volkselementen unterscheidet, die eine ganze Reihe äußerer und innerer Besonderheiten mit eingeborener Selbstverständlichkeit an einander bindet: Eine Volksgemeinschaft.

In einem vortrefflichen Buch von sehr bunter Reichhaltigkeit „Das Buch von den polnischen Juden" herausgegeben von S. J. Agnon und Aron Eliasberg, Jüdischer Verlag,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berlin, ist dieses eigene, ureigene Volksleben mit eindringlicher kraftvoller Anschaulichkeit vor uns hingestellt in seinen eigenen ungeschminkten Farben; alle tief in ihm liegenden natürlichen Werte und manche Schwächen, die eigenartigen gesellschaftlichen und familiären Zustände, Tragik und Komik im Alltag und Sabbath dieser Seele. In der Einfachheit der Sprache und Darstellung, rein von allem künstlichen Beiwerk und überflüssigen Schmuck liegt die eindrucksvolle Echtheit des Buches, das weit mehr ist als ein unterhaltsames Lehrbuch für die Jugend, das es sein will.

Es beginnt mit den Legenden, die sich an die jüdische Einwanderung in Polen knüpfen und bringt dann in loser historischer Folge eine Reihe von äußerst merkwürdigen und charakteristischen geschichtlichen oder sagenhaften Begebenheiten und Persönlichkeiten aus mittelalterlicher und aus jüngster Vergangenheit. Sofern sie sich verpflichteten, Regen für die Ernte des Landes von ihrem Gott herabzubeten, gewährte ihnen der König zu Gnesen Ansiedlung und Freiheit des Glaubens, der Bewegung und Betätigung im ganzen Reiche. Einmal wurde ein weiser Jude, Rabbi Schaul, Hausminister des Fürsten Radziwill, später regierender Präsident des polnischen Reichstags und für eine Nacht sogar wirklicher gewählter König, dem man huldigte und durch dessen Protektion dann König Sigismund auf den Thron kam. Ein junger Graf Potocki wurde durch das Studium der Thora zum jüdischen Glauben bekehrt, reiste nach Amsterdam, wo der Uebertritt erlaubt war, verzichtete auf das Leben eines Ritters und Großen des Reiches und lebte in einem lithauischen Dorf als versteckter kleiner Talmudgelehrter Abraham nur dem Studium der Lehre und heiligte, als er entdeckt wurde, standhaft den Namen des Gottes, den er als den wahren erkannt hatte, unter fürchterlichsten Folterqualen auf dem Scheiterhaufen. Noch vieles andere wird erzählt: Aus der Zeit der Kosakenaufstände, von einer verhängnisvollen Wallfahrt, von Wundern und Taten heiliger Männer. Ein Häuflein lustiger Geschichten und Schnurren schließt sich daran, die in ihrer Originalität und urwüchsigen Komik, — ins Jüdische transponierte Schildbürger-, Till Eulenspiegel- und Münchhausenstückchen, — Zeugnis ablegen von gesundem natürlichem Volkswitz und gerade gewachsener derber Volksphantasie, die man ja eben den Juden so gern absprechen möchte. Auch glücklich gewählte literarische Leckerbissen gibt es: von Perez köstliche Charakterstudien aus den untern und mittlern Schichten jüdischer Landbevölkerung, von Schalom Asch eine farbenfrische lebendige Idylle: Die Schilderung eines Sabbaths bei einem frommen Dorfnotablen und von unserem Martin Buber in seiner edlen reinen Vortragsweise Legenden von dem großen letzten Propheten Bal Schem, dem sagenumwobenen Gründer der Sekte der Chassiden.

Oskar Baum

Theaterkultur-Dilettanten

In Hildesheim wurde in den letzten Augusttagen ein „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur" auf einem zweitägigen Kongreß gegründet, nachdem schon im Mai Flugblätter und Aufrufe für das neue Unternehmen geworben haben. Wie zu erwarten war, handelt es sich um eine Vereinigung, die sich aus moralischen, konfessionellen und falschen nationalen Gründen mit dem Theater der Gegenwart nicht zufrieden gibt. Zahlreiche katholische Verbände haben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Gründungstagung besucht und auch einige Dichter fehlten nicht, deren Verhältnis zum Theater durch eine besondere Erfolglosigkeit charakterisiert wird. Die sittliche Hebung des deutschen Theaters ist gewiß eine ernste Aufgabe und viele Männer des deutschen Volkes haben sich um dieses wichtige aber so ungeheuer schwere Problem bemüht. Am meisten hat seit Jahren die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger dafür getan. Sie hat Erfolg gehabt, wirkt weiter in ihrem wohltätigen Sinn und wird hoffentlich über kurz oder lang eines ihrer wünschenswertesten Ziele, das Städtebundtheater, erreichen. Dieses Ziel ist deswegen von hohem Wert, weil die materielle Gesundung der Verhältnisse an den Provinztheatern eine künstlerische zur Folge haben wird. Armut und Schund hängen ja leider eng zusammen. Ohne Zweifel haben die Bedingungen, unter denen ein Theater arbeitet, mit den sittlichen Wirkungen der Bühne zu tun Aber mehr als jetzt geschieht, kann im Augenblick nicht geschehen: nämlich eine beträchtliche Anzahl deutscher Bühnen versucht ihre Leistungen mit künstlerischen Arbeiten zu rechtfertigen und die genossenschaftliche Vereinigung der Arbeitnehmer reinigt die sozialen Verhältnisse des Berufs unermüdlich und zielbewußt. In diese Arbeit pfuscht nun der neue Verband hinein, als ob nicht die Mißstände des Theaters vom Zugstücksystem bis zur Nachtkritik ununterbrochen bekämpft und angegriffen wurden. Mit neuen Phrasen ist aber nichts getan, sondern nur mit neuen Waffen. Daß der Verband über solche verfügt, habe ich nicht bemerkt und die Zusammensetzung seines Ausschusses gibt auch die sichere Gewähr, daß er keine neuen Gebote erfinden, nicht einmal die alten gebrauchen wird. Er will nämlich gar nicht eine sittliche und künstlerische Reinigung der Bühne im Sinne der Genossenschaft, sondern im Sinne jener, die die Uebersetzung der „Immer feste druff" — Poesie in Schillersche Jamben fordern und die ihnen widerwärtige, ja verhaßte Moderne in allen Formen aus unserem Leben verdrängen möchten. Natürlich ist das nicht auf dem Kongreß gesagt worden, wo das Konfessionelle und Nationale liberal vertuscht wurde, aber man begeht wohl kein Unrecht, wenn man die Ansichten des in den Hauptausschuß gewählten Dr. Dinter mit denen der Gründer des Verbands für mindestens wohlverwandt hält. Ueber diese Ansichten unterrichtet uns Dinters Broschüre „Weltkrieg und Schaubühne" (München 1916, J. F. Lehmann), eine der krassesten antisemitischen Schriften, die während des Weltkriegs erschienen sind. Aus diesem Grunde ist es schon zu bedauern, daß sich Männer wie Paul Ernst, Eugen Diederichs, Rickelt, Ernst Leopold Stahl und offizielle Persönlichkeiten von den Phrasen der Verbandsgründer haben fangen lassen. Aber sehen wir davon ab, daß der Verband Theaterkultur mit chauvinistischer Kultur identifiziert, welcher trostlose vereinsmeierische Dilettantismus ist das, der nach den großen Enttäuschungen in der Vergangenheit, nach der Resignation von Lessing und Wagner, alle Deutschen mutig zur Schöpfung eines Nationaltheaters zusammenruft. Das Theater ist immer ein Rhodus, zu dem nichts gehört als eine Persönlichkeit, die Schauspielkunst und Dichtung lebendig verbindet. Welche Arbeit, welche Mittel, welches große Talent, wie viel Zeit gehört dazu, eine Bühne zu schaffen und zur Vermittlung auch nur eines Drittels des klassischen und modernen Repertoires fähig zu machen. Das Burgtheater war einmal so weit und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reinhardt wird einmal, wenn er sich nicht verliert, soweit kommen. Und das wollen nun die Herren in Hildesheim so nebenbei machen. Geld und Papier hat heute anderen Wert und wenn der Verband seinen Tatendrang nicht hemmen kann, soll er Lienhard, Bartels und König in Berlin herausbringen und durch unermüdliches Serienspiel durchzusetzen suchen. Aber das wird er nicht tun, denn das wäre eine Tat, nach deren Mißlingen er sich auflösen könnte und er muß bestehen, um Geld und Phrasen zu verschwenden und Eitelkeiten zu befriedigen. In ernsten Kreisen, die statt zu reden arbeiten, wird über ihn nicht einmal gelacht.

Felix Stössinger

Herr Heckfisch

Alexander Solomonica hat unter dem Titel „Herr Heckfisch" bei S. Fischer, Verlag, Berlin, eine Novelle erscheinen lassen. Sie ist ein Seelenbericht von hartnäckiger Konsequenz, eine Analyse der Empfindungen eines Einzelnen, ein Manometer der Gedanken, ein Seismograph jener Triebe, denen wir unbewußt untertan sind. Es ergibt sich von selbst, daß man beim Lesen an die Seelenschilderungen Dostojewskis denken muß. Solomonica läßt den Obersteuersekretär Heckfisch erzählen, wie er an einem dienstfreien Nachmittag ausgeht und dann durch Zufall mit einigen früheren Schulfreunden zusammentrifft. Heckfisch fühlt sich diesen Menschen gegenüber unsicher, glaubt sich nicht genügend beachtet und sucht nun auf allerlei Art ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er versuchts durch Reden und Mittel, die eigentlich lächerlich sind und die ihn von seinem Ziele immer mehr entfernen müssen. Unbefriedigt, zornig und erfüllt mit Haß verläßt er schließlich die Bekannten und geht spät am Abend ins Café, um seine Selbstachtung wiederherzustellen. Er findet einen einfachen Arbeiter, mit dem er Billard spielt. Heckfisch verliert die Partie und den Geldeinsatz. Er gibt sich Rechenschaft darüber, daß er heute merkwürdig schlecht spielt, aber die Erklärungen, die er findet, gewähren keinen Trost und entlasten ihn nicht von dem demütigenden Gefühl der Unterlegenheit. Er bekämpft seine nervösen Störungen, sucht sich zu konzentrieren und verliert dennoch immer mehr jede Sicherheit. Und so enden auch die weiteren Spiele für ihn mit Niederlagen. Er versuchts zum Schluß durch einen Betrug, Spiel und Geld zu retten. Aber auch dies mißlingt. Die Feindseligkeit der Umwelt entpört ihn aufs Aeußerste und weckt seine Rachsucht. Die Gefühlsspannung, unter der er leidet, treibt ihn zu irgend einer Gewalttat, und er begeht in der Vorstadt, ehe der Morgen kommt, ein Verbrechen, das er sich gegenüber rechtfertigt als eine Tat der seelischen Notwehr gegen die Einengung seines Lebensgefühls.

Diese Novelle ist eine Seelenstudie, die jede Schwingung notiert und die eine Auflösung jener Regungen bietet, die unbewußt in uns aufkeimen, um Gedanke und Tat zu werden. Hier ist ein Spiegel, der uns das Bild eines Gegenwartsmenschen zeigt. Man betrachtet dieses Bild und findet Bestätigungen und Erkenntnisse.

Hermann Bagusche

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Sozialdemokratie im zweiten Kriegsjahr

Von Ludwig Quessel, M. d. R.

Auf den unpolitischen Sinn der deutschen Geschichtsschreibung wird man es zurückführen müssen, daß selbst den Gebildeten der Nation das Verständnis für die historische Bedeutung der deutschen Parteien zumeist abgeht. Die Abneigung der deutschen Historiker, die Wirksamkeit der Parteien im Rahmen der deutschen Geschichte darzustellen, ihren Anteil an den Geschehnissen unseres Staats- und Volkslebens zu bestimmen und ihren Einfluß auf die Entschließungen unserer Staatsmänner nachzuweisen, läßt sich wohl damit erklären, daß sie, die zahlreichen Fraktionen des Reichstags und der Landesparlamente überhaupt für ebenso viel Parteien haltend, vermeinen, eine historische Einwirkung dieser sich ewig streitenden Vielheit auf den Gang unserer Geschichte gar nicht feststellen zu können. Dieser Auffassung muß zugestanden werden, daß von dem toten Buchstaben der Programme der Fraktionen und den Parlamentsreden ihrer Abgeordneten selten bleibende Einwirkungen auf den Gang unserer Geschichte ausgegangen sind. Ein ganz anderes Bild erhält man aber, wenn man von dem geräuschvollen Treiben der Fraktionen, dessen Ergebnis zumeist recht gering ist, absieht, und seine Aufmerksamkeit den großen politischen Strömungen zuwendet, die als treibende Kraft des politischen Geschehens der Tätigkeit der Fraktionen erst ihren Inhalt geben, wobei man sich durch deren große Zahl nicht darüber täuschen lassen darf, daß wir in Deutschland, wenn wir von den fremdsprachigen Nationalisten (Polen, Franzosen, Dänen) und einigen Partikularisten (Welfen) absehen, immer nur drei Parteien (Konservativismus, Liberalismus und Sozialismus) gehabt haben, die, obwohl in verschiedene Fraktionen gespalten, doch vermöge einer nur ihnen eigentümlichen Staats- und Sozialtheorie im historischen Sinne stets eine Einheit bildeten.

Aus Ritterschaft und Geistlichkeit im Kampf gegen die Staats- und Sozialtheorie des Liberalismus hervorgegangen, verlor der Konservativismus schon wenige Jahre nach seiner Entstehung die fraktionelle Einheit, indem sich von ihm der katholische Flügel absonderte, der als Fraktion aber erst in den siebziger Jahren größere Bedeutung erlangte. Die deutsche Politik Bismarcks sprengte denn auch 1866 den evangelischen Flügel auseinander. Von den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

partikularistisch gesinnten Konservativen, die von der „Fabrizierung" Deutschlands die „Ruinierung" Preußens befürchteten, sonderten sich die Freikonservativen ab, die nicht zu Bismarck in Opposition treten wollten. Gegenwärtig ist der Konservativismus die an Fraktionen und Gruppen reichste Partei Deutschlands. Nichts ist jedoch irreführender als die politische Fabel, nach der hinter ihm nur die wenig zahlreiche Gruppe der preußischen Großgrundbesitzer und ihres bureaukratischen Anhangs steckt. Diese Anschauung hätte einen berechtigten Kern, wenn der deutsche Konservativismus nur aus den beiden Fraktionen der Deutsch- und Freikonservativen bestände. In Wahrheit muß aber auch die katholisch-konservative Fraktion des Zentrums dem Konservativismus zugezählt werden. Als Wirbelströmungen im Konservativismus wird man ferner den Antisemitismus und den Bund der Landwirte bezeichnen müssen, deren politische und soziale Grundanschauungen eine weitgehende Uebereinstimmung mit den anderen konservativen Richtungen aufweisen. So betrachtet, kann der Konservativismus, wenn seine Fraktionen und Gruppen bei den Reichstagswahlen auch nicht ganz die Stimmenzahl des Sozialismus erreichen, doch als die mächtigste Partei bezeichnet werden. In seiner evangelischen und katholischen Färbung beherrscht er das politische Leben der beiden größten Bundesstaaten fast vollkommen und übt auch im Reichsparlament mit seinen 162 Mandaten noch immer bestimmenden Einfluß aus.

Im Sturm und Wetter des revolutionären Kampfs gegen den alten Ständestaat, gegen Ritterschaft, Geistlichkeit und Bureaukratie geboren, vermochte der Liberalismus trotz heftiger innerer Reibungen seine Einheit bis zum Jahre des deutschen Kriegs sich zu erhalten. Dann verfiel jedoch auch er dem Schicksal der Spaltung. Der rechte Liberalismus, der sich vor fünfzig Jahren vom linken trennte, vollzog eine Neuorientierung gegenüber dem durch den Krieg von 1866 geschaffenen neuen Zustand und ward Regierungspartei, während der linke Liberalismus in der Opposition verharrte. Im Gegensatz zum Konservativismus waren im Liberalismus die Ursachen der Spaltung niemals konfessioneller, sondern immer politisch-sozialer Natur. Dem rechten Liberalismus der nationalliberalen Fraktion standen bis 1910 drei linksliberale Fraktionen (Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung und deutsche Volkspartei) gegenüber, zu denen sich bis 1903 als eigenartige Unterströmung der Naumannsche Freundeskreis der Nationalsozialen gesellte, die mit unverkennbarem Erfolg an der Erneuerung des linken Liberalismus und der Vertiefung seiner sozialen und politischen Anschauungen arbeiteten.

Anders wie der Liberalismus und Konservativismus, die als Einheit in die politische Arena traten und erst später durch Spaltungen vielfältige Gestalt annahmen, begann der Sozialismus seine Laufbahn in zwei auseinanderstrebenden Richtungen, die sich nach jahrelangen, erbitterten Kämpfen erst

Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

1875 zusammenfanden. Volle vier Jahrzehnte hat er sich, trotz innerer Kämpfe von unerhörter Heftigkeit, die Einheit erhalten können. Möglich wurde dies allerdings nur durch den Mangel jedes auswärtigen Konflikts, der den deutschen Sozialismus von 1875—1914 davor bewahrte, praktisch zur Frage der Landesverteidigung Stellung nehmen zu müssen. Daß gerade hierüber in seinen Reihen unversöhnliche Meinungsverschiedenheiten bestanden, ist bekannt. Da war die kleine Gruppe der Sozialrevolutionäre, geführt von Pannekoek, Luxemburg und Radek, die sich in düsteren Weissagungen über den drohenden Weltkrieg erging, der „eine ökonomische Krise von ungeheurer Wucht, eine Katastrophe . . . die die Quellen des Lebens verschüttet," hervorrufen müsse. Aber aus dem blutigen Chaos des Weltkriegs werde, so prophezeite man, die proletarische Weltrevolution wie eine feurige Rachegöttin hervorwachsen; vor ihrem gewaltigen Hauch würden die imperialistischen Gespenster, die die Menschheit solange ängstigten und quälten, ins Wesenlose zerrinnen, sodaß der tiefste Fall der Menschheit unmittelbar zu ihrer höchsten Erhebung führen müßte. Dieser parteiprophetischen Ankündigung der Weltrevolution lag natürlich bei den sozialrevolutionären Sozialisten der Glaube zu Grunde, daß der Beginn des Krieges vom Sozialismus mit einem Massenstreik beantwortet werden müsse. Davon wollte jedoch die stärkste Richtung im Sozialismus, der theoretisch von Kautsky geführte Radikalismus entschieden nichts wissen. Wenn einzelne hindern wollten, so argumentierte K. Kautsky gegen seine sozialrevolutionären Parteifreunde, daß „das Militär zur Grenze eilt und aufs reichlichste mit Kriegsmaterial versehen wird, so brauchte die Regierung keine Finger zu rühren, sie unschädlich zu machen. Die wütende Menge würde sie selbst erschlagen." Der offizielle Radikalismus plädierte also für vollständige Passivität des Sozialismus im Kriege und dachte nur insoweit eine aktive Rolle zu spielen, als er durch Ablehnung der Kriegskredite die Landesverteidigung unpopulär glaubte machen zu können. Im scharfen Gegensatz zu den Sozialrevolutionären und Radikalen standen nun aber die Reformisten, die sich in dieser Frage in der Tat mit gutem Recht auf Bebel stützen konnten, der sich wiederholt im Reichstage in kritischen Momenten unserer auswärtigen Politik unumwunden zu der Pflicht der Landesverteidigung bekannt hatte. Als z. B. 1888 nach der dreimaligen Wiederwahl des Generals Boulanger der Racheschrei der Boulanger von einem Ende der Republik zum anderen hallte, erklärte er feierlich, daß, wenn Frankreich angreife, „der letzte Sozialdemokrat verpflichtet und bereit sei, gegen den Angreifer zu marschieren." Sechzehn Jahre später, als während der Ministerschaft Delcassés der unheimliche Brandgeruch des Krieges von Paris aus wieder den Kontinent überzog, erneuerte Bebel das Gelöbnis von 1888 mit den Worten, daß im Fall eines Angriffskriegs gegen Deutschland auch der älteste Sozialdemokrat bereit sei,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unsern deutschen Boden zu verteidigen." Und noch am Vorabend seines Todes, als die Regierung den Parteiführern in einer geheimen Sitzung von den ungeheuerlichen Rüstungen Rußlands Mitteilung machte, bekannte sich Bebel frei und rückhaltlos zur Pflicht der Landesverteidigung.

Wer diesen tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten im Sozialismus Rechnung trägt, wird es nicht so unsinnig finden, daß die Kriegspartei Frankreichs die sozialrevolutionäre und radikale Richtung als einen Aktivposten in ihre Rechnung stellte, während sie gleichzeitig die Reformisten als „kaiserliche Imperialisten" brandmarkte. Als Jean Jaurès ein Jahr vor Kriegsausbruch diesen Spekulationen auf die Hilfe der „roten Armee" Deutschlands bei einem Revanchekrieg im Parlament entgegentrat, fand er nur wenig Glauben. Wie fest das feindliche Ausland an die ihr zu Hilfe eilende „rote Armee" des deutschen sozialistischen Radikalismus glaubte, zeigten die feindlichen Telegraphenagenturen, die überallhin die Nachricht verbreiteten, Liebknecht und „seine Braut Rosa Luxemburg" seien erschossen und überall fänden Massenexekutionen radikaler Sozialisten statt. Kein Wunder, daß, als später der glänzende Sieg des Reformismus bekannt wurde, ein wilder Schrei der Entrüstung über den perfiden Verrat der „roten Armee" durch die Ententepresse gellte. Im gewissen Sinne war die Politik des Sozialismus am 4. August aber doch ein Kompromiß zwischen Radikalismus und Sozialismus. Wer die Erklärung der Reichstagsfraktion prüft, entdeckt leicht, daß darin der Radikalismus das Wort führt. Die Tat gehörte an diesem denkwürdigen Tage aber dem Reformismus. Indem der Sozialismus geschlossen die Kriegskredite bewilligte, hatte er, zum erstenmal in seiner Geschichte, sich wirklich unzweideutig auf den Boden der Landesverteidigung gestellt. So war am 4. August eine Grenzscheide gezogen worden, die die Mächte der Vergangenheit in ihm nicht mehr verwischen konnten. Zu neuen Ufern lockte ein neuer Tag.

Es muß heute fast wie ein Wunder erscheinen, daß der Sozialismus nach dem 4. August noch ein volles Jahr seine Einheit aufrecht erhalten konnte. Denn schon im Herbst hatte sich der Radikalismus von seiner Niederlage erholt, daß er mit der leichtfertigen Begründung, der Verteidigungskrieg sei zu einem Eroberungskrieg geworden, kategorisch die Ablehnung aller weiteren Kredite forderte. Die Wirkung war, daß im ersten Kriegsjahr die Opposition mit jeder Kreditbewilligung stärker wurde. Außerdem kehrten die beiden Sozialrevolutionäre Liebknecht und Rühle der Fraktion den Rücken. Zu Beginn des zweiten Kriegsjahrs war die Entfremdung zwischen den beiden Richtungen schon so weit gediehen, daß die Spaltung nur eine Frage der Zeit sein konnte. Noch hatte aber der Radikalismus die Hoffnung, seine frühere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrschaft in der Fraktion zurückzugewinnen, nicht aufgegeben. Die erste Kreditbewilligung im zweiten Kriegsjahr sollte die entscheidende Machtprobe werden. Sie endete mit seiner Niederlage. Von jetzt ab steuerte er bewußt auf die Fraktionsspaltung zu. Anfang November veröffentlichte Kautsky in der „Neuen Zeit" die Aufforderung zu einer parlamentarischen Sonderaktion des Radikalismus. Diese kam zur Ausführung bei der fünften Kreditbewilligung im Dezember, bei der 20 Abgeordnete gegen die Kredite stimmten. Innerhalb der Organisationen entfaltete nun der Radikalismus eine wilde Hetze gegen die Kreditbewilliger. In geheimen Flugschriften, den sogenannten „Spartacusbriefen", predigte er gegen die „verräterischen Parteiinstanzen den Kampf aufs Messer" und forderte die Massen auf, „sie schimpflich aus ihren Aemtern und Mandaten zu verjagen." Als „Machtkampf, nicht als Formelprozeß, muß dieser Entscheidungskampf durchgeführt werden: Speer gegen Speer", so heißt es in einem Spartacusbrief, in dem die Kreditbewilliger als „Tempelschänder" und „Kammerdiener der herrschenden Klassen" gebrandmarkt werden, die ehrlos „in den Vorzimmern des Generalstabs und der Ministerien herumscharwenzeln." Auf dem so vorbereiteten Boden schritt der Radikalismus am 24. März 1916 zu seiner zweiten Sonderaktion im Reichstag, die ruhmlos in der allgemeinen Empörung unterging. In einer darauf folgenden Fraktionssitzung zerschnitt die Mehrheit in fast feierlicher Ruhe und Sachlichkeit das Tischtuch zwischen sich und der Opposition, worauf diese sich als besondere Fraktion konstituierte. Wie vor 1875 besitzt der Sozialismus jetzt wieder zwei Fraktionen, die in bitterer Feindschaft einander gegenüberstehen.

Im Reichstag offenbart sich die Spaltung in der verschiedenen Taktik der beiden sozialistischen Fraktionen, die sich keineswegs in der besonderen Haltung zu den Kriegskrediten erschöpft. Jedes Wort, das die Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft im Reichstag sprechen, dient dem Zweck, den Krieg unpopulär zu machen. Bei den Abstimmungen hält die neue sozialistische Fraktion streng die Richtung ein, alle Forderungen für die Landesverteidigung abzulehnen. „Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft," so heißt es in dem soeben herausgegebenen Bericht der alten Fraktion, „stimmt gegen alle Steuergesetze, auch gegen die Kriegssteuer, weil auch diese, wie sie erklärte, letzten Endes dem imperialistischen Krieg diene ... Im übrigen mögen sich die Arbeiter einmal das folgende Rechenexempel vor Augen halten: wirft die Sozialdemokratie ihre 110 Stimmen für Besitzsteuern in die Wagschale, so sind von den 397 Stimmen des Reichstags 199 bürgerliche Stimmen erforderlich, um eine Besitzsteuer zu Fall zu bringen. Lehnt die Sozialdemokratie (wie es der Radikalismus verlangt) die Besitzsteuern um ihres Zweckes (der Landesverteidigung) willen ab, so genügen schon 89 bürgerliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stimmen, um dasselbe Ergebnis zu erzielen. Dieses Mal haben die Konservativen ... die Gunst der Stunde, die ihnen durch die Arbeitsgemeinschaft geboten wurde, noch nicht richtig ausgenutzt. ... Aber es kann noch anders kommen. Dann mögen sich die Arbeiter bei Haase und Genossen bedanken, wenn sie mit neuen, drückenden Steuern belegt werden."

Man wird in der Tat nicht in Abrede stellen können, daß die Bildung der neuen sozialistischen Fraktion in diesem Reichstag praktisch auf eine neue Machtstärkung des Konservativismus hinausläuft. Wie die Dinge im nächsten Reichstag liegen werden, läßt sich schwer voraussagen. Folgt der Spaltung der Fraktion eine solche der Organisation, was nahezu gewiß ist, wenn der Radikalismus auf dem nächsten Parteitag in der Minderheit bleibt, so werden bei den Reichstagswahlen nach dem Kriege für Linksliberalismus und Rechtssozialismus Verhältnisse entstehen, die, richtig gemeistert, der freiheitlichen Entwickelung Deutschlands zum gewaltigen Vorteil gereichen können, auch wenn der Radikalismus alle Minen springen läßt, um das Zustandekommen einer wahrhaft aktionsfähigen Linken zu vereiteln.

Hinter der Front

Von Gustav Sack

Es ist der erste Januar, und die Tage, Wochen, Monate vorher waren nichts als ein Waten in schlammigem Wasser und knietiefem Schlamm; jetzt wird es gleich Morgen sein. Vor einer Stunde verließ ich die Stellung, ging noch einmal die Gräben durch, die Sappen ab und watete, turnte und rutschte dann durch einen zerfetzten Wald in die Mulde hinunter, die der morgentliche, mittagliche und abendliche Sammelplatz der feindlichen Brandgranaten war, die hier in Ermangelung besserer Ziele dreimal täglich unsere Essen und Material tragenden Mannschaften suchten; torkelte ein paarmal in die charakteristischen flachen Löcher, die sie aufzureißen pflegen, werfe mich einige Male platt auf den Bauch vor einem der heransingenden Stänker — denn sie verbreiten bei ihrer Detonation einen widrigen phosphorweißen und phosphorartig riechenden Rauch — wate durch Schlammbäche, zu denen die Wege der auf und nieder steigenden Kolonnen geworden sind, mühsam,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mühsam weiter, durchschreite ein in groteske Trümmer zerblasenes Dorf und bin nun außerhalb des gewöhnlichen Feuerbereichs — auf einer breiten, prächtigen, mit hohen Ulmen bestandenen Landstraße gehe ich fürbaß. Aber ich habe noch Zeit, ich setze mich an den Straßengraben, in hohes fauliges Gras, den Rücken müde an einen Ulmenstamm gelehnt. Und die Hände auf den Stock und den Kopf auf die Hände gestützt, schaue ich in die Nacht. Dort vor mir der dunkle, sich schwach gegen den mit drei schweren Wolkendraperien verhangenen Himmel abhebende Strich ist die Höhe, in der ich nun gerade ein Vierteljahr meines Lebens verbrachte, und die für wie viele von uns, die wir an einem schwülen Oktobertage unter dem hohlen Paukenkonzert des französischen Durchbruchsfeuers zum ersten Male hier anrückten, das Grab geworden ist. Leuchtgranaten fauchen unhörbar hoch, in einer wunderbaren, dunkelrot glühenden paraboliſchen Bahn, platzen in einem kleinen Feuerregen, der langsam in die Nacht vertropft, und lassen nun ihre stechend weiße Kugel in zierlichen Spiralen sich zu Boden schrauben — minutenlang stehen sie oft über dem ruppigen Wald wie ein strahlender Stern. Fernher, weit hinter dem Höhenrand leuchtet feindliches Mündungsfeuer hoch, blitzartig, dunkelrot, ein, zwei, drei, vier Mal — und weit rechts leuchtet es bald wieder kurz und blutrot auf, ein, zwei, drei Mal, der vierte ist ein Versager und bohrt sich patschend in den Grund; und langsam schlafe ich ein. Und sitze in einem Flugzeug, die Propeller werden angeschlagen, langsam wippt und — wippt der Apparat, es scheint, er kann nicht hoch — jetzt geht es hoch und langsam, schnell, schneller, rasend schnell fall ich in die Tiefe und bin in einem unterirdischen dunklen Gang, an dessen Wände stehen Säcke mit irgend welchem Metall, und von der Decke fallen ab und zu leise Tropfen, die sind seltsam warm und klebrig, wenn sie Hand und Nacken treffen — und von ganz fern her leuchtet ein ganz schwaches gelbes Licht. Und ich gehe weiter, immer geradezu, jetzt muß ich mitten unter den beiden Stellungen sein, mitten unter den Drahtverhauen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Toten; wenn mein Fuß an einen der Säcke stößt, klingt es metallen — wie Gold. Und es tröpfelt weiter, immer weiter, immer stärker, da sehe ich: auf meiner Hand ist Blut! Aber wie ich schaudernd hoch blicke, stehe ich plötzlich vor dem gelben Licht und um mich, auf roh gezimmerten Schemeln sitzen vier Gestalten und zählen Geld, aus einer Truhe in die andere zählen sie lautlos goldenes Geld. Lange stehe ich und sehe ihnen zu — sie sehen mich nicht, sie zählen — und in meinen Augen beginnt die Gier zu flackern, da durchstößt mich ein stechender Blick, grün und eisig, wie der einer Schlange, geht an mir herunter, durchbohrend, von Kopf bis zu den Zehen, dann bleibt er lange an meinen Stiefeln haften und seine Brauen verfinstern sich; dann wandert er weiter und bleibt an meinen Hosen, meinem Koppel, an meiner Pistolentasche kleben wie Pech. — Jetzt steht er auf, und meine Kleidung erstarrt zu Eis; er legt den Kopf auf die Seite, ein Tropfen Blut platzt von oben auf seine Wange und rinnt langsam in einem langen Streifen herab, er faßt den Zipfel meines Rockes, wendet ihn, reibt prüfend das Futter mit seiner blutbesudelten hageren Hand — und setzt sich wieder hin, streift noch mit seinem Schlangenblick mir flüchtig Mütze und Gesicht, und sein Mund verzerrt sich zu einem höhnischen Grinsen. Langsam taut meine Kleidung wieder auf, und ich blicke mich um. Es ist, als wäre ich nicht mehr da, ihre Blicke sind starr auf ihre Hand gerichtet und zählen das goldene Geld; bleich sind diese Gesichter, bleich wie Wachs, die haben kein Alter, und ihr kurzes Stoppelhaar verrät mir nichts; und nichts verrät mir ihre Stirn, die ist flach wie die eines Frosches, und ihr blutloser lippenloser Mund, der ist breit wie der einer Kröte; ihre Brust ist hohl, ihre Glieder verdorrt und ohne Kraft, aber in ihren Backenknochen sitzt die Kraft und in ihren Kiefern liegt die leibhaftige Brutalität, und ich glaube für einen Augenblick Gesichter wiederzuerkennen, die ich einmal in Zeitschriften gesehen — aber ich sehe nur das Blut, Stirn, Kopf, Wange, Nase, Mund, Hand und Gewand ist über und über besudelt mit Blut — von der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Decke, aus der nackten Erde tropft es nieder, ohne Ende, ohne Ende und zwischen den sickernden Tropfen quetscht sich aus der schwarzen Erde das rote Gold und fällt langsam, klack! klack! klack! in ihre geöffnete Hand, ohne Ende, ohne Ende fällt das Gold; und rollt eins unversehens zur Erde, so fahren vier Köpfe wie der Blitz ihm nach, die hageren Hände rascheln, klappern und fahren wie Krallen und wütende Schlangen durcheinander, mit giftigem Zischen fauchen ihre Gesichter sich an, und weiter klackt das Gold und weiter tropft das Blut. Aber rasselnd wie eine Kette von Donnern reißen nebenan ungeheure Winden Geschütze und riesige Körbe hoch, rauschend stürzen neben ihnen unendliche Ströme gelben Getreides und brüllende schreiende Käfige Viehs in den Grund, während in trägen Pausen eine Liliputwinde magere Säcke hebt und ein Liliputkran ein quäkendes, ängstlich brüllendes Rind in die Höhe zerrt — und reichlicher klackert das Gold und reichlicher sickert das Blut. Und die Gestalten zählen, zählen, unberührt, wachsbleich und blutbefleckt. Und langsam, langsam, mit schielendem Blick nähert sich meine Hand dem lockenden Gelb — da zischt es, als zische die Brut der Hölle mich an, acht Geierkrallen schlagen sich in meine Brust und reißen und zerren in teuflischem Gezänk — jetzt halten sie mein Herz, jetzt pressen, pressen sie es in ihren Krallen bis auf den letzten Tropfen langsam, langsam aus — jetzt werfen sie es wie einen leeren, braunen Beutel fort — ich erwache, ich bin hingesunken und mein Kopf liegt in dem nassen Gras. Müde blicke ich mich um, Gewehrschüsse platzen hie und da, dumpf in das Nichts; fern, ganz fern rumort ein Gefecht — aber es wird hell, eine fahle Helle liegt im Osten, ohne Morgenröte kommt der Tag, und ich gehe meinen Weg.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsbotanik

Von Dr. E. Scheiberer

Die Gewähr für einen erfolgreichen Ausgang eines Feldzuges liegt nicht zum wenigsten auch in der wirtschaftlichen Stärke des Volkes, das ihn zu bestehen hat, in der wirksamen Zusammenarbeit geistiger wie physischer und materieller Kräfte, verbunden mit bestmöglichster Anpassung an die durch die veränderte Sachlage geschaffenen Zustände.

Für eine ganze Anzahl von Produkten, die durch die Stockung des Handelsverkehres nicht in genügender Menge oder überhaupt nicht mehr erhältlich, jedoch unbedingt notwendig sind, sei es für den Bedarf an den Fronten, oder im Innern des Landes, müssen Mittel und Wege gefunden werden, sie trotzdem zu schaffen, wenn anders nicht tiefgreifende Neuerungen im Wirtschaftsleben entstehen sollen.

Um die Lösung dieser Aufgaben haben besonders auch die Naturwissenschaften ein hohes Verdienst. Alle ihre Zweige sind daran beteiligt, wie die Chemie, Geologie und Botanik.

Wertvolle Dienste erwies die Botanik dem Volkskörper in der Aufdeckung zahlreicher Pflanzen als neuer Nahrungsmittel, in Vorschlägen für deren rationellen Anbau, wertvollere jedoch in der Heranziehung einheimischer technisch wertbarer Arten, wovon hier vorzüglich die Rede sein soll. Schon eine bloße Nennung der zu erreichenden Ziele erhärtet die Wichtigkeit dieser Aufgabe: Nutzbarmachung einheimischer Pflanzen zum Ersatz für Jute und Baumwolle, überhaupt von technisch verwertbaren Faserpflanzen, Ersatz für die tropischen Lieferanten des Kautschuks, Ersatz von Seidenraupen — Futterpflanzen, Aufdeckung neuer Pflanzen als Lieferanten von Fetten und Oelen, neuer Kraftfuttermittel in der Landwirtschaft, um nur einiges zu nennen. Was insonderheit die in Frage kommenden Gespinst- und Faserpflanzen betrifft, so sollen es Formen sein, welche ein mindestens ebenbürtiges Ersatzprodukt liefern, dessen Herstellung technisch keine allzugroßen Schwierigkeiten bietet, dessen Verarbeitung durch schon bestehende technische Anlagen möglich ist und welches daher zu billigem Preise in den Handel gelangen kann; dann aber sollen es auch Formen sein, welche keine allzugroßen Ansprüche an ihren Anbau stellen und auf jedem Boden fortkommen, ihre Pflanzungen daher noch wichtigere Kulturpflanzen, wie beispielsweise Getreide- und Gemüsepflanzen, nicht des oft schon an und für sich knappen Raumes berauben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine solche Form ist in hervorragender Weise die Brennessel, welche allen diesen Bedingungen nachkommt, aus deren Stengelfasern bereits ein ausgezeichnetes Garn hergestellt wird. Die Idee freilich, die Nesselfasern in der Textilindustrie zu verwerten, ist nicht neu; denn schon Albertus Magnus (Albert von Bollstedt), der einst weitberühmte Scholastiker (1193—1280), erwähnt die Brennessel als Gespinstpflanze. Sie wurde demnach wie noch so manche andere Form früher bereits dazu nutzbar gemacht und geriet erst in Vergessenheit, als die Baumwolle ein weit billigeres und besseres Produkt lieferte, als es die Nessel bei den damaligen unvollkommenen Methoden bringen konnte. So bestanden noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Leipzig Nesselzwirnfabriken und 1876 wurde in Berlin die sogenannte Nesselkommission gegründet und ein Preis von 1000 Mark ausgesetzt für die Schaffung eines geeigneten Verwertungsverfahrens, der jedoch niemals erworben wurde. — Erst der Krieg und die dadurch stark unterbundene Zufuhr ließ sich ihrer wieder erinnern.

Besonders in Oesterreich fand sie allgemeine Beachtung, ließ doch das Kriegsministerium im Sommer vorigen Jahres in allen Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie durch Soldaten und Kriegsgefangene die Brennesseln aufsammeln, wodurch ein Quantum von wenigstens 20000 Meterzentnern geerntet wurde, die voraussichtlich eine Faserausbeute von 20000 kg geliefert haben werden. Nach einem sowohl im deutschen Reiche als in Oesterreich bereits patentierten Verfahren von Prof. Dr. O. Richter in Wien wird die Faser in einer größeren Anzahl von Fabriken verarbeitet. Zunächst wurden die Fasern mit konzentriertem Ammoniak von dem anhaftenden Gewebe getrennt, welche Methode sich aber als zu teuer erwies und daher als unpraktisch verworfen wurde. Jetzt findet ein viel einfacheres Verfahren Anwendung. Die Nesseln werden eine bis anderthalb Stunden in Wasser gelegt, worauf sie gebrochen und gehechelt werden. Durch Kochen in einem Seifenbade von 0,5—2% wird die Faser von allen etwa noch vorhandenen Gewebeteilen befreit, wodurch eine ganz außerordentlich feine Faser erhalten wird, welche zu den feinsten Garnnummern versponnen werden kann.

Endlich können die bestehenden, auf Verarbeitung von Baumwolle eingerichteten Maschinenanlagen in den Spinnereien und Webereien mit nur geringfügigen Aenderungen zur Bearbeitung von Nesselfasern eingerichtet werden. Es werden verschiedene Stoffe gewebt, wie solche für Plachen, Säcke und Drillichhosen. Handelt es sich jedoch um Herstellung feiner Nesselgarnnummern, so ist ein geringer Zusatz von Seidenabfällen notwendig, damit ein sicheres Laufen der Maschinen gewährleistet wird.

Ueberall kommt die äußerst genügsame Brennessel fort, jeder Schuttplatz, jedes auch noch so öde Feld bietet ihr reiche Existenzbedingungen und wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur die Belichtung nicht zu stark ist, so braucht sie bis zu zehn Jahren niemals gedüngt zu werden, da sie im Stande ist, selbst die geringsten Stickstoffmengen dem Boden zu entziehen.

Man sieht leicht ein, daß die Nessel in erster Linie den sogenannten Bedingungen, wie der Leichtigkeit und Anspruchslosigkeit des Anbaues, der Billigkeit ihrer Verarbeitung und der Vollkommenheit ihres Produktes nachkommt und daher voll zu den wichtigsten einheimischen Textilpflanzen gerechnet werden darf, da sie im Stande ist, in wirksamer Weise mit der tropischen Baumwolle bezüglich der Herstellung von Garnen zu konkurrieren und zwar nicht sowohl während, als vielmehr auch nach dem Kriege. Denn es ist doch von Wichtigkeit zu unterscheiden, ob ein Produkt bloß während der jetzigen gestörten oder schwierigen Zufuhrverhältnisse als gelegentliches Ersatzprodukt oder aber auch nach Wiederherstellung der gewohnten Verkehrsverhältnisse als Dauerprodukt für ständig sich zu behaupten im Stande ist. So glaubt der Erfinder des Ersatzverfahrens Dr. O. Richter, daß die Zentralmächte dadurch nicht nur in der Lage wären, die Baumwollvorräte zu strecken, sondern auch später von der Baumwolleinfuhr aus Amerika unabhängig sein würden.

Noch eine Menge von Pflanzen wurden genannt bezüglich der Frage nach Ersatz ausländischer Gespinnstpflanzen durch einheimische Arten. So der Hopfen, von dem noch die Rede sein wird, der allbekannte Oleander, der weiße Honigklee (Melilotus albus) und der auf sandigen Hügeln, an sonnigen trockenen Abhängen so häufige Besenginster (Sarothamnus scoparius), endlich auch die Schwalbenwurz (Vincetoxium officinale), die Malve (Malva officinalis) und das mit der Nessel verwandte Glaskraut (Parictaria). Einige davon wurden schon früher als Gespinstpflanzen angebaut, so die Malve, welche nach dem Zeugnisse von Papias-Isidor schon im siebenten Jahrhundert von dem Bischof zu Sevilla zur Herstellung von Kleidern verwendet wurde. Ihre Blüte geben eine weinrote Farbe. Wenn daher der um 800 n. Chr. lebende Franke Angilbert von der Tochter Karls des Großen, Gisella, berichtet, sie hätte in einem malvenen Kleide geprangt, so kann sowohl der Stoff als auch die Farbe damit gemeint sein.

Schon im 18. Jahrhundert wurde aus den Stengeln des Hopfens eine grobe Faser gewonnen, und von den Schweden wird um ca. 1750 berichtet, daß sie ein höchst eigentümliches Verfahren der Fasergewinnung kannten. Sie brachten die Stengel in die feuchtwarmen Dünste oberhalb der Viehställe, wo diese nach kurzer Zeit „reif" wurden, um getrocknet sich wie Flachs schwingen und hecheln zu lassen. In neuerer Zeit (1877) nahm sodann J. D. Nördlinger ein Patent auf eine viel kurzfristigere Behandlung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hopfenfaser. Darnach werden die Fasern in Wasser mit Seife und Sodazusatz gekocht und entfasert, hierauf nochmals in Wasser mit Essigzusatz gekocht und ausgewaschen. In wenigen Stunden erhält man so ein zum Hecheln fertiges Material.

Auch der Besenginster war früher bekannt zur Herstellung von Schnüren, Sack- und gröberen Kleiderstoffen. Noch vor etwa 150 Jahren wurde seine Verarbeitung in Frankreich und noch letztes Jahrhundert in Italien als Hausindustrie betrieben. Die in Garben gebundenen Stengel wurden getrocknet und geklopft, so daß sie aufsprangen, hierauf in feuchter Erde und unter Luftabschluß gegoren, sodann gewaschen und geschlagen, bis die Rinde sich löste und nach erneutem Waschen und Trocknen entfasert, welcher ganze Vorgang etwa drei bis vier Wochen erforderte.

Neben dieser Gruppe von Pflanzen, welche als Ersatz in Betracht kommen, da, wie die angeführten Notizen lehren, praktische Erfahrungen vorliegen, scheiden andere wohl völlig aus, wie der Oleander und der Schwalbenwurz nebst dem Glaskraut. Der erstere aus klimatischen Rücksichten, die eine Zucht im großen nicht wohl zulassen und die andern, weil sie erst im Süden häufiger auftreten, das Glaskraut sogar erst im Süden der Alpen.

Etwas anderes ist es mit dem Hopfen und dem Besenginster, beide werden heute in der Textilindustrie verwendet, beide sind leicht zu verarbeiten; zudem nimmt der Besenginster überall selbst mit dem trockensten und unfruchtbarsten Boden vorlieb, welcher also durch Ginsterpflanzungen nutzbar gemacht werden könnte, währenddem der Hopfen bekanntermaßen, namentlich in Süddeutschland und Böhmen schon längst in Kultur genommen ist: über 40000 Hektar sind allein im deutschen Reich damit bedeckt und von der ganzen Ernte dieser großen Bezirke wußte man bis unlängst mit den langen Stengeln nichts anderes anzufangen, als sie beiseite zu werfen. Jetzt aber ist besonders in Oesterreich reges Interesse für sie vorhanden, wurden doch auch die Hopfenstengel vom Staate beschlagnahmt.

Hopfen wie Ginster spielen bereits eine wichtige Rolle als Juteersatzpflanzen. Jutefasern liefern bekanntlich die zu den Lindengewächsen gehörenden tropischen Corchorusarten. Wie alt der Gebrauch dieser Pflanzen ist, beweist, daß die Bezeichnung „Jute" herrührt von der schon im Sanskrit als „Djuta" erwähnten indischen Djut-Faser. Spät erst wurde sie in Europa bekannt. Als erster sandte der Engländer Dr. Roxburgh als Direktor der ostindischen Handelsgesellschaft 1795 einen Ballen solchen Fasernstoffes nach England. Aber erst im zweiten Viertel des folgenden Jahrhunderts fand dort dieser Faserstoff Beachtung. Die Rohfaser wird mittels hydraulischer Pressen in Ballen von 180 kg gepreßt, von denen Bengalen jährlich über 5,6 Millionen ausführt. 1890 kamen beispielsweise

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1500 Millionen kg im Werte von 160 Millionen Mark nach England, um speziell in Dundee verarbeitet zu werden. — Eine andere Frage ist nun aber, ob diese einheimischen „Jutepflanzen", wie Hopfen und Ginster und vielleicht auch das Weidenröschen (Epilobium) im Stande sind, der ausländischen Jutefaser die Spitze zu bieten, mit anderen Worten, ob sie als Dauerprodukt sich zu behaupten im Stande sind, und etwa wie die Nessel bei rationellem Anbau und ausgiebigster Verwertung den Bedarf der Zentralmächte auch nach dem Kriege vom englischen Markt unabhängig machen können, oder ob sie nur Ersatz-Nothehelf bleiben. Die Vorteile wurden bereits erwähnt: der bestehende Anbau des Hopfens und die Bedürfnislosigkeit des Ginsters bezüglich seiner Bodenansprüche. Auch das Weidenröschen (Epilobium augustifolium) mag hier angeführt werden, es verhält sich wie der Ginster, lichte Waldstellen und Holzschläge sind seine Standorts, an denen es besonders im Süden in großer Menge sich findet; die Stengel könnten durch Schulkinder eingesammelt werden, was den Vorteil der Billigkeit böte. Indessen liegen praktische Erfahrungen erst für den Hopfen vor, für die andern fehlen sie, oder sie fielen, wie bei der Verwertung des Weidenröschens, bisher zu ungünstig aus.

Ein anderer wichtiger Punkt mag hier noch Erwähnung finden. Während die Fasern der Nessel, des Hopfens, wie auch des Weidenröschens, Hanfes und Flachses Stengelfasern sind, oder, wie der Botaniker sie mit einem Fachausdrucke bezeichnet, Bastfasern, welche als Festigungsmittel dem Stengelgewebe eingelagert sind, woraus sich auch ihre praktische Verwendbarkeit erklärt, sind diejenigen Fasern, welche von noch andern Pflanzen in Betracht gezogen wurden, Fruchtfasern, d. h. solche, die als wollige Anhängsel der Früchte auftreten, zu deren Verbreitung durch den Wind sie dienen. Solche Fruchtfasern besitzen das in Sauerwiesen häufige Wollgras, der in Mooren und Sümpfen häufige Rohrkolben und die allbekannte Pappel. Alle diese Fruchtfasern erwiesen sich jedoch als zu kurz, um als technisch wertbar Verwendung zu finden.

Kehren wir zu unserm Gegenstande zurück. Um beispielsweise allein mit Hopfenfasern auf dem Jutemarkte erfolgreich konkurrieren zu können, wäre die Produktion großer Mengen erforderlich; der Anbau müßte vermehrt werden und große Flächen würden dadurch dem Anbau anderer wichtigerer Kulturpflanzen entzogen. Neu auch wäre für die Spinnereien die Gewinnung des Rohmateriales, da sie bisher immer die schon fertige Rohfaser bezogen. Auch ist noch keineswegs ersichtlich, ob die so gewonnene einheimische Jute einen vollwertigen Ersatz böte. So ließen denn auch bereits sich Stimmen hören, welche der geplanten einheimischen Juteproduktion keine große Zukunft ansagen. Ist doch der Bringer einer neuen Sache zum Vorneherein davon

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eingenommen und jeder Erfinder ein Optimist. Auch ist noch nicht gesagt, daß die so günstigen Erfahrungen mit der Brennessel sich auf andere Formen ohne weiteres übertragen ließen, und vor allem fehlt es an praktischer Erfahrung. So dürfte denn nach der Wiederherstellung geordneter Verkehrsverhältnisse die ausländische Jute wohl nach wie vor verwendet werden und die einheimische ein bloßes Ersatzprodukt bleiben, wenn freilich damit nicht gesagt sein soll, daß eine einheimische Jutefabrikation in bescheidenem Maße sich erhalten könnte und für gewisse Produkte ständige Abnehmer fände, ohne je freilich das tropische Erzeugnis aus dem Felde schlagen zu können.

Viel bedeutender sind die Untersuchungsresultate auf dem Gebiete des Suchens nach einheimischen Kautschuk liefernden Pflanzen, welche große und ganz außerordentliche Ueberraschungen brachten. — Seit jeher kommt der Kautschuk aus dem tropischen Amerika und Westafrika; die Hauptlieferanten sind für Amerika Hevea brasiliensis und guianensis, zu den Wolfsmilchgewächsen gehörend und für Westafrika Kickria elastica. Unter welchen Bedingungen in diesen Gebieten der Kautschuk beschafft wurde, belegen in deutlicher Weise die Kongogreuel und die Grausamkeiten im südlichen Amerika.

Eine der merkwürdigsten Entdeckungen machten nun schon 1909 Graefe und W. Linsbauer, welche den Gehalt einer in Oesterreich weit verbreiteten Pflanze an Kautschuk untersuchten und fanden, daß ihr Gehalt an Reinkautschuk 0,49%, ihr Gehalt an Reinkautschuk der Trockensubstanz 19,06% und der Gehalt der extraktilen Substanz gar 73,21% betrug, ungeheure Zahlen, wenn man bedenkt, daß die genannten und bisher wichtigsten tropischen Kautschukpflanzen nur 0,3% Kautschuk ihrer Trockensubstanz enthalten, also mehr als 63mal weniger als unsere bisher so verg essene einheimische Pflanze. Dieses wahrhafte Wundergewächs ist der Rutenlattich (sactuca viminea), der von Oesterreich aus weit nach Süddeutschland hinein vorspringt, das Donautal als Eingangspforte benützend und nach Norden längs der Elbe bis Dresden reicht. Er besitzt zahlreiche rutenförmige Aeste, die eine Höhe von an die 2 m erreichen. In allen Oberteilen, wie auch in seiner dicken Pfahlwurzel besitzt er viele Milchröhren mit einem weißen Milchsaft. Tritt dieser bei Verletzungen aus, so ist er erst gelb und klebrig, wird dann kastanienbraun und fadenziehend und zuletzt schwach plastisch.

Weitere kautschuklieferende einheimische Pflanzen sind die zypressenähnliche Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias), welche zwar nicht eine so enorme Menge Reinkautschuk enthält wie der Rutenlattich, jedoch immer noch neunmal mehr als ihre tropischen Verwandten, nämlich 0,27% ihrer Trockensubstanz; sodann die sogenannte Saudistel (Sonchus olera-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ceus), die, an sumpfigen Orten sehr gemein, noch 0,16% an Reinkautschuk enthält. — Alle indes übertrifft der Rutenlattich. Leider fehlen noch Resultate über Versuche seiner Anbaufähigkeit und in Betreff der Wertigkeit seines Produktes. Trotzdem dürfte dieser Pflanze gleich der Nessel eine große Zukunft beschieden sein.

So erreichte die Botanik beachtenswerte Resultate, von denen hier leider lange nicht alle erwähnt werden konnten. Ueber Nacht wurde durch ihre Bemühungen das bisher verachtete Unkraut zum begehrten Gewächs, das unbeachtete Kraut zur wichtigen Kulturpflanze. Wenn wie ausgeführt auch manches nach dem Kriege sich nicht halten dürfte, so wird doch immer noch ein erkleckliches übrig bleiben als herrliche Frucht langwieriger Bemühungen in herber Zeit, und stolz darf die Naturwissenschaft und mit ihr die Botanik darauf zurückblicken, erneut dem Volkskörper neue Gebiete eröffnet, neue ergiebige Wertquellen erschlossen zu haben.

Bienenorgel

Von Robert Walter

Der Linden Honigblüte hängt
tropfsonnig in das Laub gespannt
und hell vom Winde angeglüht.

Tieftönig summt und harfend schwenkt
um Wipfelspiel und grüne Wand
der Honigsucherinnen Lied.

Gesang, vom Flügelflug gelenkt,
Musik auf blauer Schwinge Rand
in sommerliches Land verschäumt.

Hier ist ein Baum in sich versenkt,
— und rings die Welt um ihn gebannt —
des Paradieses Urlied träumt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mozarteum und Weltkrieg

Gibt es scheinbar unversöhnlichere Gegensätze als das ruhelose Weltkriegstoben an den Grenzen unseres Vaterlandes und die geläuterte, gesammelte Musikpflege in der Mozartstadt Salzburg? Daß eine solche Gegensätzlichkeit zwischen tiefster Kunstbegeisterung und höchstem vaterländischem Pflichtenthusiasmus in Wahrheit bei uns Deutschen nicht besteht, ist eine der Grundlehren, die wir aus den Schrecknissen und Irrungen unserer tiefst aufgewühlten Zeit mit in den Frieden hinübernehmen müssen. Gräßlich war der Riß in unserer Musikseele damals knapp vor Ausbruch des Weltkrieges im August 1914, als es Sein oder Nichtsein des schönen Mozartfestes galt, als man lange zweifelte, ob man das Fest, ob man die zehntägige Mozart-Jubelfeier anläßlich der Eröffnung des neuen Mozarthauses in Salzburg absagen sollte oder nicht und als dann das Fest doch abgesetzt wurde! Unser aller Gefühlsleben war ja damals noch — wozu es leugnen? — zu tief in dem weltfernen, unpolitischen Kunsteifer verankert, um die ganze tragische Weltenumwälzung sofort zu erfassen, die sich in jenen kreißenden Erhebungstagen des August 1914 entlud. Dann aber zerstoben wir Mozartpilger in alle deutschen Lande, nur von dem einen einzigen Gedanken Vaterland erfüllt, und der Begriff der „trauernd ihr Haupt verhüllenden Muse" erstarrte in unsrer Brust zu etwas tragisch Selbstverständlichem! — — Wir lasen dann monatelang nur von Schlachten und von Siegen, bis der Krieg sich zu verbreiten begann, bis die Kunst ganz allmählich, zagend sich uns wieder näherte . . . Zagend? Auch das eine irrtümliche Auffassung von Kunst und Kunstpflege aus Friedenszeiten! Verschwistert sich nicht gerade die Wohlfahrtsfürsorge aufs schönste mit Musikkultur? Und ist es nicht gerade die heitere Kammermusik, die klassisch verklärte, die in die Gemüter Verwundeter, sowohl der körperlich siech aus dem Felde heimkehrenden Helden, wie der seelisch siechen Angehörigen im Hinterlande, Trost träufelt? — So machte die momentane Verlegenheitsstimmung schon nach Monatsfrist in Salzburg einer frohen musikalischen Volkserhebung Platz, die sich auch in der still und häuslich zurückgezogen, drum aber nicht minder feierlich vor sich gehenden Eröffnungsfeier des Salzburger Mozarteum-Neubaues Ende September 1914 zeigte. Ohne Mühe war ein zeitgemäß ernst-heiteres Konzertprogramm gefunden, in dem unsere alten deutschen und österreichischen Meister Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert und Wagner die tief strömende Größe und erhabene Gewalt über Menschengemüter bewährten. Es muß hier die Persönlichkeit einer tapferen deutschen Frau verehrungsvoll als geistige Urheberin dieser schönen musikalischen Mobilmachung erwähnt werden: Lilli Lehmann, die viel Gefeierte und doch auch oft schon, wenn auch ganz im geheimen wegen ihrer „Singewut" ein wenig Bespöttelte, ist es gewesen, deren Unternehmungseifer nicht bloß das Eröffnenkönnen des neuen Berndl'schen Mozarteum-Neubaus in Salzburg, sondern auch das Durchhalten der Mozartgemeinden und des Mozarthauses in diesen eisernen zwei Kriegsjahren vornehmlich zuzuschreiben ist. Hier umschwebt einmal ausnahmsweise zu Recht etwas von Unsterblichkeit schon bei Lebzeiten eine nachschaffende Künstlerin. In der Leitung, das heißt in der äußeren repräsentativen Direktion des Mozarteums haben sich seit Eröffnung schon bedenklich oft Wandlungen und Wechsel vollzogen, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beweisen, daß der etwas engherzig bureaukratische Zopfgeist Alt-Salzburgs, von dem ja der arme Wolfgang Mozart sein traurigstes Liedlein singen konnte, noch immer nicht ganz aus den Mauern der Mönchs- und Kapuziner-Bergstadt gewichen ist. Aber in Lilli Lehmann ist dieser alten Salzburger Stiftung zum Glück eine stolze, energische und unbeirrbare Wächterin erstanden, die immer wieder dafür sorgt, daß in Mozarts Stadt und Gedenkstätte der heitere Mozartflügelschlag nicht verwehe und daß auch gerade während des Weltkrieges das Salzburger Mozarteum als Hochburg deutscher und österreichischer Klassik bestehen bleibe. Darum mußte endlich einmal wieder in Salzburg ein Musikfest stattfinden. Keines zwar mit den vorsintflutlichen Festspielpreisen und Festspielgästen auf und vor der Bühne, diesen Gästen aus Snobs Landen, diesen verlogenen Premierenhalbmenschen, die von Monte Carlos Spielhöllen über Salzburgs Mozartspiele mit direkten Fahrkarten zu den Rennen in Baden-Baden fuhren! Sondern ein Kammermusikfest im stillen Feiergewande, eine im schönsten Heimatsinne des Wortes kleinstädtisch treue, weltscheue Huldigung von den lieben Hausgeistern deutscher und österreichischer Musikklassik: von Mozart, von Schubert, von Haydn, von Bruckner und auch von dem verwöhnten Brahms der Klarinettenquintette! Das Wiener Streichquartett Fitzner hatte die Führung dieser vier Salzburger Kammermusikabende im August des Weltenkriegsjahres 1916, und viele tüchtige deutsche Musiker gesellten sich als Solisten; Lilli Lehmann aber erlebte die Alkestearie Glucks so gewaltig nach, pries mit der unversieglichen Macht ihrer Wunderstimme so herrlich laut die Segnungen der unsterblichen Altmeistermusik hinaus in die Welt, daß es wie ein Rauschen der Ewigkeit selbst durch den heiteren Festsaal des Mozarthauses ging.

Arthur Neisser

Einakter-Theater

Der Plan ist, für eine Zeitgenossenschaft, die von Bierbaum gerade noch den Namen kennt (und, ohne jede Leidenschaft, selten genug, nennt), eigentlich hinlänglich uralt, um schon wieder „neu" zu sein. Und der Krieg, der den Willen zu gelegentlicher Abseitigkeit in graziöse Novelletten und alte, holzschnitthafte Kalendergeschichten abgelenkt hat, bringt ihn, am Eingang eines neuen Bühnenjahrs, in ein Gedächtnis zurück, das ihn nie völlig verlieren konnte.

Man mag ja nicht immer vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle geschleift werden, wenn man im Theater sitzt; mag — zumindest — es nicht stets fünf oder vier oder drei lange Akte lang, mag nicht „abendfüllend" erschüttert werden, mag kaum „abendfüllend" sein Zwerchfell massieren oder massakrieren lassen. Paul Scheerbart, der, in den letzten 10 Jahren seines Lebens, das Rampenlicht gemieden hat, fand, zur Begründung dieser Tatsache, einmal Worte von prallster, transparentester Allgemeingültigkeit: man kennt sie so wenig, wie man seine „Revolutionäre Theaterbibliothek" jemals recht würdigen wollte, die er, in seines Daseins mühelosesten Verschwenderstunden, aus dem linken Handgelenk schüttelte, indes das rechte bereits sein rotestes Herzblut in „Machtspässe" ernstester Art verströmen ließ und Rübezahls riesigen Leib speiste . . . . .

Versuche sind, mehrfach, angebahnt worden; sind gescheitert. Aber auch alle Bemühungen um eine deutsche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„National"- und „Monumental"-Bühnenkunst teilen, seit anderthalb Jahrhunderten, dieses traurige Geschick, und werden, wie nicht nur die Dummen, sondern auch die Klugen, nicht alle. Die Sehnsucht nach der Einakter-Bühne besteht, und es sind nicht die schlechtesten, nicht die einflußlosesten und — ganz gewiß — nicht die oberflächlichsten Theaterfanatiker dieser Tage, die ihr Geburtshilfe leisten, die ihren Bestand sichern möchten. Und noch weniger sind es die geringsten Künstler, die, fürs Erste, den Spielplan des neuesten Großstadttheaters bestreiten würden. Scheerbart: der Versuch, mindestens, sein „Donnerwetter", seinen Direktor", seinen „Schornsteinfeger" wirbeln zu lassen, dürfte gemacht werden. Ich bin überzeugt, daß er gelänge; und der „Zweite Mond" bekäme, endlich, die Möglichkeit geboten, auch günstig Voreingenommenen zu strahlen. Viele andere Dichter könnten, nicht ganz unwürdig, diese tollen Capriccios eines kindhaften Riesen nehmen.

Daß, ganz von selbst, manche Vorbedingungen erfüllt sind, beweisen Vorkommnisse und Verheißungen der jüngsten Zeit. In Frankfurt am Main hat ein Wagemutiger, mitten im Krieg gegen Frankreich und England, Shaw und Courteline, in Einaktern über (zunächst gegen) England und Frankreich sprechen lassen; kein Skandal hat diesen Bühnenleiter, dem Dank und Erinnerung gebührt, ins Unrecht gesetzt. Mag ein Nebenzweck die Mittel (des geheiligten Endzwecks) entführen: Shaws „Schlachtenlenker" hat Werte, die über den Alltag reichen. Und Courtelines beste „Alltagskomödien" wiederleuchten echteste Feuertägigkeit; sie höhnen, am Bilde Frankreichs, Europa; mag, dank dieser künstlerischen Zufälligkeit, Deutschland Europäisches lieben lernen!

All-Deutschlands Einakter bringt der bundesfreundliche Zweck „Oesterreichischer Abende" auf die Szene. Schnitzler hat, in der kürzesten dramatischen Form, manches seiner dichtesten Werke gedichtet. Saltens absichtvoller Esprit leuchtet, aus Einaktern, heller, als Auernheimers dreiaktigste Geschwätzigkeiten sein plauderndes Wien restlos diskreditieren könnten. Und dann: „Talmas Tod", Polgars und Friedmanns kleines Meisterstück: sucht es nicht das Kammerspielhaus der Kleinmeisterschaft? Das Transleithanische würde, in ihm, sich von selbst verstehen; aber selbst westlich der Elbe fände sein Leiter, zu Wedekinds „Kammersänger", manche Gefährtenschaft. Adolf Grabowsky hat kleine, konzise Dramen geschrieben, in denen es mozartisch jubiliert; „Bunte Reise" heißt ihr schönstes — und ist unaufgeführt. Hanns von Gumppenberg könnte, mit oder ohne Willy Rath, seine alte Sehnsucht nach der Bühne auch Anderen, als urberechtigt, einhämmern. Der unverwelkte Bahr . . . . .

Franz Graetzer (München)

Pfefferles Kriegszeichnungen

Es ist fast auffallend, wie überwiegend die Mappenkunst, die den Krieg begleitet, sich der einfachen Steinzeichnung bedient, deshalb ungewöhnlich, weil vorher nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Künstlern bei uns sich dieser Technik zu illustrativen Zwecken bediente. In der künstlerischen Publizistik, in die sie noch von Goya eingeführt war, spielte sie bei den Franzosen, etwa Gavarni, Daumier, Léandre, eine weit größere Rolle als bei uns; in Deutschland schuf sich dann Slevogt, vor allem auch in seinen außerordentlichen Homerillustrationen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Form. Nun verdanken dem Krieg nicht nur zahlreiche Künstlermappen, sondern auch einige Zeitschriften ihr Entstehen und unter diesen hat Cassirers junger „Bildermann" geradezu eine Mission, die schwarzweiße Steinkunst als ein Mittel der Publizistik volkstümlich zu machen, so, wie sie es vor fünfzig Jahren in Paris gewesen.

Zu den Mappen von Geiger, Beeh, Thum, Pellegrini und wie sie alle heißen, sind in diesen Wochen acht Blätter des Karlsruher Malers Erwin Pfefferle gekommen, die unter dem Titel „Aus schwerer Zeit" in der Druckerei des Karlsruher Künstlerbundes erschienen. Sie tragen eine Widmung an das badische Reserveregiment 109; in dessen Reihen hat der Künstler einen Teil des Feldzuges miterlebt. Miterlebt, denn seine Blätter geben keine geistreichen oder symbolisierenden Paraphrasen über das Thema „Krieg", sondern Eindrücke, knappe Ausschnitte der Wirklichkeit. Sie sind freilich auch nicht „nach der Natur" gezeichnet, denn während eines Sturmanlaufs am steilen Hang oder im Straßenkampf der Dorfhäuser zieht man so wenig das Skizzenbuch heraus wie man einen Kameraden, der verwundet in seinen Schmerzen liegt, als „Modell" ansieht. Es sind offenbar Gesichtswahrnehmungen im erregten Augenblick, die von einer scharfen Beobachtung der Erinnerung gegeben und nachher im wesentlichen skizzenhaft festgehalten wurden, später kamen sie, in künstlerischer Disziplin gestrafft, auf den Stein. Was ihnen als das Besondere blieb, ist eine bewegte Frische, eine dramatische Kraft, die schier absichtslos wirkt — es fehlt die heroische Geste sowohl wie die sentimentale Schwäche. Der Titel der Mappe ist fast zu pathetisch; denn das Kriegserlebnis hat fast nirgends Deklamatorisches und nur an der Stelle, wo es in dem Bewegungsmotiv eines sich wild aufbäumenden Pferdes zeigt, ist es — verzeichnet. Sonst etwa in dem Blatt „Sturm", „Verwundet" oder in den köstlich frischen, einfachen „Meldereitern" ist eine wohltuende sachliche Schlichtheit.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Fürst Bülow's Buch und Politik

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Bernhard von Bülow, der zwölf Jahre die Geschäfte geführt hat und als Fürst von Bülow 1909 in das Privatleben zurückgetreten ist, hat im Mai 1916 ein Buch erscheinen lassen, das studiert zu werden verdient. Um deswillen was in ihm steht und was nicht in ihm steht.

Vorweg, es steht vieles noch nicht in dem Buch und es ist einer vermehrten Auflage fähig. Zwei starke Gründe rechtfertigen die noch fehlenden Kapitel und Auseinandersetzungen. Einmal: Das Buch erscheint im Weltkrieg und ist laut Vorwort zuerst „im Ausland" erschienen. Es will also auch den Nichtdeutschen die deutsche Politik der zwei letzten Jahrzehnte im Zusammenhang vorführen, verständlich und sympathisch machen. Dies ist verdienstlich und diese hochpolitische Rücksicht verbietet nicht die Kritik, aber den Kritizismus.

Zum zweiten: Das Buch ist die Ueberarbeitung der schon vor drei Jahren von Bülow verfaßten, politischen Einleitung des Sammelwerks: „Deutschland unter Wilhelm II." Dies war eine Jubiläumsschrift zur Illumination der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Kaisers, dem Bülow gedient hat. Er reklamierte in jener politischen Festarbeit seinen Anteil an der Geschichte Deutschlands in der bescheidenen Form des Geschichtsschreibers.

In einer Festschrift durfte alles auf den Glanz poliert sein. Freilich tut dies der geschichtswissenschaftlichen Wirkung Eintrag. Es ist von dieser Färbung mehr in die neue Ueberarbeitung übergeflossen, als der Beleuchtung des Weltkriegs entspricht. Aber noch einmal, es ist verdienstlich, wenn Staatsmänner ihre Geschichte schreiben. Sie fordern damit die Zustimmung und den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Widerspruch heraus. Sie haben dabei das Recht, einseitig zu sein und die Dinge in das Licht zu rücken, das ihr eigenes Lebenswerk belichtet. So handelte Bismarck in seinen ausgezeichneten und oft auch ausgezeichnet einseitigen „Gedanken und Erinnerungen." Wie er, geht Fürst von Bülow auf Einzelheiten wenig ein und arbeitet mehr unter dem Widerschein der Gesamterinnerung, als an Hand der Akten. Dies macht ein Buch flüssig und lesbar für weite Kreise und in der politischen Ernährung der unpolitischen Köpfe liegt ein besonderes Verdienst und Vorhaben dieser Bücher.

Manches dürfte politisch und literarisch schärfer und manche Wiederholung vermieden sein. Aber es ist schon eine große geistige Leistung, im Weltkrieg ein solches Buch zu schreiben, das an keiner Stelle Greisenhaftigkeit verrät und im Stil so rosig und gepflegt erscheint, wie Fürst Bülow auch heute im persönlichen Verkehr ist, und so elastisch und beredt, wie wir es von seinen Reichstagsreden noch in lebendiger Erinnerung haben.

Der Stoff ist unter sechs Ueberschriften gegliedert: „Auswärtige Politik", „Wehrkraft und Militär", „innere Politik", „Parteipolitik", „Ostmarkenpolitik" und „Wirtschaftspolitik", die von einem Vorwort und Schlußwort umrahmt sind.

Den größten Raum nimmt mit Recht die auswärtige Politik in Anspruch. Die übrigen Kapitel treten im Weltkrieg zurück und darum auch in der Besprechung des Buchs. Sie enthalten manche politische feine Bemerkung. Manches wird mehr gestreift als ergründet. Aber man wird bei späteren Untersuchungen gern an diese Ausführungen anknüpfen. Die Block-Gedanken und das Urteil über deutsche Eigenschaften sind ein Gemisch, oft tiefgründig, manchmal auch nicht. Der unerhört schweren Aufgabe, die dem Freisinn und der Demokratie von der Bismarck'schen und nachbismarck'schen Zeit gestellt waren — einer Zeit plötzlicher Spaltung der Bevölkerung durch konfessionelle, agrarische und soziale Gegensätze, die den politischen Geist verwirrten und beschatteten — wird Fürst Bülow fast so wenig

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerecht, als Fürst Bismarck; beide sind in ihren Büchern in diesem Punkt nahezu oberflächlich. Man konnte über diese innerpolitische Aufgabe einer Richtung, die den Untertanenstaat zum Bürgerstaat umzubilden als ein Staatsinteresse rechtzeitig erkannt hatte, mit der nachlässigen Handbewegung des „Realpolitikers" hinweggehen in der Zeit vor dem Weltkrieg. Heute ist es ein Mangel. Denn man erkennt, wenn man politischen Instinkt hat, die versäumte politische Entwicklung und ihre Rückwirkung auch auf die Beziehungen zum Ausland und zu den Neutralen. Ein demokratischeres Deutschland hätte einen geringeren Knäuel von Antipathie zwischen Skandinavien und Amerika gefunden und auf dem Friedenkongreß im Haag und bei andern Gelegenheiten der politischen Diskreditierung und Verleumdung weniger in die Hand gearbeitet. Natürlich unterdrückt Fürst Bülow die Einsichten und Lichtblicke, die er auch nach dieser Richtung hat, nicht vollständig. So zum Beispiel wenn er sagt: „Die schwere, wenngleich edle Aufgabe der Selbsterziehung, die unsern Parteien gestellt ist, wird in Staaten, in denen das parlamentarische System herrscht, den Parteien abgenommen. In solchen Ländern folgt dem parteipolitischen Fehler der Mißerfolg und damit die empfindliche Belehrung Zug um Zug."

Doch kaum ist ihm das Wort entfahren, fährt der vorsichtige Vater des konservativ-liberalen Blocks fort: „Damit will ich nicht dem Parlamentarismus im westeuropäischen Sinn das Wort reden." Den o st europäischen Parlamentarismus, der die schwere, edle Aufgabe der Selbsterziehung lösen könnte, hat Fürst Bülow zu zeichnen klüglich unterlassen. Aber es wäre verdienstlich gewesen, wenn er ein offenes Wort im Interesse seiner Entwicklung gesprochen hätte, deren Bedürfnis er mehr als mancher andere erfahren hat.

Damit kommen wir vor Eingehen auf das auswärtige Kapitel noch zu einer Bemerkung, die sich bei der Lektüre immer wieder aufdrängt. Ein leitender Staatsmann in Deutschland ist groß, wenn er ein Erzieher des Volkes zum politischen Geist und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Charakter ist, aber auch, wenn er ein Wegzeiger des Monarchen auf solchen Bahnen ist. Ob dies in ein und demselben Buch geschehen kann, ist freilich fraglich. Der von Bülow viel gewürdigte Goethe hat im „Herbst" seinen Ministerkollegen das tiefe Distichon gewidmet:

Zweierlei Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.

Die Geschichte wird fragen, ob Fürst Bülow, solange er glänzende Gelegenheit dazu hatte, diese Pflicht geübt hat. Ich kenne alle Einwände, die er geltend machen kann. Wir wissen alle auch, daß der verantworliche Staatsmann in Deutschland der verantwortliche weder immer ist, noch sein darf, und alle Nachfolger Bismarcks werden für manche Unterlassung mildernde Umstände in Anspruch nehmen können. Gegengewichte, die Bismarcks Wucht nicht nötig hatte, hat Bismarck für seine weniger wuchtigen Nachfolger zu schaffen versäumt und keiner von ihnen hat es nachgeholt. Alle sollten aber in einer historischen Publikation diesem anerkannten Bedürfnis mutig das Wort reden schon wegen der Verantwortung, die sie, wie man heute spürt, in der Geschichte tragen.

Bülows Abhandlung über die auswärtige Politik besprechen, heißt seine auswärtige Politik als Handlung nachprüfen. Das ist, wie die folgenden Ausführungen dartun werden und wie auch ein interessanter Aufsatz von Professor Martin Spahn im „Hochland" zeigt, zugleich rückblickend und aktuell.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ist die Aufhebung der Kapitulationen rechtsgültig?

Von Dr. Erich Schairer

Am 9. September 1914 hat die Türkei mit Wirkung auf 1. Oktober gleichen Jahres die Kapitulationen für abgeschafft erklärt. Durch die Kapitulationen waren bisher die in der Türkei lebenden Angehörigen der fremden Staaten der türkischen Gebietshoheit in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung ganz oder teilweise entzogen. Sie unterstanden ihrer eigenen Konsulargerichtsbarkeit, bestimmte Fälle ausgenommen, bei denen aber auch nur in Anwesenheit eines Konsulatsvertreters als offiziellen Beistands vom türkischen Gericht über sie verhandelt werden konnte; sie waren von allen direkten Steuern und Abgaben befreit, außer von den Grundsteuern; ferner war die Festsetzung der Zölle auf fremdes Einfuhrgut der Vereinbarung mit den ausländischen Mächten vorbehalten — einige der wichtigsten Punkte dieser „Exterritorialität", wie sie durch die Kapitulationen gegeben war.

Man sieht sofort, daß derartige Bestimmungen, die sich mit den Anschauungen des heutigen Völkerrechts nicht vereinbaren lassen, einer Zeit entstammen müssen, wo dieses noch in den Kinderschuhen steckte: wo in ihm noch nicht der Grundsatz der Territorialität maßgebend war, der alle in einem Staatsgebiet befindlichen Personen der „Souveränität" dieses Staates unterwirft, sondern der Grundsatz der Personalität, nach dem der Ausländer auch im fremden Staat unter dem Recht seines Heimatstaats lebte. Die erste Kapitulation stammt aus dem Jahre 1535, wo Sultan Suleiman II. mit König Franz I. von Frankreich einen Bündnisvertrag abschloß. Auf diese gehen alle späteren zurück; sie selber aber beruht ihrerseits auf den Privilegien, die Mohamed der Eroberer im Jahre 1453 der griechischen Gemeinde von Konstantinopel zuerkannte, und diese wieder hängen geschichtlich zusammen mit den Sonderrechten, die den genuesischen und venezianischen Faktoreien in der Levante schon von den Byzantinern und nachher ohne weiteres auch von den türkischen Eroberern zugestanden worden waren; übrigens auch mit der Freiheit der Selbstverwaltung, die den einheimischen christlichen und jüdischen „Millets" (Nationen) vom alten türkischen Staat von jeher zugebilligt war. Solche Toleranz hatte gerade in einem islamischen Staat ihre beson-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dere Bedeutung; denn das mohammedanische Scheriatrecht, auf dem er aufgebaut ist, kann sich naturgemäß nur auf Mohammedaner erstrecken. Alle Christen — also alle Ausländer — mußten im Reiche des alten Stambul rechtlos sein, solange nicht ein besonderes Recht für sie geschaffen war. Das waren eben die Kapitulationen, und man wird nicht daran zweifeln können, daß sie ehemals eine ebenso folgerichtige Erscheinung der herrschenden Zustände und Begriffe als eine für beide Teile heilsame Einrichtung dargestellt haben.

Ebenso klar ist aber, daß aus der Wohltat eine Plage und ein schweres Hemmnis werden mußte, sobald die Türkei begann, ihr Staatswesen zu entkirchlichen und zu modernisieren. Ja eine durchgreifende Reform nach abendländischem Muster, wie sie jetzt in Angriff genommen ist, hat nicht bloß die Ueberflüssigkeit der Kapitulationen zur Folge, sondern vielmehr ihre Abschaffung zur unerläßlichen Voraussetzung. Besonders auf dem Gebiet der Polizeiverwaltung springt dieses Verhältnis in die Augen und läßt sich mit drastischen Beispielen belegen. „Der Bürgermeister von Konstantinopel will kranke Dirnen kontrollieren, erläßt ein sanitätspolizeiliches Gesetz und läßt die Französinnen usw. verhaften, die sich nicht melden. Sofort interveniert die französische Botschaft: die kranken Dirnen dürfen von der türkischen Sanitätspolizei nicht angefaßt werden — und der türkische Bürgermeister kann die Gesundheit seiner Hauptstadt nicht schützen." So erzählt Jäckh einmal; oder lassen wir Krause in seinem kürzlich erschienenen trefflichen Büchlein über die Türkei (Teubner, Leipzig) berichten: „Ich habe es selbst mit angesehen, wie in Galata, einem Schlupfwinkel internationaler Spitzbuben, die türkische Polizei von der Verfolgung eines in ein griechisches Haus geflüchteten Diebes Abstand nehmen mußte, bis das griechische Konsulat verständigt und die Erlaubnis zum Betreten des Hauses unter Aufsicht eines griechischen Kawassen erteilt war. Ueber der Erfüllung dieser Formalitäten war so viel Zeit vergangen, daß der gesuchte Dieb längst Zeit gehabt hatte, durch Hintertüren oder über die Dächer eine gesicherte Zufluchtstätte aufzusuchen." Weniger auffallend, aber in ihren Folgen weit verhängnisvoller ist die wirtschaftliche Privilegierung der Fremden durch Zollbindung und Steuerfreiheit, durch die, so wie die Dinge heute liegen, ein eigenes wirtschaftliches Erstarken, namentlich die Entfaltung einer türkischen Industrie, künstlich unterbunden war, außerdem aber dem Staat namhafte Summen verloren gingen. Man darf nicht vergessen, daß zu den wirklichen Ausländern die ungeheuer zahlreichen „Schutzgenossen" der Mächte hinzuzurechnen sind, auf die sich die Kapitulationen ebenfalls erstreckten. Meist waren dies reiche Levantiner, die sich der großen wirtschaftlichen Vorteile wegen unter den Schutz fremder Gesandtschaften gestellt hatten, obwohl sie vielleicht schon Generationen im Lande saßen. Mit den Schutzbriefen (berat) soll zum Teil ein schamloser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Handel getrieben worden sein, so daß z. B. Rußland 1774 in der Türkei sieben Millionen und Griechenland im Jahre 1858 allein in Konstantinopel 21 000 solcher Schutzgenossen hatte. Nach Jäckh hat ein türkischer Finanzminister berechnet, daß bei Aufhebung der Kapitulationen eine mäßige Gewerbe- und Einkommensteuer samt der Beseitigung des fremden Postrechts genüge, um das türkische Budgetdefizit auszugleichen.

Es mögen also wesentlich finanzpolitische und volkswirtschaftliche Gesichtspunkte gewesen sein, unter denen die türkische Regierung die Abschaffung der Kapitulationen neuerdings betrieben und nach Kriegsausbruch kurzerhand von sich aus verfügt hat. An sich aber erscheint sie keiner besonderen Motivierung bedürftig, sondern lediglich als Konsequenz des modernen Staatsbegriffs, wie ihn die neue Türkei in vollem Umfang auf sich anzuwenden und zu verwirklichen entschlossen ist. Die Aufhebung der Kapitulationen bildet gewissermaßen den stark verspäteten Nachsatz zu dem Vordersatz, den am 30. März 1856 der Pariser Friede in Artikel 7 ausgesprochen hat: „S. M. l'Empereur des Français, S. M. l'Empereur d'Autriche, S. M. la Reine du Royaume-Uni de la Grande-Bretagne et d'Irland, S. M. le Roi de Prusse, S. M. l'Empereur de toutes les Russies et S. M. le Roi de Sardaigne déclarent la Sublime Porte admise à participer aux avantages du droit public et du concert européen."

* * *

Eine Untersuchung der Frage, ob die Türkei berechtigt war, die Kapitulationen durch einseitige Verfügung aufzuheben, mag dem „Realpolitiker" zunächst müßig erscheinen; denn ob es ihr nach dem Kriege möglich sein wird, die Fortdauer der Suspendierung gegen den zu erwartenden Einspruch gewisser Mächte aufrechtzuerhalten, hängt letzten Endes davon ab, ob sie die Macht dazu hat, anders formuliert: ob der Ausgang ihres Krieges und des Kriegs ihrer Verbündeten ihr die Mittel dazu in die Hand gibt. Aber so ganz nebensächlich ist die Stellung der Rechtsfrage doch nicht. Was den völkerrechtlichen Grundsätzen entspricht, läßt sich doch wohl leichter durchsetzen, als was ihnen zuwiderläuft. Wir dürfen also annehmen, daß es von etwas mehr als akademischem Interesse ist, die Frage aufzuwerfen und ihre Beantwortung zu versuchen.

Ihrer äußeren Form nach stellen die Kapitulationen scheinbar keine völkerrechtlichen Verträge, sondern einseitige Rechtsgeschäfte dar, in denen ohne Inanspruchnahme einer Gegenleistung aus reiner Großmut den Angehörigen fremder Staaten gewisse Rechte innerhalb der Grenzen des türkischen Reichs gewährt werden. Es sind Gnadenbriefe, der Gunst und Machtvollkommenheit der Sultane entsprossen, von denen immer in den stolzesten und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwülstigsten Ausdrücken („König oder Könige", „Mittelpunkt der Welt", „Schatten Gottes auf Erden") gesprochen wird. Vergegenwärtigen wir uns nocheinmal die Eigenart des mohammedanischen Scheriatrechts, das sich mit dem alten türkischen Staatsrecht unbedingt deckt, so ist klar, daß der Beherrscher der Gläubigen mit Christen überhaupt nicht anders verkehren kann; sie können niemals als gleichberechtigte Vertragskontrahenten auftreten, da sie überhaupt keine Rechtspersönlichkeit besitzen. Nach der Auffassung des Scheriat sind daher die Kapitulationen Gnadenbeweise, die jederzeit zurückgenommen werden können.

Wenn die heutige Türkei sich noch auf diesen historischen Standpunkt stellen wollte — der allerdings in seiner Begründung die Anerkennung des modernen Völkerrechts ausschließen würde —, so müßte sie sich selbstverständlich für berechtigt halten, die Kapitulationen ohne weiteres aufzuheben. Und es könnte beinahe so aussehen, als ob diese Auffassung bei dem Schritt vom 9. September 1914 maßgebend gewesen sei. In dem Brief, den der Großvesir und damalige Minister des Auswärtigen Prinz Said Halim nach einem holländischen Orangebuch damals an den holländischen Gesandten in Konstantinopel Van der Does de Willebois gerichtet hat, wird von den Kapitulationen der Ausdruck gebraucht, es seien Regeln, die die türkische Regierung vor Zeiten („jadis") in ihren Gefühlen der Gastfreundschaft und Sympathie hinsichtlich der Untertanen der befreundeten Mächte besonderer Weise festgelegt (determiné d'une façon spéciale) und den Mächten zur Kenntnis gebracht habe (notifié); später seien diese dann, obwohl sie lediglich zu Nutz und Frommen (agrément) der Pforte selber erlassen worden seien (édictées), als „Privilegien" gedeutet worden.

Unter dem Eindruck dieser einseitigen Betrachtungsweise hat die holländische Regierung der Abschaffung der Kapitulationen ihre Anerkennung versagt, da sie als zweiseitige Abmachungen nicht durch einen autonomen Akt der Pforte aufgehoben werden könnten (Schreiben des hölländischen Gesandten an das Türkische Auswärtige Amt vom 11. und 26. September und vom 11. Dezember 1914).

Die holländische Regierung befand sich dabei insoweit zweifellos im Recht, als die Kapitulationen ungeachtet ihrer äußeren geschichtlichen Entstehung und Form heutzutage sachlich als völkerrechtliche Verträge aufzufassen waren. Dies tritt in dem Notenwechsel von Ende 1914 zwischen der Türkei und den Niederlanden gelegentlich zu Tage, wenn Said Halim trotz den eben angeführten Wendungen sie einmal als „Actes internationaux" bezeichnet; es kann auch daraus geschlossen werden, daß die Türkei bisher niemals den Versuch gemacht hat, die Kapitulationen einseitig abzuändern oder aufzuheben. Auf dem Pariser Kongreß hat der türkische Bevollmächtigte seinerzeit den förm-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Antrag auf Abschaffung der Kapitulationen gestellt; und auch später suchte sich die Pforte mehrfach der Zustimmung der einzelnen Mächte dazu zu versichern, die sie ja im Lauf der Zeit auch wenigstens von den Dreibundsmächten (Deutschland 1892, Oesterreich-Ungarn 1909, Italien 1912) erhalten hat. Sollte sie denn nun, etwa aus neu erwachtem Selbstgefühl, ihren Standpunkt auf einmal wieder geändert haben und sich außerhalb des europäischen Völkerrechts stellen wollen, auf das sie sich in jenem Erlaß vom 9. September doch eben wieder beruft als auf den Boden, auf dem die Kapitulationen unmöglich sind?

Eine solche Rückkehr zu längst überlebten Anschauungen darf von seiten der modernen Türkei kaum erwartet werden. Es hängt also für die Beantwortung des vorliegenden Rechtsproblems alles davon ab, ob nicht auch zweiseitige Verträge mit völkerrechtlicher Gültigkeit unter Umständen einseitig aufgehoben werden können.

Walter Lehmann hat diese Frage in einer höchst interessanten Arbeit, die demnächst (in der Jäckh'schen Orientbücherei) öffentlich zugänglich gemacht werden wird, untersucht und ist zu dem Ergebnis ihrer unbedingten Bejahung gelangt. An dem Vertragscharakter der Kapitulationen auch in ihrer geschichtlichen Vergangenheit — nicht erst für die heutige Wertung — ist nach seiner Darstellung nicht zu rütteln, da hiefür die seinerzeit aus Opportunitätsgründen gewählte äußere Form des einseitigen Gnadenakts vollkommen ohne Belang und aller Nachdruck auf die schon damals — oft in langwierigen Verhandlungen — vorhergegangene genaue Vereinbarung ihres Inhaltes zu legen ist. Das Wesen des Vertrags liegt in der Festhaltung der gegenseitigen Willensübereinstimmung; diese Willenseinigung war beim Abschluß der Kapitulationen vorhanden: also sind sie von Anfang an als völkerrechtliche Verträge anzusehen. Den Rechtsgrund aber zu ihrer autonomen Abschaffung trotz der Zweiseitigkeit erblickt Lehmann in der „clausula rebus sic stantibus." Die clausula rebus sic stantibus stellt die Berechtigung eines Staats zu einseitiger Aufhebung eines von ihm geschlossenen Vertrags fest, wenn die Umstände, unter denen er einst abgeschlossen wurde, sich wesentlich verändert haben.

Im Gegensatz zum privatrechtlichen Vertrag zwischen Einzelpersonen sind völkerrechtliche Staatsverträge in ihrer Geltung abhängig von den Zwecken, um deretwillen sie eingegangen wurden. Erfüllen sie diese nicht mehr und fangen an, den Interessen des Staats sogar zuwiderzulaufen, so werden sie ohne weiteres hinfällig. Da der Staat dazu bestimmt ist, unter stetiger Umbildung seiner Erscheinung für unabsehbare Zeiten weiterzubestehen, können von den ihn zeitweilig leitenden Einzelpersönlichkeiten keine Bindungen auf unter allen allen Umständen ewige Dauer getroffen werden; ihre Gültigkeit hat eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenze in dem Grundrecht des Staats auf seine Existenz und notwendige Entwicklung. „Vor allen Traktaten haben die Nationen ihre Vorrechte" (preuß. Manifest vom 9. Okt. 1806). „Die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr" (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen). Jeder völkerrechtliche Vertrag erscheint somit als unter dem stillschweigenden Vorbehalt der clausula rebus sic stantibus abgeschlossen. Ihre Voraussetzungen treffen auf die Kapitulationen zu: die Türkei wollte durch sie ihre wirtschaftlichen Interessen fördern, während sie heute gerade wirtschaftlich zur drückendsten Fessel für den türkischen Staat geworden sind; die Türkei nahm ehemals infolge der absoluten Geltung des Scheriatrechts eine Sonderstellung ein, der die Kapitulationen Rechnung trugen, während sie heute ein auf moderne Rechtsbegriffe gegründetes Staatswesen ist. Die „Veränderung der Umstände" kann nicht geleugnet werden; also ist der Türkei in Bezug auf die Kapitulationen das einseitige Kündigungsrecht zuzubilligen.

Der einzige, aber nur formelle Fehler der Türkei bei der Aufhebung der Kapitulationen ist es nach Lehmann gewesen, daß sie sich bei der Kündigung nicht ausdrücklich auf die clausula rebus sic stantibus und die veränderten Umstände berufen hat.

Die Denkschrift der türkischen Regierung vom 9. Sept. 1914 an den holländischen Gesandten, die uns vorliegt, beruft sich allerdings nicht wörtlich auf die angeführte Formel, setzt aber den Widerspruch der Kapitulationen mit dem Wesen des souveränen Staats und die Existenz- und Entwicklungsgefährdung, die sie für einen solchen im allgemeinen und die Türkei im besonderen bedeuten müssen, so ausführlich auseinander, daß auch dieser einzige Einwand hinfällig werden dürfte. Und ohne den Fachausdruck zu erwähnen, beruft sich Said Halim in dem späteren Schreiben vom 5. Dez. 1914 an Van der Does auf die clausula rebus sic stantibus mit den Worten: „En effet, aucun Traité ne peut contenir des dispositions devant se perpétuer éternellement, lorsqu'elles portent sur des matières de commerce, d'organisation et de procédure judiciaire ou d'administration, lesquelles sont évidément soumises à l'évolution du temps."

Die Holländer und vermutlich auch noch andere europäische Staaten, die sich gegen die Aufhebung der Kapitulation sträuben werden, werden sich mit diesem immerhin triftigen Argument auseinandersetzen müssen, auf das von Lehmann unseres Wissens zum erstenmal hingewiesen worden ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachtgedanken

Von Karl Loewenberg

1.

raußen zirpen die Grillen wie klingende Glöckchen oder fernsingende Harfen. Die Luft der Nacht ist meeresfrisch. Wie dunkellila Augen. Trägt auf den wehenden Flügeln den Duft des Regens, sonnenverbrannter Blumen und des Heus. Sie schlafen alle. Die Häuser ruhig in ihrer Dunkelheit. Die Sonnenblumen löschten ihre Lichter. Die Tiere schließen die Augen. Träumen von Frühling und Freiheit.

Nicht schlafen. Warum immer schlafen während der Nacht? Man kann nie wissen, was jetzt geschieht. Mir schaudert über all den Bildern: draußen kämpfen sie. Die heulenden Sturmglocken der Granaten. Tausende zerrissene Schreie. Schmerzen. Blutender Tod. Und Wimmern . . .

2.

Dort im Schützengraben schwarz beworfen steht einer auf Posten. Drüben die Franzosen wie lauernde Tiere.

„O, wenn ich wüßte," sagt der Soldat, „weshalb ich keine Seele mehr fühle. Mir ist, als fehle dort in der Brust etwas. Kalt, steinkalt. Ich bin zu jung. Und sehne mich nach etwas, das beglücken soll. Mir ist, als denke jemand an mich. Jemand in dieser Nacht, der mich vielleicht etwas lieb hat. Als sprängen seine Gedanken in mich hinein. In den öden Graben meiner Seele . . ."

Und Augenblicke senkt er die Wimpern. Dort drüben beginnen sie zu schießen. Die Sturmglocken der Granaten kommen. Der Soldat bückt sich etwas. Faßt ans Herz. Ah — ein kleiner Stich . . .

Aus seinem Mund tröpfelt bitterschmeckendes Blut . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3.

Man wird müde in der Nacht. Es ist Gewalt im Schlaf. Er erobert und siegt. Nein, nicht schlafen, wo sovieles wacht. Die Kranken und unglücklich Liebenden. Die Hungernden und Ueberladenen.

Wie — dort im Herzen fühl ich einen Stich? Es könnte vielleicht jemand draußen —. Es gibt gemeinsames Gedankenfühlen.

Aufrecht hebe deine Hände Nacht. Du regierst die Erde. Bist milde und stürmend. Voller Liebe und voller Schrecken. Sieger über das Licht. Dein Kampf ist Dunkel und Schlaf.

Schlafendes Dunkel. Dunkelnder Schlaf.

Meine Lider ziehen sich herab wie Häute über Kostbarkeit. Schlaf. Kostbarkeit. Müdigkeit. Laß uns nicht müde werden. Nacht, erlöse uns. Draußen zirpen die Grillen wie silberne, klingende Glocken. Wie fernsingende Harfen. Nicht müde werden . . .

Zwei Gedichte

Von Max Barthel (im Felde)

Herbst

Der Herbst schreitet mit wuchtigen Schritten über die endlosen Felder.
Wo er schreitet, wandelt sich alles in Reife und Frucht.
Auf den Bergen brennen die glühroten Wälder
in trunkenem Vergessen und eilender Flucht.

Der Regen dampft goldig und nackt auf den frierenden Wiesen,
bis die Sonne in herrlicher Klarheit tagt;
bis alle Kräfte zusammenschießen
in eine Kraft, die alles will und auch alles wagt.

Die Ernte greift mit weit ausholenden Hieben
Korn, Wein und Früchte, greift jeden Halm auf der Flur.
Dann bleibt von all dem gewaltigen Wachsen und Lieben
auf zertretenen Feldern nur eine zertretene Spur.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Vögel des Sommers schwärmen südwärts in ängstlichen Flügen,
aber der Mensch bleibt im Norden und baut auf die eigene Wacht.
Ueber die einsamen Weiden gräbt er mit stählernen Pflügen
vom späten Morgen bis in die verschwisterte Nacht . . .

Der Fluß

Breit und beruhigt strömt der Fluß,
auf gelber Flut ein leises Flimmern.
Die starken, stolzen Wogen wimmern,
weil sich ihr Weg durch Brücken winden muß.

Dies Schauen macht mich stark und still,
ich höre ferne Glocken läuten.
Ich darf mir fromme Märchen deuten,
und dennoch spricht mein Herz: Ich will!

Epochen der Kunst

Von Paul Ernst

Während frühere Zeiten immer nur Sinn für ihre eigene Kunst hatten und andere Kunstwerke im besten Fall als Kuriositäten würdigten, hat unsere Zeit, zunächst auf Grund ihres historischen Sinns, dann aber auch spontan, ein merkwürdiges Verständnis für jede andere Art von Kunst ausgebildet. Seit einigen Jahren hat man sich der Negerplastik zugewendet. Man hat plastische Werke der Neger in großer Menge gesammelt, Vieles ausgestellt, Manches publiziert, und es beginnt jetzt sogar schon in den weiteren Kreisen ein Sinn für diese merkwürdige Kunst sich zu bilden.

Ob wir hier eine dauernd wertvolle Errungenschaft haben werden, ist vielleicht zweifelhaft; sicher ist jedenfalls das eine, daß unsere heutigen Künstler von den Negern die Hauptsache lernen können, nämlich den plastischen Sinn. Aehnlich, wie zur Zeit der großen Impressionisten in der Malerei endlich wieder das Problem auftauchte: malerisch zu malen, so wird heute in der Plastik bei den Fortgeschrittensten wieder das Problem gestellt: plastisch zu bilden. Der Außenstehende wundert sich vielleicht, daß das überhaupt Probleme sind. Aber in gewissen Zeiten kommt es immer in den Künsten dahin, daß das Stilgefühl verschwindet; es muß dann mit schweren Mühen wieder neu errungen werden, und was in früheren Zeiten naiv und unmittel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bar geschaffen werden konnte, das muß nun mit einer zweiten Naivität gemacht werden, die mittelbar ist und von sich und von der Unwahrheit weiß. Jene Negerkünstler haben im höchsten Maße die erste Naivität; ihre Werke wirken deshalb für heutige Künstler, welche suchen, vor allem als Kritik des heute immer noch Herrschenden.

Aber noch etwas Anderes kann man von der Negerplastik lernen, und das wäre etwas, das die Historiker und Kritiker angeht.

Die Negerplastik hat das ungeheure Glück gehabt, sich ohne Kritiker und Historiker entwickeln zu können, das Falsche also, das aus dem Räsonieren und aus der fast notwendig immer falsch verstandenen Geschichte kommt, blieb ihr erspart. Ihre Entwicklung ist reine und ungestörte Kunstentwicklung. Deshalb kann sie ein Paradigma für das Verständnis anderer Kunstentwicklungen abgeben.

Der große Vorzug für den Betrachter ist dabei, daß wir ja historisch über sie nichts wissen und voraussichtlich nie viel mehr wie nichts wissen werden. Wenn der Betrachter heute einer großen Sammlung von Negerplastiken gegenübersteht, dann kann er nicht sagen, welcher Zeit oder welchem Stamm dieses oder jenes Werk angehört. Damit fällt das Haupthilfsmittel der heutigen Kunstgeschichte fort, dem wir ja unzweifelhaft den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft verdanken, aber auch die Verschleierung ihrer eigentlichen Aufgabe, nämlich der Nachforschung nach den einzelnen Kunstabsichten, der Art ihrer Verwirklichung und dem offenbar typischen Verlauf derselben. Wenn man Ordnung in das Chaos der Negerkunst bringen will, so ist man also genötigt, rein stilistisch vorzugehen.

Durch die Fremdartigkeit der ganzen Kunst scheint ein solches Vorgehen nun sehr erleichtert zu sein. Man sieht nur das Wesentliche, nämlich das Formale, weil alles Inhaltliche ja uns ganz fern liegt. So kann man auf den ersten Blick die Epochen der Kunst erkennen; mögen diese Epochen durch Jahrhunderte oder Jahrzehnte von einander getrennt sein, mögen sie auf einem großen Raum gleichzeitig aufgetreten sein, oder endlich mag der Abbruch der Epochen sich ein — oder gar mehrmals wiederholt haben.

Die Kunst beginnt mit Darstellungen, welche rein aus dem Gedanken des Künstlers kommen und nicht aus seinen Sinnen. Der Mann weiß, daß der Mensch zwei Arme und zwei Beine, fünf Finger und fünf Zehen hat, einen Rumpf, einen Hals und einen Kopf. Aus diesen Stücken bildet er seine Figur, genau so, wie heute noch jedesmal das Kind anfängt zu bilden. Was die Menschen heute so leicht vergessen, weil sie es in Zeiten, wo sie sich von der Außenwelt beherrschen lassen, vergessen wollen, wird uns hier ganz klar: die Kunst entsteht nicht aus dem Bedürfnis, nachzubilden, sondern aus dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedürfnis, zu schaffen. Nicht ein Naturding wird nachgeahmt, sondern eine Idee wird gestaltet.

Hier ist der Anfang der Kunst, aber die so geschaffenen Figuren kann man noch nicht als Kunstwerke ansprechen. Das erste Kunstwerk entsteht, wenn dieses Abbild der Idee „belebt" wird, nämlich wenn die Figur organisch wird. Es kommt jetzt die Epoche der archaischen Kunst.

Der Prozeß, wie dargestellte Idee lebendig wird, in dem das Bild organisch wirkt, ist nicht zu schildern; denn hier liegt im letzten Grund überhaupt das Mysterium der Kunst, die ja nichts anderes ist, als das Erzeugen von aus der Idee geschaffenen neuen Dingen, das Erzeugen einer höheren Natur. Man kann ihn nur umschreiben, indem man sagt, daß die Figuren jetzt eben lebensfähig sind; natürlich nicht als wirkliche Menschen etwa; sondern: wenn es eine Welt gäbe, in der allgemein solche Wesen leben könnten, dann würden diese Geschöpfe in ihr leben; sie würden nicht essen oder trinken, aber sie würden leben. Man verzeihe die wunderliche Ausdrucksweise; es handelt sich um ein Gefühl, und man kann das nicht anders schildern.

Der äußerlich entscheidende Punkt ist offenbar das Naturstudium des Künstlers, dieses Wort im denkbar weitesten Sinn genommen. Auf dieser Epoche muß der Künstler sich gefühlsmäßig darüber klar sein, welche Bedeutung die einzelnen Glieder und Körperteile haben; vorher braucht er nur zu wissen, daß sie vorhanden sind. Die Bedeutung aber haben sie einerseits für den tierischen Unterhalt, andrerseits für die Statik des Körpers. Die erste Bedeutung ist jetzt noch nicht so wichtig, wie die zweite. Noch auf dem Höhepunkt der archaischen Kunst kann es geschehen, daß die erste Bedeutung der zweiten so untergeordnet wird, daß sie ganz verschwindet, wo sie stören würde. Was im Fleisch konvex ist, kann konkav dargestellt werden und umgekehrt: niemals aber würde in der archaischen Kunst das Knochengerüst anders sein als in der Natur.

Man hat lange die archaische Kunst als eine Vorstufe der klassischen betrachtet, daher auch noch der Name. Aber man muß richtiger sagen, daß sie eine in sich abgeschlossene Kunst ist, die etwas ganz anderes will, wie die klassische, die ihren Anfang, ihren Höhepunkt und Verfall für sich hat. Das Entstehen der archaistischen Kunst beweist diese Auffassung sozusagen experimentell. Wenn die klassische Kunst verfällt, kann nämlich der Wunsch in den Menschen nach der früheren Kunst auftauchen, sie suchen dann bewußt das Stilgesetz derselben zu ergründen und arbeiten mehr oder weniger nachahmend Werke in diesem Stil; zur Unterscheidung von den archaischen nennt man diese Werke herkömmlich archaistische. Man kann da doch nicht von Spielerei sprechen, wie es oft geschieht. Ein typisch sich wiederholender Vorgang muß in der Natur des Menschen begründet liegen. Die archaistische Kunst ist der eine Zweig der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

romantischen Auflösung der Klassik; der andere ist der Naturalismus. Man kann die archaistischen Werke sofort erkennen: die Statik entsteht bei ihnen nicht aus dem naiven Gefühl, sondern aus bewußter Abstraktion.

Am Rande sei bemerkt: Unzweifelhaft müssen sehr viele Fälschungen als Negerbildwerke im Handel sein; ich glaube, manches Werk, das als archaistisch anzusprechen wäre, wird aus Paris stammen und nicht aus Afrika: beweisen wird sich eine solche Behauptung ja schwer lassen.

Auf die archaische Periode folgt die klassische.

Hier ist ein tieferes Eingehen auf Wirklichkeit und Natur vorhanden. Man behält die Errungenschaften der archaischen Zeit bei: das Knochengerüst ist immer noch richtig; aber man läßt — der Ausdruck sei gestattet — die Gestalten weniger in der Idee leben, man ist sich der Bedeutung auch desjenigen Fleisches klarer, das nicht unmittelbar zu statischen Zwecken dient. Man beginnt bewußt den künstlerischen Prozeß zu ändern: die Idee ist nicht mehr das Erste und das durch Naturstudium gewonnene Gefühl das Zweite; man geht tiefer in die Natur und sucht die Idee in der Natur selber zu finden, man gestaltet, wie die Natur gestaltet hätte, wenn sie immer so gekonnt hätte, wie sie wollte, während der archaische Künstler gestaltete, wie die Natur gestaltet hätte, wenn sie er selber gewesen wäre.

Was hier archaisch und klassisch genannt ist, das sind zwei ewige Gegensätze, die unter den verschiedensten Namen immer auftreten auch innerhalb der Kunstepochen selber. Etwa Schiller, Balzac, Dostojewsky kann man als archaische, und Goethe, Flaubert und Tolstoi als klassische Dichter bezeichnen. Solche Parallelen sind natürlich nur immer sehr bedingt aufzufassen, man kann mit demselben Recht bei so verwickelten Erscheinungen, wie die modernen Dichter sind, ganz andere Parallelen machen.

Hat die Klassizität ihren Höhepunkt erreicht, so entwickelt sich das, was oben Romantik genannt wurde.

Wir wissen nicht, weshalb eine Kunst verfällt und eine neue Kunst kommt. Aber es muß dafür Gesetze geben, denn die Erscheinungen wiederholen sich mit Regelmäßigkeit. Auch die Philosophien und Religionen haben ja ihren ewigen Kreislauf.

Das Gefühl für die Statik verschwindet, an seine Stelle tritt das, was man Gefühl für die Nuance nennen kann. Im Statischen ist für die Nuance kein Platz, hier ist alles nur notwendig; deshalb ist in der archaischen Kunst das Hauptkriterium: ist das Kunstwerk richtig? Die Nuance findet sich erst dort, wo vom Statischen aus betrachtet das Ueberflüssige anfängt; es tritt ein immer größerer Reichtum an Wirklichkeitselementen in die Kunst ein; man fühlt nicht mehr das Ganze, sondern das Einzelne; man macht den Reichtum zum Kriterium und verweist die Kunst auf den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unendlichen Reichtum der Natur. Nach aller bisherigen Erfahrung geht die Entwicklung Hand in Hand mit einem Nachlassen des Gefühls für das Organische; nicht nur für das Organische des Statischen, sondern auch für das Organische des Lebensprozesses; nachdem die Klassizität an Stelle von Knochen und Muskel das blühende Fleisch gesetzt hatte, setzt die romantische Kunst an die Stelle des Fleisches das Gewand und die Falte — das ist bildlich gemeint. Das Tiefste des Kunstwerks wird unrichtig, aber das Aeußerliche wird immer naturwahrer und interessanter.

Wir bemerkten schon, wie sich dem Naturalismus, der sich aus der Romantik entwickelt, die archaische Kunst entgegenstellt; ihr folgt dann die klassizistische als weiteres Resultat der Sehnsucht.

Die Aufeinanderfolge der Epochen in der europäischen Kunst wird uns durch die gleichzeitigen bewußten Deutungen immer unklar gemacht. Eine große Wichtigkeit der Negerkunst ist, daß wir hier die Epochen ganz naiv, ohne die verfälschende Tätigkeit des rechtfertigenden Verstandes sehen. Vielleicht werden wir einmal dahin kommen, daß wir wissen: hier herrschen Notwendigkeiten, die weit hinter dem liegen, was wir je ergründen können, die wir nur einsehen und mit frommem Sinn anenhmen dürfen.

Bartels Romanlisten

Die ungeheure Fülle und Unübersichtlichkeit der Romanliteratur läßt einen zuverlässigen Wegweiser als eine gebieterische Forderung erscheinen: der Verlag K. F. Köhler's Leipzig wollte diesem Bedürfnis entgegenkommen und forderte Professor Adolf Bartels auf, Listen von guten Romanen aufzustellen und eine geschichtliche Einleitung dazu zu schreiben. So entstand aus einem Bedürfnis des Publikums, aus einer Anregung des Verlegers und aus der Tätigkeit des Schriftstellers ein Büchlein „Die besten deutschen Romane, zwölf Listen zur Auswahl". Daß ein wirkliches Bedürfnis vorliegt, zeigt die rasche Folge von Auflagen: uns liegt eine 3. Auflage (11.—15. Tausend) vor. Noch einmal also: es wird hier der Versuch gemacht, gerade den Besseren und Suchenden im Publikum, denen, die nicht zur Ausfüllung leerer Stunden, sondern zu seelischer Bereicherung und geistiger Bildung lesen, einen zuverlässigen Ratgeber durch das Gewühl der Romanliteratur in die Hand zu geben. Eine Kritik dieses Ratgebers nun darf sich natürlich nicht an Einzelheiten klammern: es ist billig, dem Verfasser Lücken nachzuweisen; jeder Literaturkundige wird das eine oder andere ihm liebe Buch in diesen Listen vermissen. Darauf kommt es aber auch nicht an; was allein von Wichtigkeit ist, ist das Prinzip der Auswahl. Diesem Prinzip und seiner Ausführung gelten die folgenden Betrachtungen.

Bartels versucht auf 50 Seiten einen geschichtlichen Ueberblick über die deutsche Romanliteratur seit ihrer Entstehung, d. h. seit Grimmelshausen zu geben. Diese historische Uebersicht führt den Titel „Welche Romane muß man als Deutscher lesen?" In der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einleitung betont Bartels, daß das Romanlesen keineswegs eine Untugend sei oder doch sein müsse. Im Gegenteil könne man, wenn man ernsthaft lese, auch durch die Romanlektüre sein völkisches Selbstbewußtsein stärken. Dies ist der entscheidende Gesichtspunkt: alle Romane, die entweder die deutsche Gesinnung stärken oder die Kenntnis von den geistigen Zuständen Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart fördern, werden empfohlen. Solange Bartels in der frühen Vergangenheit weilt, geht alles gut: viele treffliche alte Romane, so der Simplizissimus, so die Insel Felsenburg, so Jung Stillings Lebensgeschichte werden warm empfohlen. Je mehr aber der Verfasser der neueren und neuesten Zeit sich nähert, um so mehr artet seine „historische Uebersicht" in ein nicht geschmacksklärendes, sondern verwirrendes Namennennen und ästhetisch-moralisches Etikettieren aus. Daß durch diese Häufung von Namen, mit welchen sich für den literarischen Laien nicht die mindeste Vorstellung verbindet, irgend ein Leser in seiner Entwicklung gefördert oder seine Lektüre planmäßig beeinflußt werden kann, glaubt Bartels hoffentlich selbst nicht. Er übersieht jedoch, daß man dem Zögling nicht alles auf einmal geben darf; weniger wäre bei dieser Auslese mehr gewesen, wenn dabei die Qualität über die Quantität gesiegt hätte.

Und hier kommen wir auf den zweiten Punkt zu sprechen: nicht nur zuviel gibt Bartels, sondern er empfiehlt auch viel zu viel Minderwertiges. So werden auf einer und derselben Seite Immermanns Oberhof und die Emanzipationsromane der Gräfin Hahn-Hahn empfohlen. Noch ärger wird die Verwirrung, je näher man an die jüngste Vergangenheit herankommt: da muß man als Deutscher das süßliche Romänchen voll verlogener Romantik von Agnes Günther „Die Heilige und ihr Narr" oder gar Walter Bloems Romantrilogie über den Krieg 1870/71 oder Paul Kellers pseudoromantische „Insel der Einsamen" lesen. Wir bedanken uns für einen Deutschen, der diese Romane alle verschluckt hat und wehren uns, nicht nur im Namen des guten Geschmacks (was Bartels stets für Aesthetizismus halten würde), sondern, was auch nach unserer Meinung viel mehr bedeutet: im Namen eines ehrlichen, unverdorbenen, nicht verzuckerten und versüßlichten Deutschtums gegen einen derartigen Wirrwarr, der sich als Volkserziehung ausgibt, auf das Entschiedenste. Wenn wir in diesem Absatze nur einige wenige Beispiele gegeben haben, so liegt das nicht daran, daß es etwa die einzigen wären, sondern nur daran, daß wir nicht kleinlich alle einzelnen Verstöße gegen das Qualitätsgesetz aufzählen wollten. Worauf es uns nur ankam, war, das Prinzip des Herrn Bartels als ein falsches zu erweisen: „Es ist mir selbstverständlich klar, daß diese flüchtige Uebersicht des deutschen Romans, wenn auch kaum ein wichtigerer Name in ihr fehlen dürfte, die Frage „Welche Romane muß man als Deutscher lesen" noch keineswegs ausreichend beantwortet. Sie ist auch sehr schwer zu beantworten; denn nicht bloß, daß der Geschmack verschieden ist, eines jeden Menschen Leben fordert geradezu auch eine verschiedene Lektüre." (S. 49). Bartels hat mit diesen Sätzen unzweifelhaft Recht; er hätte nur die Folgerung vorausziehen müssen, daß man durch eine historische Uebersicht überhaupt niemals die Frage, was man als Deutscher lesen müsse, entscheiden kann, sondern daß man dazu prinzipiell anders vorgehen muß —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie, davon möchten wir noch kurz sprechen.

Man hätte eben, gerade mit volkspädagogischer Absicht, ganz anders verfahren müssen: man hätte in der Einleitung die seelische Haltung des modernen Lesers diesem selber klar machen müssen.*) Man hätte betonen müssen, daß unsere ohnehin durch das moderne Leben zur Zerstreuung und Ueberlastung neigende Lebensführung kein massenhaftes Romanlesen verträgt, sondern daß hier, sofern jemand wirklich nicht zur Zerstreuung, sondern zu seiner Bildung und seelischen Erweiterung lesen will, nicht Vielleſen, sondern langsam und Gutes lesen das einzig richtige Prinzip ist. Dann hätte man klar legen müssen, worin eigentlich der Bildungswert des Romanlesens bestehen können und welches die Maßstäbe seien, um sich über den Wert eines Romanes klar zu werden: Daß man auf die Gestalt an Lebensenergien, an Weisheit, an weiter Menschlichkeit, Tiefe des Empfindens, Weite des dargestellten Weltbildes, Geradheit und Treue der Menschenschilderung und ähnlichem den Wert eines Romanes erkennen könne und daß dem gegenüber sein Gehalt an Wissensstoff historischer oder moderner Art u. dgl. wenig bedeute. Man hätte ferner sehr klar scheiden müssen zwischen wirklichen Dichtungen und klarer Unterhaltungslektüre (auch wenn diese sich als Weltanschauungsroman aufmacht)! Kurz, alles mit einem Wort zu sagen, man hätte das Gewissen des Lesers für Qualität, sein Gefühl und seine Ehrfurcht für wahre Dichtung stärken müssen. Statt dessen geht bei Bartels alles Gute, was er empfiehlt (und daß er wirklich viel Gutes empfiehlt, soll ihm zur Rechtfertigung angerechnet werden) in einem Wust von Unterhaltungsliteratur besserer und schlimmerer Art unter (ist doch sogar ein Romanfabrikant von der Art eines Stilgebauer nicht unterdrückt worden)!

Soviel zum Prinzipiellen. Und nun noch ein Wort zur Ausführung. Bartels hat 12 Listen aufgestellt, die nach stofflichen Gesichtspunkten angelegt sind, z. B. ältere Geschichtsromane, neuere Geschichtsromane, ältere Zeitromane ꝛc. Gemäß dieser rohen Anordnung stehen denn auch ganz unvereinbart Romane beieinander, so etwa Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ und Spielhagens „Problematische Naturen“. Wie diese beiden weltweit getrennten Romane in eine Kategorie kommen, bleibt ein Geheimnis des Verfassers. Was in Hinsicht auf das Prinzip der Auswahl gilt, das gilt ebenso für die Ausführung der Prinzipien: in den Anmerkungen zu jedem Roman wird nirgends scharf das wirklich Bedeutende vom Minderwertigen geschieden, ja bei manchen Romanen gibt Bartels ihre künstlerische Minderwertigkeit zu und empfiehlt sie trotzdem!

Aber genug: wir wünschten hier nur an einem merkwürdigen Büchlein ein wichtiges und allgemeines Problem der künstlerischen und menschlichen Volksbildung und auf die Schwierigkeiten seiner Lösung hinzuweisen. Wenn dieses Büchlein die Anregung gäbe, einen wirklichen Führer durch die Romanliteratur nach den von uns gekennzeichneten Gesichtspunkten aufzustellen, so hätte es einen wirklichen Nutzen gehabt. Es als Wegweiser und Ratgeber anzuerkennen, vermögen wir nicht, wir fürchten vielmehr, daß es die herrschende Verwirrung ver-

*) Vgl. hiezu meinen Aufsatz „Ueber Lesen und Schreiben“ im „Unsichtbaren Tempel“, Augustheft 1916.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehrt und das Empfinden für Qualität eher schwächt als kräftigt.

Werner Mahrholz

„Flandern"

Arthur Silbergleit, den wir als Lyriker von feinen, mit der Stimmgabel sorgsam abgehorchten Strophen kennen, formte einige seiner im Kriege entstandenen Gedichte zu dem Cyklus „Flandern". (Wagner Innsbruck) Silbergleit, der Empfinder und Verkünder von Strömungen, die alle Dinge der Umwelt in zart- und lichtgewebte Schleier hüllen, der Dichter, dem der keusch-inbrünstige Mythos des (aus der katholischen Glaubenssphäre gewonnenen) Gottgefühls stets die reinsten Anregungen gab, empfand Flandern, das Land gotischer Kirchen und mittelalterlicher Kultur-Erinnerungen, besonders tief. Eine Mythik, die süße Träume in sich birgt, gibt, in dieses Dichters Gesicht, allen Dingen den „Legendendämmerschein", von dem er so gerne singt. Für Arthur Silbergleit ist Flandern das Land einer verzauberten Vergangenheit, Boden, auf dem jeder Stein sein Schicksal und seine Bedeutung hat, ein Land des Friedens. „Fahl vor Leid", schaure „die Fürstinnen des Himmels, die Sonnenstunden, (nun) das Land voll roten Lachen und Blutfontainen aus Myriaden Wunden." Der Dichter aber fühlt überall hier, „wie sich tief mit der Legende des Lebens schlichte Heiligkeit vermählt."

Silbergleits Gedichte geben im Konzerte der kriegerischen Trommelwirbel und der pathetischen Posaunenstöße ein Orgel-Zwischenspiel, das, die vernichtende Kraft begütigend, Drohung und Wildheit versöhnend, hohen, unsichtbaren Quellen entströmt und, langsam verhallend, süße Wehmut weckt. Die Resonanz seiner Seele antwortet auf das Grauen der Zeit nicht hart, in Groll und Zorn, sondern weich, sanft, in Trauer. Er dichtet:

„Auch die Heiligen schont nicht der Krieg:
Christus, den im Kirchenfensterschlaf
ein Granatensplitter tückisch traf,
Sinkt aus bunter Scheiben Mosaik.

Selber hat der sanfte Seelenhirt,
dessen Wort dem tiefsten Frieden gilt,
nie mit einem Klang so aufgeklirrt,
Wie sein jäh zermalmtes Gnadenbild.

Wollen wir die Darbietung Silbergleits literarisch würdigen, so sei gesagt, daß er im Schauen und Fühlen Rainer Maria Rilkes Genosse ist, dem er auch in der Form nachstrebt: Im Wiegen und Gleiten der Verse; die, auf dem Wege eines Satzes von einer Strophe zur anderen leiten; in der Vorliebe für das volltönende, klanggroße Reimwort.

Richard Riess-München

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Zehnter Jahrgang 1916

Vierter Band

(Oktober bis Dezember)

BERLIN-MÜNCHEN 1916

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des Vierten Bandes 1916

Hauptteil

	Seite
Baguſche, Hermann: Die Northcliff-Preſſe	27
Barthel, Max: Befreiung	17
Sprüche der Liebe	169
Bonus, Arthur: Ein neuer Moralfeldzug	141
Buß, J. P.: Englands politiſches Vermächtnis	181
Charmatz, Richard: Das tſchechiſche Volk	41
Kaiſer Karl	223
Corbach, Otto: Städtiſche Kriegsfürſorge	207
Eidlitz, Walter, Nacht	90
Fiſcher, Max: Der Tod Heinrich von Kleiſts	252
Fritſch, Karl Wilhelm: Lehrer Vielgut	149
Gmelin, Julius: Die Slawen und der Weltkrieg	185
Goldſchmid, Dr. Alfons: Kriegswirtſchaftsgloſſen	21
Goeſer, Karl: Der Urlauber	53
Gothein, Georg, M. d. R., Der neue polniſche Staat	121
Gottſchalk, Hermann: Wenn wir vernünftig wären	145
Graebner, Hermann: Gedenken	254
Hanſen, Dr. R.: Frankreichs Ruf nach dem Kuli	65
Hatvani, Paul: Die Theaterſtücke Knut Hamſuns	113
Haußmann, Conrad M. d. R.: Neutrale Friedensregungen	161
Der 12. 12. 16	221
Heberlin, Eliſabeth: Legende	228
Heſſe, Hermann: Vom Tode	193
Heuß, Theodor: Am Niederrhein	13
Bruck	61
Wanderungen im Fränkiſchen	107
Eſſaibücher	235
Krieg und Verfaſſung	241
Hoeber, Dr. Fritz: Grundformen der Kunſtanſchauung	92
Hoeflich, Eugen: Doſtojewski, die Perſönlichkeit und das heute	34
Hutter, Heinrich: Europas Allerſeelen 1916	117
Johſt, Hans: Karl Hauptmann	214
Jungnickel, Max: Im Oktober	88
Keſſer, Hermann: Schweiz	1
Huber und Cox	173

Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Seite

Klische, Josef: Kasernengeist nach dem Kriege 105
Kubsch, Arnold: Manch einer 215
Luebeck, Julius: Amerikas chemische Industrie und der Krieg . 126
Lüdecke, Winfried: Die Sprache des Poilu 48
Maus, Alfred: Der Philosoph 130
Mayer, Dr. August: Bruno Walter in München 70
Mayer, Theodor: Die Armen 254
Pernerstorfer, Engelbert: Galizien und Oesterreich . . . 201
Raphael, Max: Kriegsweihnachten 235
Reinacher, Eduard: Der Tod und die schlanke junge Frau . . 167
Wachtstube 255
Reuting, F.: Die Stillen im Land 120
Sack, Gustav: Der stille Gast 210
Saenger, Alwin: Zur Kanzlerrede 165
Schäfer, Othmar: Soldat und Dichter 195
Schäf, Heinrich: Allein sein 68
Schücking, Levin L.: Englische Zeitungen 101
Siegfried, Walter: Sarah die Unausbleibliche 170
Siemers, Kurt: Fahrt auf Urlaub 190
Steinicke, Otto: An der Somme 154
Stern, Edgar: Peints par eux-mêmes 8
Tömörkény, Stefan: Eines alten Mannes abendliches Dämmern 30
Trotts-Helge, E.: Italiens wirtschaftliche Sorgen 5
Weer, Reinhard: Befreiung 77
Brüssel, eine Erinnerung aus Urlaubstagen . 248
Wendel, Hermann, M. d. R.: Kohle und Eisen als französisches Kriegsziel 81
Wentscher, Erich: Der junge Reiter 37
Wiedmer, Emil: Abend im Herbst 136

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Seite

Achelis, Thomas Otto: Von türkischen Frauen 158
Ein Kriegsbuch 240
Bagusche, Hermann: Zwischen Tag und Abend 100
Exotische Novellen 220
Berberich, Siegfried: Im Schlaraffenland 19
Braun, Felix: Heimwärts 18
Von der Seele des Soldaten im Felde 37
Corbach, Otto: „Das Wesen der Geschlechtlichkeit" 58
Fischer, Max: Die drei Sprünge des Wang-lun 155
Fleischer, Max: Der Brunnen 180
Fontana, Oskar Maurus: Abschied von Palmström . . . 218
Friedenthal, Dr. Joachim: Ludwig Thomas „Kritik" . . . 158
Goldschmit, Rudolf Karl: Dichter und Literat 80
Graetzer, Franz: Bachs Uebersetzer 177
Haußmann, Conrad: Der Tirpitzbriefwechsel 18
Hesse, Hermann: Das grüne Gesicht 239
Heuß, Theodor: Ueber Fischers „Auch Einer" 58
Bismarcks Friedensschlüsse 98
Die Kriegsgedichte der Isolde Kurz 199
Kalenderbücher 260
Kesser, Hermann: Benkal, der Frauentröster 39
Korn, W. A.: Schlachtflotte und Küstenschutz 216
Mayer, Alfred: Joachim Benn † 157
Die Hirth-Auktion 219
Mayer, Hermann Leopold: Fritz Boehle † 96
Neisser, Arthur: Zu Richard Strauß' Ariadne auf Naxos . . . 79
Gußeisenkunst 255
Nikolaus, Paul: Die Firma Abergson 200
Abendteurer 259
Nowotny, Dr. E.: Demosthenes und der Weltkrieg 137
Pernerstorfer, E.: Malwida von Meysenbug 77
Heidelberg 139
Rieß, Richard: Die Narrenkarosse 19
S. H.: Theaterrenaissance 118
v. S.: Deutschland und Oesterreich-Ungarn 95
Zukunftspolen 176

Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Seite

Thoma, Ludwig: Kritik 119
Wangart, Stefan: Das badische Buch 156
Weit, Hermann: Ein Spiel im Wind 20
Die Kunst des Reisens 60
Wendel, Hermann, M. d. R.: Die Dame in der Wildnis . . . 179
Briefe einer Deutsch-Französin . 257

Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Schweiz

Von Hermann Kesser (Zürich)

Im ersten Kriegsjahr war es, als sollte, mehr auf Grund von zufälligen als von typischen Ereignissen, auch die Schweiz in einem Teil der Presse dem deutschfeindlichen Verband einverleibt werden. Seither ist das Bild heller geworden. Heute befinden sich in diesem Land Tausende von deutschen Soldaten, schwerverwundete und erholungsbedürftige Austauschgefangene. Die angefochtene und bezweifelte Neutralität der Schweizer offenbart sich in einer Gegenstat, die vom Gefühl jener deutschen Soldaten, ihrer Angehörigen und Landsleute so unmittelbar wie kaum eine andere schweizerische Hilfsleistung, sicherlich viel leichter als die wirtschaftliche und international-politische Lage der Eidgenossenschaft — erfaßt werden kann. Dieses Gefühl wird, politisch erweitert, nachwirken; es wird in dem einsetzenden Zeitabschnitt besonnenen politischen Denkens, wird in einer Zukunft mit gemilderter nationaler Erregung der Schweiz noch mehr zugute kommen. Die deutschen Sympathien der politischen Freunde und Kenner dieses Landes sind im übrigen niemals überrannt worden; auch dann nicht, als vereinzelte schweizerische Aeußerungen, die bestimmten feindlichen Kulturkriegs-Thesen verwandt schienen, vor allem in Süddeutschland erregt und mißtrauisch erörtert wurden. Nach allen Zeichen ist man im Begriff schon während des Krieges in einen Zustand zu treten, der überreizte und getrübte Ansichten durch eine klare und ruhige politische Gesamtauffassung ersetzen will. Man sucht Fehlerquellen zu entdecken. Was die Schweiz betrifft, so ist eine der Fehlerquellen, daß sie von einer großen (unpolitischen) Mehrheit zu einseitig als schöne Landschaft, als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heimat von Dichtern und Künſtlern, die man in Deutſchland liebt, oder als Stätte einer ſchwärmeriſchen Freiheit und eines romantiſchen Internationalismus empfunden wurde. Zu einer zutreffenden politiſchen Begriffsbildung konnten dieſe genrehaft-literariſch-touriſtiſchen Prägungen, ſo ſtereotyp ſie immer wieder auftauchten, nicht beitragen. Anderes iſt für die Betrachtung der Schweiz vorauszuſetzen: Einige Kenntnis von den ſtaatlichen Leitſätzen der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und von dem Sinn der germaniſchen Schweiz, deren ſprachliche und kulturelle Gemeinſchaft mit dem ſtammverwandten Nachbarvolk trotz der politiſchen Geſchiedenheit als ein Unzerſtörbares zu betrachten iſt.

Dieſe unbeſtrittene Kulturgemeinſchaft hat die deutſche Schweiz, als ſie zu Beginn des Krieges verſchiedentlich aufgefordert wurde, nicht veranlaßt, ſich dem deutſchen Denken und Handeln anzuſchließen. Es wurde ſchmerzlich empfunden. Mit der Sehnſucht des Einſamen blickte man damals nach dem Nordhang der Alpen; der Blick wurde nicht erwidert. Mit Deutſchfeindlichkeit iſt der Vorgang nicht zu deuten. Die deutſche Schweiz empfand es als Pflicht, in dieſem Krieg mit der letzten Folgerichtigkeit im Sinne ihres beſondern politiſchen Daſeins zu verfahren; nicht mehr und nicht weniger zu tun, als ſich ſelbſt zu beſtätigen, entgegen dieſer Zeit zu beweiſen. Alle politiſch Einſichtigen mußten darauf vorbereitet ſein. Und dies ſei dazugeſetzt: Auch das Verhalten der übrigen Schweiz entſprach und entſpricht den Vorſtellungen, die ein politiſch Kundiger aus den Verhältniſſen in den einzelnen Landesgebieten haben mußte. Selbſt mit den Exaltados in der franzöſiſchen Schweiz, die — gelinde geſagt — das ſchweizeriſche Weſen in einer nur ſchwer erkennbaren Abſchattung gezeigt haben und immer wieder zeigen, mußten die Unterrichteten innerhalb und außerhalb der Schweiz nach Erfahrungen vor dem Kriege einigermaßen rechnen. Das ſchweizeriſche Staatengebilde aber vermögen auch die bedrohlichen Strömungen, die ſich in der Weſtſchweiz geltend machen, nicht zu erſchüttern. Es bleibt aufrecht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was gegenwärtig faſt unbegreiflich erſcheint, iſt dieſem Staat beſchieden, um den kriegführende germaniſche und romaniſche Völker den Kampfring geſchloſſen haben: Angehörige franzöſiſcher, italieniſcher und deutſcher Zunge politiſch zu vereinen. Und die Möglichkeit, dieſe aus ſelbſtändigen (kleinen und kleinſten) politiſchen Gemeinweſen zuſammengeſetzten Vereinigung, ungelockert durch die Anlehnung an ungleich größere Kulturbezirke deutſcher und romaniſcher Nachbarſchaft, in ihrer ſchweizeriſchen Getragenheit zu erhalten, iſt Gegenwart und Zukunft der Schweiz. Den Außenſtehenden wird dadurch klar: Jedes unzentraliſtiſche, das heißt nichtſchweizeriſche politiſche Sondergefühl — ob es deutſch, franzöſiſch oder italieniſch iſt — gefährdet den Staatsgedanken. Dieſer Staatsgedanke aber iſt den in der übrigen Welt allgewaltigen nationaliſtiſchen und imperialiſtiſchen Strömungen ſo bewußt und rationaliſtiſch wie nirgends entgegengeſetzt. Wie in keinem andern „Nationalitätenſtaat" verſucht man zwiſchen Chur und Genf, Romanshorn und Chiaſſo ein Nebeneinander verſchiedenſter Raſſenmiſchungen bei größtmöglichſter Selbſtändigkeit in einem Verband zuſammenzuhalten, der ſeine formende Kraft aus ſich ſelbſt ſchöpft und nicht zum Nutzen irgend einer herrſchenden Mehrheit oder einer überlegenen und mächtigeren Minderheit aufgebaut iſt. Das demokratiſche Grundſyſtem der Schweiz iſt alſo auf die Löſung nationaliſtiſcher Probleme angewandt; ein Schulfall von Staatsformung, der zu betrachten und keinesfalls in Abrede zu ſtellen iſt.

Dabei beſitzt eine von den in der Schweiz vertretenen Raſſen ſogar ein bedeutendes zahlenmäßiges Uebergewicht und iſt unleugbar dasjenige Volk, von dem die Gründung und Erweiterung der Eidgenoſſenſchaft ausging. Nochmehr: *Die Deutſchſchweizer* — von ihnen iſt natürlich die Rede — ſind, ſo gewiß auch die romaniſche Schweiz Träger und Verfechter der ausgeſprochenen eidgenöſſiſchen Tendenz im Laufe der Zeit aufgewieſen hat, unbedingt das *ſtaatſchaffende Kernvolk* der Schweiz geblieben. Sie verkörpern das nationale

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verantwortlichkeitsgefühl in der reinſten Form, in der unabhängigſten Art. Und dies nicht nur aus dem ideenhaften Empfinden für den Schweizer Staatsgedanken, auch eine (in der Schweiz nicht betonte) politiſch-zweckmäßige Erkenntnis hilft mit: Daß hauptſächlich der in der Mehrheit befindlichen Raſſe die Aufgabe zufällt, in dem ſchweizeriſchen Nationalitätenſtaat Gleichgewicht herzuſtellen, und den romaniſchen Minderheits-Stämmen das (vom franzöſiſchen und italieniſchen Ausland gepflegte) Gefühl der Beeinträchtigung zu nehmen. Aus dieſen Verhältniſſen läßt ſich rechtmäßiger, als es ſonſt zu geſchehen pflegt, die vielerörterte Stellung der deutſchen Schweizer zu dem kriegführenden deutſchen Nachbarreich erklären. Ihre Neutralität erſcheint als ein Gebot der Staatsvernunft, die zu bewahren ihnen vor allem obliegt, wenn auch das gute Beiſpiel in den romaniſchen Kantonen nicht mit derſelben Peinlichkeit nachgeahmt wird.

So ſtellt ſich die Funktion der deutſchen Schweiz im eidgenöſſiſchen Staatenbund dar, und ſie hätte ſich und ihre Vergangenheit verleugnet, wenn ſie unter Ueberbietung unſchweizeriſchen Verhaltens, wie es ſich in der franzöſiſchen Schweiz ereignet, Partei ergriffen hätte. Falſch wäre es, ſolche politiſche Zucht als eine ſeeliſche Lauheit in der Schickſalsſtunde der großen deutſchen Stämme zu betrachten. Mag es ſolche Deutſchſchweizer geben: Weder ſieht man dem Kampf empfindungslos zu, noch verkennt, wer irgendwie erkennend in Betracht kommt, den Weltwert des deutſchen Volkes; dafür iſt in der deutſchen Schweiz zu viel politiſch und wirtſchaftlich erzogenes Verſtändnis für die deutſche Nachbarraſſe, zu viel offener und unverwirrbarer Wirklichkeitsſinn. Die Schweiz, dieſer kleine, im Herzen Mitteleuropas gelegene, bodenarme und von allen Meeresſtraßen entfernte Bundesſtaat, hat ſich wie nur irgend ein Land ihr Daſein im vergangenen Jahrhundert durch unromantiſche Arbeit erkaufen müſſen. Durch ihre nationale Völkermiſchung und ihre geographiſche Lage berufen, hat ſie für das neuzeitliche Europa internationaler Sendungen übernommen, poſitive Leiſtungen zugunſten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der internationalen Verkehrsgemeinschaft ausgeführt; sich als vermittelnde Brücke geboten; in der Ueberzeugung, sich als produktives Glied in der Reihe der ungleich größeren Staaten befestigen zu müssen. Ein Volk, das so entschlossen gegen die Ungunst der natürlichen Verhältnisse gestanden und sein Dasein immer auf Erworbenes, auf Schaffenswerte gestellt hat, ist gar nicht fähig, das deutsche Schicksal gleichgültig und ohne innerste Beziehung zu seiner tiefsten Bedeutung hinzunehmen. Und wundern wir uns nicht, wenn die verstürmte Zeit diese Gesinnung auf der Zeitungsoberfläche nur in einer Verkürzung offenbart.

Allen Völkern leuchtet heute der hohe Vorteil der unberührten schweizerischen Friedensinsel ein; sie steht wie eine Reservation inmitten von Blut und Haß, und muß dem deutschen Empfinden noch näher sein, wenn man weiß, daß die Hauptaufgabe für den Zusammenhalt dieses Staatskörpers einem stammverwandten alemannischen Volk der eigenen Zunge zugefallen ist. Es sollte dieser Gedanke stark genug sein, um eine unpolitische Enttäuschung zu überwinden und um das Verständnis für eine deutsche Rasse zu befestigen, mit der man künftig bei rechtmäßiger Rücksicht auf die Eigenart und die politischen Daseinsbedingungen der Schweiz geistig und wirtschaftlich nicht weniger als bisher verknüpft sein wird.

Italiens wirtschaftliche Sorgen

Von E. Trott-Helge

Mit dem Eintritt in den Krieg im Frühjahr 1915 begann für Italien auch die Zeit unvorhergesehener Wirtschaftskrisen, die sich von Monat zu Monat verschärfen. Seine Geldnöte, seine Kohlensorgen, sie werden immer größer. Der Getreidemangel läßt sich nicht beheben, sodaß die italienische Regierung im Sommer dazu schritt, auch über die nicht requirierten Schiffe — die deutschen — zu verfügen, damit sie Rohstoffe, auch für private Rechnung, einführen können. Damals hatte der Preis für englische Steinkohle die ungeahnte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Höhe von 250 Fr. gegen 30 Fr. in normalen Zeiten erreicht; verlangte für den Transport vom Tyne nach Genua 5 Pfd. Sterling gegen 5 Schilling in Friedenszeiten, also das Zwanzigfache. Volkswirtschaftler haben ausgerechnet, daß Italien für die überteuren, vom Auslande eingeführten Lebensmittel und Kohlen jährlich $2^1/_2$ Milliarde mehr ausgeben müsse als einst. Denn mit Getreide liegen die Preisverhältnisse ähnlich; England wuchert Italien in schier unglaublicher Weise aus.

Kann es da Wunder nehmen, wenn Italien andauernd Versuche unternimmt, seinem wirtschaftlichen Leben auf die Beine zu helfen? Wenn es bald hier, bald dort Anknüpfungen versucht, die allerdings, wie von vornherein festgestellt werden mag, fast immer zu seinem Nachteile ausgefallen sind. Es mag sein, daß die schiefe Stellung, die Italien schon bei Ausbruch des Weltkrieges einnahm, es auch später im Rate der Entente nicht für voll gelten ließ. Wie konnte man dem treulosen einstigen Mitgliede des Dreibundes auch rückhaltlos vertrauen? Vor allem England läßt es sich angelegen sein, Italien dieses Mißtrauen fühlen zu lassen. Nicht mit Worten, bewahre! Die Briten sind viel zu gute Kaufleute, um nicht in dem abgefallenen Freunde der Mittelmächte den fetten Bissen zu wittern, den sie verspeisen konnten. Auf schwachen wirtschaftlichen Füßen stehend, wie Italien nun einmal ist, war es bei Kriegsausbruch auf finanzielle Stützung durch eine Macht oder Mächtegruppe angewiesen. Die Stützung hätte ihm durch Deutschland zuteil werden können, durch das Land, das infolge der lebhaften Handelsbeziehungen, infolge der günstigen Verträge, infolge der guten Verkehrswege in erster Linie dazu bestimmt war.

Nicht auf einen Schlag, nicht mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien sind auch die wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder gelöst worden. Sie bestanden weiter, wenn auch in beschränktem Umfange, als die ersten Kämpfe am Isonzo hin und herwogten, sie bestanden noch, als nach monatelangem, blutigem Ringen der Kampf am Görzer Brückenkopfe und im Trentino unentschieden blieb. Verbindungen wirtschaftlicher Art von so ungeheurer Bedeutung, wie die beider Länder, lassen sich nicht mit einem Streiche zerstören. Denn man vergegenwärtige sich, daß im Jahre 1913 Italiens Ausfuhr nach Deutschland 343 Millionen, seine Einfuhr 613 Millionen Lire betragen haben. Mit diesen Zahlen stand Deutschland an erster Stelle aller mit Italien handeltreibenden Staaten. Einen solchen Lieferanten und Abnehmer konnte Italien von heute auf morgen nicht verlieren, viel langsamer noch aber kann es ihn von anderer Seite wieder gewinnen. Nicht in Jahresfrist, nicht in Jahrzehnten ist das möglich.

England wollte an Deutschlands Stelle treten, es wollte in die Bresche springen und für italienische Produkte und Erzeugnisse ein großer Abnehmer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden. Es wollte Italien außerdem mit allen den Rohstoffen versehen, die ihm für seine Industrie nottaten. Italien hatte vordem deutsche Kohlen in Massen bezogen. Die Preise waren niedrig, die Zufuhren erfolgten regelmäßig. Deutsche Schiffe brachten den Weizen aus Südamerika, den Reis aus Indien, allerhand andere nötige Rohstoffe aus allen Weltteilen an Italiens Küsten. Als die deutsche Flagge von den Weltmeeren verschwand, begann Italien bereits Mangel zu leiden. Es hätte bedenklich werden müssen! Aber was der nüchtern rechnende Romane niemals zugesagt hätte, das bewilligte der impulsive Romane nur allzugern. Italien warf sich England in die Arme und trat schließlich dem Londoner Abkommen bei, das einen Sonderfrieden einer einzelnen kriegführenden Macht ausschließt. Auch den wirtschaftlichen Verhandlungen im März und April d. J. in Paris wohnten italienische Vertreter bei. Allerdings, sie kamen nicht, um sich an den allgemeinen Redensarten über die Einmütigkeit der Ententemächte zu beteiligen. Sie kamen, um bittere Klagen darüber zu führen, daß man sie so schlecht behandle, daß man das italienische Volk darben ließ.

Asquith und Runciman sind in Italien gewesen, haben billige Kohlen, überreichlich Brotgetreide, Aufträge Englands an Italiens Industrie versprochen. Aber als die Kohlen schließlich kamen, in homöopathischen Dosen fast, da waren sie derartig teuer, daß die Industrie ihre Rechnung nicht finden konnte. Die Ladungen waren aber auch so unzureichend, daß zahlreiche Fabriken, viele Privatbahnen die Betriebe einstellen mußten. Mit Getreide ging es ähnlich. Es kamen zwar größere Zufuhren, aber durch die hohen Frachtraten derartig verteuert, daß die Menge des Volkes völlig unbefriedigt blieb. Die versprochenen Aufträge an die italienische Industrie schließlich, sie blieben gleich Null. Die Anleihen, die Italien herausgebracht hatte, waren nicht viel weniger als Fehlschläge gewesen. Schon die Siegesanleihe mit einem Ergebnis von wenig mehr als einer Milliarde Lire brachte eine Enttäuschung. Als aber dann die Ereignisse auf dem montenegrinischen Schauplatze sich zuspitzten, als erst der Lowtschen und dann Durazzo fielen und als fast gleichzeitig Italien die „Sieges- und Friedensanleihe" auflegen mußte, da kam es dem Schatzminister Carcano, einem der wenigen, die im Kabinett Boselli verblieben sind, zum Bewußtsein, daß eine baldige Auflegung einer neuen Kriegsanleihe nicht ratsam sei. Denn trotz aller Reklame, trotzdem man die Zeichnungsfristen verlängert hatte, trotzdem die Banken selbst große Zeichnungen machten und ältere Staatsanleihen in Zahlung genommen wurden, war das Ergebnis der Sieges- und Friedensanleihe doch nur gerade so, daß die Kriegskosten bis zum Tage des Zeichnungsschlusses gedeckt waren. Bei aller Anstrengung waren kaum 2 Milliarden Lire aufgebracht worden. Wollte Italien weiter Krieg führen, so mußte es bei der Entente Hilfe suchen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun, England hatte den Wunsch, Italien an der Seite der Entente zu halten. Es wurde Italiens Bankier. Damit aber raubte es dem Lande die Selbstbestimmung. Heute geht Sonnino, der Minister des Aeußeren, vollständig an Englands Zügel. Man heißt ihn den Halbengländer. Er ist Englands Vertrauensmann, der Pfeiler englandsfreundlicher Politik in der italienischen Diplomatie. Darum mußte er im Amte bleiben. England verlangte kategorisch, daß er sein Portefeuille behielt.

Mögen die italienischen Sozialisten mit ihrem wachsenden Anhange noch so erbittert gegen Sonnino protestieren, mögen sie ihn als denjenigen bezeichnen, der Italiens wirtschaftlichen Zusammenbruch beschleunigt, durch dessen Politik Kohle und Brot verteuert wird, die Arbeitslosigkeit sich mehrt, die Industrie verarmt. Sonninos Politik hat durch das neue Kabinett Unterstützung gefunden, die Regierungspartei ist stärker geworden. Nur so konnte es auch gelingen, Italien auf der dritten Pariser Konferenz für den Wirtschaftskrieg n a ch dem Kriege zu gewinnen. Vorausgesetzt, daß die Meldungen sich bestätigen, die da sagen, der Wirtschaftskampf gegen Deutschland müsse laut Verständigung der Ententemächte noch mehrere Jahre nach Friedensschluß geführt werden und könne erst durch einen gemeinsamen Beschluß beendet werden.

„Peints par eux-mêmes"

Akten in Sachen Entente contra Entente gesammelt von Edgar Stern.

Obwohl es ziemlich offenkundig ist, daß der Völkerbund, der gegen uns im Felde steht, nichts weniger als ein homogener oder durch irgendwelche Gemeinsamkeit der Kultur, der Rasse, oder auch nur organisch verwachsener Interessen geeinter ist, ist die Aufgabe nicht ohne Reiz, die Stellungnahme dieser Verbündeten zu einander auf Grund historischer Dokumente zu untersuchen. Wir brauchen dabei keineswegs bis in Zeiten zurückzugehen, wo sich die jetzt Verbrüderten als grimme Feinde gegenüberstanden, weil die Bedürfnisse der Zeit die Gegensätze noch nicht abgeschliffen hatten, die man heute durch künstliche Schlagworte gänzlich zu über-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brücken und zu einer widernatürlichen Gemeinschaft zusammenzuschweißen sucht. Wir können auch auf die nackten Tatsachen verzichten, die uns die heute so „brüderlich“ Vereinten in kriegerischen Fehden mit einander zeigen: lediglich die mehr objektiven Urteile ihrer geistigen Führer sollen hier in einer Gegenüberstellung, die keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, zeigen, was sie von einander halten.

Wir wollen nicht bis auf Diderot zurückgehen, der da schreibt: „Rußland ist verfault, bevor es reif ist“ (pourrie avant d'être mûre.) Wir brauchen auch das alte französische Wort von dem „Albion perfide“, das schon weidlich ausgebeutet ist, nicht nochmals anzuführen. Aber hören wir, was Kipling, der große britische Imperialist in seiner Novelle „The man who was“ den russischen Kulturkämpfern nachsagt:

„Seien wir uns klar darüber, daß der Russe ein vortreffliches Geschöpf ist, solange er sich nicht als Mitglied der Gesellschaft aufspielt (till he tucks his shirt in). Als Orientale ist er reizend. Und nur sobald er darauf besteht, als das orientalischste der Westvölker, anstatt als das westlichste der Orientalen behandelt zu werden, zeigt er sich als eine Rassen-Anomalie, mit der ungeheuer schwierig umzugehen ist. Sein Wirt kann nie wissen, welche Seite seines Wesens nun wieder zum Durchbruch kommen wird.“

Und nun hören wir an, was der geistreiche Stendhal in „Le Rouge et le Noir“ seinen Julien Sorel über die Engländer sagen läßt:

„primo: der weiseste Engländer ist noch eine Stunde täglich verrückt; er hat Besuch vom Dämon des Selbstmordes, der der Gott seines Landes ist,

secundo: Geist und Genie verlieren 25% ihres Wertes bei der Ausschiffung in England.“

Wenn sich heute die Entente auf Tolstoi als einen ihrer klassischen Kronzeugen beruft, so dürfen wir vielleicht auf das verweisen, was er in „Christentum und Vaterlandsliebe“ 1894 über diese Entente gesagt hat:

„Lüge ist die plötzlich erwachte ausschließliche Liebe der Russen zu den Franzosen und der Franzosen zu den Russen. Und Lüge unser dadurch nebenher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgedrückter Widerwille gegen die Deutschen und das Mißtrauen gegen sie. Aber die größte Lüge ist, daß das Ziel all dieser unanständigen, sinnlosen Orgien die Erhaltung des europäischen Friedens sei. Wir alle wissen, daß wir für die Franzosen durchaus keine besondere Liebe weder früher empfanden, noch jetzt empfinden. Und ebenso wissen wir auch, daß wir gegen die Deutschen durchaus keine Feindseligkeit empfanden, noch jetzt empfinden.“

Daß Tolstoi dieser Meinung sein Lebenlang treugeblieben war, geht auch aus seinen Memoiren hervor, in denen er in der Person seines verhaßten Lehrers St. Jérôme den er in Gegensatz zu dem harmlos-sympathischen deutschen Hauslehrer Karl Iwanowitsch bringt, dem ganzen Haß gegen das Franzosentum, der von 1812 bis Kronstadt in den gebildeten Russen latent war, zum Ausdruck kommen läßt. Das deckt sich auch mit dem Standpunkt Turgenjew's, der 1870 einem Deutschen schrieb:

„Ich bin mit ganzer Seele auf Seiten der Deutschen. Es ist in der Tat ein Kampf der Zivilisation mit der Barbarei.“ Man vergleiche damit die heutige Auffassung von der „Kulturmission“ der Entente, z. B. in Stürmer's pseudogelehrter Antrittsrede.

Wird so das russisch-französische Bündnis von einem großen Russen auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt, so höre man auch eine französische Stimme zu dem italienisch-französischen Verschwisterungstummel. Vor kaum einem Jahrzehnt hat ihm der französische Romancier Maurice Montégut folgende begeisterten Verse gewidmet:

Die lateinischen Schwestern

Wer wagt es zu sagen, wir seien Lateiner,
Wir, die Gallier, aus Galliens Stamm,

Wir mit den lilienfarbigen Zügen,
Und mit den Ahnen in blondem Gelock?

Als er gleich Pyramiden erstellte
Gegen den rosigen Osten gewandt,

Hohe Menhirs zu Ehren der Sonne,
War er Lateiner, unser Druid?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oder die Franken mit blauen Augen,
Jagend auf sattelloſem Roß:

Waren's Lateiner? Und die Normannen,
Die da brüllten in rotem Bart,

Sänge an Odin, Thor und die Götter,
Rauhen Nordens, hammerbewehrt?

Sind uns Lateiner aus Tyr gekommen,
Oder aus Phocien oder Karthago?

All' die des Landes Zauber gefeſſelt,
Himmel und Sprache nahmen von uns?

Eines Tages kam Rom, kam Cäſar,
Cäſar, der Feldherr, Cäſar, der Herr;

Band den Gallier an ſeinen Wagen,
Schleppte den Sklaven in fernes Land.

Lang war der Kampf; und wahrlich damals
Hat unſer Blut ſich zuſammen gemiſcht.

Aber vermiſcht nur in furchtbarem Ringen,
Widerſtrebend, auf gleichem Gefild.

So nur ſeid ihr lateiniſche Schweſtern,
Blutverſchwiſtert: in feindlichem Blut,

Frankreich, Italien, Schweſtern voll Grauſen,
Und als Nachbarn erfüllt von Haß!

Dreimal, heißt's, lüge er, lüge dreimal,
Der italieniſche Bettelmann,

Und er ſoll ſterben am Judaskuſſe,
Frankreich, wenn du des jemals vergißt!

Wenn den Italienern dieſe Verſchwiſterungsode eines franzöſiſchen Dichters nicht recht zuſagt, ſo gefällt ihnen vielleicht beſſer, wie V. Jeanroy-Félix, ein namhafter Literarhiſtoriker, ihren nationalen Barden, d'Annunzio beurteilt. Nachdem er ihn einen Miniaturhomer, einen Taſſo aus Sieneſer Thon, einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kindischen Nachahmer genannt und in der Kritik seines Werkes so weit gegangen ist, von Wahnsinn zu sprechen, „welchen die Grundregeln des Anstands nicht wiederzugeben gestatten“ (insanité, que la plus élémentaires convenances ne nous permettent pas de reproduire) weist er ihm Plagiate und grobe Fehler in der Anwendung der von ihm so geliebten lateinischen Sprache nach, und erwartet schließlich, daß wir ihn „im Fieber des Paradoxen, unter der Halluzination der Gier nach Erfolg das ausschweifendste Laster verherrlichen sehen werden“ (le verrons-nous enfièvré de paradoxe, halluciné par le désir de la réussite quand même, procéder à l'apothéose du vice le plus dévergondé?)

Man könnte diese Aktensammlung, die aus der Feder ernsthafter, berufener Männer die Wertschätzung erkennen läßt, welche die Ententevölker einander entgegenbringen, unendlich erweitern. Liebhaber werden z. B. in Carlyle's „French Revolution“ eine wahre Fundgrube freundnachbarlicher Urteile entdecken.

Wir aber wollen unsere Zusammenstellung durch eine Charakteristik abschließen, die der vortreffliche englische Humorist Jerome K. Jerome vor wenigen Jahren in „Three men on the bummel“ Kap. X seinen Landsleuten über uns selbst gibt:

„Ein gutherzigeres Volk als die Deutschen braucht es nicht zu geben. Grausamkeit gegen Tier und Kind ist ein Ding, das hierzulande unbekannt ist. Die Peitsche dient ihnen als Musikinstrument; ihr Knallen ertönt von früh bis spät, aber ein italienischer Kutscher, den ich sie einst in den Straßen von Dresden anwenden sah, wurde von der empörten Menge bei einem Haar gelyncht. Deutschland ist das einzige Land in Europa, wo der Fahrgast sich behaglich in seine Mietkutsche setzen kann, überzeugt, daß sein braver, pflichttreuer Freund zwischen den Deichseln weder überanstrengt, noch grausam behandelt werden wird.“ Kap. XII. „.... Was dann geschehen wird, bin ich neugierig. Denn die deutsche Materie ist noch jung und ihre Reife ist von Bedeutung für die Welt. Es ist ein gutes Volk, ein liebenswertes Volk, das viel dazu beitragen dürfte, die Welt zu bessern.“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am Niederrhein

Von Theodor Heuß

Vorbei an einem gotischen Backsteinhaus, dessen Fassade fast zierlich in lauter Fenster gelöst ist, betraten wir mit der plötzlichen Wendung der Straße den großen und länglichen Marktplatz, an dessen Rändern wir eine Woche lang nichts anderes als uns ausruhen wollten. Ein Sonntag abend nach einem grauen Tag; die Feldwebel von Wesel machten sich eben zum letzten Zug fertig und schlenkerten etwas martialisch über das laute Pflaster. Das war Xanten. Ueber das Gedränge kleiner Häuser hob sich die große Silhouette des Viktordomes einfach und kräftig.

Das ist seltsam genug, wenn man aus dem schwäbischen Wein- und Hügelland, weg von Holzfachwerk und bunt gestreifter Gemengelage der Fluren, in diese Niederung fährt, die zwischen den unteren Rhein und die holländische Grenze geklemmt ist. Eine andere Welt, die man sich neu entdeckt: das weite Gebreite der Wiesen, auf denen die Rinderherden weiden, der unbegrenzte Horizont, in den herrliche alte Alleen hineinwandern, die Gassen mit kleinen, verkalkten Häusern, die in ihrer Sauberkeit etwas Verschlossenes haben. Eine Windmühle steht keck auf den Resten der alten Umwallung, die Holzschuhe klappern über das Pflaster, die Seminaristinnen ziehen in brav geordneten Gliedern zur bestimmten Stunde in die Kirche und die Kirche steckt voll der köstlichsten Kunst.

Warum kennt man diese Gegend so wenig? Sie ist behäbig und nahrhaft; die Reize der Landschaft preisen sich nicht in einer deutlichen Mannigfaltigkeit an, aber wie schön sind diese Baumgruppen am Altrhein, diese Bauernhöfe und Schlösser, um die sich das große Viereck des Grabens mit dunkelglattem Wasser zieht, dieses locker gewellte Gelände, Geldern zu, in dem Wald-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stück und Kornfeld sich zusammenschieben. Und überall hat die Geschichte ihre ernsten und schönen Zeugen aufgestellt.

Man sollte außer dem Dehio auch den Tacitus mit hierher nehmen. Denn auf dem Hügel südlich von Xanten stand einmal das nördlichste Römerlager, Birten zu, die Castra vetera; Civilis hat es im Bataverkrieg erstürmt und zerstört. Jetzt ist dort Wald und Feld; aber man hat viel an Krügen, Münzen, Steinen und einige Waffen und Plastiken aus dem Boden herausgescharrt. Jetzt noch sieht man in deutlicher Abgrenzung die Anlage des alten Amphitheaters, eine von herrlichen Bäumen überschattete Mulde. Das steile Holzkreuz in seiner Mitte erinnert daran, daß nach der Ueberlieferung hier die „thebäische Legion" des heiligen Viktor den Märtyrertod erlitt.

In der Namensgeschichte der Stadt verbirgt sich seltsam ihre Vergangenheit. Aus der Colonia Trajana, der Bürgerstadt, die nördlich von dem heutigen Xanten sich ausbreitete, war „Klein-Troja" geworden, so daß ein Herzog von Cleve, der die Stadt besaß, sich noch mit dem stolzen Beiwort schmückte, „Fürst der Trojer"; später wuchs die christliche Legende über die römische Einnerung, der Dom, in dem die Gebeine jener Märtyrer gesammelt sind, wird das starke Zeugnis der Bedeutung des Ortes: ad sanctos martyros, und so ist in dem Xanten von heute die lateinische Heiligengeschichte hängen geblieben. Wie groß der alte Ruhm war, erzählt die Sage, die hierher Siegfrieds Heimat und Herrensitz legte: in einer richen bürge, witen wol bekant, nidene bi dem Rine, diu was ze Santen genant.

Diese Anekdoten einer versunkenen Geschichte begleiten uns im halben Bewußsein bei den Wegen durch die Stadt — sie ist jetzt friedlich, ein wenig schlafend, ganz von Gärten eingeschlossen, in die sich da oder dort ein Turm der alten Befestigung lehnt oder der Reiz einer barocken Linie spielt, von dem Pavillon irgend eines beschaulichen Kanonikers. Alle Schritte aber finden sich je und je in das ganz eingeschlossene und verträumte Häusergehege, zwischen dem aus Bäumen hervor der Dom sich empor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reckt: die „Immunität", der Platz der kirchlichen Gerichtsbarkeit, umstanden von den ehemaligen Wohnungen der Kleriker, die hier im reichen Kollegialstift ein beschauliches, gebildetes und auf ihre Rechte gegenüber der Stadt eifersüchtiges Leben führten.

Dieser Kirche, in ihrem Westteil romanisch, in Chor und Langhaus gotisch abgewandelt, wie dies hier unten nicht ganz selten, läßt sich wenig bei uns vergleichen, was den unversehrten Reichtum der ianeren Ausstattung anlangt. Die Gründung ist alt, war immer reich und geehrt: der Domschatz bewahrt köstliche Stücke byzantinischer und frühromanischer Arbeit, Elfenbein, Email, getriebenes Silber, Niello; ungewöhnlich schöne und wohlerhaltene Wandteppiche, die z. Zt. im Chor aufgehängt sind, geben eine festliche Wärme; über zwanzig Altäre, unter denen wohl kaum ein schlechter (ausgenommen ein kürzlich restaurierter), aber viele ganz vortrefflich, lehnen sich an die Pfeiler und es ist ebenso reizvoll, ihre gepflegten Einzelformen zu betrachten als sich an dem farbigen Lichterspiel zu erfreuen, in dem sie sich mit wechselnden Tönen in der hellen Perspektive ordnen.

Die Mehrzahl der Arbeiten gehört der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; zu ihnen kamen dann noch, nach 1650, eine Reihe maßvoll ruhiger Barockaltäre. Es kreuzt sich hier der Einfluß der kölner und der antwerpener Kunst; am köstlichsten aber sind die Werke der engeren Heimat. Dem begegnet man ja sonst auch manchmal, daß irgendwo, aus einem sonst unbedeutenden Städtchen, scheinbar unvermittelt, eine Kunstblüte erwächst, in einer Familie durch ein paar Generationen gepflegt: so hat etwa das fränkische Kocherstädtchen Forchtenberg seine Kerns, so hat hier Calcar seine Douvermanus; will man einen größeren Rahmen, so denkt man an die Fruchtbarkeit der Gröninger und tom Ring im Münsterischen. Dieses Calcar ist eine Ackerbürgeridylle, zwei Wegstunden von Xanten, die sich durch ein pathetisches Denkmal auf dem weiten gotischen Marktplatz berühmt, Seydlitzens Geburtsort zu sein. Hier bildeten von 1480 bis etwa 1550 viele fleißige, vorsichtige und kecke Hände

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jene lebendigen und malerischen Schnitzaltäre, die recht eigentlich den kunstgeschichtlichen Eigenbesitz und Ruhm des Niederrheins ausmachen, denen man von Xanten bis Cleve begegnet. Gewiß waren die gleichzeitigen gotischen Bildner in Schwaben und Franken zwingender und geistiger im Ausdruck, eingebunden in eine bewegtere Tradition — was hier in einem entzückt und verblüfft, ist eine seltene handwerkliche Geschicklichkeit, das sinnvolle Spiel mit dem Stoff, das die Rankenphantastik gotischer Miniaturen im Holz neu bildet und das Holz zur Linie entmaterialisiert, das zugleich die Tiefe sucht und so im Hin und Her des Lichts und Schattens den größten malerischen Reiz aufweckt. Eine Laune, die anmutig bleibt, eine Fülle, die doch nie aus dem Maß des Schulkönnens hinausflieht und eine kühne Bewußtheit des Formverstandes, die das höchste Maß der gotischen Lebendigkeit in schier natürlicher und graziöser Weise mit der neuen, schwereren und saftigeren Ornamentik der Renaissance zu verbinden weiß. —

Ueber den Kirchen und Straßen von Xanten und Calcar wachte ein guter Geist, der sie fast unverdorben ließ — die anderen Städte da unten mußten sich ohne diesen Schutz durchfinden und haben ihre Reinheit verloren. In Cleve etwa spürt man noch da und dort die Anlage eines fürstlichen Willens, findet etwa auf der Schwanenburg romanische Einzeldinge von höchster Güte — aber der Stadtcharakter ist merkwürdig ins Unklare verwirrt. In den Kirchen von Goch und Kevelaer aber erlebt man schauderhafte Anekdoten des Bemühens, zeitgemäß zu sein: etwa einen Ritter Georg, der unter dem Schutz eines päpstlichen Wortes gegen das vielköpfige Tier-Ungetüm der Entente anreitet, und in der großen Stadtkirche zu Kevelaer sieht man nicht nur bereits einen Unterseebootsangriff auf einen Kreuzer gemalt, sondern eine schwere Haubitze, die, nun was, — die Kathedrale von Reims beschießt. Was sich der Verfasser dieser aktuellen Wallfahrtsfrömmigkeit bei dieser Stoffwahl gedacht hat, ist uns nicht befriedigend klar geworden — eindeutig ist nur die Schlechtigkeit seiner Malerei.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch soll man vor solchen Abenteuern des üblen Geschmacks keine Angst haben. Fahrt und Wanderung durch das weite Land von Geldern sind schön und dankbar — auf den gepflegtesten Straßen, im Schatten der breiten Bäume schlendert man zwischen der Fruchtbarkeit einer gedehnten Ebene, eine saubere Stadt, ein stattliches Schloß als freundliche Berührungen des Weges.

Am hellen Abend aber grüßen die spitzen Turmhelme des Xantener Domes weit ins Land: hier ist sein Kleinod und sein gesammelter Reichtum. Viele hundert Jahre Geschichte ruhen in seinem Schatten und berühren die empfängliche Seele; der muntere Uhrenschlag aber grüßt und begleitet das Tagwerk eines freundlich behaglichen Volkes, dem der Krieg so ferne schien, wenn er auch hier nicht täglich aus den dunklen Rändern der Zeitung schaute.

Befreiung

Noch zucken im Fieber die schwingenden Nerven,
Die sich aus dem Wirbel der dampfigen Schlacht
Wie endlose Schienen aufglühend werfen.
Nun kühlt ihr Brennen die mondhelle Nacht.
Sind wir der wütigen Hölle entronnen?
Sind wir entfesselt und endlich frei? — —
— Immer noch donnerts in den Argonnen . . .
Der Wald stöhnt im dunkeln, dumpfen Geschrei.
Das Blut ist müde und stumpf wie bei Tieren —
Unser Leib ist ein wogender, wolkiger Rauch.
Wir brennen auch . . .
— — Aber die dunkle Kanonade läßt uns wieder frieren.

Max Barthel, Musketier

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Tirpitz-Briefwechsel

Die Indiskretion, der sich Professor Coßmann rühmt, hat der Oeffentlichkeit den Brief des Herrn v. Tirpitz an den Reichskanzler und dessen Antwort unterbreitet. Der Inhalt, der eine Richtigstellung bezweckt und erzielt, tritt zurück hinter den Umständen und dem Ton. In kochenden Worten legt der bisherige Chef des Reichsmarineamts Zeugnis ab von der Gereiztheit, die er dem Leiter der Reichspolitik entgegenbringt und er läßt direkt oder durch Freunde eine Abschrift des Briefes und der Antwort an einen Redakteur gelangen. Dieser Redakteur übergibt diesen Brief sofort der Oeffentlichkeit mit dem Schutzvorbringen, daß er keine Erlaubnis zu der Veröffentlichung habe.

Damit ist die Erregtheit und Gereiztheit in die Bevölkerung getragen, die mitten in den Erregungen des Weltkrieges sich befindet. Auf die Männer an der Front wirken solche Publikationen und der sich anschließende Zeitungskampf, der sich an dieselben anschloß, wie der Schein von Flugfeuer.

Die Zensur hat harmlose Dinge unterdrückt, weil sie die Stimmung schädlich beeinflussen könnten. Sie scheint solche Auslassungen und den Kommentar des Herrn Professor Coßmann für nicht schädlich zu halten und sie kann von diesem Standpunkt ihre Tätigkeit überhaupt einstellen.

Wenn man dereinst die Geschichte der politischen Stimmungen und Verstimmungen der deutschen Bevölkerung schreiben wird, dann wird nicht Herr Coßmann, aber Herr Tirpitz sehr nachdrücklich erwähnt werden. Dann wird man die Zurückhaltung, die man sich heute aufzuerlegen hat, nicht mehr üben müssen. Heute wird hoffentlich der Reichstag seine Anschauung über die unerhörten Unzweckmäßigkeiten in einem klaren und klärenden Wort zum Ausdruck bringen.

Conrad Haussmann

Heimwärts

Ist es noch möglich, durch eine Dichtung anders, besser zu werden? Wir dürfen nicht ablassen, es zu glauben, obschon uns die Wahrscheinlichkeit eine recht geringe dünken will; aber wer die Novelle „Heimwärts" des dänischen Dichters Laurids Bruun gelesen hat — sie steht an der Spitze eines kleinen, nach ihr genannten Geschichtenbuchs der Fischer'schen Romanbibliothek —, sollte der mit seinem Leben nicht auch bald heimwärts wenden müssen? Ist diese Erzählung von dem Rechtsanwalt, der nach dem Zusammenbruch seiner unredlichen Geschäfte aus der Hauptstadt fliehen muß und auf dieser Flucht, mehr gegen als mit seinem Willen in die Natur — das ist aber: zu sich selber — kommt, ist dieses Schicksal nicht für uns aufgeschrieben worden, damit wir lernen, unser innerstes Ich, unser „Sternen-Ich" endlich auch zu finden? Wie schön hat uns der Dichter diese Verwandlung eines äußerlichen, in Geschäften und Zerstreuungen, um Geld und Ehren tätigen Mannes in einem wahrhaft lebendigen Menschen gezeigt, einen verlorenen Sohn der Natur, der heimkehrt in sie und sich, in Kindheit, in alte Tiefen der Güte, der Frömmigkeit, der Liebe. Schon einmal, in dem unvergeßlichen Roman: „Van Zantens glückliche Zeit," haben wir ihn das Heimkehrwort sprechen hören; hier nun, da er auch in der Heimat bleibt, unter dem grauen Himmel Dänemarks, überzeugt er uns ganz. — Von den übrigen sieben Geschichten, deren Wert allerdings ungleich ist, seien zwei herausgehoben: „Die Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erwählten" und „Das Meer des Glücks", denen dasselbe Wort zu Grunde liegt: feierlich und erhaben in der Erzählung von den Irren, die im Schein des Brandes ihres Hauses über das Kirchendach geradewegs in den Himmel wandeln; groß und bedeutungsvoll im Anblick des mittelländischen Meeres, dessen süße Bläue das Verderben seiner Tiefen und Ufer doch verrät, dessen lockende Fremdnis uns nicht vergessen machen soll, wo einzig unsre Heimat liegt.

Felix Braun

Im Schlaraffenland*)

Wie der Untertitel sagt, soll hier von „feinen Leuten" die Rede sein, d. h. von Leuten, die man in Anführungszeichen setzt. Da nun aber diese feinen Leute einen Teil unserer Gesellschaft ausmachen, wie sie vor dem Kriege war und nach dem Kriege wohl noch — hoffentlich nicht noch mehr — sein wird; und da diese „feinen Leute" hier sehr scharf gesehen und gezeichnet sind, so scharf, daß alle sich irgendwie und — wo Getroffenen sagen werden: zu scharf, sei dieser Hinweis auf das früher schon erschienene, jetzt neu verlegte Buch gestattet. Die Bedeutung Heinrich Manns, die sich inzwischen ja in vielen anderen hervorragenden Romanen erwiesen hat, verlangt diesen Hinweis weniger, als die Bedeutung des Stoffes: wir leben jetzt schon unter recht vielen, sehr rasch reich gewordenen Leuten oft recht wenig angenehm und müssen fürchten, daß uns nach dem Kriege die Auswüchse dieses Emporkömmlingtums noch mehr auf die Nerven gehen werden. Wie ekelhaft dieses Gründermilieu ist, zeigt uns diese Jugendarbeit Heinrich Manns, die eine Episode aus dem Leben eines jungen Dichters darstellt: sein Aufenthalt in Berlin und in der Gesellschaft des Berlin WW. Der Haß des Verfassers, ins Künstlerische übersetzt, seine Satire, trifft heute und morgen noch und fast noch die Gleichen. Mag die Darstellung noch so „roman"haft sein und ungründlich, meinethalben einseitig oder halbseitig gesehen, da, wo das wirkliche Leben gesehen ist, ist es richtig gesehen und gezeichnet. Meinethalben übertrieben. Aber das liegt im Stoff: ist denn die hier geschilderte Welt nicht an und für sich übertrieben verrückt! — Es sei mir erspart, auf den Inhalt einzugehen, der Hinweis genüge.

Siegfried Berberich

*) Im Schlaraffenland. Ein Roman unter feinen Leuten von Heinrich Mann. (Kurt Wolff Verlag, Leipzig.)

Die Narrenkarosse

Das Novellenbuch „Die Narrenkarosse", das Arnold Ulitz bei Albert Langen, München, herausgegeben hat, hat nur zwei seiner drei Novellen in die Kriegs-Zeit gestellt. Aber diese beiden Stücke heben sich durch die Einheitlichkeit der Handlung und durch die sichere Linie der seelischen Entwicklung mit besonderer Kraft vor das dritte ins Licht, wo seine Geschichte von der „Narrenkarosse", in der Phantastik nicht nur als psychologische Erscheinung, sondern auch als Stilmittel zutage tritt. Die eine „Kriegsnovelle" schildert den Zusammenbruch eines Neurasthenikers, der an dem Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit und Feigheit inmitten einer ehernen Zeit langsam zu Grunde geht. Die andere, aus den letzten Jahren stofflich gewonnene Erzählung gibt die Tagebuchblätter eines von Größenwahn umnebelten, polnischen Adeligen, der, im Glauben an eine ihn zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuen König von Polen auserkiesende geheime Mission, ein aus Phantastik und Eitelkeit gewobenes Regierungsprogramm entwickelt, im Wahne wächst und schließlich der Vernichtung anheimfällt. — In allen Erzählungen von Arnold Ulitz ist die Sicherheit im Psychologischen bewunderungswort. Die Schritt für Schritt gezeigte Entwicklung, die in tausend feinen Strichen ein überzeugendes Gesamtbild schafft, hat der Dichter dieser Novellen von den Russen gelernt. Doch dieser mathematische Bau, der aus Folgerungen und Erweiterungen entsteht, exzelliert durch ein Material von feinster Art. Ein urdichterisches Sprachgefühl erwirkt eine Diktion von herber Schönheit. Ulitz erinnert in dieser Beziehung an Sternheim: durch die psychologische Kleinzeichnung, durch die Freude am großen Charaktergemälde . . . nicht zuletzt aber auch durch die Kraft und Liebe zum eigenen dichterischen Sprachbilde.

Richard Riess (München).

Ein Spiel im Wind

Dieser neue Roman Heinrich Lilienfeins (bei Cotta in Stuttgart erschienen) schließt sich seinem Wesen nach eng an des Dichters letzten „Der versunkene Stern" an. Wie dort ist auch hier die Hauptperson ein Spiel im Wind. Das Mitleid zieht Lilienfein immer wieder zu diesen innerlich zerrissenen Naturen, den Unerfüllten, durch Charakter oder Umgebung in ihrer Entfaltung und dem freien Lebenswillen gehemmten Menschen, die wie ein Spiel vom Wind umhergetrieben werden. Und in ihrer Zeichnung (es sind meist Frauen und Mädchen) liegt seine Stärke. Zwischen dem ernsten, verbitterten, von seiner Frau verlassenen Vater und der leichtsinnigen Mutter schwankt die Tochter ziellos umher. Es ist ein Leidensweg, den das in sich selbst nicht gefestigte Mädchen geht; von dem Vater, dessen wahre, gütige Art sie nicht zu erkennen vermag, wendet sie sich zu den glitzernden Freuden, die ihr im Zusammenleben mit der Mutter winken. Um zu erfahren, daß hier alles Lüge und Schein ist und sie der stolzen, selbstsüchtigen Mutter nur zum Spielzeug dienen soll. Ehe es zu spät geworden, reißt sie sich los und will nun ihr Leben nach ihrem Willen und Glauben selbst gestalten. So klingt das Buch, das bis zuletzt in eine schmerzvolle, oft drückende Stimmung getaucht war, befreiend aus.

Neben der Hauptperson begegnen uns in diesem Roman eine Fülle gut gesehener und sicher gezeichneter Gestalten. Eine wohltuende Stille liegt bei aller Leidenschaftlichkeit über den Geschehnissen. Die Kunst der Malerei und Naturschilderung offenbart sich allenthalben und gibt dem Buch einen besonderen Reiz.

Hermann Weick

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegswirtschaftsglossen

Von Dr Alfons Goldschmidt

Die Triumphe des Staatssozialismus sind nicht mehr ungetrübt. Die Lehre hat zwar nicht Konkurs gemacht, aber ihre Praxis ist heute übertrieben. Begriffe ins Extreme betätigen, das ist eine bequeme Sache: Man geht am Leitseil und braucht nicht mehr zu denken. Es gibt diese und jene Disziplinierung. Auf das Maß der Freiheit in ihr kommt es an. Man glaubte, die Vielzahl der Tüchtigkeiten ließe sich durch ein Schema mit wenigen Ausführungsstellen ersetzen. Man leugnete das Wesen des Handels, seine vermittelnde Wirkung, sein Aufstöberungstalent, seine Preisgesetzmäßigkeit und seinen Trieb zur Produktionsförderung. Der Erfolg ist Unlust, Lahmlegung beträchtlicher Initiative, Verschleierung. Anfängliche Gier und Angst wurden für unveränderliche Eigenschaften gehalten. Jetzt sind wir soweit, daß einst verbissene Staatssozialisten nach Abbau der schematischen Methoden schreien. Wenn schon, denn schon, sagen viele. Entweder unterwarf man Produktion, Lieferung und Verteilung gleichermaßen dem Zwang oder man lenkte vorsichtig, ließ die Naturgesetze der Wirtschaft walten. Die Alternative ist diese: Verkalkung des Wirtschaftsindividualismus, der Deutschland aufwärts jagte, oder Erhaltung des Bewußtseins der werbenden Kraft. Nicht mehr und nicht weniger als unsere Wirtschaftszukunft hängt von der Wahl ab. Solange die Welt im Zustande des Privateigentums verharrt, haftet das Eigentum an der Persönlichkeit. Wer es von ihr lösen will, muß überzeugt sein, daß die Entwicklung für den Kommunismus reif ist, und muß ein Enteignungsstratege von Genie sein. Ich sehe solche Reife noch nicht.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch nach Genies blicke ich vergebens. Unsere Verbands- und Monopolgestaltung war ein sachter Anfang. Will man von heute auf morgen Naturgewalten fesseln? Dann erreicht man nichts als eine Schwächung der Natur durch die Gewalt. Ihr dürft Mobiles und Immobiles nicht durch Organisation verkümmern. Warenerzeugung ist das A und O allen Wirtschaftsfortschreitens. Die Produktion muß atmen, wenn sie wachsen soll. Das ist nicht Taschensucht, das ist Lust des Menschen an seiner Kraft. Einst war uns die Befreiung deutscher Bauern, deutschen Gewerbes, aus Hörigkeit und Innungsenge Kulturtat. Frei bleibe der Bauer, frei bleibe Produzent und Händler! Wir brauchen Dickschädel und keine Belegscheinexistenzen.

* * *

Heute noch zerrt mancher an der Kette. Wehe, wenn diese Dränger erst still liegen. Gibt man ihnen die Gewähr wenigstens zukünftigen Tummelns, so werden bei Kriegsschluß wieder die Hämmer mit alter Wucht auf das Friedenseisen sausen. Die Wirtschaftsmathematiker mit trüber Prophetenmine sind heute noch nicht fürchterlich. Sie rechnen: Drei Drittel machen die deutsche Wirtschaft: erstens der Innenkonsum, zweitens der Innenausbau, drittens der Weltmarkt. Dann subtrahieren sie und sehen einen Torso. Die Rechnung stimmt nicht. Es fehlt darin unsere Lust, es fehlt unsere Widerstandskraft, der Zwang zu erwerben. Mir sagte ein Kaufmann: „Belastungen, Handelskampf? Ich will verdienen und zwar mehr als vor dem Kriege." Nehmt ihr den deutschen Kaufmann nicht an den Zügel, so wird er schon laufen. Er ist kein Kolonnengaul. Er wird faul in der Deichsel. Die Welt wird auch nach diesem Kriege dem Kühnen huldreich sein. Qualität und Findigkeit! Mit diesen ist immer was zu erreichen, auch über englische Koalitionswälle hinweg. Füllt nur die Reservekeller, haltet euch parat, macht Pläne, schließt die Reihen, wenn die Einzelkraft nicht reicht, studiert und finanziert die Reklame, baut Friedensmaschinen und Friedensschiffe. Verluste? Steuern? Sie sind groß und schwer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch unsere Lokomotiven haben Nahrung und darauf kommt es an. Sie werden fahren und die Millionen mitreißen. Die Haupträder der Wirtschaft sind intakt. Sie übertragen die Kraft auf alle Teile. Schont die Kapitalbildung, eifert sie an! Sperrt den Geldmarkt nur Purzelbaumlern, den Soliden und Strebenden gebt neue Mittel. Die Käufer werden kommen. Von allen Seiten; die Devisenangst wird verfliegen, und stöhnend wird der mächtige Körper schaffen und schreiten.

* * *

Stöhnen wird der mächtige Körper. Denn eine Riesenarbeit ist zu bewältigen. Nicht der Widersinn jener Handelskoalition ist die größte Gefahr. Aber der Krieg ist ein rascher Lehrmeister. Er schwächt die Wirtschaften und zeigt zugleich neue Wettbewerbemittel. Die Engländer suchen die deutschen Verbandsmethoden zu vervollkommnen. Ihre „nationale Sindizierung" ist ein Dualismus, der Kräfte spart. Sie wollen die Propaganda vom Betriebe lösen und sie so wirksamer machen. Teilung von Produktion und Absatz ist die Devise. Schon arbeitet die Sheffielder Fertigindustrie energisch an ihrer Verwirklichung. Die Schwerindustrie macht ungeheure Anstrengungen, die Schiffahrt sucht durch Fusionen den Tonageverlust wettzumachen, das Finanzkapital findet neue Möglichkeiten in den Ländern der Verbündeten. Allerdings lähmt der Munitionskoller der Regierung. Aber man sindiziert, erfindet, gründet; gliedert an, schafft Filialen gegen Deutschland. Die Hatz wird übertrieben, doch unterschätzen dürfen wir sie nicht. Weniger tendenziös ist die russische Wirtschaft. Aber auch sie hat gelernt. Der Krieg hat ihr Tempo beschleunigt, Organisationsnotwendigkeiten geschaffen, die Selbständigkeit gekräftigt. Es wurden gegründet: Schiffahrts- und Bergbaubanken, Automobilfabriken, Maschinenbetriebe, Kohlen- und Eisenunternehmungen, Reedereien, Werften, Eisenbahnen und Wege sind verbessert, in Sibirien und im Kaukasus wertvolle Läger aufgeschlossen, tausende von Genossenschaften sind entstanden. So bedrängt die Landwirtschaft ist, Maschinen und Zu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammenschlüsse für Einkauf und Kapitalbeschaffung haben ihre Intensivierung eingeleitet. Rußland hat heute einen technischen Apparat, hat den Wirtschaftsindividualismus durch Kriegszentralisierung geweckt. Wohl knabbern die Freunde an ihm, setzen Blutegel an, haschen Konzessionen und suchen die Kauflust auf ihre Märkte zu lenken. Wohl ist die Finanzmaschine überhastet und überhitzt. Dem Staate droht der Bankerott. Noch auch ist die Organisation tolpatschig, die Verpflanzung nicht wurzelfest, aber die Lust an der Selbständigkeit ist erwacht. Das Loslösungsprogramm ist nur wenig erfüllt, doch das Vertrauen ist gewachsen. Der Politiker mag daraus Kampfrichtungsschlüsse ziehen. Der Weltwirtschaftsbetrachter sieht neue Konkurrenzaufgaben. Macht die Augen auf, nehmt das Fernglas und beachtet auch das Kleinste. Oft ist eine Eintragung ins Handelsregister wichtiger als die Fensterrede eines Ministers.

* * *

Amerika, du hast es besser? Zweihundert Industriegesellschaften der Vereinigten Staaten heimsten im Jahre 1915 über drei Milliarden Mark ein, 82 Prozent mehr als im Jahre vorher. Munitions-, Automobil-, Kupfer-, Elektrizitätswerke sind fett geworden. Um Pulverfabriken haben sich Großstädte gelagert. Petroleum, Fleisch, Gummi, Stahl und Eisen: Der Vierverband nahm, was er kriegen konnte. Zu jedem Preise. England bat um Gold und Güter. Rußland ging in Newyork betteln. Frankreich krümmte sich vor dem gelben Stab der Trustherren. Die Fülle drängte nach Erweiterung. Kriegsgründungen überall. In den Vereinigten Staaten, in Rußland, Italien und Frankreich. Kapitalabfluß zum Zweck der Absatzdehnung. Das Blatt hat sich gewendet. Rückstrom amerikanischer Effekten, Großgläubigerschaft. Der Riesenpumper klopft auf die Tasche und ruft: Wer bietet mehr! Die Tonnage baucht sich, die Regierung läßt bauen, die Reedereien lassen bauen. Das Trustkapital der fettgewordenen Eisenindustrie kauft Werften wie Butterbrote und rüstet den Friedensexport. Stolz sagt die Statistik: Um so viel Re-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gistertonnen ist unserer Schiffbau den Engländern voraus. Am Badestrande stolziert die neue Millionenmiß und im Newyorker Sektpalast wird europäisches Blut verjubelt. Ganz klar jedoch ist der Becher nicht. Der hitzende Trank hat Nachgeschmack. Die Preise klettern, nicht alle Arbeiter schaffen für den Krieg. Wichtige Gebiete haben nur wenig Nutzen von der Goldsaat. Schon gerieten Arbeiterheere in Bewegung. Die Präsidentenwahl droht. Die Sehnsucht nach dem freien Weltmarkte wächst. Die Einen wollen das Gewonnene universell verwerten, die Anderen Verlorenes einholen. Die Maschinen für den Vierverband sind abgenutzt. Lohnt es, neue zu demselben Zweck aufzustellen? Die Gestehungskostenfrage wird akut. Je wilder die Preise werden, umso größer die Furcht vor einer Warenüberflutung und einer Goldbarriere vor dem Export. Und in Asien und Südamerika gehen reiche Bezirke verloren. In Rio de Janeiro verhandeln japanische Großkapitalisten, die Gelben geben langfristige Kredite, betreiben schnelle Auswanderung und sichern sich so den Absatz. Schon sitzen sie tief in der Monroedoktrin. Sie lassen Schiffe nach Brasilien und Chile laufen, in den Trustfilialen der Vereinigten Staaten sind sie heute begehrt. Kohle und Eisen haben sie in China, sie handeln große Mengen mit Britisch- und Niederländisch-Indien und kommen leise in die Häfen des Mittelmeeres. Ihre Staatsfinanzen gesunden, ihre Waffenpläne wachsen, die Gier nach Angliederung wird genährt. Was Nordamerika an Europa gewonnen, kann es an Japan verlieren. Hier werden noch Flammen schießen. Aber Wucht haben sie jetzt jenseits des großen Tümpels. Wenn sie wollen, wird es mit dem englischen Handelskriege Essig.

* * *

In allen Ländern hat die Kriegsindustrie geschluckt. Viele bejammern den neuen Reichtum und das Wachsen des alten. Gewiß: allerlei Peinliches ist geschehen und nicht immer war es die Arbeit, die den Segen brachte. Aber Sanierungsreife sind gerettet, Zweifelhaftigkeiten sind beseitigt, ruhige Entwicklungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind gesichert. Wohl sehe ich das Elend, das weite Feld vernichteter Existenzen, die Schulden, den Unmut, die Gefahren der Vertrustung, die Probleme des Arbeitsmarktes und des Kredits. Aber wir haben kräftige Pioniere. Das ist das Wesentliche. Auf die Verteilung kommt es an. Es ist nicht schade, daß die Großen stark blieben, stärker wurden, daß Kleine groß wurden. Wirtschaftserfolge kommen, wie die Dinge sind, von den Vorarbeitern. Die Kriegsvermögensgestaltung scheint dem Auftrieb günstig. Diese Verteilungsaufgabe ist erfüllt. Eine andere jedoch ist unerfüllt und voll böser Möglichkeiten. Der Wert der Einkünfte „Festbesoldeter" sinkt. Schon sind Angestelltenverbände, die früher spinnefeind waren, burgfriedlich geworden. Die Not zwingt zum Reihenschluß. Teuerungszulagen, kleine Heraufsetzungen, reichen nicht aus. Das Kapital muß Abstriche zugunsten dieser Gefesselten machen. Hier ist ein Verteilungsproblem von höchster Bedeutung. Einst war das „feste" Einkommen dem Lohn weit voraus. Heute ist es zurückgehalten, eingeschnürt. Der Beweglichkeitsmangel ist das Schlimmste. Alle Angestellten mit kleinen Bezügen leiden darunter. Ob sie in privaten oder öffentlichen Betrieben arbeiten, sie sind „Beamte", und das ist in Zeiten sinkender Kaufkraft des Geldes ein Unheil. Wie aber ist es mit dem Geist, der Kunst? Jammervoll ist es mit ihnen. Sie haben keine Geltung mehr. Sie sind billig wie Brombeeren. Wer sich nicht einzufügen weiß, hat die dünnste Geldtasche. Hier fehlen: Erkennen des Notwendigen, wirtschaftliche Stoßkraft, Organisation. Selbsthilfe scheint ausgeschlossen. Wer rettet den Geist, gibt ihm Brot und so dem Lande Schmelz und Schwung?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Northcliff-Presse

Von Hermann Bagusche (Heidelberg)

Die „Daily-Mail“ hat vor kurzem durch eine Sonderausgabe (in zwei Millionen Exemplaren gedruckt) ihren zwanzigsten Geburtstag gefeiert. Ihr Gründer, Lord Northcliff, der damals noch sehr bescheiden Alfred Charles William Harmsworth hieß, hat bei diesem Anlaß zu seinen Ehren von vielen Händen die Weihrauchkessel schwingen und sich zu einem dauerhaften Nachruhm Maß nehmen lassen. Als junger Mann war er nach London gekommen, hatte mit einem bunten und einfältigen Wochenblättchen („Answers“) sein Glück probiert, als ihm der Gedanke kam, der weitverbreiteten liberalen Londoner Presse ein konservatives Blatt an die Seite zu stellen. Die Aufhebung des Zeitungsstempels hatte es den englischen Tagesblättern eben möglich gemacht, den Pennypreis einzuführen. Harmsworth lieferte seine neugegründete „Daily Mail“ für einen halben Penny und es rührte ihn nicht, ob in Fleet Street die Verleger verzweifelt mit den Köpfen gegen die Wände rannten oder ob sie ihm einen furchtbaren Bankerott voraussagten. Die „Daily Mail“ hatte in jeder Nummer die größten und ungeheuerlichsten Ueberschriften, wurde gekauft und ihre Auflage kletterte mit Riesengeschwindigkeit in die Hunderttausende. Sie lebte von den geräuschvollen Ereignissen, die der Tag ihr zutrug.

Da kam die Krüger-Depesche des deutschen Kaisers. Und in diesem Augenblick hatte der Journalist Harmsworth mit feiner Witterung das Thema seiner Zukunftsarbeit gefunden: Deutschland ist der Feind der englischen Weltmacht! Mit diesem Programm leitete er jene beispiellose Hetze ein, für die er leider nur zu bald in Paris und Petersburg Gesinnungsgefährten und Kampfgenossen finden sollte. Was zuerst der Gedanke eines Einzelnen war, wurde nun System. Die „Daily Mail“ erschien — auch eine neue Mode im modernen Zeitungsgewerbe — an drei Orten gleichzeitig: in London, Birmingham und Paris. Dem Ehrgeiz und der Sucht Northcliffs, die Propaganda des Völkerhasses gewinnbringend auszuschroten, genügte das aber noch nicht. Alte Zeitungen und Zeitschriften wurden aufgekauft, neue gegründet. Die „Daily Mail“ gab das Thema an, der Ton schwang weiter. „Observer“ und „Evening News“, zwei einflußreiche Abendblätter, wurden dienstbar gemacht. „Leeds Mercury“, „Manchester“, “Curier“, „Glasgow Herald“ und ein Dutzend andere Blätter folgten. „Daily Mirror“ wurde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegründet und brachte zu dem aktuellen Wort das Bild. Aber dann kam der größte Schlag: Harmsworth kaufte die alte angesehene „Times" auf, die zweihundert Jahre hindurch in den Händen der Familie Walter heilige Traditionen nobel gepflegt hatte.

Sein Einfluß stieg ins Gigantische. Die Liberalen fürchteten ihn, die Konservativen suchten seinen Beistand. Er wurde bei Hofe empfangen, war häufig in Sandringham König Eduards Gast. Und sein Erfolg wurde vollkommen, als er im Jahre 1905 in den Pairsstand erhoben und ins Oberhaus berufen wurde.

Dem Wort und Wink dieses Mannes gehorchen heute in England etwa hundert Zeitungen und Zeitschriften. Er kommandiert, und hundert Federn setzen sich in Bewegung. Dreißig Millionen Menschen lesen jeden Tag, was in der Northcliff-Presse gedruckt wird. Die Halbweltler des Intellekts, die in der „Daily Mail" in einen Rausch von fettgedruckten Ueberschriften schwelgen und am Ziehbrunnen der Sensation jahrelang das Wasser vergiften halfen: sie haben mitgewirkt an dem Haß, der den Geist der Völker verwirrt und sie seelisch krank gemacht hat. Sie sind mitverantwortlich für das Leid, das in viele Herzen kam. Aber einer der Hauptschuldigen ist Lord Northcliff, der in England mit der Vertrustung der öffentlichen Meinung die Macht an sich riß und mit seinem Preßkonzern den gefährlichsten Stimmungsfaktor entwickelte.

Immerhin, es fehlte nicht an Klardenkenden, die längst wußten, daß nicht der besorgte Patriot, sondern der rigorose Geschäftsmann Northcliff diese Hetzpolitik betrieb. Man vergaß niemals, daß Lord Northcliff mit dem Sensationsjournalisten Hamsworth identisch war und daß die Freude am gewinnbringenden Lärm die Triebkraft blieb. Man könnte glauben, daß der Zorn des Augenblicks das Bild dieses Mannes dunkler malt, als die Gerechtigkeit es billigen könnte. So mag denn jener offene Brief hier einen Platz finden, den vor zwei Jahren die „Daily News" an Lord Northcliff richtete, ein Schreiben, das mit so bemerkenswertem Freimut die wahre Gesinnung dieses Mannes kennzeichnet. „Es wird," so hieß es in diesem Briefe, „keine Schwierigkeit haben, auf die Kriege hinzuweisen, die Sie angestiftet haben, auf den Haß, den Sie gesät, auf die Sache, die Sie verlassen haben, auf ihre Fälschungen, die Sie überall verbreiteten. Sie haben all das getan, nicht weil Sie irgend einen Glauben hatten, nicht weil Sie ein Prinzip hochhielten, Sie haben das alles getan, weil Sie den Erfolg suchten, denn der Erfolg ist das Einzige, wovor Sie Achtung haben unter all den Geheimnissen und Heiligkeiten des Lebens. Als Sie den Krieg gegen die Buren predigten, war es nicht, weil Sie die Buren haßten und England liebten: es war nur, weil Sie Ihre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeitungen zu verkaufen verstanden. Als Sie den Krieg gegen Frankreich predigten und verkündeten, wir würden Frankreich „mit Schmutz und Blut bedecken" und seine Kolonien Deutschland geben, geschah es nicht, weil Sie irgend etwas gegen Frankreich hatten, sondern weil Sie wußten, wie man die Augenblicksleidenschaften des britischen Pöbels ausbeutet. Als Sie auf die schwersten Maßregeln gegen Rußland drangen wegen des Unfalls in der Nordsee, da wußten Sie sehr wohl, daß da nur ein Versehen vorlag. Aber Sie wußten auch, daß das Kriegsgeschrei Ihnen eine gute Reklame für ihre Zeitungen gab. Als Sie im vergangenen Frühling durch ihre Zeitungen von der „Times" abwärts den „Bürgerkrieg" prophezeien ließen, da kümmerten Sie sich nicht um das Wohl des Landes und um die Parteien. Das Vaterland schiert Sie nicht und Sie haben mit allen Parteien kokettiert. Ja sogar ihre Neigungen reißen Sie so ohne jeden Grund aus Ihrem Herzen wie ihren Haß. Als Sie den deutschen Kaiser mit kriechender Bewunderung umgaben, als Sie ihn „unsern Freund in der Not" nannten und für ein Bündnis mit Deutschland eintraten, da geschah das nur, um Ihre Predigt zum Krieg gegen Frankreich wirksamer zu machen. Mit einem Wort: Sie waren durch zwanzig Jahre der journalistische Brandstifter in England, ein Mann, stets bereit, die Welt in Flammen zu versetzen, um daraus ein Zeitungsplakat zu machen."

Genügts? Ein weiteres Dokument mag das Bild ergänzen. Der Chefredakteur der „Daily News and Leader", A.-G., Gardiner, hat vor einem Jahre neue Enthüllungen veröffentlicht und behauptet, daß Lord Northcliff seine Zeitungen dazu benutzt habe, um das Publikum mit schamlosen Märchen zu erschrecken, ohne Rücksicht darauf, ob sich die gegenseitigen Beziehungen der Völker verschärften. Gardiner machte dabei über die Veröffentlichung des französischen Gelbbuches folgende Enthüllungen: „Das Gelbbuch war vor zwei Monaten fertig. Durch Machenschaften, die noch unaufgeklärt sind, erwarb Northcliff das englische Uebersetzungsrecht. Die Veröffentlichung des französischen Textes wurde zwei Monate verzögert, weil Lord Northcliff keine Eile hatte, die Uebersetzung fertigzustellen. Endlich veröffentlichte der „Times"-Verlag eine unbefriedigende Uebersetzung zu dem viel zu hohen Preise von zwei Mark. Aber das war nicht genug. Auf Grund der Autorität des Herrn Clemenceau wissen wir, daß die „Times" vom französischen Auswärtigen Amt alle französischen Exemplare, die zum Verkauf in England bestimmt waren, aufkaufte. Der französische Text kostete 40 Pfennige gegenüber den erpresserischen zwei Mark des Lord Northcliff, und durch diesen Streich wurde verhindert, daß dies unschätzbare Dokument dem englischen Publikum zu einem annehmbaren Preise zugänglich gemacht wurde. Aber auch das war noch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht alles. Als die „New York Times" ankündigte, daß sie eine englische Uebersetzung für 20 Pfennige veröffentlichen würde, versuchte Lord Northcliff die amerikanische Zeitung zu veranlassen, den Preis gleichfalls auf zwei Mark festzusetzen. Es war nötig, daß Sir Edward Grey plötzlich einschritt und eine neue und gute Uebersetzung zum Preise von 8 Pfennig herausgab, um Lord Northcliffs Versuche, das englische Publikum auszubeuten, zu hintertreiben. Jetzt erst ließ Lord Northcliff sich herbei, seine Uebersetzung als eine Beilage zur „Times" herauszugeben."

So sieht das Portrait des Lord Northcliff aus, der in England mit hundert Zeitungen die öffentliche Meinung bestimmt und mit der Petersburger „Nowoje Wremja" und dem Pariser „Matin" des französierten Portugiesen Bunau-Varilla durch telegraphischen Nachrichtenaustausch engste Beziehungen unterhält. Herr Bunau-Varilla hat, wie in Paris jedermann weiß, seine Millionen bei dem Panama-Skandal ergaunert, und an seinem Reichtum hängen die Tränen von tausenden kleiner Sparer, die bei diesem Riesenschwindel ihre Gelder verloren haben. Lord Northcliff und Bunau-Varilla, „Daily Mail" und „Matin" — das ist ein Gruppenbild dieser Zeit, daß ist ein Spiegelbild dieser Kulturepoche, die es zuläßt, daß Rotationsmaschinen nach Massengräbern schreien, weil ein Einzelner dabei seinen Gewinn finden kann. An irgend einem Tage, wenn die Einsicht den Haß überwältigt haben wird und die Schützengräben wieder verfallen dürfen, damit sie Ackerland werden, — an irgend einem Tage wird die Menschheit den Ursachen dieser schweren Heimsuchung nachspüren. Sie wird williger und bereit sein, die Wahrheit zu vernehmen, jene Wahrheit, die durch keinen Zeitungstrust entstellt werden kann, weil sie jenseits allen Hasses ist.

Eines alten Mannes abendliches Dämmern

Von Stefan Tömörkény

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.

Melchior Faragó langweilte sich. Er saß draußen auf der Bank vor dem Gehöft und rauchte die Pfeife. Billigen Tabak aus einer Kreuzerpfeife. Die Meerschaumpfeife gehört bloß für den Feiertag. Außerdem schnitzelte er mit Hilfe des Taschenfeitels. Nebenan stand ein großer Baum, ein Maulbeerbaum, zu Häupten des Bänkchens. Zweige fielen von dem Baum. Denn dieser war schon sehr alt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deshalb fielen die Zweige. Wieder löste sich einer. Fiel vor Melchior hin. Friedfertig. Schlug nicht an Melchior. Diesen Baum hatte Melchior vor fünfzig Jahren gepflanzt. Eigentlich nicht vor fünfzig Jahren, sondern vor zweiundfünfzig. Melchior hatte Hafer auf die Wurzeln gestreut, damit sie besser fangen. Aber dafür hatte der Baum auch durch fünfzig Jahre reichlich Maulbeeren gegeben für die Ferkel.

So ist's um die Bäume bestellt. Sie leben wie Menschen, haben nur keine Füße. Sie sehen alles, wissen alles. Ragen nur deshalb so hoch, um die Umgebung zu überblicken. Brave Geschöpfe sind die Bäume.

Der Zweig fiel nieder. Melchior schaute ihn an.

„Bist auch schon unten?" fragte er.

Mit dem trockenen Laub raschelte der Baum Antwort.

„Na, „sagte Melchior", wenn du schon herunten bist, schnitz ich aus dir einen kleinen Löffel und eine Gabel für meinen Enkel. Langweil mich ohnehin schon sehr."

Der Zweig raschelte weiter, dies sei, bei Gott, recht wohlgetan.

Melchior holte sein Taschenfeitel hervor. Betrachtete es von der einen Seite, dann von der anderen. Nachher öffnete er die Klinge. Es war ein ansehnliches, schönes Messer, Handarbeit des Messerschmiedmeisters Szirâki. Hei, damals hatte auch dieser noch schwarze Haare gehabt. Das Messer aber war von Melchior als Hochzeitsmesser gekauft worden.

Doch dies ist nebensächlich. Er legte das Messer an den Zweig an und spaltete das Holz. Der Zweig leistete keinen Widerstand, denn er wußte, dies sei sein Los. Im Anfang, eine Zeit lang, gab er seine Blätter für die Seidenraupen, dann brachte er Maulbeeren, später warf er Schatten auf die unter ihm Ruhenden, jetzt wird er zu einem Löffel, zu einem kleinen Löffel für den Enkel, der Marci heißt und ein entsetzlich verspieltes Kerlchen ist.

Großvater schnitzte den Ast zuerst flach, dann rundete er die Kanten ab, höhlte eine Vertiefung aus, auf daß zu einem wirklichen Löffel nichts fehle und man mit dem Ding auch wirklich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

löffeln könne. Der alte Mann kann geruhsam diese Arbeit tun, denn er blieb daheim, derweilen die andern auf den Feldern Gottes Segen einheimsen. O Maria, gelobet sei dein Name.

Bloß der hinkichte Rabe kommt auf einem Fuße näher. Wer nur einen Fuß hat, dem ist es keine Kunst einbeinig zu gehen. Doch der Hundsfott kann sogar hüpfen und schaut Großvatern so fragend an, daß Melchior gezwungen ist, ihm Rede zu stehen.

„Für den Marci ist's", sagt er. „Hörst du, Mathias, für den Marci. Ein Löffel."

Mathias schaut mit einem Auge auf Großvater, dann sagt der Frechling: „Kra."

Großvater vermeint aus dem Tone Mißbilligung zu vernehmen und die Meinung, es sei Schade, dem Marci derlei zu machen.

„Schade ist um das Fressen, das du bekommst", murrt Großvater zornig. „Da schaut her! Der Kerl ist noch frech, anstatt froh zu sein, daß „Schwan" nicht kommt und ihn anständig rupft."

„Kra," schreit Mathias zornig zurück, doch hat er noch so viel Verstand, gleich beiseite zu springen.

Doch das Springen hilft ihm nichts, denn „Schwan" kommt schon. Er hat vernommen, daß man seinen Namen nannte und ist auch schon da. Ein alter Hund ist dieser „Schwan", schon ganz weiß. Doch nicht vom Alter. Er war immer so, und deshalb hat er auch seinen Namen bekommen.

„Schwan" versetzte mit der Pfote dem Mathias einen heftigen Schlag, er solle sich seines Weges trollen. Mathias krächzt, spreizt die Schwingen auseinander und hüpft zu Großvater, damit ihn dieser schütze.

„Ich helf dir nicht," sagt dieser. „Hast eine schwarze Seele. Gönnst dem Marci den Löffel nicht."

Schwan hatte keine Ahnung davon, daß der Mathias ein solcher Bösewicht. Groß ist seine Verwunderung darüber und er spricht:

„Wau!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ja, so ist er," antwortet Großvater. „So."

Aber das ist schon wirklich zu viel. Schwan setzt sich auf die Hinterbeine und fegt mit dem Schweife den Sand.

„Was fegst du?" meint Großvater. „Der Samstagnachmittag ist doch noch weit?"

Damit nimmt die Unterhaltung ein Ende. Melchior ist mit dem Löffel fertig und schnitzt aus der zweiten Hälfte des Astes eine Gabel. Das erforderte größere Sorgfalt, denn jede Zinke muß separat geschnitzt werden. Schwan schaut der Arbeit zu, der freche Mathias aber sitzt dem Alten plötzlich auf dem Knie. Großvater versetzt ihm einen Schlag mit dem Taschenfeitel auf den Kopf, aber Mathias rührt sich dennoch nicht.

„Na," sagt Großvater, nachdem er sich davon überzeugt hat, „du bist wirklich wie eine Zecke." (Mathias schert sich um solches Gerede nicht viel.)

Melchior ist mit der Gabel noch nicht ganz fertig, als er von der Straße her Rascheln vernimmt. Die Familie kommt heim. Es raschelt, weil sie Bohnen bringen. Mein lieber guter Gott, wie schön hast du heuer die Bohnen gedeihen lassen. Der Mann kommt, das Weib, die Tochter Etel und der Marci, der seine Last kaum trägt.

„Ich bringe die Bohnen, Großvater," schreit er.

„Oh du mein gutes kleines Seelchen," lächelt Großvater und haftet den Blick der tränenumflorten Augen auf das Kind. „Du bringst sie wirklich?"

„Aha!" antwortet Marci und darüber lachen sie schon alle. Die trockenen Bohnenschoten rascheln, wie sie von Vaters und Mutters Schultern auf die Erde geworfen werden. Die Mutter macht sich sofort an die Zubereitung des Nachtmahles. Sie zündet Feuer an. Etel stellt auf den Mühlstein, der unter dem Maulbeerbaum liegt, Teller. Schmucke Teller mit eingebrannten blauen Blumen. Dann geht sie mit einem Topf in den Stall, um für Großvater Milch zu bringen. Denn Melchior ißt kein gekochtes Abendessen. Dazu ist er schon zu alt. Bloß Milch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trinkt er, wie ſie der gute Herrgott in die Kuh gegeben hat. Deshalb gehört auch immer das erſte Gemelk ihm.

Etel bringt raſch die Milch und Großvater trinkt ſo ſchön den Porzellantopf leer, daß es ein Vergnügen iſt, ihm zuzuſchauen. Fertig geworden, ſteht er auf und geht unters Dach, zur Ruhe. Dort pflegt Großvater auf einem ſeidenhaarigen, den ganzen Körper bedeckenden Pelz zu ſchlafen. Doch bevor er weggeht, verſteckt der alte verſchmitzte Mann den kleinen Löffel und die kleine Gabel unter den Teller Marcis, damit ſich der kleine Räubersbub darüber freue.

Behaglich ſtreckt ſich der Alte auf dem Pelz aus und ſeine weißen Haare tauchen in dem weißen Fell unter. Die Sonne iſt ſchon nahe dem Untergehen, verſchwindet eben am Rande des Himmels. Doch ob man mir glaubt oder nicht, die Sonne rutſcht noch einmal auf den Saum des Firmaments zurück, um noch einmal Großvaters weiße Haare mit ihren roten Strahlen zu überfluten. Wie leicht kann es ſein, daß ſie in der Frühe Großvatern nicht mehr antrifft. Er könnte endgültig einſchlafen, denn ſo ein alter Menſch ſtirbt entſetzlich leicht.

Mathias ſpaziert auf das Schulterſtück von Großvaters Schafpelz und ſchließt die Augen. Er tut ſo, als ſchlafe er. Aber in Wirklichkeit lacht der Hundsfott bei ſich darüber, wie im Geheimen er und Großvater dem kleinen Marci einen Löffel geſchnitzt haben.

Doſtojewski, die Perſönlichkeit und das Heute

Von Eugen Hoeflich

Als dieſer Krieg begann, begann man ſofort einen Namen für ihn zu ſuchen, unter dem er ſpäterhin in der Weltgeſchichte regiſtriert werden ſollte. Keiner aber von den Gefundenen hat das Richtige, Schlagende auszudrücken vermocht. Das Wort iſt noch nicht gefunden, das von den Gewalten ſagt, die hinter dieſem Kampf, nicht um die Vorherrſchaft in Europa, ſondern um die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über die ganze Welt stehen. (Denn dieser ist der Grund auf dem sich der Imperialismus des englischen und des russischen Imperialismus erstrecken will.) Ein Wort wäre zu prägen, das treffend sagt, warum England, der Staat auf der höchsten Stufe der kapitalistischen Produktionsweise mit Rußland, dem Land in den Kinderschuhen des Kapitalismus geht, dessen Geist der Geist des Panslawismus ist, der nur eine andere Bezeichnung ist für: russischer Imperialismus.

In einer glänzenden Arbeit über die Persönlichkeit Dostojewskis, des großen Panslawisten, (bei Piper in München) legt Otto Kaus die Beweggründe, die Gedankengänge und die Ziele dieser politischen Strömung klar. Diese Arbeit scheint mir in dieser Zeit doppelt wertvoll zu sein, denn sie zeigt auf, wie weit der Panslawismus Dostojewskis von dem der russischen Kriegspartei entfernt ist. Sie zeigt, daß der heutige Panslawismus wohl noch mit den Gebärden und mit den Worten Dostojewskis hantiert, daß aber sein heutiger Träger gerade die von ihm so gehaßte und bekämpfte Bourgeoisie ist, deren Ziel natürlich nicht in der Menschheitsbeglückung liegt, das der große Russe auf den Wegen des Panslawismus gesucht hat; ihr Ziel ist das Gegenteil seiner Forderung: es ist das Ziel alles industriellen Kapitalismus: Unterdrückung der Erde unter das Joch des „Mehrwert heckenden Werts." Das heißt hier: Unterwerfung unter das Kapital des slawischen Kapitalisten. Dostojewskis Panslawismus, ihm nur ein Hilfsmittel zur Erreichung seines sozialen Zieles, ließ ihn den Zarismus stützen; es war aber nur ein bedingtes Stützen, ein Dienen, „wenn er (der Zar) wirklich glauben lernt, daß sein Volk seine Kinder sind." Sein Kampf aber gegen den Nihilismus — der so vielen unverständlich bleibt — ist nichts andres als ein Kampf gegen die Komplizierung seines Kampfes mit dem zukünftigen Machthaber in Rußland: dem Absolutismus des Kapitals, das er bekämpft aus tiefster Seele, die von einem urchristlichen, patriarchalischen Kommunismus träumt.

Kaus zieht den Vorhang weg, der die große Tragödie des Menschen Dostojewski verbirgt, in dem der Politiker gegen den Dichter streitet: Der Dichter fühlt die Zeit auch für Rußland heranschreiten, in der der Mensch nur nach dem Zahlenwert, dem Kapital (als Machtmittel) gemessen wird, er läßt seine Helden zum andrängenden Kapitalismus und seinen Lebensäußerungen in Beziehung treten, der Politiker in ihm aber hofft, Rußland werde diese Periode in der Entwicklung des Wirtschaftslebens überspringen. In diesem Glauben stirbt Fjodor Michailowitsch. Die Tragik aber findet kein Ende mit seinem Tod. Nun erst hebt eine posthume Tragödie an, wie sie wohl kaum oft geschehen war: Die haßvoll bekämpften Gegner werden Erben nach Dostojewski. Was ihm aus der Erkenntnis des unlösbaren Einsseins von sittlichem und sozialem Werden entsprungen war, wird von seinen erbenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feinden nun für ihre Zwecke mißbraucht: mit seinen Worten, mit seinem Tonfall sprechen sie; dennoch ist es das Gegenteil von dem, was ihm Forderung war, was sie propagieren. Und Keiner ist da, der sie hindern könnte. Die Nachfahren des großen Realisten, der Idealist war, haben es zuwege gebracht mit Worten, die einst als wahr gedacht waren, wissentlich zu lügen. Die Panslawisten von heute kämpfen mit Dostojewskis ehrlichen Waffen auf unehrliche Weise aber, für die Einigkeit des unsittlichen und unsozialen Werdens und die Triebkraft die den Muschik in die Bajonette jagt ist ein umgeschaltetes napoleonisches: „C'est le ventre, qui fait les revolutions". Es ist der Magen des jungen russischen Kapitalismus, der den Krieg macht...

Wer den Geist des russischen Imperialismus versteht, wird erkennen, daß die Mächtegruppierung in diesem Krieg keine geographische Zufälligkeit ist. Daß Rußlands Sehnsucht nach dem Weg am goldenen Horn und Englands Tasten nach Durchdringungsschleichpfaden sich treffen mußten in dem Gemach, das die Türkei sofort verließ, als die Beiden anklopften. Verließ, um sich zu den Mittelmächten zu begeben, deren Wirtschaftsordnung der Konkurrent des britischen Kapitalismus und der Bedroher des noch kleinen russischen ist. Es ist auch keine Zufälligkeit, daß der Kampf der Türkei — des erwachten Asiens (Japan bleibt ja der Feind Rußlands, wie Englands, was die Geschichte beweisen wird) — sich in erster Linie gegen Rußland richtet, denn heute droht dem Geiste Asiens, dem Panasiatismus von morgen, die größere Gefahr nicht von Europa sondern von Rußland, das nicht mehr Asien ist und noch nicht Europa.

Was die Gestalt Dostojewskis vor den Augen des Lesers verschleiert, sind nur Aeußerlichkeiten eines ungeheuren Kampfwillens, der in der Wahl seiner Mittel nicht wählerisch sein kann. Irrtümer, die seinen Weg kreuzen und ein Stück mit ihm gehen, fallen ins Dunkel vor der Tragik dieses Mannes. Kausens Verdienst — dessen Psycho-Analyse bei Adler geschult ist — ist es, daß sein klares Buch zur Erhellung dieser Persönlichkeit aus dem Geistesleben eines Volkes viel beiträgt, dessen Geistesleben dem Westeuropäer fremd geblieben ist, trotz der ungeheuren Invasion russischer Literatur in den letzten Jahren und trotz des Krieges.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der junge Reiter

Von Erich Wentscher

Ein Knabe zog als Reiter ins Feld,
Seinem Fuchs und ihm gehörte die Welt.

Sie ritten im Mondlicht durch das Land,
Einen Schlafenden er am Wege fand.

Da stieg er ab und sah ins Gras:
„Bruder, warum bist Du so blaß?„

Er kniete sich dicht an das bleiche Gesicht:
„Bruder, warum hörst Du mich nicht?"

Da verstand er plötzlich die ewige Ruh':
„Bruder, lieg' ich mal so wie Du?"

Von der Seele des Soldaten im Felde

„Von der Seele des Soldaten im Felde" ist eine Schrift benannt, die ein Teilnehmer an den Kämpfen im Osten, Erich Everth, verfaßt hat und der Verlag Eugen Diederichs als die zehnte seiner Tat-Flugschriften herausgibt. Die Absicht dieser höchst beachtenswerten Publikation ist, ein wahres Bild des deutschen Soldaten im Felde zu geben, nicht das Neue, Momentane, Sensationelle festzuhalten, um dessen Verzeichnung sich die Kriegsberichterstatter bemühen, noch auch das nicht eben ergiebige Resultat der Feldpostbriefe zu verwerten, sondern auf Grund der eigenen Erfahrung ein Gemälde der deutschen Front zu entrollen, das sich aus Tag auf Tag, aus Nacht auf Nacht, aus Entbehrungen, Gefahren und Leiden, Erhöhungen und Versunkenheiten der Seele durch unendliche Stundenfolgen zusammensetzt. Die Schrift Everths will eine psychologische Studie sein oder doch einer künftigen psychologischen Darstellung des Kriegserlebnisses vorbauen: Dazu bedarf sie keines andern Mittels als der unbedingtesten Wahrhaftigkeit. Jede Beschönigung und falsche Idealisierung, alles was irgend eine augenblickliche Stimmung, eine heroische oder eine idyllische, zu stark vorkehrte, wird unerbittlich ausgeschaltet: die Tatsachenfülle allein, die riesige Wirklichkeit, gibt Grund und Stoff der Arbeit.

Vor eine solche Erwartung gestellt, werden wir nicht bangen müssen, wie das Gesicht dieser Wahrheit blicken wird? Die wir die großen Worte Freiheit, Opfer, Vaterland gewohnt sind, werden wir nicht insgeheim eine schmerzliche Enttäuschung fürchten müssen, deren Mahnung uns oft genug überkommen hat, wenn wir, wie sonst im Frieden, den Tod bedachten? Ist es denn auch möglich, daß man das Leben, den einzig sicheren Besitz, aus der Begeisterung bedenkenlos

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

preisgibt? Ist es zu glauben, daß diese Begeisterung anhält, von Tag zu Tag in gleichem Wesen? Ist die Treue des menschlichen Herzens so sehr erprobt, seine Kraft so erhaben über jeglichen Widerstand und jegliche Unbill?

Die Antwort, die hier gegeben wird, ist überwältigend. Dieses Ja erschüttert bis ins Innerste. Allerdings sind diese Motive, die es tragen, keine romantischen, keine sentimentalen, auch keine nur geistigen: es sind die Mächte und die Tugenden der Notwendigkeit, der in Freiheit sich zu fügen, seit je die höchste deutsche Forderung gewesen ist. Es sind die ungemeinen Kräfte der Geduld, des Gehorsams und der Pflicht, die zusammen die heroischen Taten schaffen, die wir bewundern. „Die große Gemeinsamkeit und das tatkräftige, handelnde Wesen sind die beiden Grundpfeiler aller Kriegspsychologie." Hierhin wird alles bezogen und alles wird von ihnen getragen: Tat und Leiden, Leben und Tod.

Everth zeigt, wie die Tätigkeit, die Anspannung, der Dienst den Soldaten so voll beherrscht, daß er der einzigen Gefahr, dem zu starken Gefühl, entrückt wird. „Als die Pole, um die sich das Gemütsleben bewegt, bleiben Familienvorstellungen auf der einen, Todesgedanken auf der andern Seite. Beide Vorstellungen sind aber Extreme von Freud' und Leid und das ausschließliche Angewiesensein auf sie und Pendeln zwischen ihnen gibt dem Seelenleben etwas Angespanntes; so starke Kontraste führen leicht zu einer Ueberspannung und schon dadurch im Verein mit der Einförmigkeit zur Abstumpfung." Es tritt an ihre Stelle allmählich ein Gemeingefühl, in dem der Einzelne untergeht. Ein „neuer Lebensstil" bildet sich für den von allem Gewohnten abgeschnittenen, in ein gewaltig neues Dasein versetzten Mann. Der Körper macht nun die ersten Rechte geltend, von seiner Gesundheit — und das Leben an der freien Luft fördert sie in unverhofftem Maße — hängt alle Leistungsfähigkeit, auch die geistige, auch die seelische ab; eine neue Freiheit, die allen Drill der Friedensdienstjahre und alle Pein des Alltags vergessen darf, kräftigt das Selbstbewußtsein, erfrischt den Lebensmut; der Gehorsam ersetzt die Verantwortung, die anders frommen Herzen schwer genug auflasten müßte: das Pflichtgefühl, das unverlierbarste deutsche Erbgut, erstarkt um das mehr, als jeder sich des eigenen Lebens als des Einsatzes bei jeder seiner Handlungen bewußt ist. Gegenüber so bedeutenden Grundtatsachen verschwindet alles Kleinere, möge es sonst noch so sehr leuchten. Vom Ehrgeiz sagt Everth ausdrücklich, daß er nur gering ist, „Vielen, namentlich den Männern vom Lande, kommt der Ehrgeiz schier wie ein Uebermut vor. Nebenbei aber erscheint es ihnen vordringlich, die Aufmerksamkeit absichtlich auf sich lenken zu wollen, und fast wie unlauterer Wettbewerb für die andern, die doch alle ihre Schuldigkeit tun. Solchen Sinn etwa hat das draußen oft gehörte Wort: „Das Kreuz muß von alleine kommen." Obwohl fast jeder stets das „leise Gefühl empfinde, nicht genug zu tun", wäre es doch falsch, die Bescheidenheit als eine besondere Tugend des Soldaten hervorzuheben. Im Heere herrscht sie wohl, da jeder weiß, daß seine Leistung im Tun der Gesamtheit verschwindet, doch dem zu Hause Gebliebenen gegenüber, findet er sich schon in edlem Stolz. Die Tollkühnheit gilt nichts, das Leben wird für ein zu hohes Gut angesehen, als daß ein leichtfertiges Selbstopfer ohne Zweck fürs Allgemeine Achtung genießen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könnte; aber ehrlos sich zu bewahren wird keiner dem Tode vorziehen. Und so geschieht alles und jedes im Selbstverständlichen. Ueberall geprüft, erhebt sich, aus dem Kleinlichen und Nebensächlichen herauf, die eherne Wucht der großen Tat, der stummen, dunkeln, heiligen, über die das Wort nicht Gewalt hat, die aus tausenden unscheinbaren Handlungen wie ein ungeheurer Gebirgsrücken aufsteigt und über alle Zeiten, vergangene und künftige, ragen bleibt.

„In der unbewußten Selbstverständlichkeit des Rechttuns ohne Selbstbespiegelung erscheint vor uns der Genius unseres Volkes," dieses Wort Professor Sells, das Everth zitiert, sei auch hier als ein wegweisendes aufgeführt. Auch in dieser Schrift ist der deutsche Genius lebendig, in seiner ganzen tiefen Schlichtheit, die im Tode nicht anders ist denn im Leben. Beim Lesen dieser Sätze wird man seiner inne, als einer Unermeßlichkeit, wie man des Meeres oder des Gebirges inne wird. Die ruhende Kraft eines Volkes wird hier offenbar, mehr als in allen Verherrlichungen. Denn seine Art ist es nicht, den Ruhm zu preisen, vielmehr: ihn in sich zu tragen und dennoch von dem goldenen Besitze nicht zu wissen, den es immer noch nur über verschollenen und fernen Völkern strahlen wähnt.

Felix Braun

Benkal, der Frauentröster

Aus Schlachten, Straßenkämpfen, aus Meuterei, Franktireurkrieg, Rebellion und Revolution schlagen himmelhohe Flammen und leuchten rot auf; geben dem Benkalbuch die durchgehende Grundfarbe; erzeugen die siedende glühende Luft, aus der Benkal, der Frauentröster, emporsteigt, vor dem Mißgeschick seines Volkes, „einer der gleichgültigen und unnützen Menschen", eine faule Hans-Natur. Dieser Kranz von Kriegsepisoden ist nur Vorwärtstreibendes, ein Mittel zum Zweck. Aber ein Mittel von erschütterndster visionärer Gewalt.

Der Krieg ist nicht als eine technisch-romantische Sensation gesehen (wie von den gelenkigen Propheten, die sich an der Beschreibung eines Jules Verne begeistert haben); er tritt nicht als wirtschaftliche Angelegenheit ein. Er ist Erlebnis, Gefühl. Und da René Schickele ein Dichter ist, versteht sich von selbst, daß sein Krieg nicht nachträglich in Abrede gestellt werden kann. Im übrigen begibt sich alles in einem unauffindbaren Land, im „mittelländischen Reich". Die Völker und Gestalten des Romans tragen unwirkliche Aufschriften. Mittelländer stehen gegen Kremmen und Langnasen zu Felde. Neben Benkal gibt es folgende Namen: Kru, Bra, Hahna, Gugu, Jj, Trule und Olep. Schon die Namen singen.

„. . . einer der gleichgültigen und unnützen Menschen . . ." Im Gefängnis ersehnt Benkal das Bild der Geliebten und wird Künstler. Um der Liebe willen, die in ihm ist. Eine strahlende Lichtstelle der Dichtung, wie er der toten Erde Leben und Form entringt, hineinträumend in die werdende Gestalt! „Langsam kam sie ihm entgegen, und wenn die Sonne auf den nassen Lehm fiel, schien sie sich schon zu regen, zwar nur leise, in einem schier unmerklichen Zittern, das sie durchlief, . . . aber das Hahna gehörte."

Der freie Benkal sieht dann mit erwachenden Augen das Elend verlassener und leidender Frauen. Seine rasende Weltliebe steht auf; er schenkt den Frauen seine „Mütter"; Bronzestatuen, Verherrlichungen von gezeichneten Frauen, die Kinder geboren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben, von Frauen, die eine sterbende Menschheit retten. Von der unendlichen Güte und Wahrheit der Bronzebilder bezaubert, kommt eine Trostepidemie über die Mädchen und Mütter. Bis zu den Gegnern dringt Benkals Ruhm, er muß seine „Mütter" ins Feindesland schicken. Der Sinn aller Frauen wird durch Benkal vereint. Gottähnlich steigt der Künstler in jäher Kurve empor. Für eine geliebte Mutter, die bei dem großen Kindersterben den Sohn verliert, dichtet er ein tröstendes Drama. Hier wird der Roman zum Vers. Die lyrischen Dialoge sagen: Die Ueberwinderin Liebe ist stärker als der Tod. Aus der Liebe der Gatten fließt neues Leben, neuer Glanz. Die Welt geht weiter.

Die Ereignisse fliegen vorbei, in einem farbigen, schimmernden Strudel; reißen die Ordnung entzwei, lösen den Staat und fügen ihn wieder zusammen. In Apotheosen, in rauschhafter Schöpferkraft, überwältigt von Lust am Dasein, ragt Benkal, sich selbst überbietend, liebend, schaffend. Wieder und wieder wird ihm die Zeit zur Gestalt. Er schafft die „Unschuldigen", er schafft die „Empörten". Vor ihm dreht sich, an seiner Brust schläft Ji, die Tänzerin — und er schafft die „Mänade".

Hier beginnt, hingezeichnet mit explosiver Phantastik, Benkals Abstieg. Der Roman mündet in den einen unlöslichen Konflikt: Widerspruch zwischen Kunst und Leben, Widerspruch zwischen Kunst und Liebe. Die Angst vor der Zeitlichkeit ihrer Körperpracht, der Anblick der unvergänglich schönen und jungen steinernen Mänade aus Benkals Hand, zermürbt Ji, die tanzende Menschenfackel. „Die Seele meldet sich," Zweifel und Schmerz melden sich. Ji entflieht — um still zu sein. Benkal aber, Benkal, der Künstler, der den Himmel gestürmt hat, gleitet zu Boden. Er sucht nach Ji, er findet sie nicht mehr. Er zertrümmert die eigenen Werke, die ihm Gespenster geworden sind. Er wird wahnsinnig, von Spuk und Zwang verfolgt. Und geht doch im Finale der Dichtung versöhnlich unter: Unbeweglich und gehörlos der sinkenden Sonne zugewandt, sich auflösend im Rot des Himmels.

Ein Klang aus Ibsens letzten dramatischen Worten hallt durch das schwermütige Ende des Werkes. Eine geniehafte Größe spricht aus Schickeles Dichtung zu uns, aus diesem Buche von Benkal, dem Frauentröster, in dem kein Satz ohne innerstes Leben und freiesten Geist ist.

Dieser Roman René Schickeles, im Jahre 1913 im „Verlag der Weißen Bücher" zu Leipzig erschienen, gehört, wenn irgend eines, zu denjenigen Werken, in denen diese Gegenwart einem intensiven erzählenden Stil zustrebt; er ist aus dem Lebensgefühl unserer Tage entstanden und vor allem würdig, unser Eigentum zu werden; und er ist eine der reichsten Dichtungen, an Liebe, an Freude, an Ernst und Blut. Und er ist natürlich ganz und gar kein Roman, sondern ein Epos und schließt sich, ohne in die üblichen Romankapitel zu zerfallen, in achtundzwanzig Absätze dionysischer Prosa zusammen, wobei in einer unbegrenzt beweglichen und ausdrucksmäßigen Sprache auf nicht einmal zweihundert Seiten ein Stück flimmernder Welt gezeigt wird

Hermann Kesser

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das tschechische Volk

Von Richard Charmatz, Wien

Die Tschechen haben nicht oft das Bedürfnis gefühlt, geistige Brücken zu den Deutschen zu schlagen. Wohl gibt es einzelne Uebersetzungen von literarischen, politischen und wissenschaftlichen Werken, aber dabei handelt es sich nur um einen mittelbaren Verkehr, um eine indirekte Verbindung. Die Alttschechen ließen allerdings in früherer Zeit ein Tagblatt in deutscher Sprache erscheinen, doch diese Zeitung („Die Politik") hatte vor allem die Aufgabe, sich an die leitenden Faktoren in Wien zu wenden und weniger den Zweck, ins Weite zu dringen. Ein anderer Versuch bestand in der Gründung einer von Tschechen geschriebenen Revue, die gleichfalls in deutscher Sprache herausgegeben wurde. Die Monate ihres Seins waren kurz bemessen, und das Organ ging unter, ohne eine empfindliche Lücke zurückzulassen. Es hat es nicht verstanden, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Nun, inmitten des Weltkrieges, lassen einige Tschechen ein Buch in deutscher Sprache erscheinen, das mit dem Wunsche seine Wanderung antritt, „in objektiver Weise" über das tschechische Volk und über die Hauptrichtungen seiner Kultur zu belehren, „zum Verständnisse und zur richtigen Wertung der Nation seitens jener beizutragen", die des Tschechischen nicht mächtig sind. Ueber die Wohngebiete, über die körperliche Tüchtigkeit und die geistige und materielle Kultur soll den Deutschen Aufklärung zuteil werden. Von Politik ist nicht die Rede. Dieses heikle Thema wurde absichtlich ausgeschaltet, denn die Arbeit will einen und nicht entzweien, das Verbindende hervorheben und nicht das Trennende betonen. Der Plan von dem jungtschechischen Reichstagsabgeord-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neten Dr. Zd. Tobolka, der seinem Volke verschiedene Geschichtswerke gegeben hat und zu den maßgebenden Persönlichkeiten des führenden tschechischen Blattes, der „Narodni Listy" gehört. Er hat einen Kreis von Fachmännern um sich geschart, und so ist das Werk „Das böhmische Volk" (Prag 1916) als Sammlung von einzelnen Studien zustande gekommen. Die verschiedenen Beiträge sind nicht gleich wertvoll, aber man wird sie mit gutem Nutzen lesen. Leider bildet der ungewöhnlich hohe Preis von fünfzig Kronen ein ernstes Hindernis für die Verbreitung des schön ausgestatteten, mit vielen ganzseitigen Bildern geschmückten Buches. Es scheint, daß dem Herausgeber vor allem darum zu tun war, die Arbeit in die Hände von Staatsmännern und Politikern zu legen.

Vieles wäre zu den Studien über Kultur und Volkswirtschaft zu sagen; manchem Gedankengange und mancher Wendung möchte man gerne eine Bemerkung anfügen. Aber wenn ein Gast ins Haus kommt, dann soll die Kritik die Aussprache nicht stören. Einige Tschechen haben sich an uns gewandt, und wir freuen uns dieser Tatsache und wollen gerne ihren Worten lauschen. Das Bild, das sie uns von ihrem Volke und seiner Schaffenstüchtigkeit geben, ist mit ihren Augen gesehen und mit ihren Augen gemalt. Sei's drum! Es bedeutet schon einen Fortschritt, daß es überhaupt vorhanden ist. Man muß sich zwar vor dem Fehler hüten, eine Einzelerscheinung zu verallgemeinern; eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Doch es will uns bedünken, daß sich innerhalb des tschechischen Volkes in der letzten Zeit immer mehr Stimmen durchsetzen, die eine Umkehr, eine politische Neuorientierung verlangen. Die Zukunft wird zeigen, wo der Erfolg liegt und wie weit die Tschechen in ihrem eigenen Interesse mitteleuropäisch denken wollen. Aber jeder Ansatz dazu muß begrüßt werden. Die Mißverständnisse in der Vergangenheit sollen der Verständigung nicht hinderlich sein, wenn sie ernstlich gesucht wird.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf deutscher Seite wurde oft und oft darauf hingewiesen, welche Dienste das Volk der Dichter und Denker der tschechischen Nation in ihren schwierigsten Tagen leistete, da sie aus der Geschichtslosigkeit von fast zwei Jahrhunderten kräftig herauszutreten begann. Wie sehr begeisterten sich damals deutsche Dichter für die Menschen, die voll heißen Verlangens an die Gegenwart dachten, indem sie sich an glanzvollen Bildern versunkener Zeiten berauschten! Von Lenau bis Meißner — wie viel Gedichte und Epen deutscher Barden sangen von dem Glanze tschechischer Geschichte. Und vor allem: man hat vielfach die Auffassung vertreten, daß die josephinische Staatspolitik die Erweckung der Sudetenslawen bewirkt habe. In weit höherem Maße ist der deutsche Freiheitskrieg, der gewaltige Kampf gegen den Titanen Napoleon, zum Ansporn geworden. Als dann die Bewegung in Fluß gekommen war, zeigten Kant und Herder den Tschechen die Richtung. Ebenso gewann die deutsche Romantik einen starken Einfluß auf ihre Sinnesart. Das alles ist, wie gesagt, oft hervorgehoben worden. Aber es freut uns nun, in einem Buche, das von Tschechen geschrieben wurde, manches von dem unterstrichen zu finden.

Zwei Männer nennen die Tschechen mit besonderem Stolz: Johannes Hus und Comenius. Daß sie den Märtyrer von Konstanz anders sehen als die Deutschen, versteht sich von selbst. Aber die Wirksamkeit des großen Mannes hat ja nicht bloß den Gegensatz der beiden Nationen Böhmens verschärft, sondern auch ganz Europa das Beispiel gegeben, daß man für die geistige Freiheit das Höchste einsetzen muß. Im Kampfe gegen den Ablaß hat Hus seine moralische Größe offenbart, und er ist so zum Vorläufer Luthers geworden. Man kann bei Ranke darüber nachlesen, wie sich der Wittenberger Reformator dem Prediger in der Prager Bethlehemskapelle verwandt fühlte, als er dessen Schriften kennen lernte. Wer wollte die Bedeutung Comenius' für die europäische Kultur bestreiten, seinen Einfluß auf das Erziehungswesen in Frage stellen? Betrachten die Tschechen den letzten Bischof der böhmischen Brüder als den ihren, so können ihn doch alle zivilisierten Völker

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für sich in Anspruch nehmen. Als neunzehnjähriger Jüngling war Comenius nach Deutschland gekommen, wo er zu den Füßen berühmter Lehrer saß, deren Geist auf ihn mächtig wirkte. Später vervollkommnete er seine theologische Bildung in Heidelberg und auch hier sollten ihm tiefe Eindrücke beschieden sein.

Aehnlich wie Comenius erging es zwei Jahrhunderte nachher dem „Vater des tschechischen Volkes", dem Geschichtsschreiber Franz Palacky. Ihm wurde gleich Hus und Comenius in dem Buche eine eigene Studie gewidmet. Palacky gestand in den Siebzigerjahren, „daß er Zeit seines Lebens deutsche Kultur, Kunst und Wissenschaft hochgehalten und das Beste, was er vermöge, deutschem Geist und Studium zu verdanken habe". Deutsch war die Volksschule, die er besuchte, deutsch auch das evangelische Lyzeum in Preßburg, in dem er hierauf unterrichtet wurde. An Herder und Kant bildete sich sein Geist, aber Klopstock, Schiller, Goethe, Jahn und Rotteck beschäftigten ihn ebenfalls. Der Historiker an der Universität in Jena, H. Ludens, wurde zu seinem Vorbilde. „Wie dieser, so entbrannte Palacky in Liebe zum Liberalismus, wie dieser sich untrennbar mit der deutschen Nation verbunden hatte, so verband sich Palacky untrennbar mit der tschechischen und wie dieser ein besonderes Gewicht auf die nationale Seite der Geschichte legte und in ihr ein Mittel der Erziehung zu wahrhaftem Patriotismus sah, so begann Palacky über die Bedeutung der Geschichte in gleichem Sinne zu urteilen."

Kollar und Safarik, die beiden Slowaken, die für das tschechische Geistesleben eine so große Bedeutung erlangten, haben die Universität in Jena als protestantische Theologen bezogen. Dort sprudelten für sie zum ersten Male die Quellen der historischen Wissenschaft, „dort erhielt ihr polyhistorisches Wesen Richtung und Ziel, dort umgab sie die politische Bewegung, in der durch die Nachklänge ihrer Verdienste in den Befreiungskriegen berauschten Universitätsjugend . . ." Das alles ist nicht ohne Wirkung auf die Anschauungen der zwei Männer geblieben. Kollar machte das berühmte Wartburgfest mit. Die dort gehaltenen Reden über

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freiheit, das Ablehnen des Provinzialgeistes und die dort aufgestellte nationale Forderung nach intensiver Vereinigung aller Deutschen, versetzten ihn in Entzücken". Und so geht es weiter! Auf jeder Seite der geschichtlichen Darstellung begegnen wir fast dem Einfluße Deutschlands und dem Bestreben bei den Tschechen, nachzubilden und nachzueifern. Celakovsky, der die slawischen Volkslieder sammelte, blieb immer ein begeisterter Verehrer Herders und Goethes, aber auch der Bahnbrecher des modernen tschechischen Schrifttums Jan Neruda, das Kind der Prager Kleinseite, fühlte sich stets „in der deutschen Geistesatmosphäre heimisch". Heine und das junge Deutschland färbten auf sein Schaffen stark ab; zu Jean Paul zog ihn innige Liebe hin. Als sich Neruda in Paris aufhielt, da pilgerte er zum Grabe Heines, um in Ehrfurcht und Bewunderung des geistreichen Spötters zu gedenken. Vrchlicky, der repräsentativste unter den tschechischen Schriftstellern der letzten Jahrzehnte, hat seinem Volke die verschiedensten Literaturen vermittelt und besonders gerne bei Dante, Tasso und Arioste verweilt. Doch er ist auch der Schöpfer der tschechischen Faustübersetzung gewesen.

Faden neben Faden, man könnte sie zum Netz verflechten, wenn man nur wollte. Was für die Literatur gilt, gilt ebenso für die Musik. Wie viel dankte Smetana Franz Liszt, wie viel Dvorak Johannes Brahms. Und bei der Malerei dasselbe; wenigstens am Anfange. Gewiß, das Buch über „Das böhmische Volk", das von Deutschen gelesen sein will, hebt besonders die Beziehungen hervor, die zu ihnen hinweisen. Uns sind auch die Einwirkungen anderer Nationen bekannt. Das junge, bildungsbedürftige, aufstrebende Volk holte sich eben die Anregungen bald hier, bald dort; politische Menschen — und die tschechischen Literaten und Künstler haben sich als Träger des Nationalgedankens gefühlt — konnten natürlich von den Moden der Politik nicht unberührt bleiben. Aber wenn die Tschechen erst in Ruhe bedenken, was sie im Laufe fast eines Jahrhunderts Weimar, Königsberg, München usw. verdanken, dann müssen sie in aller Deutlichkeit erkennen, daß ihre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Absperrung gegen Deutschland und gegen die Deutschen mehr als ein Fehler war, mehr sogar als ein sehr schwerer Fehler. Doch Dr. Tobolka und seine Freunde haben das politische Lied nicht angestimmt, und wir wollen deshalb nicht damit beginnen ...

* * *

Besonders lehrreich scheint uns der wirtschaftliche Teil des Buches zu sein. Er ist so recht geeignet, die unangenehmen politischen Erinnerungen vergessen zu machen. Die nationalen Kämpfe, die in den Friedensjahren gang und gäbe waren, haben mit ihren Klagen und Anklagen, mit ihren Selbsttäuschungen und Täuschungen der Anderen gar manchesmal den Eindruck erweckt, als würden in dem Getümmel alle guten Kräfte gebunden werden, als stünde hinter der Politik das Leben nahezu still. Und nun muß uns ein von Tschechen geschriebenes Werk einen Preisgesang auf den Segen der Arbeit bieten, da es wahr sein will; nun erfahren wir, wie der Reichtum der Nation gewachsen, ihr Beschäftigungskreis größer und der Ertrag ihres Fleißes immer höher und höher geworden ist. Lange Ziffernreihen stehen vor unsern Augen, doch es tut wohl, bei ihnen zu verweilen. Der Politiker warf eben absichtlich dunkle Schleier über das Land und die Leute, denn er glaubte, schwarz färben zu müssen, um fordern zu können. Genug an dem, daß die Wirklichkeit hell und freudig ist.

Im Jahre 1900 gehörten von den Tschechen 43 Prozent der Landwirtschaft, 36 Prozent der Industrie und den Gewerben, rund 10 Prozent dem Handel und dem Verkehr und 11 Prozent den freien Berufen an. Der Boden bietet also die Hauptquelle der Existenz. Da kann man sich leicht vorstellen, was es bedeutet, daß die Intensität der landwirtschaftlichen Arbeit gerade in der letzten Friedenszeit, also in der Zeit der regelmäßig wiederkehrenden Obstruktionen, sprunghaft zugenommen hat. Erzielte man in den Jahren 1886 bis 1901 in mehreren größeren Oekonomien pro Hektar ein Erträgnis von durchschnittlich bloß 60—85 Kronen, so warfen in den Jahren 1901 bis 1915 viele Wirtschaften aber bereits ein solches von durchschnittlich 150—220 Kronen ab. In Böhmen —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Statistik gilt also für beide Völker des Landes — hat, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Hektar Weizenland im Jahre 1870 10,78 Zentner, im Jahre 1880 13,47 Zentner, in den Jahren 1903—1912 durchschnittlich 17,7 Zentner, im Jahre 1913 jedoch bereits 21,2 Zentner hervorgebracht.

In dem Abschnitte über die Entwicklung der tschechischen Industrie und des tschechischen Handels werden die einzelnen Unternehmungszweige gesondert angeführt. Da, wo es tschechische Betriebe schon früher gab, ist ihre Bedeutung in der Regel gestiegen, dort wo sie einstens fehlten, haben sie sich allmählich eingeschoben. Auch im Handel ist eine große Umwälzung vor sich gegangen, hauptsächlich dadurch, daß der Kleinverkauf innerhalb der tschechischen Gebiete in die Hände von Tschechen überging. Dadurch wurde eine kräftige Grundlage geschaffen, auf der sich der Großhandel und die Industrie sicher erheben können. Aber es gibt schon Unternehmungen dieses Volkes, deren Erzeugnisse in fernen Ländern Verwendung finden.

In der Zeit vor dem Weltkriege standen den tschechischen Geldinstituten zusammen mehr als 5 Milliarden Kronen zur Verfügung. Für ein Volk von sechseinhalb Millionen Angehörigen eine sehr beträchtliche Summe! Das erinnert glücklicherweise nicht an Leute, die in Kellergeschossen wohnen müssen, während die deutschen Herren im ersten Stockwerke behaglich leben, ein Bild, das vor nicht allzu langer Zeit ein tschechischer Politiker im Parlamente gebrauchte. Doch richtig: wir wollen die Politik aus dem Spiele lassen . . .

* * *

Die Besprechung des Werkes wäre unvollständig, wenn man nicht mit der Mitarbeit der Prager Zensur gedächte. Ihr ist es zuzuschreiben, daß einige Kapitel verstümmelt vor den Leser gelangen und daß „weiße Flecken" da und dort den Zusammenhang stören. Mußte das sein? Ein wissenschaftliches Werk, das mit der Absicht geschrieben wurde, alles Unangenehme, Verletzende zu vermeiden und versöhnlich zu wirken, das noch dazu bestimmt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, ein Volk und damit einen Staat im Auslande geistig zu vertreten, hätte wahrlich eine verständigere Behandlung verdient. Zensoren sollten nicht gedankenlos ihres Amtes walten, nicht Aufträge mechanisch ausführen. Ein Zensor darf niemals zum Rotstiftautomaten herabsinken. Tut er dies dennoch, dann hat er seine Pflicht verletzt und der Aufsichtsbehörde erwächst die Aufgabe, ihn in die Schranken zu weisen.

Die Sprache des Poilu

Von Winfried Lüdecke

Studenten und Soldaten pflegen ihre eigne Sprache zu reden, und wer die nicht versteht, denkt oft arabische und chinesische Wörter zu hören, so seltsam klingen die Raritäten, sagt schon Magister Laukhard. Mehr oder weniger hat wohl jeder Stand, jeder Beruf, seine eigene Sprache, in die der Uneingeweihte nur schwer einzudringen vermag, aber Soldaten, Studenten, Künstler und Gauner haben sich von jeher eine ganz besonders ausgebildete Sprache geschaffen.

Vor allem die Soldaten, deren Wortschatz sicherlich der reichste von allen ist. Vereinigt doch der Soldatenstand alle nur möglichen Berufsklassen in sich, so daß die zahlreichen Entlehnungen aus dem Slang anderer Stände durchaus verständlich erscheinen. Wenn aber die Soldatensprache auch keineswegs das Ergebnis nur kriegerischer Tätigkeit und Ereignisse ist, so wurde sie doch von jeher durch den Krieg erheblich beeinflußt und fortgebildet. Viele Neubildungen sind die natürliche Folge, und der Krieg, der große Zerstörer, wirkte hier stets belebend und schöpferisch. Neue, oft bisher gänzlich unbekannte Dinge und Geschehnisse verlangen auch nach neuen sprachlichen Bezeichnungen, ein Vorgang, den wir täglich erleben und der sich in gleicher Weise wie bei uns auch bei unsern Gegnern abspielt. Ueber die Neuschöpfungen, die während dieses Krieges in der deutschen Soldatensprache hervorgetreten sind, ist bereits viel geschrieben worden. Hier sei einmal die Feldsprache des französischen Soldaten, des „Poilu", betrachtet, jedoch nicht rein linguistisch, sondern mehr im Sinne einer Offenbarung völkischer und psychologischer Eigentümlichkeiten der gallischen Rasse.

Im Gegensatz zu der deutschen Soldatensprache weist die französische Schützengrabensprache (Argot des tranchées, argot poilu) bedeutend weniger eigentliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neubildungen auf, vielmehr tritt auch hier die alles beherrschende Stellung von Paris in augenfällige Erscheinung, da die überwiegende Mehrzahl der Wendungen und Wörter dem Pariser Argot, der Sprache der untersten Klassen und größtenteils der Apachen, entlehnt ist. Ein französischer Sprachforscher geht sogar so weit, daß er sagt: „Die Schützengrabensprache ist tatsächlich nur ein Bruchstück des Pariser Argot." Immerhin lassen sich in französischen Feldbriefen und in den zahlreichen Frontzeitungen eine ganze Anzahl von sprachlichen Bezeichnungen feststellen, die teils Neuschöpfungen sind, teils einen völlig neuen Sinn angenommen haben. Nur von diesen soll hier die Rede sein.

Für marschieren (marcher) sagt der Poilu ironisch bummeln (baguenauder), der Unterstand (abri) im Schützengraben wird in Kleinkinderbewahranstalt (crèche) umgetauft, fliehen (s'enfuir) heißt en jouer un air, was man am besten mit verduften übersetzen könnte. Von einer stark beschossenen Stellung sagt ähnlich der deutsche Soldat, es herrscht dicke Luft, man bekommt Dunst. Für sich retten (se sauver) wird mettre les voiles, davonsegeln, für stürmen (assaillir) wird mit besonderer Ironie ins Café gehen oder Kaffee trinken gesagt (aller au jus, jus-café), mit dem Bajonett angreifen (charger à la baïonnette) heißt aller à la fourchette, wird der Kampf von neuem aufgenommen, so sagt man remettre cela, das wir mit „die Tour wieder aufnehmen" übersetzen könnten, da es eine bei Weinreisenden gebräuchliche Redewendung ist. Im Gegensatz zu den zahlreichen Umschreibungen für schießen in der deutschen Soldatensprache, gebraucht der Franzose für tirer nur das Kasernenwort balancer (den Abtritteimer leeren), aber in einem neuen Sinne. Es wird jedoch nur vom Feinde gesagt, um die feindliche Treffsicherheit herabzusetzen, während die Feinde prennent les balles, wobei das Ziel als getroffen gedacht wird. Der gemütliche Deutsche dagegen „schickt Grüße aus der Heimat" und „erhält Grüße aus der Ferne". Ein geschickter Schütze wird Papagei (perroquet) genannt, weil er hoch auf den Zweigen hockt, um so ein weites Schußfeld zu gewinnen, die Deutschen nennen diese Schützen, meist Senegalneger oder chasseurs alpins, Pflaumenaugust oder Baumaffen.

Für töten (tuer) sind zwei Wörter gebräuchlich, bousiller, was eigentlich pfuschen heißt, und zigouiller, ein Provinzialismus aus Poitou, der ursprünglich sägen bedeutet, dann in die Sprache der Pariser Apachen übergegangen ist, um jetzt im Kriege für das Töten des Feindes mit Säbel und Bajonett gebraucht zu werden. Vor dem Feinde sterben heißt gagner la croix de bois, womit aber nicht etwa das Holzkreuz auf dem Grabe gemeint ist, dieser Ausdruck zielt vielmehr spöttisch auf das Eiserne Kreuz der Deutschen. Bis zum Tode wird mit jusqu'à la gauche wiedergegeben, weil früher bei der militärischen Bestattung dem Toten das Gewehr, das er während des Dienstes stets rechts getragen hatte, unter den linken Arm gelegt wurde. Für Blut

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(sang) wird treffend Harz (résiné) gesagt, wobei an die verwundeten Bäume gedacht wird, für krank (malade) pâle, bleich, die häufigste Farbe des Kranken gesetzt, während das Feldlazarett (ambulance) ironisch Postdampfer (paquebot) genannt wird. Das Bett wird leicht verständlich pucier (Floh) getauft, gerät man in Gefangenschaft, so ist man ein rabioteur, womit auf schlechte Ernährung von „Resten" angespielt wird.

In der Soldatensprache aller Nationen pflegen die Bezeichnungen für Waffen und Ausrüstungsstücke besonders häufig und charakteristisch zu sein. Für Gewehr (fusil) sind folgende Ausdrücke gebräuchlich: arbalète (Armbrust), lance-pierres (Schleuder), flingue und flingot, hauptsächlich in der französischen Marine üblich, das aus dem Provençalischen stammt, wo es Rute bedeutet, nougat, jedenfalls wegen der neusilbernen Umhüllung der französischen Gewehrkugeln, seringue, Spritze, ein in der älteren deutschen Soldatensprache ebenfalls gebrauchter Ausdruck. Das Bajonett wird cure-dents (Zahnstocher), fourchette (Gabel) ferner tire-boche, tourne-boche, tue-boche genannt, was mit Bochetöter zu übersetzen ist, schließlich erhält es auch noch den weiblichen Vornamen Rosalie oder Joséphine, letzterer ist besonders bei den Kolonialtruppen gebräuchlich. Mit dem Vornamen Jacqueline dagegen wird der Kavalleriesäbel bezeichnet, der auch noch mit Vorliebe Zigomar, nach dem Helden eines 1910 im Matin erschienenen und durch das Kino popularisierten Räuberromans genannt wird.

Das französische 75 mm Geschütz, von den Deutschen „kurzer Gustav" benannt, heißt besonders bei den Kolonialtruppen „petit Français." Die kleinen französischen Mörser (mortier) nennt man crapouillot, womit ihre gedrungene, krötenartige Form charakterisiert werden soll. Schon im 15. Jahrhundert sagte man crapaudeau (crapaud die Kröte). Das Maschinengewehr (mitrailleuse) heißt nach seinem eigenartigen Geräusch moulin à café (Kaffemühle), moulin à poivre (Pfeffermühle) und machine à découdre (Nähmaschine), letztere Bezeichnung ist auch bei den Deutschen gebräuchlich, die jedoch noch weit anschaulichere Benennungen dafür haben wie beispielsweise: Stottertante, Totenorgel, alte Weibergosche, übrigens sagt der Deutsche auch vom französischen Maschinengewehr: „Franzmann kocht Kaffee."

Granaten (obus) werden wohl nach dem eigenartigen Geräusch, das sie in der Luft verursachen, oiseau (Vogel) moineau (Spatz) und nach der schwarzen Rauchentwicklung beim Zerplatzen macavoué, Kater (im Patois macaou) genannt, wobei an die meist schwarze Farbe der Kater gedacht wird, während die Deutschen dafür „schwarze Säue" oder „schwarze Biester" sagen. Aus demselben Grunde heißen sie auch gros noirs oder ebenfalls nach der Farbe des Rauches auch gros verts, und wenn sie stark brummen, sagt man: c'est un pépère maous, was soviel wie kräftiger Landsturmmann bedeutet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die gangbarste schon zu den Zeiten Ludwigs XIV. angewendete Bezeichnung für deutsche Granaten schweren Kalibers ist marmite (Kochtopf des französischen Soldaten). 77 mm Granaten sind boîtes de singe (Affenkasten), ähnlich sprechen die Deutschen von „Kohlenkasten". Fliegerbomben werden nach dem von ihnen verursachten Geräusch coucou (Kuckuck) genannt, womit das bombenwerfende Flugzeug selbst bezeichnet wird. Handgranaten heißen nach ihrer eigenartigen Form tortues (Schildkröten) wie sie übrigens auch die deutschen Soldaten nennen, deren Wortschatz noch erheblich reicher ist, es seien nur die außerordentlich treffenden Bezeichnungen: Igel, Frösche, Taschenkrebse, Bananen, Knallbonbons erwähnt. Die von den deutschen Mörsern geschleuderten länglichen Geschosse werden saucisses (Bratwürste) genannt, die Deutschen wieder nennen feindliche Minen „Blutwürste". Für Gewehrkugeln (balles) sagt der Poilu pruneaux (Backpflaumen), der Deutsche spricht von blauen Bohnen, Hülsenfrüchten, Maikäfern, Lerchen.

Von Ausrüstungsstücken seien nur erwähnt: Tornister (sac) ironisch armoire à glace (Spiegelschrank), nach der Form as de carreau (Karoas), azor (Fell), deutsch früher gleichfalls Fell genannt, Stiefel croquenard, besonders für neue Stiefel nach ihrem knarrendem Geräusch (croquer knarren), oder latte nach ihrer Form, Socken russes, ironisch, weil die Russen angeblich solche nicht kennen, Hose froc (Mönchskutte). Nicht vergessen werden darf der chandail, ein wollener oder baumollener Trikot, der zu den wichtigsten Bekleidungsstücken des fantassin von heute gehört. Das Wort entstand aus marchands d'ail Knoblauchhändler, die nach den Forschungen eines französischen Sprachgelehrten 1880 dies Kleidungsstück in Amiens trugen, so daß der Fabrikant ihm schließlich den abgekürzten und zusammengezogenen Namen chandail gab.

Für die Tätigkeit des Essens und des Trinkens finden sich ebenfalls sehr bezeichnende Ausdrücke. Der Eßnapf (gamelle) ist ein Futtertrog (ange), Ochsenfleisch und überhaupt alles Konservenfleisch wird singe (Affe) genannt, zähes Fleisch autobus, weil diese es befördern, oder rognure de taxis (Autoabfälle), Auto dagegen heißt nach der häufigsten Marke für Autolastwagen stets Saurer, Käse (fromage) court-tout-seul nach seiner weichen zerfließenden Beschaffenheit, für Schnaps (eau de vie) sagt man in Anlehnung an das Wort eau pour les yeux (Augenwasser) oder nach der Wirkung casse-pattes und roule-par-terre, wie der Wein électrique heißt. Mit allen diesen Dingen füllt sich der Poilu den Bauch an, wofür er buffet sagt, oft muß er aber auch unfreiwillig fasten, becqueter des clarinettes (Gewehre aufpicken, auffessen).

Das bei uns bekannteste Wort der französischen Schützengrabensprache ist zweifellos das Wort Boche für Deutscher, das in bocherie (die Tat eines

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschen), Bochonnie (Deutschland) Bochisme (deutsche Gelehrsamkeit), bochiser (germanisieren oder spionieren) und Alboche (Vermischung von Allemand und Boche) wiederkehrt. Ueber die Entstehung dieses Wortes ist in Frankreich wie in Deutschland viel geschrieben worden. Rein sprachlich ist Boche eine in Paris übliche Abkürzung von caboche, was Dickkopf bedeutet. Im Kriege 1870 war es noch unbekannt, da gab es für den Franzosen nur Prussiens. Außer diesem übeln Schimpfwort werden noch die zahmeren Bezeichnungen Friedrick, Fritz und für die Feldgrauen taupes (Maulwürfe) gebraucht, während die deutschen Flugzeuge sôb oder taube genannt werden. Wie harmlos, ja fast kameradschaftlich, lauten dagegen die deutschen Spitznamen: Franzmann, Parlewuh, Onkel Pitsch, die Fräck.

Der französische Feldsoldat, der die Feuertaufe hinter sich hat, nennt sich stolz Poilu (behaart), ein Wort, das wie bei uns „Feldgrauer", allgemein gebraucht wird. Es hat die Bedeutung des Männlichen, Starken, und verdankt seine Entstehung sicherlich der sehr banalen Beobachtung, daß im Schützengraben die Haare wachsen, wenn man sie weder schneiden noch rasieren kann. Der Gegensatz dazu heißt épilé (enthaart) und wird auf alle die fern dem Feuer sind, angewandt.

Die Rekruten der letzten Jahresklasse heißen Marie-Louise, wie bereits die Freiwilligen 1815 genannt wurden, oder bleu, nach der neuen bläulichen Uniform oder bonhomme. Die französischen Landstürmer (territoriaux) werden wortspielerisch tauriaux genannt (taureaux Stiere), sehr beliebt ist auch für sie pépère (starker Vater). Von den verschiedenen Rangstufen seien noch genannt: doublard (sergent-major) der Feldwebel, nach dem doppelten Streifen am Aermel; saindoux (Schweineschmalz) für caporal, pied oder pied de banc für Unteroffizier, weil eine Kompagnie wie eine Bank vier Füße vier Sergeanten hat, chien de quartier (Quartierhund) für Adjutant, für Stabsarzt (médecin-major) toubib, ein algerisches Wort, das arabisch tebib lautet.

Damit seien der Beispiele genug gegeben. Ein allgemeines Urteil über die Sprache des französischen Feldsoldaten wird hervorheben müssen, daß sie im Gegensatz zur Sprache unserer Feldgrauen nur wenig Neubildungen aufzuweisen hat, eine Tatsache, die in dem konservativen Festhalten an überlieferten sprachlichen Formen und in der an und für sich weniger reichen Ausdrucksfähigkeit des Franzosen überhaupt begründet ist, während die deutsche Sprache bekanntlich über einen bedeutend größeren Wortreichtum und leichtere Beweglichkeit verfügt. Die Neubildungen selbst aber sind durchaus nicht so anschaulich, witzig, treffend und phantasievoll wie die von deutschen Soldaten geschaffenen, wobei jedoch berücksichtigt werden muß, daß für den Franzosen manches Wort einen ganz anderen Gefühlsinhalt, eine wesentlich andere Nüance hat als für den Deutschen und ihm daher auch mehr sagt als uns.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Urlauber

Von Karl Goeſer

Er kam aus der großen einfachen Welt des Krieges, aus der ewig gleichen Umgebung zerſchoſſener Dörfer, zerſtampfter Aecker, wirrer Gräben und dunkler Erdwohnungen wieder in das bunte Leben der Heimat. Und alles war wie vorher, als habe es dieſen Krieg nur in den täglichen Unterhaltungen der Menſchen und in den Spalten der Zeitungen gegeben. Mit überraſchender Selbſtſicherheit fließt das bürgerliche Leben hin. In den Cafés, in den Wirtshäuſern das alte buntbewegte Treiben, wie es geſtern, nein vor vielen Monaten war, als noch keiner von uns daran dachte, daß er um Deutſchlands Zukunft willen einſt ſollte ein Stück brauner Erde verteidigen. In einem großen Saal brannten zahlloſe Flammen, Gläſer klirrten und hundert Leute ſprachen von hundert Dingen. Dazwiſchen klang allerlei Muſik, wogte hinaus durch die offenen Fenſter auf die Straße und ſpielte den Menſchen draußen auf, die im Schein des hinausfallenden Lichts vorbeihuſchten, wie die Bilderreihe eines Kino-Films.

Angeſichts dieſes neuen Lebens verfiel er in Träume, nachläſſig und ſeiner Umgebung vollſtändig vergeſſend ſchaute er bewegungslos und ſtarren Blicks das neue Leben wieder wie mit neuer Seele an. Und langſam, langſam zogen aus der kaum entronnenen Welt die Bilder in die Gegenwart zurück.

Da war eine ſtille, ſternhelle Nacht. Vor den trabenden Pferden lag eine lange, faſt ſchnurgerade Straße. Zwiſchen Feldern, Wieſen, hohen Pappelbäumen zog ſie durch endlos weites Hügelland. An ſanft anſteigende Höhen ſchmiegte ſich ein Dorf mit ſeinen großen flachen Ziegeldächern an. — Lange fuhren wir, die ganze Nacht bis in den dämmernden Morgen. Durch winklige Gaſſen klirrte der Huf von ſchweren Pferden, raſſelten die Eiſenreifen der Geſchütze. Jetzt legen ſich die Roſſe ſchnaubend in die ſtraffen Stränge des Geſchirrs; — dann ziehen ſie wieder in mechaniſch gleichem Schritt die nächtliche Straße. Die Felder rechts und links liegen unberührt von Bauernhänden noch wie im erſten Sommer des Kriegs. Unbeſtellt liegt noch vom erſten Julimonat her zermürbt, gebleicht die abgemähte Frucht, wie ſie die Bauern liegen ließen, als ſie zu den Fahnen gingen. Die Bruſtwehr alter, zerſchoſſener Gräben zeigt nach Deutſchland hin. Draus vertrieben ſie den Feind, der ſchon auf deutſchem Boden ſtand. Gras und Unkraut wuchert jetzt, wo ſo mit Blut gedüngt; ja! die Natur hat es eilig, die Spuren des Kriegs mit ihrem Grün zu übertünchen!

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir bauten eine Stellung im Wald; es war wenige Stunden vor Tag. Wolken drängten sich am Himmel. Man hörte nichts als das Geräusch arbeitender Hacken und Schaufeln. Und ab und zu ein kurzes Gespräch. An dem noch dunkeln Horizont führt eine Straße zur steilen Höhe hinauf, deren Sattel die Grenze ist zwischen uns und Frankreich. Dort ist der Krieg. Wir haben die Höhe. Am Himmel zieht es finsterer sich zusammen und von weitem hört man dumpfes Rollen von Gewitter. Mit unheimlicher Wucht bricht es endlich los, unter einem Strom von Regen leuchtet's grell in das Gewirr zerwühlter und zerschossener Weinberge am Fuße des Waldes. In scharfem Trapp und klirrendem Geräusch passiert eine Munitionskolonne die dunkle Waldstraße, lange zeichnen sich am Horizont gespenstig die Umrisse von Roß und Wagen ab. Es war ein seltsam unvergeßlicher Geruch in diesem Wald von zahllosem gebrochenem Strauch- und Baumwerk, das in einem Riesenlager überall die Erdhügel und Eichenstämme mit grünem Laubwerk vor dem Feind verdeckt. Bei Leichenbegängnissen, in einem Trauerhause riecht es ähnlich so nach frischen Kränzen. Mit solchen rasch gebrochenen Aesten deckten wir vor dem aufsteigenden Tag die langen Rohre der Geschütze zu, die auf dem eisernen Rücken in verschlungener Schrift die Worte trugen: „ultima ratio regis."

* * *

Tagelang fiel kaum ein Schuß. In die stillen Nächte brach schnell verstummend manchmal vereinzeltes Gewehrgeknatter sich umschleichender Patrouillen. Dann blieb es wieder still. Es gab Tage, die waren sonnig klar und fast friedlich. Da hörtest du das Summen über sonndurchglühten Wiesen, das leiseste Rascheln im ersten gefallenen Laub des Waldes. —

Zwischen den Heeren lag ein breites, welliges Tal und ein zerschossenes Dorf. Seit Monaten lagen Freund und Feind sich wachsam gegenüber; nur um eine heißumstrittene Höhe wurde oft und schwer gekämpft. Auf ihrem Kamme stand ein kleines Birkenwäldchen, die Stämme lagen stark gelichtet kreuz und quer durcheinander und legten Erdhügel bloß und ein Gewirr von Gräben. Wir hattens geholt und wieder verloren, wieder geholt und nochmals aufgeben müssen. Dann gings zum drittenmal dagegen an.

Am frühen Morgen starrte der nahe Wald hinter unserer Stellung von Waffen. Erwartung lag in jedem Blick und das karge Wort galt nur dem „heute." Durch die endlosen Gräben, die zur vorderen Stellung führen, marschieren sie seit Stunden Mann hinter Mann. Schweigend drängt sich der schwere lange Körper vor. Flüsternd von einem zum andern gehen Befehle von vorne durch die Reihen. Es ist ein wirrer schwerer Takt der Schritte auf dem mit Holzlatten ausgelegten Grabenboden. Von drüben regt sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts. Kein argwöhnisch Flugzeug steigt zur ungewohnten Stunde lauernd auf.

Nach Stunden liegt ein Heer im Hinterhalt am Feind. Endlich beginnts; um Mittag. Vereinzelt zuerst, hier, dort dröhnt dumpf der Abschuß von schwerem Geschütz, lange schlittert sausend das Geschoß in der Luft, aufblitzt es plötzlich zwischen Rauch und hochgesprengter Erde; dann kommt der Schall vom Einschlag krachend zurück.

Wie Gewitter kommt es näher, näher, schwillt zu tausendstimmigem Lärm an. Pfeifend schrillt es in der Luft, dumpf dröhnts vom Wald herüber, krachend hört man Balken stürzen, wimmernd fliegen scharfe Eisensplitter von der Erde auf, Minen fallen zündend, wühlen Draht und Pfähle wild vom Boden weg. Zwischen Rauch und Feuer rings hinüber und herüber — scheint es — geht die Welt in Flammen auf.

„Die Schüsse liegen zu weit links!" — „Die Minenwerfer treffen ausgezeichnet!" — „Vor dem feindlichen Graben A liegt ein Stück Hindernis noch unversehrt"; jetzt schwenken sie das Feuer hin; gut! gut! —

Der Feind legt einen Kranz von Feuer nahe zwischen sich und unsere Gräben. Ein unendlicher Kampf wütet den Nachmittag; als das erste Knattern von Gewehren hörbar wird, geht es dem Abend zu. Lauter, lauter dringt es aus dem allgemeinen Lärm hervor, hart und kurz.

Jetzt lösen sich die ersten Wellen aus unseren Gräben und springen vor. Weitere dringen aus der Erde, hier, dort brechen sie vor von allen Seiten. — Wie sie vorwärtskommen!

„Aus dem Gehölz am linken Flügel weicht der Feind." — „Aus einem Flankierungsgraben bekommen wir lebhaftes Feuer." Stockt es dort? Sie liegen lange, einmal gingen sie wieder ein Stück zurück. „Batt. N. . . soll Flankierungsgraben unter Feuer nehmen." — („Feuer soll nach Flankierungsgraben gelegt werden.") Geht die Telephonleitung noch? —

Am rechten Flügel kommen sie dem Gegner in die Flanke. — Dort bringen sie in einer Talmulde einen Trupp von Gefangenen mit. — Eisern schließt sich der Ring um den Feind. —

Wir habens genommen. Und mehr noch, habens gehalten. Vergeblich zischen die wütenden Geschosse ohnmächtiger Wut in die Nächte. Wir habens gehalten.

* * *

Eine sonnige Landstraße lag still und leer. Die Blätter fielen schon zu Boden, da und dort. Alles war wie neu und unbetreten: nach langem Regen schien die Sonne wieder, mild und warm. Wie in Friedenstagen. Von drüben leuchten hell beschienene Ruinen herüber eines Dorfes und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erzählen von alter Zerstörung wie von einem schweren, längst vergangenen Kriege und vieler überstandener Not. Sonne, Sonne ist alles! Wir lagen so lange in den nassen Gräben, wie reckten sich die eingesperrten Glieder nach Bewegung und Luft, wie suchte die hungrige Seele nach dem Weiten, der Ferne, nach Wäldern und friedlichen Wiesen, nach fröhlichen, geschäftigen Menschen, nach der brausenden Stadt! — Doch die Straße blieb einsam und leer in der Sonne. Es fuhr kein Erntewagen ins Dorf, begleitet von Burschen und lachenden Mägden.

Wissen die zu Hause, was das ist, so eine verlassene Straße zwischen den Gewehren zweier feindlicher Heere? — Tag für Tag sah ich diese Straße vor mir wie den Eisenbahndamm, der neben ihr hergeht, dessen Schienenstrang von Straßburg nach Paris führt. Und immer, immer sah ich sie einsam und leer, die noch stehenden farbigen Signaltafeln rühren sich nicht, es steigt kein Rauch auf und wird kein Brausen hörbar eines herannahenden Zuges. Von den Telephonstangen hängen, wie am ersten Tag, die zerstörten Drähte herunter. Seit meiner Kindheit gehörte Leben und Bewegung zu meinem Begriff von diesen Dingen und immer wieder muß ich mir das Lebendige davon wegdenken, von der Straße, von dem verlassenen Schienenstrang. Es ist dasselbe Ding und doch nicht dasselbe. —

* * *

Es war an einem Ruhetag. Es lockte mich, nach dem nahen A. hinüberzureiten. Da stand ich am Bahnhof. Fünf Jahre vorher wohl war's, daß ich den Platz zum erstenmal gesehen hatte. Damals war ich auf dem Wege nach Paris. Hier hielt der Zug; ganz recht! Es war spät in der Nacht, ich war mit einem jungen Franzosen gefahren und wir hatten von den politischen Beziehungen beider Länder gesprochen, während wir das Grenzland durchfuhren. Durch diese Türe nahmen wir unser Gepäck, um die Zollkontrolle zu passieren. Da stand der wortkarge französische Zollbeamte, der sich den Inhalt meines Koffers flüchtig ansah. Ein seltenes Vergnügen, alles unter so veränderten Verhältnissen wiederzusehen.

* * *

Einmal war die gemeinsame Not des Krieges stärker als die Feindschaft: Tagelang brach unaufhörlicher Regen in die Gräben von Freund und Feind. Er schwoll zu lehmigen Bächen und füllte die Unterstände mit Wasser, machte die Wiesen zu Seen; weithin.

Die Gegner lagen sich im Abstand von nur wenigen Metern in den vordersten Gräben gegenüber, ein schmales Feld, zerwühlt von Artilleriegeschossen und Handgranaten, lag zwischen ihnen. Hinter den Schießscharten drüben war jede unvorsichtige Bewegung bemerkbar und durch einen Schuß beant-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wortet. In diesen Tagen der Not aber war kein Gewehr mehr hörbar. Dagegen wagte bald der erste Mann sich hervor, der vorher sich nicht getraut hätte, den Kopf über den Rand der Brustwehr zu zeigen. Dem ersten folgte ein zweiter, folgten mehrere, schließlich krochen sie alle, überzogen von Lehm, aus dem erstoffenen Graben. Hüben wie drüben. Und Freund und Feind standen sich zum erstenmal auf Sprachweite gegenüber; keiner brach den unbesprochenen Pakt; man arbeitete tagelang an der Brauchbarmachung der Gräben und Unterstände und sah auch dem Gegner bei seiner Arbeit zu.

Manches Wort flog hinüber und herüber; doch kein Wort der Feindschaft und des Hasses, sondern des seltenen Vergnügens, seinen Gegner von Angesicht zu sehen: Menschen nicht Gewehre.

Die französischen Mannschaften — biedere, kräftige Landwehrleute — gaben ihrer Freude hellen Ausdruck darüber, daß nicht mehr geschossen wurde und begossen dies Vergnügen reichlicher als sonst mit ihrem Wein. Machte doch einer den Vorschlag, auch künftig, wenn wieder geschossen werden sollte, wenigstens die Kugeln vorher aus der Munition zu entfernen. Die Offiziere, soweit sie sich nicht mit den Mannschaften der unverhohlenen Freude hingaben, gingen mit Haltung und Aufmerksamkeit hinter ihrem Drahtverhau auf und ab: „Wie lange wird der Krieg noch dauern" — „Oh, wir haben Zeit, so lange Sie wollen, wir sind nicht müde", was wir denn freilich dem so Antwortenden, der sich ohne Grund in seinem Stolz angegriffen fühlte, gar nicht vorgeworfen hatten.

Als die nasse Arbeit beendet war, wurde wieder — grand malheur! — geschossen.

* * *

„Einmal muß Friede werden." Ein schönes Wort. Endlich muß er kommen. Dann sitzen die Kameraden von draußen auch wieder hier. Dann werden wir wieder schaffen und den erschütterten Bau wieder neu aufrichten. Brüder! Wenn wir erst wieder damit beginnen, dann solls ein neues, zukunftvolles Leben sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueber Vischers „Auch Einer"

Eine Wienerin, Franza Feilbogen, hat vor dem Krieg ein Büchlein über Friedrich Theodor Vischers „Auch Einer" geschrieben, das sie jetzt erscheinen läßt, in der Befürchtung, daß nach dem Krieg die Aufmerksamkeit für literarische Fragen nicht gerade sehr groß sein wird. Da hat sie wohl recht, und es mag manchem so gehen, daß gerade heute, da es uns ja doch auch nicht besonders „literarisch" ums Herz ist, der Zufall dieser Buchbegegnung willkommenen Ablenkung ist. Und damit merkt man auch bald, daß Vischer, wie immer, ein sonderlicher Seelentrost ist.

Das Buch ist eine merkwürdige Mischung zwischen zusammenfassendem Essai und gelehrter philologischer Dissertation. Es hat den Quellenapparat der Wissenschaft, eine genaue Disposition mit A, B, C u. s. f., schafft Kenntnisse herbei über die Anregungen, denen der Dichter nachgab, (etwa die amüsante Feststellung, daß A. E.'s norwegisches Tagebuch einen Mayerschen Reiseführer ausschreibt), gibt das ethnologische Material, aus dem die Phahldorfgeschichte aufgebaut wurde — aber die Verfasserin bleibt darin nicht stecken, sondern zeichnet sehr gescheit die philosophische Struktur Vischers in seinem Verhältnis zu Hegel, die dichterische in der Abwandlung romantischer und Jean Paulscher Ueberlieferung. Dabei wird viel Gutes bemerkt, über die Beziehung zu Keller, über die Parallele zu Cervantes, Don Quichote und die technisch formale Lösung des Vischers Versuches mit kritischer Besonnenheit analysiert.

Der schwäbische Grundcharakter dieser Persönlichkeit, in dem sich Widersprüche finden und lösen, mag der Wienerin etwas fremd geblieben sein, diese Mischung von geistig-nervösem Humanismus und grobschlächtiger Derbheit und erdnahem Realismus — aber indem sie die Problemstellung von außen sieht, werden ihr auch viele Einzelzüge merkanter. Und der Schwabe selber sieht sie deutlicher, dem sie vorher als der Katechismus seiner eigenen Art selbstverständlich waren. Die Arbeit ist mit einer schönen Liebe geschrieben und hat frische unbefangene Bemerkungen über den Dichter-Denker: „Er kann zur Not noch ohne Gott, aber schwer ohne Teufel sein Auskommen finden." Und man findet etwa einen Brief des so anders gearteten C. F. Meyer abgedruckt, der Kinkel reden läßt: „das Buch blitzt von Geist und hat mich überdies sterben gelehrt."

Die Schrift erschien bei Orell Füßli in Zürich. Im Vorwort liest man nicht ohne seltsame Bewegung, daß es seinen Ursprung an der — Pariser Sorbonne hat und durch den dortigen Dozenten für deutsche Literatur, Charles Andler, angeregt und wesentlich gefördert wurde. Welche Verstrickung der Dinge, daß die erste große Würdigung eines so durchaus deutschen Werkes von Paris ihren geistigen Ausgang nahm — ein wenig schmerzlich und ein wenig tröstlich in einem.

Theodor Heuss

„Das Wesen der Geschlechtlichkeit"

Die „Sexuelle Krise" hat sich durch den Krieg in einer Weise verschlimmert, daß sie keinerlei Vogelstraußpolitik mehr duldet. In ganz Europa überwog vor dem Kriege die Zahl der Frauen erheblich die der Männer: wie wird es darum erst nach diesem über alle Maßen mörderischem Kriege bestellt sein? Die Willigkeit zur Eheschließung und Kindererzeugung und damit zur persönlichen Verantwort-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichkeit für die Folgen des persönlichen Geschlechtslebens hatte vor dem Kriege seit vielen Jahren in immer rascherem Tempo nachgelassen; alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie sich nach dem Kriege noch rascher vermindern wird. Es sei nur an die Verheerungen erinnert, die dieser Krieg im alten Mittelstande anrichten mußte, wo die alte Ehe bisher fast allein mehr ein idyllisches Dasein fristen konnte, und an die Verschlechterung aller Lebensverhältnisse für den „neuen" Mittelstand, die nach dem Kriege noch für absehbare Zeit anhalten muß. Dazu kommt dann noch eine Ausdehnung der Prostitution und der Verseuchung des Geschlechtslebens.

Unter solchen Umständen kann man es nur dankbar begrüßen, daß Frau Grete Meisel-Heß in einem bei Eugen Diedrichs in Jena erschienen zweibändigen Werke über das „Wesen der Geschlechtlichkeit" während des Krieges „in einem Zuge" den zweiten Teil der Aufgabe bewältigt hat, deren ersten Teil sie mit dem vor sieben Jahren erschienenen Buche „Die sexuelle Krise" erledigte. Beleuchtete sie in dem ersten Buche den krisenhaften Zustand, in den unser Geschlechtsleben mit seinen natürlichen Ansprüchen und Bedürfnissen geraten ist, so stellt sie in dem neuen Werke vor allem die verschiedenen Bewegungen dar, die in der Zeit durch diesen Zustand und gegen ihn zu beobachten sind, sowie deren Zusammenhänge mit der sozialen Frage, „mit dem Moralproblem und mit den wichtigsten psychischen und sozialen Phänomenen". Die Vorzüge, durch die sich die Verfasserin in ihrem ersten Buche auszeichnete, bewährt sie erst recht auch in dem neuen: sie forscht weniger nach den Wünschen als nach den Nöten moderner Frauen und sie läßt sich nie die Mühe verdrießen, den tieferen Zusammenhängen dieser Nöte mit der großen allgemeinen sozialen Not nachzuspüren. Sie ist sehr belesen, nicht nur in der Literatur ihres eigenen wissenschaftlichen Gebietes, sondern auch in der der Nachbarwissenschaften, und sie kennt sich ebensogut in den Bewegungen und Wandlungen des wirklichen Lebens aus. Ihre Darlegungen lesen sich, wie sie geschrieben sind, „in einem Zuge"; sie ermüden trotz strenger Wissenschaftlichkeit nirgends. Der Titel „Das Wesen der Geschlechtlichkeit" verspricht allerdings zu viel. Dieses Wesen wirklich zu erhellen, wäre doch nicht möglich, ohne auch der Naturgeschichte der Geschlechtlichkeit gründliche Aufmerksamkeit zu widmen, woran es die Verfasserin zu sehr fehlen läßt. Die modernen Naturforscher gestehen, daß sie in dem Bestreben, das Wesen der geschlechtlichen Fortpflanzung zu ergründen, noch nicht weit gekommen sind, umsoweniger darf man erwarten, daß es sich in den verwickelteren menschlichen Verhältnissen leicht ergründen läßt. Frau Meisel-Heß flüchtete sich in dem Drange nach Entschleierung letzter Rätsel statt zur Naturwissenschaft zur Sexual-Mystik und ging dabei einem Scharlatan wie dem unlängst gestorbenen Max Sebaldt (S. Hermann) ins Garn, den wenigstens der Schreiber dieser Zeilen auf Grund persönlicher Kenntnis nicht ernst nehmen kann.

Eine strenge Nachprüfung ihrer Erfahrungen und Beobachtungen an naturwissenschaftlichen Kenntnissen hätte sie wohl davor bewahrt, das Prinzip der Monogamie auf die Spitze zu treiben. Die Naturwissenschaft erblickt das Ziel der geschlechtlichen Fortpflanzung in der Steigerung der Variabilität und Anpassungsfähigkeit der Individuen. Die Monogamie ist in allen ihren Formen das Ergebnis einer Lebensgemeinschaft, bei der das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Interesse der Beteiligten an einem Optimum für ihre Fortpflanzung in der Regel nicht die wichtigste Rolle spielt. Eltern, die sehr schlecht zueinander passen, können erfahrungsgemäß sehr wohlgeratene Nachkommen erzeugen, wenn ihr Familienleben auch schwerlich dazu angetan sein wird, solche gut zu erziehen. Andererseit können Eltern, die sehr gut als Lebensgefährten miteinander auskommen, schlechte Paarungsergebnisse haben. Also können Ehen, die gut sind in Beziehung auf das Familienleben, schlecht sein in Hinsicht auf den Sinn der Geschlechtlichkeit. Eine Ueberspannung des Prinzips der Monogamie kann also kaum praktisch nützlich sein.

Alles, was Frau Meisel-Heß über Mutter- und Kinderschutz sagt, ist beherzigenswert und rechtfertigt es allein, ihr Buch sozialpolitisch Strebenden auf das wärmste zu empfehlen. „Der Denkirrtum der Gesellschaft", heißt es im Bande auf Seite 38, „der die Fortpflanzung abhängig machte von der sozial-ökonomischen Vollreife eines Elternpaares, anstatt von der sexuellen Vollreife junger, gesunder Menschen, hat es auf dem Gewissen, daß nachher, wenn bei ergrauten Haaren die ökonomische Möglichkeit zur Fortpflanzung gegeben wäre, sie aus physiologischen Gründen nicht mehr oder nicht zureichend mehr möglich ist". Damit ist das soziale Krebsübel mit wenig Worten umschrieben, das es nach dem Kriege zu heilen gilt, sollen wir an der Zukunft unseres Volkes nicht verzweifeln. Das neue Buch der Frau Meisel-Heß ist dafür ein treffliches Rüstzeug.

Otto Corbach

Die Kunst des Reisens

Seltsam, darüber in diesen Tagen des gewaltigsten Ringens der Völker zu schreiben. Und seltsam mutet das Werkchen an, über das hier einiges gesagt werden soll: Wilhelm von Scholz' „Reise und Einkehr" (F. A. Perthes, Gotha.) Es ist, als grüßte eine feine, zarte Hand aus fremdem, stillem Land herüber in unsere bluterfüllte Kampfeszeit. Und vielleicht gerade dieser Gegensätzlichkeit willen greifen wir mit besonderer Freude nach diesem Buch, indem ein Dichter uns in wohlgesetzten Worten, in stimmungsvollen Kapiteln heimatliche und fremde Naturschönheiten zeigt, uns zum Führer und Berater wird, wie wir reisen und wandern und schauen sollen, um alle Pracht und Eigenart von Stadt und Land, Seen und Bergen und vielem anderen noch in uns aufzunehmen. Den größten Reisekünstler, Goethe, ruft er als Zeugen auf; die Daseinstrunkenheit, die auf seinen Wanderungen und Reisen stets über Goethe kam, wird auch uns ergreifen, wenn wir mit verlangenden Sinnen, als Suchende durch die Welt gehen. Nicht hasten dürfen wir, um möglichst viel zu sehen, (die Krankheit der meisten Reisenden) — eine bewußte willensvolle Stimmung müssen wir schon vorher in uns schaffen, uns bereiten zu den Genüssen, die wir erwarten; und dann Augen und Herzen auf! Dann wird, was uns neu ist, in seiner ganzen Schönheit vor uns erstehen, und vieles, was wir schon zu kennen wähnten, wird neue Pracht uns offenbaren.

Hermann Weick

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bruck

Von Theodor Heuß

Durch eine kleine Schrift von Philippovich über die mitteleuropäischen Wirtschaftsprobleme ist die geschichtliche Bedeutung des österreichischen Handelsministers von Bruck in den fünfziger Jahren unserem reichsdeutschen Bewußtsein nahe gebracht worden. Wir lernten in ihm die Persönlichkeit kennen, die nach 1848 das Steuerruder der wiener Wirtschaftspolitik scharf herumdrehte: die Bedenklichkeit der Hofkanzlei wich vor einem frischen, großdeutschen Wirtschaftswillen, der Kaiserstaat selber gedieh zunächst zum einheitlichen Zollgebiet, das Verhältnis zum deutschen Zollverein sollte im engen Anschluß positiv ausgestaltet werden.

Richard Charmatz hat sich der Aufgabe unterzogen, nun das Bild dieses Mannes in einer Lebensbeschreibung neu zu zeichnen, die eben bei S. Hirzel in Leipzig erschienen ist. Der Schüler Friedjungs, der ein ausgezeichneter Sachkenner der österreichischen Geschichte ist und in dem liebevoll warmen Buch über Adolf Fischhof bereits seine Eignung zu biographischer Charakteristik erwiesen hat, schenkt uns damit eine Arbeit, die ebensosehr unsere menschliche Teilnahme verdient, als sie die Kenntnis der Vorgeschichte des mitteleuropäischen Gedankens fördert. Wohltuender Weise hält sie sich völlig frei von aktualisierenden Reflexionen: sie schildert sachlich und sympathisch Persönlichkeit, Zeitprobleme, Zeitstimmung — aber indem sie darin ein Stück innerösterreichischer Geschichte klarlegt, wird sie uns wertvoll in allem Nachdenken über das Kommende.

Bruck ist nicht nur ein begeisterter Schüler des neun Jahre älteren Friedrich List, man ist immerdar versucht, in ihrem so

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschiedenen Lebensgang die Vergleiche der Artverwandtschaft festzustellen, die ihre tragische Bestätigung in dem gewaltsamen Ausgang des Selbstmords finden. Beide aus deutschen Handwerkerfamilien hervorgegangen, Autodidakten, „Selfmademen", industrielle Gründer mit verkehrspolitischer Richtung, erzieherische Publizisten und Zeitungsgründer, Vorkämpfer der großdeutschen Wirtschaftseinheit, Eisenbahnbegründer und Orientpolitiker, bürgerlich-liberal ohne allen Parteicharakter, unbefangen und realistisch, immer mit Plänen erfüllt, immer, in wechselnder Aufgabe, ihren zugreifenden Tatsachensinn bewährend. Beide, ihres Eigenwerts bewußt und darum von Neidern umgeben, scheitern in ihrem Menschentum nicht am Widerstand des Objekts, an den Hemmungen der Zeit, sondern an dem bösen Willen jener, die den Idealismus ihrer Gesinnung mit dunklen Vorwürfen überschmieren. List ist in dem Ausmaß seines Wesens größer, schöpferischer, in dem Temperament seiner wahrhaften Natur gewaltiger und genialer — er endet im Vormärz, von der Arbeit und Verfolgung zerrieben, arm, heimatlos. Bruck hat ein günstigeres Los — ihn hebt das Jahr 1848, das List nicht mehr erlebte, zum Ministersessel und wenn auch das Jahrzehnt von 50 bis 60 ihn nicht von Enttäuschungen bewahrt, so bleibt er doch dort, wo Macht und Verantwortung sich sammeln, nicht nur ein Prediger, sondern ein Schaffender.

Der Mann, der ein glühender Oesterreicher war, stammt vom Rhein — so wie manche wiener Staatsmänner jener Zeit, Schäffle, Biegeleben, Rechberg aus dem heutigen „Reich" bezogen worden — 1798 ist er in Elberfeld geboren, ein Buchbindersohn, macht als freiwilliger Reiter, blutjung, den Abschluß der Befreiungskriege mit (eine Wunde bleibt das Ehrenmal), wird Buchhändler, hat seine Wanderjahre, kommt nach Triest und gründet dort mit keckem Mut und außerordentlichem Erfolg den „Oesterreichischen Lloyd". Sein öffentliches Wirken (oberitalienische Eisenbahnen) ist sehr erfolgreich; die Adriastadt schickt ihn ins Frankfurter Parlament und von dort ruft man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihn an die Spitze des Handelsministeriums. Er ist die Seele der von Oesterreich ausgehenden Bewegung zum Anschluß an den Zollverein — was er dem Widerstreben Preußens abringt, ist kein voller Erfolg, doch eine Etappe. Auch als er vom Amt zurücktrat und wieder nach Triest gegangen, blieb er in halbamtlicher Verbindung und führte persönlich die Verhandlungen in Berlin. Die Aera des Krimkriegs sieht ihn, den diplomatischen Neuling, als „Internuntius" auf dem Botschafterposten in Konstantinopel; er schafft durch seine Persönlichkeit dem Kaiserstaat an der Pforte neues Ansehen und begründete damit eine aktive Orientpolitik, gerät aber in schwere Konflikte mit der schwankenden und unentschiedenen Geschäftsführung seines Ressortchefs, des Grafen Buol. Mit welchem Freimut er diesem gegenüber seine Stellung wahrt, zeigt die charakteristische Stelle eines großen Rechtfertigungsschreibens an den Grafen, dem er voreilige Neutralitätserklärung des Jahres 1853 zum Vorwurf macht:

„Ich hebe diesen Umstand hervor, weil ich dadurch den Beweis liefern will, daß man an Deutschland nicht erst dann denken darf, wenn die politischen Verhältnisse schon verwickelt sind, sondern daß man dies tun muß, wenn die Kraft, die dem mitteleuropäischen Bündnisse innewohnt, als entscheidender Faktor bei den Verhandlungen geltend gemacht werden kann. Solange die deutschen Gesandten in den Vorzimmern warten müssen oder gar hinausbegleitet werden, wenn der Engländer, Franzose oder Russe erscheint, solange darf man mir nicht sagen, daß man die deutsche Politik zu behandeln verstehe, denn in dieser Aeußerlichkeit spiegelt sich drastisch der falsche Standpunkt ab, den man bei uns Deutschland gegenüber einnimmt. So freilich ist der Gedanke einer großen Einigung, um nach Osten und nach Westen den Ausschlag zu geben, ein leerer Traum; so freilich vermehrt man das Gewicht Preußens und klagt mit Unrecht über Haß und Mißgunst, von welcher Gesinnung ich übrigens im Winter 1852/53 nichts in Berlin wahrnehmen konnte, wie schwierig auch die zu lösende Aufgabe war."

Die diplomatische Sendung hörte bald auf — aber der Internuntius stieg. Man stellte ihn an die Spitze des Finanzministeriums. Die Aufgabe war ungeheuer schwierig, denn die Geld-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lage des Staates schien trostlos. Bruck sah seine Aufgabe nicht nur in Finanzoperationen, sondern vor allem in der Erweckung der produktiven Kräfte. Er wird Bankenbegründer, Eisenbahnbauer, die entscheidende Kraft bei der Einführung der Gewerbefreiheit. Er will Jahre der Ruhe und sperrt sich deshalb gegen den Krieg von 1859. Als dem unglücklichen Feldzug häßliche Prozesse in der Heimat folgten, damit man den „Schuldigen" fände, wurde auch der Name des Finanzministers in die dunklen Gerüchte verwickelt — zu Unrecht. Er blieb in aller Anfechtung zuversichtlich — da traf ihn, ohne Wort des Dankes, die Entlassung. Die Ungnade des Kaisers, dem er so hingebungsvoll gedient, schlug den tatkräftigen Mann nieder — wenige Stunden nach dieser Entscheidung zerschnitt er sich die Adern und verblutete sein Leben.

Das Dunkel über diesem Ende ist noch nicht enthüllt. Was für Friedjungs zeitgeschichtliche Darstellung gilt, spürt man auch bei Charmatz: die Persönlichkeit des Kaisers ist als politischer Wille vorhanden, wird aber von der Geschichtsschreibung noch im Hintergrund gehalten. Es ist eine seltsame Atmosphäre, die damals in Wien geherrscht haben muß: die adlig-klerikale Reaktion half dem Absolutismus in die Höhe, daneben sehen wir, daß der Monarch mit unbefangener Entschließung bedeutende Männer ganz anderer Art an einflußreiche Stellen setzte, wie eben den Protestanten Bruck. Vielleicht wird Friedjungs noch nicht abgeschlossene Darstellung dieser Zeit freieren Blick schaffen.

Was von Bruck nun aber die Leistung seines Lebens und über das Beispiel seiner selbstlosen Arbeitshingabe bleibt, sind die Denkschriften wirtschaftlichen und politischen Inhalts. Charmatz teilt sie in seinem Werk mit. Von ihnen erscheint uns die dem Kaiser überreichte Abhandlung „Die Aufgaben Oesterreichs" als eine klassische Probe weiter und machtvoller Zielsetzung. Sie ist geschrieben n a ch Solferino, in der Bedrückung und Not der Niederlage, kraftvoll, klar, kritisch, aber nicht wehleidig, zuversichtlich, aber ohne Weihrauch. Für die Oesterreicher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Vermächtnis, das heute noch und gerade heute in das Lesebuch ihrer politischen Jugend gehört. Für uns, die wir mit Oesterreich-Ungarn die Gemeinsamkeit der politischen Zukunft überdenken, ein die Seele berührendes geistesgeschichtliches Dokument.

Frankreichs Ruf nach dem Kuli

Von Dr. R. Hansen, Berlin

China wird nach dem Kriege das einzige Reservoir sein, aus dem wir schöpfen können. Mit diesen Worten überschrieb bereits am 4. April d. Js. der Pariser „Eclair" einen Leitartikel von Maurice Rondet-Saint, in welchem dieser einen Ueberblick über die Ergebnisse der bisherigen Diskussion betr. die Einstellung der gelben Handarbeiter für Frankreichs Industrie und Landwirtschaft bot. Die Debatte über die Heranziehung des Kulis war bereits damals soweit gediehen, daß das französische Parlament sich mit der Frage befaßt hat. Die französische Regierung hat inzwischen mehrere Büros für die Beschaffung ausländischer Arbeiter eingerichtet.

In Anlehnung an eine Denkschrift, die der Deputierte M. Landry über die Frage der Beschaffung ausländischer Handarbeiter verfaßt hat, und die den Nachweis brachte, daß aus den europäischen Ländern und aus Frankreichs Kolonien, d. h. durch Heranziehung von Italienern, Spaniern, Portugiesen, Polen sowie von Kabylen, Marokkanern und Berbern kein genügender Ersatz für die französischen Verluste an Handarbeitern zu beschaffen sein würde, ist seit dem Frühjahr der Ruf nach dem gelben Kuli immer dringlicher geworden. Der Kuli ist denn auch schon in Frankreich an der Arbeit; in welchem Umfange ist natürlich schwer zu ermitteln. Am 26. August d. Js. bringt die große Pariser illustrierte Wochenschrift „Illustration" zwei Photographien, die den Kuli bei der Kartoffel- und Getreideernte auf einem Gute in der Nähe von Poissy (Seine et Oise) zeigt. Es ist allerdings der Indochinese und nicht der chinesische Kuli, der dort landwirtschaftlich arbeitet. Der Indochinese hat auch in der französischen Munitionsfabrikation gerade während der Munitionskrise als Handarbeiter eine hervorragende Rolle gespielt, worauf Landry und Rondet-Saint immer wieder hingewiesen haben. Wird dieses Arbeiterkontingent von Annamiten später die industrielle Arbeiterbevölkerung von Paris und Briey vergrößern? So fragen sich heute die französischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schriftsteller wie Pierre Tay, J. H. Rosny und Rondet-Saint. Sie verneinen diese Frage sämtlich und weisen darauf hin, daß die Indochinesen das französische Klima auf die Dauer ebenso wenig vertragen können als die Hindus. Wie die Hindus schon jetzt durch die englische Regierung an der Auswanderung nach Frankreich behindert würden, so würde es bald auch für die Annamiten schwer sein, die Erlaubnis der Behörden in Hinterindien zu erwirken, da dort die Arbeitskräfte selbst dringend gebraucht würden. So bleibe nur noch das Reservoir in China übrig, wo der Kuli in unbeschränkter Zahl zu haben sei. Dieser habe gleichzeitig den Vorzug, daß er das Klima vertragen könne und stark, anstellig und intelligent sei. Auf den chinesischen Kuli müsse man noch viele Jahre nach dem Kriege zurückgreifen, denn der italienische Arbeiter, der sich so leicht in Frankreich assimiliere und der im Bassin von Briey ein großes Arbeiterkontingent gestellt habe, werde nicht wieder kommen, da er entweder im Lande selbst gebraucht werde oder als Saisonarbeiter nach Südamerika gehen werde. Die Spanier hätten sich bisher stets nur in geringer Zahl, kaum über 35000, die dazu noch im Südwesten arbeiteten, niedergelassen. Aehnlich sei es mit den Portugiesen, die vorwiegend in Brasilien Arbeit suchten. Auf das polnische Element, das in den Kohlendistrikten des nördlichen Frankreichs und in den Eisenbergwerken der Normandie vor dem Kriege zwar zahlenmäßig gewachsen sei, sei späterhin auch nicht in gleichem Umfange zu rechnen. Auf unsere eigenen Schutzbefohlenen in Nordafrika, Kabylen, Marokkanern, Berber können wir nur zum Teil zurückgreifen. Es handelt sich um viel größere Reservoire, deren wir bedürfen, um den Arbeitsbedarf unseres Wirtschaftslebens zu decken, so schrieb Pierre Jay kürzlich, als er die Kulifrage im „Salut Public" streifte und auf die Gefährdung der französischen Rassenreinheit durch exotische Arbeitereinwanderung hinwies. Der bekannte Romanschriftsteller J. H. Rosny meinte in einem Leitartikel der Depêche (Toulouse): „Schon sehen wir, wie in gewissen Bezirken eigentümliche kleine schwärzliche und gelbe Franzosen geboren werden. So ist die Rasse nicht zu heben."

So viel ist unbestreitbar, daß, wenn Frankreich seine Rasse rein halten will, die exotische Handarbeiterbevölkerung in erster Linie der Großindustrie zugeleitet, daß sie von der Landarbeit ferngehalten werden muß. Das platte Land in Frankreich war schon vor dem Kriege erschöpft und wird es nach dem Kriege in noch viel höherem Maße sein, denn es hat die Hauptkosten an Menschenverlusten getragen. Wie groß die Menschenverluste an heimischen Handarbeitern dnrch den Krieg sind, wissen die Franzosen nicht, denn Verlustlisten und gute Statistiken werden dort nicht geführt. Der jugendliche französische industrielle Handarbeiternachwuchs ist dreimal so klein als der deutsche. Fernand Faure gab ihn kürzlich auf 1820000 an, während er dem 4600000 deutsche (12—17 jährige) künftige industrielle Handarbeiter gegenüber stellte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ausrottung des Franzosentums, die sich schon in der folgenden Uebersicht über den Geburtenrückgang seit 1877 ausdrückt, ist durch den Krieg ganz enorm beschleunigt worden.

Frankreichs Geburtenrückgang 1874—1915

	Geburten auf 1000 Einwohner
1874—1876	26,1
1877—1879	25,3
1883—1885	24,7
1886—1887	23,7
1889—1892	22,5
1896—1898	22,2
1899—1901	21,8
1902—1904	21,2
1905—1907	20,3
1908—1910	19,8
1911—1915	18,2

Diese dem Tableau official du nombre Décroissant des naissances françaises entnommenen Ziffern, die bis Ende 1915 gehen, zeigen, wie seit vielen Jahren vor dem Kriege die Handarbeiterbevölkerung in Stadt und Land zurückgegangen ist. Nach dem Kriege wird Frankreich in einer der schwierigsten Lagen sein. Es ist gezwungen, seine industrielle Produktion ganz enorm zu vergrößern und es wird auch seine landwirtschaftliche außerordentlich steigern müssen. Ueberall fehlen aber die heimischen Arbeitskräfte; denn das beste Material ist auf den Schlachtfeldern geblieben. Wenn in so weitem Umfange wie bisher die Frauenarbeit herangezogen wird, wächst die Gefahr des Geburtenrückganges nur noch mehr. Mehr Werkzeuge, bessere Arbeitsmethoden und eine bessere Ausnutzung der Naturkräfte können sicher zu einem Teil Ersatz schaffen. Aber der große Bedarf an Menschenhänden für den Wiederaufbau und die Ingangbringung des französischen Wirtschaftslebens nach dem Kriege und die schlechten Aussichten auf einen genügenden Zustrom von europäischen Arbeitskräften sind ein so sorgenvolles Zukunftsproblem Frankreichs, daß man es verstehen kann, wenn seine Schriftsteller, Parlamentarier und Wirtschaftskreise die Gefahr der ethnographischen Reinhaltung immer mehr außer acht lassen und den Ruf nach Masseneinwanderung von chinesischen Kulis unbedenklich erheben und an „den kleinen schwärzlichen und gelblichen Franzosen, die in gewissen Bezirken Frankreichs geboren werden," keinen Anstoß mehr nehmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Allein sein....

Betrachtungen von Heinr. Schäff

Ich sitze geborgen hinter der Dachluke meines Häuschens. Draußen am Horizont dreht sich das Riesenrad des Lebens, ein ewig wechselnder Pfauenfächer voll guter und giftiger Farben, oft von sanfter Morgenröte und oft ein leidenschaftlicher Feuerbrand, der seinen infernalischen Widerschein gespenstig in meine Klause wirft.

*

Allein sein, nein, allein sein können, welch eine Gnade der Allgegenwart! Sie gibt uns unmittelbaren Ersatz in der lebendigen Umgebung der Dinge, die wir nie aufmerksamer betrachten, als wenn wir allein sind.

*

Man darf nicht aufgehen im Geschehen, man muß sich aus dem Gegenwärtigen auch wieder zurückziehen können, sonst verschlingt es uns. Seine Umrisse verringern sich aus dem Abstande, den uns das Ewige gewährt: Hinter diesen Schutz dürfen wir uns begeben, wenn Raum und Zeit aufdringlich werden.

*

Es ist mir gar nicht wohl, wenn nicht dort, wo ich mich niederlasse, etwas Unnützes in der Nähe ist; altes Gestein, Unkraut und ähnliches.

*

Neben der Einfalt sitzen zu dürfen, wenn die Rosen duften und das Gras blüht, an einem unschuldvollen Tage: wie kommt man sich selbst dann so gefallen vor und fühlt die heißen Tränen des Verlorenen in den Augen.

*

Dunkel und verborgen strömen die Quellen der Nacht und der Abgrund ihrer Wiege ist unser Schicksal. Wie es uns ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

biert, so müssen wir sein. Die Welt aber überfordert alles Sterbliche, indem es die Unschuld zur Sünde macht und dem Zwang den Namen der Freiheit gibt.

*

Die Natur kümmert sich wenig um die Angelegenheiten der Menschen. Sie ist nicht föderalistisch, sondern zentralistisch, und wir, die wir ein innerstes Bewußtsein unserer Selbstzwecklichkeit haben, dienen ihr nur als Mittel ihrer Unübersehbarkeit.

*

Euch habt ihr zu verantworten, mich habe ich zu verantworten, spricht der Himmel.

*

Der Himmel läßt jedes Alter und jeden Zustand zu Wort kommen, er ist nicht parteiisch, fürchtet sich nicht vor dem Trotz des Prometheus und duldet neben dem Löwen das Schaf und den Regenwurm.

*

Wenn das Ganze noch nicht so weit ist, wie der Einzelne, muß der Einzelne sich dem Bedarf des Ganzen unterordnen. Denn irgendwie ist der Einzelne am Rückstand des Ganzen doch mitschuldig. Wenigstens dieser und jener Einzelne.

*

Liegt im Kinde nicht auch etwas, was es dem Genie nahebringt? Es ist, als ob die Natur stets wieder den Versuch machte, größer herauszukommen, als sie darf und kann.

*

Von zwei andächtigen Augen hinaufgeleitet zu werden auf lichtgeweihten Stufen, höher und höher, über rauchenden Abgründen, an schwindelhohem Rande, immer im Sonnenglanz schreitend, immer höher und höhergeleitet bis zur diamantenen Gipfelkrone mit ihrem verschwenderischen Glast, mit ihrem ins Weltall hinausstrahlendem Diadem. — Welch eine Wanderschaft ins Ewige!

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn nur nicht alles zusammenhängen würde! Das ist unsere Kopfnuß, freilich auch die Hoffnung unserer Seele auf eine endgültige Lösung in Gott.

*

Aber dieser Zwiespalt soll uns nicht von der uns zugewiesenen Stelle des Lebens abbringen. Wer schön sehen kann, der sage wie Archimedes: Zerstöre mir meine Kreise nicht. Bleibe jeder bei sich: das ist der Wille der Vorsehung.

*

Es kommt nur darauf an, was man empfindet: dort lebt alles, ist alles wahr und wirklich, woran man glaubt. Es handelt sich dabei um eine Gabe, vielleicht auch ein Wunder, das der Verstand tausendmal widerlegen kann. Aber der Träumer und Mundschenk wandelt doch über goldene Brücken, tief unter sich den finsteren Strom der Zweifel und des Todes.

Bruno Walter in München

Eine prinzipielle Erörterung

Von Privatdozent Dr. August Mayer (München)

Es ist im allgemeinen Sitte, von einem reproduzierenden Künstler nur bei jenen Anlässen öffentlich zu reden, bei denen er selbst vor das Publikum tritt; so hat er sich für gewöhnlich auch damit zu begnügen, daß sein Bild in einer eiligen Nachzeichnung erscheint, die meist nur das Wechselnde in seinen Zügen, das Augenblickliche und Zufällige seiner Erscheinung, nicht den Charakter und das Wesen, dasjenige also, was über aller einzelnen Leistung steht, wiedergeben kann. Und es ist billig, daß man von einem solchen Künstler in erster Reihe nur um des Werkes willen redet, das er nachzuschaffen unternimmt; nur in Ausnahmefällen darf er das Objekt der Betrachtung an sich, darf das Persönliche, das Schöpferische an ihm der Gegenstand der Darstellung sein.

Es ist kein Zweifel, daß der Künstler, von dem hier gehandelt werden soll, in dieser Hinsicht eine besonders verlockende Aufgabe bieten würde. Aber die Umstände bringen es mit sich, daß diese Zeilen eine andere Richtung erhalten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn wer Zeuge der Tätigkeit des Münchner Generalmusikdirektors Bruno Walter ist, der hat auch die befremdende Resonanz miterleben müssen, welche sein Wirken bei denjenigen, die für die Oeffentlichkeit urteilen, gefunden hat. Und so muß hier von Walter und seinen Kritikern zu gleicher Zeit gehandelt werden. Denn die Methode jener Kritik ist eine derartige, ihre Begleitumstände wie ihre Endabsichten sind so ungewöhnlich, daß die Figur Bruno Walters, wie die Dinge jetzt liegen, von gewissen prinzipiellen Fragen der Kunstkritik und der öffentlichen Kunstpflege nicht losgelöst werden kann. Der Gegenstand dieser Erörterung muß also eine scheinbare Verschiebung erleiden: an Stelle der Würdigung künstlerischer Werte muß auf weite Strecken die Polemik gegen jene treten, welche diese Werte leugnen. Denn hier ist ein Fall gegeben, wo dieser Art von negativen Kritik gegenüber, der übliche Trost nicht ausreicht, daß weder Gleichgültigkeit noch böser Wille der Wirkung eines Künstlers auf die Dauer Eintrag tun kann. Wir stehen hier nämlich vor dem Versuch, durch die Presse auf eine Angelegenheit der öffentlichen Kunstpflege einen entscheidenden Einfluß in willkürlicher Weise auszuüben: es handelt sich für Walters Gegner letzten Endes darum, seiner weitern Tätigkeit wenigstens für München eine Ende zu bereiten. Es wird also, wenn auch der Widerstreit der Kunstmeinungen an sich für den Künstler und die Kunst von gleich geringem Belang ist, die Indifferenz in einem Falle wie diesem sinnlos; denn hier droht eine dringendere Gefahr als die bloße Verwirrung der Begriffe.

Wenn ein Kritiker auf seine Unverantwortlichkeit vertrauend es versucht, dem Künstler nicht nur seinen verdienten Erfolg nachträglich zu schmälern, sondern ihm auch jede weitere Wirkung unmöglich zu machen, so muß die Duldung aufhören, mit der wir den Umstand, daß Unberufene über Kunst schreiben, hinzunehmen gewohnt sind. Gegen die Kritik protestiert man bekanntlich am überzeugendsten durch künstlerische Leistungen; aber das Spiel wird ungleich einer Kritik gegenüber, die danach strebt, ihre Urteile auch tatsächlich zu vollstrecken und damit den Künstler gänzlich zum Schweigen zu bringen. Es wäre ein unerträglicher Zustand, wenn die verbindende Kraft der Zeitungskritik für die Oeffentlichkeit tatsächlich weiter ginge, als wir es bisher angenommen haben, wenn die kunstpolitische Wirkung der Theaterrubrik sich nicht auf den ohnedies schon gefährlichen Schein von Befugtheit und Endgültigkeit beschränkte, der ihr in den Augen des großen Publikums zukommt.

Bliebe nun im Falle Walter die Münchener Kritik Siegerin, erzwänge sie den Rücktritt des Künstlers, so wäre in dieser Frage ein gefährliches Präjudiz geschaffen; denn ein solches würde ein Erfolg der Kritik bei einer Aktion, wo es ihr so offensichtlich auf eine Kraftprobe ankommt, zweifellos bedeuten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das macht aber die Frage zu einer öffentlichen im eminenten Sinn und so betrifft die Entscheidung darüber, ob hier der richtige Mann an seiner richtigen Stelle bleiben soll, keine bloße Personalangelegenheit, sondern eine öffentliche, a eine prinzipielle

Es handelt sich im Falle Walter auch nicht um den Gegensatz des Künstlers zu seiner Zeit, der schweigend überwunden werden muß; denn weder früher noch an dem Ort seiner jetzigen Tätigkeit haben Walter die äußeren Zeichen des Erfolges gefehlt. Beweis dessen, die Einstimmigkeit mit der die ganze Kritik seine Berufung nach München forderte, nachdem sie ausreichend Gelegenheit gehabt hatte, sich über den Dirigenten Walter ein Urteil zu bilden. Aber fast ebenso einmütig begann wenige Wochen nach seinem Antritt der Widerspruch gegen ihn, um sich immer deutlicher zu einer planmäßigen, auf eine Entfernung gerichteten Aktion zu verschärfen. Was war in der Zwischenzeit geschehen? In welcher Beziehung hatte der Künstler enttäuscht oder was hatte sich an der Vorstellung, die sich die Münchner Kritiker von dem Ideal eines Operndirektors machten, geändert?

Unsachliche Gründe etwa? Persönliche Empfindlichkeiten, Unterströmungen der örtlichen Kunstpolitik? Kenner der Verhältnisse sagen: ja. Daß Walter darauf verzichtete, sich entschlossene Lobredner durch ein kleines, persönliches Opfer zu verpflichten, welches in München ortsüblich ist. Er hätte seine Beurteiler von vorneherein gewinnen können, wenn er sich wenigstens den Anschein gegeben hätte, mit ihnen an einem Strange zu ziehen, an ihre Schlagworte zu glauben, sie in seine Pläne einzuweihen, sein Tun und Lassen vor ihnen zu begründen — aber ihm fehlte alle Lust dazu, den ihm freundlichst angebotenen Platz eines „Lieblings" anzunehmen und „unser" Walter zu heißen.

Aber wenn dem so ist, liegt der Fall nicht zu einfach, um überhaupt eine Diskussion zu verdienen? Genügt nicht die bloße Feststellung, daß der seinerzeit gegen Richard Wagner in Bewegung gesetzte Franziskanerklub in bescheidenerem Umfange und mit bescheidenerem Ziel fortlebt? Ist dann die Angelegenheit, so bedauerlich sie für den beteiligten Künstler sein mag, noch mehr als ein spaßhafter Beitrag zur Münchner Lokalgeschichte?

Gewiß: Auch der Widerwille des Spießbürgers wie die Feindschaft des enttäuschten Dilettanten gegen den Künstler sind in ihrer Art ein geistiges Phänomen, auch Dummheit und böser Wille bestimmen das Schicksal der Kunst in deutschen Landen und so ist auch ihr fanatischer Gegner irgendwie an die Kunst geknüpft und würdig (nicht als Persönlichkeit sondern als Typus) in ihrer Geschichte fortzuleben. Und in unserer Zeit, wo Eitelkeit und Geldgier gleich schamlos den Interessenschutz im Namen geistiger Güter anzurufen gewohnt sind, darf es nicht wundernehmen, wenn auch persönliche Ranküne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich mit einer prinzipiellen Kunstanschauung drapiert. Auch das auf den Tisch eines Kritikerstammtisches zornig aufschlagende Bierseidel wird im heiligen Namen der Kunst so heftig bewegt. Und es ist vielleicht einer Verständigung über diese Dinge förderlicher, wenn man die in Kunstsachen öffentlich Meinenden so ernst nimmt wie sie sich selber nehmen; denn erst dann läßt sich zeigen, wie dürftig der theoretische Aufputz ist, der es ihnen ermöglichen soll, für ihr persönliches Wohl- oder Uebelwollen die Würde eines öffentlichen Gewissens in Anspruch zu nehmen.

* * *

Wer will sich hier noch bei dem Einwand beruhigen, daß die Presse der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist und der ausübende Künstler, wie die Dinge nun einmal stehn, sich diesem Tribunal ohne Widerspruch zu unterwerfen habe? Denn die Münchner Presse will in diesem Fall der Ausdruck der öffentlichen Meinung im alten und wirklichen Sinn des Wortes gar nicht sein. Es ist auch keine Rede davon, daß innerhalb des sachlich interessierten Publikums eine gegen Walter gerichtete Strömung tatsächlich bestünde; im parteimäßigen Sinn hat sich gegen Walter vielmehr nur die Presse zusammengeschart und ist nun mit allen Mitteln bemüht, selbst eine öffentliche Meinung zu erzeugen, aber in dem neuen und fragwürdigen Verstande des Wortes: denn es gibt eine öffentliche Meinung aus zweiter Hand, die, verschwommen und ungreifbar wie jedes Surrogat wirklicher Bildung, den Beziehungen zwischen Künstler und Publikum von vorneherein jene Klarheit und Reinheit nimmt, ohne die eine unmittelbare künstlerische Wirkung unmöglich ist. Je mehr sich die gedruckte Meinung des „Kenners" durchsetzt, desto sicherer verhindert sie, daß die Leute, für die die Kunst gemacht wird, jemals zu dieser selbst gelangen. Die unerlaubte Kreuzung eigener und fremder Meinungen wird immer nur zu einem Bastardprodukt führen und so lange die Kritik nichts besseres zu tun weiß, als die Leser von den fruchtbaren Wegen des Kunstwerks fort in die trostlose Oede des Kunstgeredes zu führen, so lange wird das Publikum an unserem öffentlichen Kunstbetrieb eben nur äußerlich und obenhin teilnehmen und an Stelle der Bildung im wirklichen Sinn, d. h. der Erneuerung und Bereicherung des Einzelnen, wird das Gegenteil entstehen, nämlich die Verbreitung von Meinungen.

Die Münchner Kritik stellt sich nun in ihrer Beurteilung Bruno Walters so, als ob es ihr auf das Kunstwerk vor allem ankäme, als gelte es, unsern überlieferten Kunstbesitz vor Vernachlässigung, wenn nicht gar vor Entheiligung, zu bewahren.

Man sollte zunächst denken, böser Wille allein sei imstande, den künstlerischen Ernst zu verkennen, der sich um das höchste Ziel, die Verdrängung der Opern-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schablone und die Schaffung einer deutschen Musterbühne, seit Jahren bemüht. Was Walters Absichten auf diesem Gebiet entgegentritt, ist aber nicht allein die Voreingenommenheit seiner Kritiker sondern auch jene Theaterfremdheit, der man in Deutschland leider auf Schritt und Tritt begegnet. Es ist schlimm genug, daß die elementarsten Dinge des Handwerks hierzulande dem Durchschnittsschauspieler unbekannt sind. Aber damit, daß der Deutsche kein geborener Mime ist, kann man sich noch leichter abfinden als mit dem Widerstand gegen einen Theaterleiter, der gerade in diesen Dingen Wandlung schaffen will, dem es in jedem Detail auf Ausdruck, Intensität und Bestimmtheit ankommt, der jede Bewegung und jeden Ton aus dem Affekt, aus dem inneren Rhythmus des Satzes entstehen läßt, der seine Wiedergabe auf dem einfachsten und zugleich innerlichsten Element des Werkes aufbaut, auf dem Ausdrucksgehalt der einzelnen Phrase, in welcher ja die innere Haltung des Schöpfers so faßbar und eindeutig zutage tritt, daß der seelische Ton des ganzen Werkes in jedem einzelnen Augenblick lebendig ist.

Sie sagen dann freilich, daß ihm bloß die Einzelheiten gelingen, weil das Ganze, das er bietet, zu reich und farbig ist, als daß es sich in ihren engen Formeln einfangen ließe — daß jedoch eben in diesen Dingen immer wieder von vorne angefangen werden muß, daß es sein großes und einziges Verdienst ist, hier von vorne anzufangen, sieht keiner ein. Und schon im Namen der Tradition würden sie gegen diese Absicht Einspruch erheben.

Durch den Mangel an Gefühl für das, worauf es beim Theater in erster Linie ankommt, bestreitet die Kritik dem reproduzierenden Künstler sein eigentliches Arbeitsfeld; denn nur wer im Sinn des eigentlichen Theaters, im Sinn der möglichst überzeugenden, möglichst intensiven Belebung des Einzelnen ein szenisches Kunstwerk interpretiert, das heißt also ein Kunstwerk, dessen Wirkung auf fortgesetzte innere Spannung, auf die Erfülltheit jedes Augenblicks gestellt ist, wird der Erwecker seines inneren Gehaltes. So kann die Wirkung selbst, um die immer aufs neue gerungen werden muß, auch nur aus dem Augenblick kommen und diese eigentümliche Beweglichkeit des Künstlers, diese Hingabe an das Momentane ist es, was die Anbeter des Buchstabens für Eigenwilligkeit halten. Es ist verkehrt, einem Künstler, der dieser Hingabe fähig und ihren Gefahren gewachsen ist, eine vermeintliche Tradition oder ein unklares Stilprinzip entgegenzuhalten. Der Stil ist nur durch die Belebung des Einzelnen zu fassen; und wer soll den Ausdruck treffen, das flüchtigste und das innerlichste, wenn nicht derjenige, dem er aus der Spannung des Augenblicks ungesucht geboren wird? Und welches andere Maß darf auf den Künstler Anwendung finden als dieses?

Aber sonderbar: so oft auf der Bühne dasjenige erreicht wird, was erreicht werden muß, soll nicht ihr ganzer anspruchsvoller Apparat sofort zum kon-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ventionellen Gerüst und zum leblosen Schaustück herabsinken, das heißt also gerade wenn der Kunst, die ihrer Natur nach auf Wirkung berechnet ist, diese Wirkung tatsächlich glückt, hält sich die Kritik für verpflichtet, ihre mahnende Stimme zu erheben; und was ein Lob sein müßte, verwandelt sie durch einen einfachen Handgriff in Tadel, indem sie für das Wort „Wirkung" das Wort „Effekt" einsetzt.

Das ist nun im Falle Walter pünktlich geschehn und der Leser, der gewohnt ist mit dem Worte Effekt nur die Vorstellung einer illegitimen und erschlichenen Wirkung zu verbinden, ist leicht geneigt, dem Kritiker ohne weitere Untersuchung zu glauben, daß unser Kunstbesitz unter den Händen eines Künstlers wie Walter Gefahr läuft veräußerlicht und verfälscht zu werden; und wenn das einmal laut gesagt ist, so geht dann umso sicherer das alberne Gerede flüsternd von Mund zu Mund: Die Tendenz zum Effekt sei in erster Reihe den „artfremden" Interpreten angeboren. Hie Eigenart, dort Effekt! Mag das Schlagwort auch noch so verschwommen und beiläufig sein, zu jenen Instinkten, denen der Geist auf allen Gebieten von vorneherein verdächtig ist, spricht es doch eine kräftige Sprache.

Denn es ist auch Walters „Geist", durch dessen Hervorhebung die Münchner Kritiker sowohl ihre Gerechtigkeit an den Tag zu legen als auch ihren Hauptvorwurf vorzubereiten lieben. Der besteht nämlich darin, daß Walter ohne „innere Größe und Leidenschaft" ist, daß er an seine Aufgabe lediglich von der Seite des „Geistes" herantritt. Durch diese Behauptung will man die rezeptive Fähigkeit des Künstlers einer ganzen Gruppe von Werken gegenüber in Frage stellen. Eine zweifache Reihe von Schlagworten wird unermüdlich gegeneinander geschoben, um von Fall zu Fall zu beweisen, daß die Wesensart Walters und die des von ihm interpretierten Werkes einander fremd sind.

Es braucht nicht gesagt zu werden, wie dilettantisch ein solches Verfahren an sich ist, wie hier mit ein paar billigen Schlagworten die Geheimnisse der künstlerischen Produktion und Reproduktion zu gleicher Zeit erledigt werden, wie mit rohen Händen in ein undurchsichtiges Gewebe hineingegriffen wird, das in dem Augenblick zerreißt, wo man den einen oder den andern Faden allein zu fassen versucht: Den Anteil des „Geistes" und den der „Leidenschaft" oder des „Gefühls" kann man an einer künstlerischen Leistung ebensowenig unterscheiden wie es möglich ist, über die inneren Vorbedingungen des künstlerischen Wiedererlebens etwas allgemeines auszusagen. Der „Geist" des Interpreten kann die „Leidenschaft" des Kunstwerks, da sie doch Form und Gehalt geworden ist, klarer fassen als die unrein schwelende Flamme, die immer aufs neue gierig am Stofflichen des „Erlebnisses" zehrt.

Der Versuch, die „Leidenschaft" und den „Geist" in Gegensatz zu bringen, läuft letzten Endes auf den Einwand hinaus, welchen der Dilettantismus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen künstlerische Reproduktion immer wieder erhebt, indem er nämlich die überragende Persönlichkeit des Schöpfers gegen die des Interpreten ausspielt. Es ist ein beliebter Kunstgriff des Kritikers, auf diese Weise dem Leser zu insinuieren, er sei selbst dem schaffenden Künstler kongenialer als der Interpret. Aber die ganze Verlogenheit dieser Methode zeigt sich im Falle Walter, wenn man versucht, den Künstler nicht an seiner Aufgabe, sondern an seinen Kritikern zu messen. Die Frage, ob Walters Kritiker selbst Menschen von eigenem Inhalt, ja nur von geistigem Niveau sind, ist für mich wenigstens entschieden: Denn ich kenne ihre stilistischen Leistungen. Daß ich mein Urteil im einzelnen beweise, halte ich in diesem Falle für eine unbillige Forderung. Wer keine Münchner Zeitungen liest, mag das nachholen und sich über das Verhältnis der Münchner Kritik zur deutschen Grammatik selbst unterrichten. Aber „ich warne Neugierige."

Was würde aus unsern Opernbühnen, wenn der dem Schauspiel so verderbliche Einbruch der „Kenner" auch hier ein vollständiger würde, wenn man die seltenen Künstler, welche den eigenen Gesetzen des Theaters gehorchen, an der Arbeit verhinderte? Was würde aus den Meisterwerken der deutschen Oper, wenn man darauf verzichtete, sie den Händen anzuvertrauen, ohne die sie nur ein verkümmertes Dasein fristen? Soll der „Freischütz", den uns Walter neu geschenkt hat, uns wieder verloren gehn, soll uns in München „Fidelio" niemals zu einem Erlebnis werden, wie es in Wien unter Mahler geboten wurde? Wenn derartiges im Namen der Tradition und Pietät begangen werden soll, so würde sich auch hier das Wort erfüllen, mit dem der Dichter einen der schwersten Schäden unserer Zeit trifft: „Die Art, wie ihr bewahrt, ist ganz Verfall."

Aber auch ohne diese Verallgemeinerung wäre der besonderen Stellung Münchens im deutschen Kunstleben und der besonderen Möglichkeiten wegen, von hier aus auf ganz Deutschland zu wirken, der Abgang Bruno Walters von München der schlimmste Schlag für die deutsche Oper nach Mahlers Rücktritt. Ein Sieg der Richtung, die Bruno Walter das gleiche Schicksal bereiten will, würde bedeuten, daß auch für München magere Jahre im Anzug sind. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Befreiung.

Schüsse schrecken unsre Schlafesstunden,
Wildes Krachen scheucht den leisen Traum,
Und in unermeßlich weiten Runden
Dröhnt der dunkle Raum.

Andre Nächte sind voll wirrem Brausen:
Fremde Vögel geistern durch's Revier;
Schattenhaft umflügelt uns das Grausen,
Dumpfe, stumme Opfer harren wir.

Rotumsäumte, matte Dämmerungen
Sehn uns müden Aug's und grambeschwert,
Mensch und Tier, dem nächt'gen Spuk entrungen,
Und die Landschaft liegt verstört, entehrt . . .

Doch dann taucht aus blauen Sehnsuchtswogen
Eines Mädchens süße Bildlichkeit;
Liebe flammt, und geisterhandgezogen
Schwinden Raum und Zeit.

Reinhard Weer

Malwida von Meysenbug

Am 28. Oktober werden es hundert Jahre, daß Malwida von Meysenbug geboren wurde. Es ziemt sich sehr wohl, dieses Tages zu gedenken, denn die Gestalt der Meysenbug ist eine der leuchtendsten in der deutschen Frauenwelt. Hätten wir ein Buch, das eine Sammlung von Biographien der bedeutendsten Frauen des deutschen Volkes enthielte, so stünde ihr Bild nicht an letzter Stelle. Ob man nun in Betracht zieht ihre literarische Tätigkeit, in der ihre „Memoiren einer Idealistin" ein bleibendes Denkmal bilden, oder ihr ungewöhnlich reiches äußeres Leben, das sie durch Jahrzehnte hindurch mit fast allen bedeutenden Persönlichkeiten in viel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fache und oft dauernde Beziehungen brachte, oder ob man endlich die Ganzheit ihrer harmonischen Persönlichkeit ins Auge faßt, deren intellektuelle und sittliche Hoheit geradezu staunenerregend ist, immer wird man von jenem Gefühl der Liebe und Ehrfurcht überwältigt, das in höchstem Maße nur dem ganz Großen der Erde gebührt. So viel sie in einem langen Leben nach außen und auch der Zukunft deutlich erkennbar gewirkt hat, ihre unleugbare Größe besteht gewiß in der einfachen Tatsache ihrer Existenz. Uns allen, den Kleinen, ist nur beschieden, mit dem unsere Lebensschuld zu bezahlen, was wir tun, sie war eine jener Wenigen, die bezahlen konnte mit dem was sie war. Ueber ihre literarische Tätigkeit kann ja eine Verschiedenheit der Meinungen bestehen, obwohl es schwer sein wird, die Bedeutung ihrer „Memoiren" nicht hoch genug einzuschätzen. Sie hat aber auch so manches andere, Romane und Novellen geschrieben und es ist immerhin nicht ohne Bedeutung, daß ein Mann von dem Geschmacke und der Urteilskraft eines Baron Warsberg sich über einzelne dieser Sachen geradezu enthusiastisch geäußert hat. Wir erfahren das aus einer eben erschienenen Biographie*), die in dankenswerter Weise ein Gesamtbild des Lebens und Schaffens M. v. Meysenbugs gibt und die durch ihre „Memoiren" durchaus nicht etwa überflüssig geworden ist. Denn diese umfassen nur einen Teil ihres Lebenslaufes und deuten, da die erste Auflage schon 1876 erschien, vieles nur an, was damals aus gewissen Rücksichten nicht unmittelbar gesagt werden konnte oder gar verschwiegen werden mußte. Die Verfasserin des Lebensbildes stand mit der von der Meysenbug zärtlich geliebten Adoptivtochter (Herzens Tochter Olga) und ihrem Manne Professor Monod in steter Verbindung, ein Umstand, der ihrem Buche sehr zustatten kommen mußte. Diese Verbindung ist heute durch den Krieg unterbrochen, sonst wäre die Gesamtausgabe ihrer Schriften wohl schon jetzt erfolgt. Da aber dabei ihre rechtmäßige Erbin, Frau Olga Monod-Herzen ein Wort mitzusprechen hat, so wird diese Gesamtausgabe erst nach dem Kriege erfolgen. Die Verlagsbuchhandlung Schuster & Loeffler, die jetzt schon im Besitze fast aller im Druck bisher erschienenen Werke der Meysenbug ist, wird sie in fünf Bänden veranstalten. Schon jetzt sei auf diese Gesamtausgabe hingewiesen. Die „Memoiren" sind wohl in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Es ist zu wünschen, daß auch die Gesamtausgabe es werde. Ebenso ist zu erwarten, daß die Biographie Schleichers fleißig gelesen werde. Wir werden nach dem Kriege ja noch mehr als sonst alle guten Geister unseres Volkes beschwören müssen, um gewissen, dem deutschen Wesen schädlichen Bestrebungen entgegentreten zu können. Malwida von Meysenbug gehört zu ihnen, die außer ihrer Muttersprache die Kultursprachen: englisch, französisch und italienisch vollkommen beherrschte, den größten Teil ihres Lebens im Auslande zugebracht hat, aber immer vom Scheitel bis zur Sohle eine Deutsche geblieben ist und sich auch immer ausdrücklich als solche bekannt hat.

E. Pernerstorfer

*) Malwida von Meysenbug. Ein Lebensbild zum Hundertsten Geburtstag der Idealistin. Von Berta Schleicher. Mit 12 Abbildungen. Berlin. Schuster & Loeffler.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zu Richard Strauß' Ariadne auf Naxos

Richard Strauß hat ein älteres Werk, seine einaktige Oper „Ariadne auf Naxos" neu bearbeitet. Schon diese Tatsache allein straft seine Neider Lügen. Denn nun hat es der süddeutsch überlegen lächelnde weltweise Künstler durch die Tat bewiesen, daß ihm nichts verhaßter ist, als die hohlängige Sensation, die seinen Namen geschäftsjoberisch ausschlachtet. Was hatten die Strauß-Gegner nicht für voreilig falsche Schlüsse lediglich aus der Tatsache gezogen, daß Max Reinhardt, der Theater-Napoleon, seiner Zeit die Stuttgarter Inszenierung der „Ariadne", zu spielen nach Molière's „Bürger als Edelmann" übernommen hatte. Das Ganze ward sofort zum Reinhardt-Rummel gestempelt, zu dem der „Amerikanist" Richard Strauß „natürlich" mit Vergnügen seine Einwilligung gegeben haben sollte. Niemand hätte ihm oder seinem Mitarbeiter Hugo von Hofmannsthal die unkaufmännische Selbstkritik zugetraut, einfach nur um des Werkes willen eine neue und verbesserte Bearbeitung des Stilzwitters vorzunehmen. — Auch über dieses Kritarium ging man damals noch, in jenen nicht selten unfroh und blasiert an alles Künstlerische herantretenden lethargischen Zeitläuften, leicht hinweg und half sich lediglich mit der billigen Ausrede über seine Gewissensskrupel hinweg, Straußens Musik lasse ja die Stilfehler des Buches vergessen. Daß in Wahrheit die Verfasser es selbst am allerbesten erkennen mußten, es könne sich da, bei der Zusammenkoppelung einer symbolisch-allegorischen Musiktragödie mit einer Stegreifkomödie im Stil der alten Commedia dell'arte, zunächst nur um ein Experiment handeln, — daran dachten nur Wenige. Nun zeigen Hofmannsthal und Strauß, daß sie noch immer nicht sich für unfehlbar weltberühmt halten, sondern daß sie willens sind, aus ehrlichen, sachverständigen, kritischen Einwürfen die Lehre zu ziehen: sie haben keck zugegriffen und das Molière-Stück gestrichen, lediglich die Gestalt des aber nicht auftretenden Kunstbanausen Jourdain ins Wienerisch-Barockmäßige übertragen. Von selbst ergab sich dabei der Gedanke, die Gestalt des von dem Snob geknebelten debütierenden Komponisten in den Mittelpunkt eines Vorspieles zu rücken, in welchem das Experiment der Zusammenkettung der Ariadne-Tragödie mit einer Stegreif-Komödie vorbereitet wird. So spricht durch den Mund dieses jungen Tondichters, dieser prächtig modernisierten, cherubimhaft zagenden „Hosenrolle", die Weltanschauung Straußens selber, der notgedrungen (selbst e r, der Weltberühmte!) noch immer Konzessionen an den Geschmack seines ihm abgöttisch ergebenen Publikums zu machen genötigt ist. Die eigentliche Ariadnetragödie wurde beibehalten und nun erst ganz ins helle Halblicht gerückt, wie ich paradox die wundervolle Art bezeichnen möchte, in welcher Strauß die tiefe Symbolik des Ariadnen-Schicksales musikalisch schildert. Nur ein ganz Großer vermag zwei so heterogene Stile, wie es opera seria oder opera buffissima oder Harlekinade darstellen, zu einer abgeklärten Einheit zu verschweißen: nur einem Richard Strauß glauben wir die Ehrlichkeit einer solchen historisch beglaubigten Stilverschwisterung, weil die Größe der Straußischen Meisterschaft uns ganz zu hörenden Genießern seiner Musik macht, ohne daß wir Zeit haben, uns über gewisse Längen des Buches Rechenschaft abzulegen . . . Dazu kommt freilich dann noch das Erlebnis der Wiener Hofopernaufführung dieser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuen „Ariadne", ganz auf höchste Instrumental- und Gesangs- und Inszenierungskunst aufgebaut, ganz intim kammermusikalisch auf uns einwirkend! . . . Ob nun endlich Straußens Neider verstummen werden! . . .

Arthur Neisser

Dichter und Literat

Fast scheint es, als will Friedrich Freksa der reichsdeutsche Hermann Bahr werden, mit dessen Vorzügen und Fehlern, über die der gute Bürger von anno 1890 sich so ärgerte, wie er sie jetzt interessant findet. Als Freksa bei Reinhardt arbeitete, und Erwin Bernstein theatralische Sendung schrieb, fanden wir manche Linie seiner Frühzeit verwischt. Der Dichter hatte dem Literaten das Feld geräumt. Der Literat hat vor dem Dichter ja stets die Möglichkeit voraus, sich durch seinen, das Gefühl ersetzenden Intellekt auf das Fluktuierende mit der Sicherheit und Souveränität des Historiographen einzustellen, die dem Epiker und Dramatiker bei mangelnder Distanz zum Gegenwärtigen notwendig fehlen muß. Als Literat hat Freksa auch vor dem Kriege seinen Plan gefaßt, ein Bild deutschen Gesellschaftslebens in einem Roman-Zyklus zu geben (Bahr schrieb ja auch seinen österreichischen Roman-Zyklus). Der Krieg hat den Plan umgestoßen, und aus dem Erlebnis der August-Tage heraus gestaltete Freksa den eben bei Egon Fleischel & Co. erschienenen Roman „Gottes Wiederkehr." Vier Freunde, verschieden an Lebensgang, Weltauffassung und sozialer Bestimmung, führt er in diesem Werke zusammen. Der Dichter ringt mit dem Literaten, und so finden wir manche Zwiespältigkeiten, Lücke und fremdklingende Töne. Aber schließlich siegt doch die lyrische August-Stimmung des Dichters über die kühle und abwägende Selbstbeherrschung des Literaten. Freksa sieht im Kriege den Arzt und heilenden Freund für die Seeles des Volkes. Ausschnitte aus dem Roman wirken so ursprünglich, wie die Gesamtheit der geschlossenen Formung entbehrt. Aber Bilder, wie das Erwachen des Volkes am Mobilmachungstage in Berlin und die Szenen auf dem Schlachtfelde haften auch noch in der Erinnerung, wo man das stoffliche Geschehen des Romanes vergessen hat. Unter allen Kriegsromanen gehört Freksas Buch jedenfalls mit zu den erfreulichsten.

Rudolf Karl Goldschmit (Heidelberg)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kohle und Eisen als französisches Kriegsziel

Von Hermann Wendel, M. d. R.

Die breiten Massen des französischen Volkes, die seit sechsundzwanzig Monaten an Aisne und Somme, in den Vogesen, auf Gallipoli und in Mazedonien als Kanonenfutter verbraucht werden, sind tolldreisten Eroberungsplänen sicherlich im tiefsten Herzen so abgeneigt wie die gleichen Schichten des deutschen Volkes. Wenn ihnen höchstens Elsaß-Lothringen als Kriegsziel vorschwebt, so erstreben sie es gutgläubig und tatsächlich als eine Wiederherstellung verletzten Rechts; von der Wirkung des Briandschen und Poincaréschen Redeschwulstes auf diese Massen läßt sich ungefähr sagen, was Lassalle 1859 von dem Verhältnis des dritten Bonaparte zum französischen Volke sagte: „Alles, was in den napoleonischen Manifesten Lüge und Phrase ist, im Gefühle der Nation ist es wahrhaftig und wirklich." Für Kreise allerdings, die der Macht näherstehn, sind handfestere Seiten des elsaß-lothringischen Problems wesentlicher, als die nebelhafte Rechtsfrage. Insbesondere müht sich der Abgeordnete des Calvados, Fernand Engerand, seit Jahr und Tag mit ungewöhnlichem Eifer, die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens und der angrenzenden Gebiete als eine wirtschaftliche Notwendigkeit für Frankreich hinzustellen. Was heißblütigeren Franzosen eine Herzensangelegenheit ist, löst er, kühl wie ein Engländer, in statistische Tabellen mit Produktions- und Exportziffern auf, und da er, um seine Behauptung zu erhärten, nicht nur die zeitgenössische Literatur gewälzt, sondern sich auch als Schätzesammler im Nationalarchiv umgetan hat, ist das Buch*), das er zahllosen Aufsätzen in Zeitschriften und Zeitungen nachgeschickt hat, nicht nur kennzeichnend für die Sinnesart gewisser Kapitalistengruppen in Frankreich, sondern auch aufhellend für die Vorgeschichte unserer Kohlen- und Eisenerzlager.

Denn zweierlei macht Herrn Engerand die Rheingrenze von der Stromquelle bis zur Moselmündung zur Vorbedingung für Frankreichs industrielle Entwicklung: wenn nach seinem Sinn Logik im Weltgeschehn steckt, blutet

*) Fernand Engerand, Les frontières lorraines et la force Allemande. Librairie académique Perrin et Cie. Paris 3,50 frs.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreichs bartumwallte Manneskraft und flaumbärtige Jugend, „Poilus" wie „Marie-Louises", für diese zwei Dinge: für die Saarkohle und für das lothringische Eisen. Und da Herr Engerand Franzose ist, der Wert auf dekorativen Ausputz legt, sucht er bei allem verstandeskühlen Britentum neben der Notwendigkeit auch die Gerechtigkeit seiner Ansprüche zu beweisen. Allerdings gibt wohl der Reichtum des Saarkohlengebiets den durchschlagendsten Grund für das „Recht" Frankreichs auf diesen Gau ab, denn beim besten Willen läßt sich nicht behaupten, daß die Fundstätten der Saarkohle von Alters her französisch waren; zur Zeit, da man, zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, mit ihrem Abbau begann, herrschte hier vielmehr im Rahmen des ehrwürdigen römischen Reiches teutscher Nation einer der verschiedenen Zweige des Hauses Nassau. Als sich freilich der politische und wirtschaftliche Ausdehnungsdrang der französischen Revolution in Dantons Satz von den natürlichen Grenzen Frankreichs niederschlug, fluteten 1792 die Patriotenheere auch über dieses Ländchen hin, auf den Kohlenfeldern wurden Freiheitsbäume gepflanzt und die Einwohner, jählings von ererbten Lasten und Fronden befreit, heischten auch hier stürmisch die Vereinigung mit der Frankenrepublik — eines dieser von Engerand im Wortlaut angeführten Gesuche aus St. Johann bei Saarbrücken trägt an der Spitze den Namen Röchling, heute weit bekannt durch die Eisen- und Stahlwerke in Völklingen. Der Friede von Luneville erfüllte vorderhand diesen Wunsch, soweit er noch lebendig war, denn gerade in der Saarbrücker Gegend setzten die Träger der Schreckensherrschaft mehr als nötig Daumschrauben und Schröpfköpfe an. Die Kommissäre des Konvents hatten auch mit Entzücken den Kohlenreichtum des Landes festgestellt: „Die Steinkohlengruben", berichtete Karcher im Floréal des Jahres III an den Wohlfahrtsausschuß, „sind unerschöpflich, von bester Qualität und sehr leicht auszubeuten; diese Gruben versorgen das vormalige Lothringen, das Elsaß und die benachbarten Länder bis Frankfurt."

Als das Gebiet endgültig französisch zu sein schien, wurden flugs Fachleute mit der Erforschung der Erzschätze betraut, und ein Mitglied des Bergwerksrats, Lefebvre d'Hellencourt, verbreitete sich über die Kohlenfelder in zwei Denkschriften, die zum erstenmal die Kohlenfrage für Frankreich anschnitten. Da die französischen Eisenwerke bis dahin Holz als Brennstoff verwandt hatten, erwartete er von dem Erwerb der Kohlen- und Eisengruben des linken Rheinufers eine industrielle Umwälzung und schlug zur besseren Ausbeutung ihre Uebernahme durch den Staat vor. Wie die Beflügelung des Gewerbefleißes jeder Art in den Plänen Napoleons lag, dieses großen Aufrüttlers Frankreichs zum Kapitalismus, nahm sich die Regierung wirklich tatkräftig der Kohlenförderung an, die bislang, mit den einfachsten Mitteln betrieben, geringste Erträge abgeworfen hatte. Um durch geschulte Kräfte auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Vervollkommnung der Eisenerzeugung und des Kohlenbergbaus einwirken zu können, rief der erste Konsul in Geislautern, zwischen Saarbrücken und Forbach, eine staatliche Bergwerksschule ins Leben. Gleichfalls im Staatsauftrag brachten die Leiter dieser Anstalt, die Ingenieure Duhamel, Beaunier und Calmelet die erste wissenschaftlich genaue Ausmessung des Kohlenbeckens zu Werke, deren Ergebnis mit über- und unterirdischen Wasserläufen, Kohlenfundstätten und Flöztiefen auf sechsundsechzig Karten festgelegt wurde. Auch für Verbesserungen der Grubeneinrichtungen trug die Regierung Sorge und nahm, zur Verbilligung der Kohlenfrachten, einen Kanal von Harskirchen in die Salzwerksgegend von Dieuze und Château-Salins in Angriff. Der Staatsbetrieb der Kohlengruben selbst aber widersprach Napoleons Wirtschaftsanschauung. Wie der Kaiser ein Schutzherr der Bauernparzelle war, wollte er dem Kleinbesitz auch im Erzbergbau Vorschub leisten. Ein 1808 erschienener Erlaß zersplitterte das Kohlengebiet der Saar in sechzig Anteilbezirke, um, wie es hieß, „einer großen Zahl von Privatleuten, auch der nicht begüterten Klasse, die Teilnahme an dem unterirdischen Reichtum möglich zu machen." Aber kurze Frist danach lenkten die stets und schnell wachsenden Geldschwierigkeiten Napoleon von dem eingeschlagenen Wege ab und der staatlichen Ausbeutung der Gruben zu. Ehe dieser Gedanke zur Wirklichkeit gedieh, brach die ganze Kaiserherrlichkeit zusammen, doch auf jeden Fall verdankte das Saargebiet der Franzosenzeit eine sorgfältige Durchforschung und Aufnahme der Kohlenfelder und eine Steigerung des Jahresertrags von einer halben auf anderthalb Millionen Zentnern.

Weil der französische Unterhändler auf dem Wiener Kongreß, Talleyrand, in den Ueberlieferungen der physiokratischen Schule aufgewachsen war, die in dem Ackerbau die Quelle alles Reichtums sah, legte er auf die Industrie und ihr Hauptbetriebsmittel, die Kohle, wenig Wert, sondern hielt das Frankreich in den neuen Grenzen von 1815 für wirtschaftlich unabhängig vom Ausland, weil es innerhalb seines Gebietes alle Erzeugnisse des Feld- und Weinbaus im Ueberfluß hervorbrachte. Darum gab er sich keine sonderliche Mühe, das Saarkohlengebiet für sein Land zu ermarkten, und Frankreich wurde durch seinen Kohlenmangel Preußen und England zinspflichtig. Namentlich sah sich die ostfranzösische Industrie auf die Saarkohle angewiesen, die ihr durch die hohen Frachtkosten nicht billig zu stehen kam: die Tonne, die man an Ort und Stelle für zehn Franken erhielt, wurde in Mühlhausen schon mit dreißig, im Marnedepartement mit vierzig Franken bezahlt. Der Kanalplan, auf den man zurückgriff, um die Kosten zu senken, wurde von der Kammer verworfen. Dafür offenbarten Bohrungen in dem französisch gebliebenen Teil des Kohlenbeckens reiche Lager in der Gegend von Kreuzwald, Karlingen und Forbach. Aber obwohl sofort achtzehn Millionen französischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kapitals hineingesteckt wurden und sich 1859 gleich vier Gesellschaften auf den Abbau der schwarzen Diamanten im Moseldepartement warfen, blieb namentlich die französische Eisenindustrie auf die Saarkohle angewiesen, deren Zufuhr von 145000 Tonnen im Jahre 1815 auf 1055000 Tonnen im Jahre 1857 gestiegen war. Zur gleichen Zeit wurde auch der mehrfach geplante Wasserweg endlich ausgeführt, zu dem Ende, der französischen Industrie auf die Beine zu helfen, aber mit der Wirkung, daß er durch einen Verbindungskanal über Saargemünd nach Luisenthal dem Saarkohlenbecken die Absatzmöglichkeiten in Frankreich erleichterte. Kein Wunder, daß der Ertrag der Kohlengruben von 1955000 Tonnen im Jahre 1861 auf 2734000 im Jahre 1870 stieg!

Dieses geschichtliche Jahr 1870 verschob aber durch die Grenzveränderung die wirtschaftliche Stellung Frankreichs zugunsten Deutschlands auch auf dem Gebiet der Eisenerzeugung und trug letzten Endes so sehr zu der Wirtschaftsblüte Deutschlands bei, daß Engerand auch England einen Besiegten des Unglücksjahres nennt. Während nämlich Deutschland solchen Ueberfluß an Kohlen besaß, daß es andere Länder damit versah, war es arm an Eisenerzen, an denen wieder Frankreich keinen Mangel hatte. Namentlich an der französischen Ostgrenze ruhten reiche Erzschätze im Boden: von der 3½ Millionen Tonnen betragenden Eisenerzförderung Frankreichs im Jahre 1869 entfielen auf die Departements Meurthe und Mosel 1214000 Tonnen, von der 1144000 Tonnen ausmachenden Gußeisenerzeugung auf die beiden lothringischen Departements 420000 Tonnen. Die neue Grenze von 1871 aber schnitt durch das lothringische Eisenbecken und brachte einen beträchtlichen Teil der französischen Erzgruben und Eisenwerke an Deutschland: von 62 Hochöfen im Moseldepartement kamen 41 in deutsche Hand, von denen wiederum allein die drei Werke von Hayingen, Groß-Moyeuvre und Stiringen-Wendel ein Zehntel der französischen Eisenerzeugung ausmachten. Entgegen den ursprünglichen Plänen wurde das an Deutschland fallende Erzlagergebiet im Lauf der Verhandlungen sogar noch durch den an Luxemburg grenzenden Strich nördlich von Fentsch erweitert, wofür man Frankreich ein größeres Vorgelände von Belfort zugestand. Was der Erwerb dieser Gegenden für die industrielle Entwicklung Deutschlands zu bedeuten hatte, sagte in der französischen Kammersitzung, die über die Abtretung entschied, der General Charreton mit erstaunlicher Treffsicherheit voraus: „Wenn man überlegt, daß uns Preußen durch die ewig unheilvollen Verträge von 1815 nicht nur die Festungen von Saarlouis und Landau weggenommen, sondern sich auch des prächtigen Kohlenbeckens von Saarbrücken bemächtigt hat und daß es heute, nach Wegnahme der Werke von Stiringen-Wendel, Oettingen, Hayingen und Moyeuvre die Hand auch auf das reiche Erzbecken legen will, dessen Mittelpunkt sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Aumetz befindet, ist es nicht schwer vorauszusehn, daß sich Deutschland mittels dieser vereinten Kräfte stets in der Lage sehen wird, wunderbare Mengen Eisen so billig wie möglich herzustellen, auf allen europäischen Märkten den Kampf erfolgreich selbst mit England aufzunehmen und trotz der Schutzzölle, die die französische Regierung erlassen kann, unsere ganze Metallindustrie in einem bis jetzt sehr begünstigten Lande zu vernichten." Dabei hielt man damals das in Lothringen hauptsächlich vorkommende Minetteerz wegen seines Phosphorgehalts noch für minderwertig und ahnte nichts von seiner gewaltigen Zukunftsrolle. Denn als in den siebziger Jahren eine Erfindung des Engländers Thomas mit der Entkohlung auch eine Entphosphorung des Roheisens vorzunehmen erlaubte, wurde die Minette plötzlich ein hochwertiges Erz, dessen Schlake wegen ihres Phosphorgehalts außerdem ein treffliches Dungmittel lieferte. Die Einführung des Thomasverfahrens rief eine wahrhaft amerikanische Entwicklung im lothringischen Minettegebiet hervor. Hochöfen, Stahl- und Hammerwerke, Panzerplatten- und Schienenwalzwerke, Eisenerzgruben und Kohlenzechen, Stahl- und Eisengießereien schossen wie Pilze aus dem Boden, ganze Arbeiterstädte entstanden über Nacht mit der Schnelligkeit von Maulwurfshaufen, ganze Gegenden waren nach zehn, nach fünf Jahren in ihrem Aussehn bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die fieberhafte Entwicklung führte zu einer großartigen Zusammenballung der Betriebe. Als sich 1904 die Gelsenkirchener Kohlenbergwerksgesellschaft mit zwei bedeutenden Eisenwerken verband, um in Lothringen neue Stahlwerke zu errichten, erwuchs eine bis dahin in Deutschland unerhörte Vereinigung von in sich geschlossener Rohstoffgewinnung und -verwertung, da die Kohlen- und Eisenerzförderung in derselben Hand ruht wie die Eisen- und Stahlerzeugung. Die Bedeutung dieses lothringischen Industriegebiets erhellt aus der einen Tatsache, daß von den 28 1/2 Millionen Tonnen Eisenerz, die Deutschland 1913 förderte, nicht weniger als drei Viertel, über 21 Millionen aus Lothringen stammten!

Daß im Vergleich zur deutschen die französische Eisenindustrie ins Hintertreffen geriet, dafür schiebt Engerand gerechter Weise die Schuld nicht nur auf den Verlust der Kohlenlager 1815 und des Erzbeckens 1871, sondern er macht auch seine Landsleute dafür haftbar. Wenn 1913 von den in Frankreich geförderten 22 Millionen Eisenerz fast 10 Millionen ins Ausland gingen, so hing das gewiß mit dem Kohlenmangel zusammen, aber daß sich Abbau, Verkauf und Ausfuhr der französischen Erze ohne Regelung durch eine ordnende Hand vollzogen und daß 1912 von 339 konzessionierten Eisengruben nur 108 in Betrieb waren und von 628 konzessionierten Kohlenzechen nur 282 ausgebeutet wurden, kreidet Engerand der Regierung an, die allzusehr dem Grundsatz des Gehenlassens und Gewährenlassens huldigte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch in dem gewaltigen wirtschaftlichen Zweikampf zwischen Deutschland und England sieht Engerand, minder gehässig wie die meisten Soldschreiber der Entente, die Deutschlands Ueberlegenheit auf unlautere Geschäftskniffe zurückführen, auf deutscher Seite die höhere Organisationsform: er schildert diesen Kampf als das verzweifelte Ringen der Einzelwirtschaft gegen die kartellierte Industrie. Desgleichen spart er nicht mit harten Worten für die geschäftliche Lässigkeit Englands, der er mit die Schuld zuschreibt, daß es von Deutschland an die Wand gedrückt wurde: „Diese konservative Indolenz zeigte sich besonders in der Eisenindustrie. Diese Metallindustriellen beuteten ihre Gruben und Werke als „Gentlemen farmers" aus, indem sie für ihren Lebensunterhalt sorgten, alle Neuerungen abwiesen und sich auf ihr unerhörtes Glück verließen. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entdeckten sie in ihrem Lande die bequemen Clevelandlager, ein sehr reines und leicht auszubeutendes Erz. Zur selben Zeit entdeckt einer der ihren, Bessemer, ein überlegenes Verfahren zur Verfeinerung des Gußeisens; Krupp erwirbt es auf der Stelle, die englische Eisenindustrie zwanzig Jahre später. Ein anderer Engländer kommt damals auf das wirksame Mittel, für die Stahlerzeugung die phosphorhaltigen Erze nutzbar zu machen, die England in der Normandie und in Westfrankreich in seinem Bereich hat: aber um nicht ihre Einrichtungen umändern zu müssen, beziehen die englischen Hüttenbesitzer ihre Erze weiter aus Spanien. Ein solcher Haß gegen Neuerungen (misoneïsme) mußte die ergiebigste Industrie lähmen." In der Tat wurde die wirtschaftliche Weltherrschaft Englands, durch das Eisen erworben, durch das deutsche Eisen gebrochen. Hauptsächlich mit dem lothringischen Thomasstahl gelang es, Englands Vorsprung einzuholen und Deutschland zum ersten Eisen- und Stahlproduktionsland Europas zu machen. Während 1870 Deutschland kaum 1½ Millionen und England 6½ Millionen Tonnen Gußeisen erzeugte, war das Verhältnis 1913: Deutschland über 19, England 10½ Millionen. In den letzten fünf Jahren sank die Gußeisenausfuhr Englands von 76 v. H. auf 44 v. H. des Welteisenhandels; ein volles Drittel alles Eisens, das auf den Weltmarkt geschleudert wurde, kam 1913 aus Deutschland, und ebenso verhielt es sich mit besonderen Stoffen der Eisenindustrie: ob es sich um Stahl, Eisenbahnschienen oder Maschinen drehte, überall drängte Deutschland, dank seinen lothringischen Erzgruben und Eisenwerken, England an die zweite Stelle.

Die deutsche Eisenindustrie war gerade drauf und dran, mit Aussicht auf Erfolg den Wettkampf mit der Eisenindustrie der Vereinigten Staaten aufzunehmen, als der Krieg ausbrach. Aber auch im Weltkrieg spielen Kohle und Eisen ihre weltbeherrschende Rolle. Der schnelle Vorstoß Deutschlands nach Westen brachte das Eisenerzbecken von Briey mit seinen unerschöpflichen Schätzen und die reichen Kohlenfelder Belgiens in deutsche Hand und lähmte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleichzeitig das wirtschaftliche Leben Frankreichs, das sich um vier Fünftel seiner Gußeisenproduktion, um sieben Zehntel seiner Kohlenförderung, um neun Zehntel seiner Eisenerzeugung beraubt sieht und von seinen 127 Hochöfen 95 im besetzten Gebiet weiß. Diese Kräfte hat sich Deutschland nutzbar gemacht. „Durch den Besitz von Briey," behauptet Engerand geradezu, „kann Deutschland diesen Krieg durchhalten und führen," denn die Eisenerze dieses Beckens verwandeln sich in Millionen Geschoße, mit denen die Fronten der Verbündeten überschüttet werden. Wiederum ist es die belgische Kohle, mit denen nach Engerand Deutschland die Neutralen bei der Stange hält, und sein Standpunkt einmal ins Deutsche, ins Alldeutsche übertragen, muß er es schließlich — Gewaltpolitiker hüben, Gewaltpolitiker drüben! — ganz vernünftig finden, wenn die Kriegszielforderung der sechs Wirtschaftsverbände den Erwerb des Erzbeckens von Briey und der belgischen Kohlenzechen ins Auge faßt. Aber als Gemütsmensch übertrumpft Herr Engerand diese Annexionswüteriche mit seiner Forderung: Die Rheingrenze für Frankreich! Die Saarkohle und das lothringische Eisen für die französische Industrie! „Der Verlust Lothringens," erklärt er vergnügt, „wäre der furchtbarste Schlag für die deutsche Metallindustrie."

Und damit für das deutsche Wirtschaftsleben überhaupt! Weil aber dem so ist, weisen auch die Schichten des deutschen Volkes die sich auf Lothringen und das Saargebiet erstreckenden Eroberungspläne französischer Kapitalistenkreise entschlossen zurück, die mit den auf das Brieybecken und Belgien gerichteten Eroberungsplänen deutscher Kapitalistenkreise ganz und gar nichts zu tun haben wollen. „Durch ihre Betriebsmittel", sagte ich in einer im Frühjahr 1916 erschienenen kleinen Schrift*) „durch ihren Rohstoffbezug, durch ihren Absatzmarkt und nicht zuletzt durch ihre Arbeitskräfte ist diese lothringische Eisenindustrie so mit dem deuschen Wirtschaftsleben verwurzelt und verwachsen, daß die gewaltsame Lostrennung nicht abzuschätzendes Unheil mit sich brächte. Denn da sich die Blüte des modernen Industriestaates auf der Herstellung von Eisen und Zeugen erhebt, heißt es Deutschlands Wirtschaftsstellung die Luft abschnüren, wenn man ihm sein größtes und bestes Eisenerzlager nimmt und damit seine Eisenindustrie auf die Knie zwingt. Wenn die Engländer Frankreich immer wieder die Fata Morgana einer Rückeroberung Elsaß-Lothringens vorgaukeln, so ist das ebenso verständlich wie die entschiedene Erklärung, die der Bergarbeiterführer Hue am 18. Februar 1916 im preußischen Landtag abgab:

Ein interessantes Moment, das auch eine gewisse politische Bedeutung hat, ist, daß wir immer mehr angewiesen sind auf die phosphorreichen Erze,

*) Elsaß-Lothringen und die Sozialdemokratie. Verlag der Buchhandlung Vorwärts G. m. b. H. Berlin 1916.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die sich vor allem in Lothringen finden. Es führt mich dazu, vom Standpunkt eines Arbeitervertreters, der mitten in der Montanindustrie steht, mit besonderem Nachdruck zu betonen, daß, wenn das elsaß-lothringische Land von dem Deutschen Reiche getrennt würde, dies für die Eisen- und Stahlindustrie und auch für die Bergwerksindustrie, die mit ihren verwandten Industrien mehrere Millionen Arbeiter beschäfttgt, einen, man möchte sagen, tödlichen Schlag bedeuten würde."

Diese Worte umreißen klar und deutlich die Stellung der deutschen Arbeiter zu den Plänen, die die Engerands jenseits der Vogesen liebkosen. Und was darin vom lothringischen Eisen gesagt ist, gilt selbstverständlich im gleichen Maße auch von der Saarkohle.

Im Oktober

Von Max Jungnickel (Musketier)

Es war im Oktober 1915, nach den Tagen von Ducki. Drüben, in Rußland wars.

Wir lagen in einem elenden Bauernhause, hinter der Front, auf Stroh.

Mich hatte ein Russe über den Haufen geschossen, und ich lag da und träumte von einem Fetzen Heimat.

Gefangene Russen krochen nachts vogelhaft herum und bettelten von den Leichtverwundeten Zigaretten.

Der Oktoberwind pfiff um's Haus herum.

Im Ofen war eine Bärenhitze.

Ein Berliner, mit verbundenem Arm, saß auf dem dreckigen Fensterbrett, hatte ein Kruzifix, das ja überall spinnenverwoben in den Russenhäusern herumliegt, in der rechten gesunden Hand und pfiff: „Puppchen, du bist mein Augenstern."

Und die Läuse, verdammt die Läuse!

Eine Russin, bunt wie eine Aurikel-Braut, brachte Milch und Tee.

Und sie nahm kein Geld dafür, sie lächelte nur.

Es war, als wehte sich um ihren Kopf ein schmetterlingsbunter Heiligenschein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Sanitätssoldat brannte drei Wachskerzen an.

Das war so schön, so wunder wunderschön.

Mir war's, als käme meine Kindheit auf einem Weihnachtsschlitten angeläutet.

Mir war's, als wäre ich ein ganz fröhlicher Quintenmacher, der nun krank liegt, weil seine Geige zerbrochen ist.

Ein süßes Traurigsein kroch in mein Herz.

Da schleppten sie einen Oberleutnant herein.

Sie hatten ihm die Hosen vom Leibe geschnitten, weil er einen Bauchschuß hatte.

Und er wimmerte und wimmerte und wimmelte.

Man merkte ordentlich, wie er vor Schmerz die Zähne zusammenbiß.

Im linken Auge hatte er noch das Monokel sitzen.

Wahrhaftig, das kecke Monokel.

Beim funkelnden Kerzenlicht sah ich ihn.

Und ich sah auch, wie in seinem alten, fahlen Galgenvogelgesicht das Kindergesicht sich aufschlug.

Und das Monokel.

Der Berliner sang mit herzlicher Gassenjungengrazie:

„Ist — das — Bummeln — noch — so — schön — —
— Mal — muß — man — nach — Hau — se — ge — h — n."

Und das Monokel glitzerte im Kerzenlicht.

He, Geigen her!

Rosen her!

Tanze mit mir, kornblondes Mädchen Du!

So mußte ich immer denken; die ganze Nacht durch.

Langsam ging der Wind um's Haus.

Morgens, 4 Uhr, war der Oberleutnant mit dem Monokel gestorben.

Der Sanitätssoldat schleppte ihn raus; dann brachte er einen ganzen Arm voll Holz herein.

Draußen war eine Hundekälte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit halbscheuer Anmut kam wieder die Russin herein; brachte Milch und einen Korb voll Eier, die sie im Dorfe zusammengekauft hatte.

Eine blonde Haarsträhne hüpfte ihr immer in die Stirn.

Sie strich die Haarsträhne immer wieder lächelnd zurück.

Ich muß immer an sie denken.

Sie trug, vorn auf der Brust, ein kleines Silberkreuz, das wundervoll aufglitzerte im Kerzenlicht.

Und wenn sie mal Ruhe hatte, las sie aus einem zerlesenen Bändchen Verse von Puschkin.

Ich habe ihr einen blauen Ritterspom geschenkt, der in meinem Soldbuche lag und den ich irgendwo gepflückt hatte als wir noch lustige Tage im Schützengraben hatten.

Nacht

Ein Triptychon von Walther Erdlitz

1) Insel.

Es waren Tage auf der Insel, runde
Durchsichtige von goldnem Glanz umspühlt,
Die sanken leise klingend, Stund um Stunde,
Wie Glas ins Meer, das weiße Küsten kühlt.

Die Wiesen breiteten sich grün, es schäumten
Die Wellen tief und zagen Fußes schritt
Ich neben einer lieblichen Verträumten,
Die lächelnd mich in ihrer Nähe litt.

Aus Wassern stieg die Kälte. Doch ein klares
Geläut begann, die Kinder sangen fern.
Wir warteten auf etwas Wunderbares. —
Vom Himmel strahlte Stern bei Stern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2) Der Stern.

Gestirnte Nacht, o trunkne; überquellend
Von kühlem Glanze, der mich sanft erhellt!
O meine Seele; süß entgegenschwellend
Dem Silbernen in einer andern Welt.

Es macht dich müd der tiefe Duft der Blüten,
Der hell betauten, die ein Leuchten traf.
Ein überirdisch Strömendes wird hüten,
Umstrahlend, deinen weißen Schlaf.

Nun ruh dich aus in der verlöschend milden
Musik der gleitend klaren Lüfte fern.
Und stiller wirds in spiegelnden Gefilden.
Nur Wasser rauscht hervor — auf deinem Stern.

3) Erwachen.

Wie bin ich hergekommen unter Bäume.
Ich schlief wohl ein, es ist wohl tiefe Nacht.
Es rieselt noch wie milder Glanz durch Träume
Und Blüten leuchten. Doch ich bin erwacht.

Wo ist das Schweben in dem spiegelnd blauen
Tönenden Aether, süßer Düfte schwer?
Mein Stern, wo ist dein schwankend Licht zu schauen?
Die finstern Himmel kreisen trostlos, leer?

Da atmet tief die Erd und zieht in jäher
Liebkosung in das kühle Gras ihr Kind.
Noch schlafen Mutter, deinem Herzen näher
Mit Blüten deckt mich zu der Wind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grundformen der Kunstanschauung

Von Dr. Fritz Hoeber, Frankfurt a. M.

Das Interesse des zeitgenössischen Publikum an den Werken der bildenden Künste ist mit den Jahren zusehends gestiegen: Neugründungen von Museen und Kunstsalons, wechselnde periodische Ausstellungen, auch eine unserem zunehmenden materiellen Wohlstand entsprechende private Sammeltätigkeit von Gemälden und Bildhauerarbeiten, sodann Kunstbücher und -Zeitschriften mit trefflichen Druckwiedergaben, nicht zuletzt die vielerlei unterrichtenden Vorträge mit den Lichtbildern bezeugen diese weit interessierte ästhetische Aufnahmefähigkeit einer kunstbegeisterten Menge. — Andererseits hat sich das Schaffen der Künstler selbst nicht nur unendlich vervielfältigt und über manche, früheren Zeiten noch als „unkünstlerisch" oder „außerkünstlerisch" geltende Gebiete schnell ausgebreitet — man denke besonders an das reiche Betätigungsfeld der modernen Nutzkünste! — sondern vor allem auch sich stetig vertieft und in seinen sich selbst gestellten Aufgaben verfeinert und verinnerlicht. In einer raschen, in sich selbst jedoch begründeten Entwicklung lösten die jeweiligen ästhetischen Probleme der bildenden Kunst sich ab: Das Stadium des Naturalismus wich der impressionistischen Verfeinerung und Empfindungssteigerung, bis auch dieser psychologisch auflösende Impressionismus seine Zielsetzung und die Umkehr seiner eigenen Werte in einer wieder mehr zusammenfassenden, monumental aufbauenden Gestaltungsweise fand, die man, im Gegensatz zu der impressionistischen „Eindrucks"-Kunst, die Kunst des „Ausdrucks", den Expressionismus, nennt. —

Bei solcher Fülle des auf den Betrachtenden eindringenden Kunstmaterials und der in wechselnder Mannigfaltigkeit dem Schaffenden sich darbietenden Probleme erscheint es als Gebot intellektueller und energetischer Selbsterhaltung, sich die Grundtatsachen vor Augen zu führen, die den Aufbau und die wirkungsmäßige Lebensäußerung des optischen Kunstwerks ausmachen. — In einem vor Kurzem erschienenen Werke „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. — Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst." (F. Bruckmann A.-G. München) hat ein Meister der kunstpsychologischen Betrachtungsweise, zugleich ein Kunstschriftsteller von hohem Rang, Heinrich Wölfflin, in fünf gegensätzlichen Begriffspaaren die in der neueren Geschichte verwirklichten Ausdrucksmöglichkeiten der bildenden Kunst faßbar auseinandergelegt und damit zugleich Gelegenheit geschaffen, mittels dieser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ästhetischen Grundformen auch im Bereich der älteren und der zeitgenössischen Kunst Klarheit der Anschauung zu verbreiten. —

Wie in seinen älteren Werken, „Renaissance und Barock" (1888), „die klassische Kunst" (1893) und „die Kunst Albrecht Dürers" (1905), geht Wölfflin auch jetzt mit bestimmten optischen und räumlichen Anschauungskategorien an die historisch konkreten Kunstwerke heran, die er sich aus Zeichnung und Malerei, der Plastik und Architektur des 15. bis 18. Jahrhunderts auswählt. Da es sich für ihn um den Wesensgegensatz — man kann sagen: den Gegensatz künstlerischer Weltanschauung — von Renaissance- und Barockform handelt, so sind, wie in seiner mit dem ähnlichen Titel versehenen Jugendschrift, die Werke des 16. und 17. Jahrhunderts, vor allem Italiens, besonders bevorzugt, Das Quattrocento wird mehr gelegentlich, als Vorbereitung auf die klassische endgültige Formulierung um 1500, herangezogen, und das 18. Jahrhundert als Ausklang jener großen barocken Strömung gefaßt, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Italien geboren, ihr Ende in dem grundsätzlichen Stimmungsumschwung des neuen Klassizismus der Aufklärungszeit fand. — Außer diesem zeitlichen Stilgegensatz gelangt der nationale zwischen der formal gerichteten Kunst des romanischen Südens und der stimmungshaften Anschauungs- und Gestaltungsweise des germanischen Nordens zum ästhetischen Ausdruck, wobei wieder jenes tiefe kunstpsychologische Problem berührt wird, das auch den Kern von Wölfflins Dürerbuch gebildet hat. —

Die fünf Kategorien, die nun diese zeitlichen und nationalen Wesensgegensätze formanalytisch illustrieren, sind: 1. das Lineare und das Malerische, 2. Fläche und Tiefe, 3. Geschlossene Form und offene Form, 4. Vielheit und Einheit und 5. Klarheit und Unklarheit — und zwar immer so, daß der erste Begriff die klassische Kunst — entweder der Renaissance oder Italiens — charakterisiert, der zweite Begriff die barocke Kunst — entweder der Nachrenaissance oder des Nordens. Es versteht sich, daß diese fünf charakterisierenden Betrachtungsweisen sich vielfach in ihrem inhaltlichen Ergebnis decken, da sie nur dieselbe kunstgeschichtliche Tatsache von einem andern Standpunkt aus beleuchten: Beispielsweise wird eine Kunst reiner Linearität, die die optische Wirklichkeit sich wesentlich als Zeichnung zurechtlegt, — man denke etwa an Dürer oder Rafael —, auch die einzelne und Gesamtform streng geschlossen zu geben suchen, während andererseits eine malerische Kunstanschauung — wie sie etwa Rembrandt oder Tintoretto vertritt — mit der malerisch auflockernden Anschauungs- und Darstellungsart zugleich jede feste Form vernichtet. — Weiterhin bedeutet derselbe Gegensatz der geschlossenen und der offenen Form aus dem Planimetrischen ins Plastische übertragen, den Gegensatz von Fläche und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tiefe; d. h. an Stelle des in einer Ebene auf ruhig geschlossener Hintergrundsfolie sich abwickelnden Renaissancebildes — wie es Rafael oder die Florentiner Bildhauer um 1500 geben — tritt die gewaltig bewegte Barockdarstellung, die grundsätzlich die Hintergrundsebene mittels perspektivischer Durchbrechung zerstört und auch die Einzelform lediglich nach ihrem plastischen Gehalt, ihrem Tiefenausdruck wertet; hierfür seien als malerischer Vertreter Peter Paul Rubens, als Bildhauer der Römer Lorenzo Bernini genannt. — Daß schließlich die lineare Kunst die Kunst absichtlicher Formklarheit ist, wie die malerische die Kunst absichtlicher Formunklarheit, ein Gegensatz, der sich auch auf die Farben- und Lichtgebung noch ausdehnen läßt: die in einfachster Harmonie zueinanderstehenden Lokaltöne hier, die vielfach gebrochene, in unendlichen Zwischenabstufungen verschwimmende koloristische „Stimmung" da — hat natürlich denselben kunstbiologischen Ursprung, und ebenso wird der malerische Barock sein Formensystem in ganz anderer Weise zur Einheit zusammenschweissen, als die — relativ — vielheitliche klassische Kunst, die dem künstlerischen Einzelgebilde immer noch ein gewisses Maß von Sonderexistenz zubilligen zu müssen glaubt. —

Ob nun Wölfflin, wie er selbst in seiner Schlußbetrachtung dahingestellt sein lassen will, mit diesen fünf Kategorien alle Möglichkeiten der künstlerischen Anschauungsänderung charakterisiert hat, ist der Natur der Sache nach fraglich: es gibt keine zahlenmäßig bestimmte Beschränkung wissenschaftlicher Fragestellung der unerschöpflichen und unendlichen Wirklichkeit gegenüber. — Meiner persönlichen Meinung nach wäre vielleicht noch eine Gegenüberstellung des „Tektonischen" und des „Atektonischen" fruchtbar gewesen, vor allem für die in vorliegendem Buch im Verhältnis zu den Schwesterkünsten etwas zu kurz gekommene Architektur. über die gerade Wölfflin uns sonst so viel Tiefes und Feines und in letztem Sinn Aufschlußreiches zu sagen weiß. — Gewiß ist aber auch dieser Gegensatz des Tektonischen und des Atektonischen schon in den übrigen Stilvergleichen, vor allem in dem Abschnitt über „Klarheit und Unklarheit" implicite erörtert, wenn ihm auch keine Sonderbetrachtung zuteil wurde. —

Wie alle Wölfflin'schen Bücher besitzt auch dieses wieder seine hervorragende kunstpädagogische Bedeutung, das will sagen, daß es in eminentem Sinn in das Wesen des Kunstwerkes einführt. Dem Laien, der auch jetzt immer noch in den Bildkünsten nur die nämliche Nachahmung einer außerkünstlerischen Wirklichkeit sehen will, darüber aber ihre „dekorative", eigenste Wirkungsabsicht verkennt, sei nur der Satz auf S. 237 vorgehalten: „Der Inhalt der Welt kristallisiert sich für die Anschauung nicht in einer gleich bleibenden Form. Die Anschauung ist eben nicht ein Spiegel, der immer derselbe bleibt, sondern eine lebendige Auffassungskraft,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ihre eigene innere Geschichte hat und durch viele Stufen durchgegangen ist." —

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die hier von Wölfflin mit soviel intellektueller Willenskraft aufgestellten „Grundformen der Kunstanschauung" dazu angetan wären, die konkrete Lebendigkeit der in reichem Entwicklungsstrom dahinfließenden Kunstgeschichte doktrinär unwirklich zu schematisieren, besonders da die aus einem begrenzten Forschungsgebiet, der Renaissance und dem Barock, gewonnenen ästhetischen Gegensatzpaare in einer Art von Periodizität auch in andern Kunstperioden, wenn auch nicht mit dieser vorbildlichen Schärfe, neue Wirksamkeit gewinnen. — Aber aus Wölfflins Aeußerungen selbst klingen deutlich warnende Stimmen vor einer mechanischen Uebertragung der in Renaissance und Barock sich mit besonderer Klarheit ausprägenden Grundbegriffe; auch er sieht die historische Wirklichkeit als Komplex sich mannigfaltig verflechtender, generell überhaupt nicht von vornherein zu bestimmender Tendenzen aller verschiedenster Art, wie dann auch Wölfflin sich dem fundamentalen Umschwung von der Renaissance zum Barock im 16. Jahrhundert und dann wieder von dem Barock zu dem neuen Klassizismus um 1800 keineswegs rein ästhetisch als „Aktion" und „Reaktion" zurecht legt, sondern eine durchgreifende Aenderung in der Gesinnung, in der Weltanschauung annimmt, die weit über den bloß künstlerischen Menschen hinausgreift. — So ist wohl auch für Wölfflins große Schülerzahl zu hoffen, daß sie den lebendigen Reichtum kunstgeschichtlicher Erfahrungen nicht einem theoretischen Schema gedankenlos opfert, das in solchem Sinn der Meister sicher nicht gemeint hat, sondern vielmehr die bunte, stets neue Individualität künstlerischer Geschehnisse nur dann begrifflich zu akzentuieren wagt, wenn damit auch diese Individualität selbst, das Endziel und die Frucht alles historischen Sichbemühens, in ihrer einzigartigen Wirkung gesteigert erscheint. —

Deutschland und Oesterreich-Ungarn

Es sollte eigentlich recht leicht sein, ein haltbares Dauerverhältnis zwischen zwei Teilen festzulegen, für welche eine unbestreitbar tiefgehende Notwendigkeit des Zusammenschlusses besteht. So für Deutschland und Oesterreich-Ungarn nach dem Krieg. Ob dafür die etwas verbrauchte Formel Mitteleuropa beibehalten wird oder nicht, ist nicht so wesentlich. Tatsächlich sind ja auch alle bisherigen Verhandlungen über ein bleibendes Einverständnis auf den Grundton der Notwendigkeit, Nützlichkeit, Unerläßlichkeit gestimmt. Deutschland bedarf des freien, ungehinderten Weges nach dem Osten, als Gegenwehr gegen jede ozeanische, feindselige Bedrohung seiner Weiterentwicklung, bedarf wirtschaftsgeographisch der Verbindung an die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karl-Wilhelm-Denkmal übertragen. Keines von beiden ist vollendet. So bleibt für uns das Bild des Malers Fritz Boehle.

Was er für die deutsche Kunst bedeutete, kann heute noch kaum gesagt werden. Ob, was er hat, entwicklungsfördernd sein wird, mag man bezweifeln. Denn Schöpfer und Werk sind hier so ganz Eins und bilden ein so Gebundenes, daß sie untrennbar sind. Die Tragik seines künstlerischen Schicksals ist die, daß er hineingeboren in eine Zeit individuellster Kunst, ganz unzeitgemäß wirken mußte und daß er starb, als eine in alle Tiefen greifende Umwälzung sich vollzog, die uns sein Werk in neuem Licht erscheinen lassen wird, ihm aber innerliche Möglichkeit neuen Antriebs gegeben hätte.

Hermann Leopold Mayer

„Bismarcks Friedensschlüsse"

So gewiß weniges so sehr immer fesselnd zugleich und lehrreich ist, als sich mit Bismarcks Arbeit und Arbeitsmethode innerlich auseinanderzusetzen, so sicher ist es irreführend, den großen Leiter deutscher Politik wie einen Schulmeister anzusehen, der einen gültigen Lehrplan und ewige Leitsätze hinterlassen hätte. Das ist die Gefahr der Bismarcklegende, die in volkstümlicher, durch den Zeitabstand wachsender Vergröberung fast einen Götzen geschaffen hat, um den ein Dogma sich gesammelt hat, das nur noch die Krone der Unfehlbarkeit braucht. Dabei ist nichts so unbismärkisch gedacht. Der Kanzler war ein guter Kenner der Geschichte und hat vorzugsweise in den Historikern gelesen; nicht aber um dort nachzusehen, wie er sein Werk zu vollbringen habe, sondern um sich mit dem Geist staatlichen Handelns zu erfüllen. Er suchte nicht nach Vorbildern, er sah aber Beispiele.

Einer Zeit, die vor der großen Aufgabe steht, einen Frieden vorzubeiten, einstweilen mit Bajonetten und Geschützen, dann mit Gedanken, schließlich mit Vertrag und Unterschrift, muß es willkommen sein, nachzugehen, wie die drei Frieden enstanden sind, die von Bismarcks Hand gezeichnet wurden. Ihr Resultat kennt jedermann, ihre Geschichte in Ziel und Zaudern, in Weg und Umweg mag den meisten ein gleichgültiges Geheimnis geblieben sein. Ihnen, die sich am Errungenen freuten und es noch genießen, mochte es gleichgültig erscheinen, die Fäden des Gewebes zu lösen und auszubreiten.

Nun fehlt es ja gewiß nicht an teilweise umfangreichen Darstellungen aus diesem Abschnitt neuerer Geschichte. Alle Bismarkbiographen müssen sich mit ihm auseinandersetzen. Sybel hat ihn in seinen aktenmäßigen Befunden, gewissermaßen unter Bismarcks Aegide, breit beschrieben, Friedjung hat ihm eine im politischen Tiefblick überlegene Ergänzung gegenübergestellt, Brandenburg hat kürzlich eine Neubearbeitung des Materials gegeben. Und Bismarck schrieb selber ein klassisches Kommentar zu seiner Leistung.

Wenn jetzt der Tübinger Historiker Johannes Haller mit einer Sonderuntersuchung über „Bismarcks Friedensschlüsse" vor die Oeffentlichkeit tritt (Verlag F. Bruckmann München, 2 Mk.), so muß er einige allgemeine Kenntnis des Geschichtsverlaufs voraussetzen, namentlich eine gewisse Vertrautheit mit dem preußisch-österreichisch-französischen Verhältnis während der fünfziger Jahre und dessen kritischem Stadium im Jahre 1859, aber die Behandlung der Friedensaufgaben von Wien (1864),

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nikolsburg-Prag (1866), Versailles (1871) ist von so guter literarischer Klarheit, daß der Leser sich sehr rasch inmitten der geschichtlichen Problemstellung befindet. Die Arbeit hat nun ein doppeltes Gesicht: ein wissenschaftliches, indem sie sehr nachdrücklich die bismarcksche Darstellung der Situation in Nikolsburg korrigieren will und dann die Tätigkeit des preußischen Botschafters in Paris, Goltz, in ihrem wesentlich abweichenden Parallelverlauf zu den Absichten des Ministerpräsidenten aufhellen; ein politisches, indem sie dartut, wie Bismarck planmäßig 1864 einen „halben“, unfertigen Frieden konstruiert, (der 66 vorbereitet), wie er während des Juli 1866 das Ziel des Krieges unter dem Einfluß ausländischer Interventionsgelüste (aus Paris und Petersburg) abändert, aber doch die große Linie durchhält, wie er 1871 ein von vornherein klar umrissenes Wollen modifiziert und auf Belfort verzichtet, weil er sich in der englischen Einmischungsbereitschaft täuscht und Frankreich nicht den Stachel der vollen Verzweiflung lassen will.

Geradezu spannend ist das Kapitel Nikolsburg in jenen Teilen, die die schwankende Haltung Napoleons beschreiben und Bismarks positiven Annexionswillen nachzeichnen. Freilich scheint mir, daß Bismarcks eigene Darstellung der Spannung im Hauptquartier zu sehr abgelehnt wird. Insbesondere ist es doch fraglich, ob Bismarck die ziemlich entscheidende Antwort von Moltke hat frei erfinden können: ein Eingreifen Napoleons würde ihn auf dem böhmischen Boden zur Defensive veranlassen, damit er die Hauptkraft gegen Westen werfen könne. Man weiß, daß die Widerstandskraft der Floridsdorfer Linien nördlich von Wien nicht unterschätzt wurde, daß die schwere Artillerie erst herangezogen werden mußte und daß die Oesterreicher beträchtliche Truppenteile aus Venetien nordwärts schoben; auch war der Aufenthalt in Böhmen für die preußischen Truppen durch das Umsichgreifen der Cholera ziemlich verlustreich, ein Umstand, der auf Bismarck offenbar ziemlichen Eindruck machte (Haller vernachlässigt ihn). Man möchte des weiteren glauben, daß Sachsens Wiederherstellung weniger eine Folge der angedrohten Intervention als der außerordentlichen Festigkeit war, mit der Wien die Unversehrtheit seines besten Freundes zur Voraussetzung des Friedens machte. Wenn Bismarck, was sicher und ja der geniale Kern seines Friedens ist, den künftigen Vertrag mit Oesterreich-Ungarn im Kopfe trug, dann konnte ihm der Verzicht auf die „Abrundung“ durch Sachsen strategisch nicht mehr so wichtig sein, dann mußte vielmehr das völlige Aufgehen Hannovers (und nicht dessen Verkleinerung) als entscheidendes Ziel gelten, aus dem zerrissenen einen nun geographisch ganz einheitlichen Staatskörper zu machen.

Meisterhaft ist die Darstellung der Verhandlung mit Thiers und dessen diplomatische Charakteristik; man wird auch darüber mit Gewinn nachlesen, wie Bismarck zwar der populären nationalgeschichtlichen Forderung von Elsaß-Lothringen freie Bahn in der Oeffentlichkeit ließ, aber den eigenen Entschluß zur Annexion nicht im Sinn einer Befreiung oder Beglückung faßte, sondern ganz unromantisch, militärgeographisch. Um so interessanter, daß er schließlich im Verzicht auf Belfort, das er nach Hallers überzeugender Darstellung unbedingt noch hätte erhalten können, selber beim König und Moltke gegen diese militärgeographische Forderung seinen politischen Frieden durchsetzen mußte und wollte. Diese

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schonung hat ja bei den Franzosen wesentlich den Glauben an künftige Offensiverfolge erhalten: der Blick auf die tronée de Belfort.

Mit treffender Lebendigkeit wendet sich Haller in seinem Schlußwort gegen diejenigen, die mit der Frage hausieren, „was Bismarck täte," wenn er heute zum Entscheid berufen wäre, gegen „den billigen, aber nicht löblichen Kunstgriff, was man selbst getan sehen möchte, für das auszugeben, was Bismarck täte." Und er schließt: Mit mehr Recht dürfen wir wohl fragen: was täte Bismarck nicht. Darauf gibt es wenigstens die eine und sichere Antwort: er würde sich nicht danach umsehen, was andere täten oder getan haben, er wüßte von allem Anfang, was er zu tun hätte. Bismarcks Friedensschlüsse sind die seinen nicht nur, weil er sie unterschrieben hat. Wissen, was man braucht, wissen, was man kann, wissen, was man will, und von dieser Erkenntnis geleitet jede Gunst des Augenblicks nutzen zu bleibendem Gewinn — das ist die große Lehre, die aus seinen Friedensschlüssen wie aus allen seinen Taten spricht. Sie klingt so einfach und ist doch so schwer zu befolgen, denn es ist nun einmal so, wie Goethe sagt, „daß alles Denken zum Denken nichts hilft, man muß von Natur richtig sein." Wie in Wissenschaft und Kunst, so trifft auch in der Politik das Richtige nur, wer von Natur richtig ist. Ein Friedensschluß ist ein Kunstwerk, und wie ein großes Kunstwerk einen großen Künstler, so setzt ein wirklich guter Friedenschluß eine überlegene staatsmännliche Persönlichkeit voraus. Die aber ist ein Geschenk des Himmels; man kann sie weder machen noch ernennen, man kann sie höchstens — finden."

Theodor Heuss

Zwischen Tag und Abend

So heißt ein Gedichtband, den Karl Willy Straub soeben im Saturnverlag (Hermann Meister) in Heidelberg erscheinen läßt. Es ist ein schmaler Band, der Letztes und Endgültiges umfaßt. Zwischen Tag und Abend, aus dem Helldunkel erwuchsen die Erlebnisse, und man spürt aus diesen Gedichten das bezaubernde Licht des Tages und den dunklen, feierlichen Glanz der Nacht. Denn diese Gedichte, deren edle Sprache das Ohr zu beglücken vermag, kommen aus dem Herzen eines Mannes, der Leid und Lust auf das Innigste empfand. In ihnen ist die bezwungene Leidenschaft, die aus der Erinnerung immer neues Glück und erneuten Schmerz empfängt. Das Erlebnis behielt die Farben des ersten Augenblicks und jene unverminderte Leuchtkraft, die alle verwitweten Dinge bewahren, die uns teuer wurden. Außer den zehn Sonetten an eine Frau, die starkes und tiefes Empfinden spiegeln, erhält der Band Landschaften und Städtebilder von intimem Reiz und feinen Stimmungswerten. So ist denn dieses Buch ein Buch des Herzens und der Sinne, ein Spiegel, der das Bild vieler Dinge auffängt und bewahrt, vielleicht auch ein Bekenntnis, das jenseits aller Bitterkeiten von vergangenen Dingen spricht, nämlich von jenen Dingen, die Glück, Wirrsal, Weh und Resignation bedeuten.

Hermann Bagusche

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1918 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englische Zeitungen

Von Levin L. Schücking

Wem die geistige Physiognomie Englands einige Zeit entrückt war, der bemerkt mit Verwunderung, wenn ihm neue Zeugnisse zur Hand kommen, die Veränderung, die sich in ihr während des Krieges zugetragen. Am auffallendsten wirkt die leidenschaftliche Sympathie für alles Russische. Ihre Anfänge setzten freilich schon mit der Politik Eduards ein, als ein sprechendes Dokument dafür, wie das ganze Kulturleben Englands dem politischen Steuerdruck gehorcht. Aber über den Dostojewski-Kult dieser Anfänge ist man jetzt weit heraus gekommen. Auch Schriftsteller, von denen der gebildete Deutsche wenig oder nichts weiß wie Korolenko, werden von der Presse als Klassiker gerühmt, Namen wie Krylov, Skabichevsky und Saltykov werden in Besprechungen beim Leser als bekannt vorausgesetzt und eine billige Ausgabe von des Fürsten Krapotkin Literaturgeschichte sorgt für ihre Einbürgerung. Russische Erzählungstechnik gilt der führenden Kritik als Musterbeispiel und Vorbild bei der Beurteilung einheimischer Werke. Sprachführer, Lehrbücher und Grammatiker pflastern sorgfältig den Weg zum russischen Kulturleben und bei ihrer Würdigung kann sich die Kritik nicht genug tun, die Schönheit der zu erlernenden Sprache zu rühmen. „Es geht über die Kraft der englischen Sprache," bemerken die Times in bei ihr ungewohnter Schwärmerei, die russischen Verkleinerungsformen wiederzugeben, „warmes Wasser" ist teplaya voda, aber wenn man ein Kind darin wäscht, wird es teplenkaya voditos; wie reizend es klingt und wie unübersetzbar!" Die Ausbildung eines so feinen Tones für sprachpsychologische Schönheiten hat sich in England erst seit dem August 1914 vollzogen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen ähnlichen Siegeszug wie die russische Literatur hat die russische Musik auf großbritannischem Boden angetreten. Die Anzeigen russischer Musikalien, die Anpreisungen von Konzerten mit russischer Musik legen davon deutliches Zeugnis ab. Diese Dinge sind politisch nicht unwichtig, denn sie zeigen, daß der Kurs der englischen Politik in erster Linie auf die Erhaltung der russischen Freundschaft geht, wie aus den Umständen begreiflich. Es ist bekannt, daß man diesem sich so uninteressiert gebärdenden Gefühl in Rußland vielfach ziemlich lau gegenübersteht. Gorki hat sich dahin ausgesprochen, die englische Freundschaft bedeute nur die Ersetzung des deutschen Kapitalisten durch den englischen. So lange Rußland in seinem gegenwärtigen Zustand von Unfreiheit und Unkultur sei, stelle die Freundschaft mit jeder europäischen Macht das Zusammengehen des irdenen Napfs mit dem eisernen Kessel dar. Kommerzielle Ausbeutung sei Englands einziges Ziel. Diese Anschauung gefällt den Times natürlich wenig. „Es wäre wirklich jammerschade," sagen sie mit aufrichtiger Betrübtheit, „wenn die Russen nicht die Tiefe und Aufrichtigkeit unseres Interesses an ihrer Religion, ihrer Literatur und ihrer Lebensart wahrnehmen sollten. Welche politische Haltung auch immer unser Interesse fördern mag, so bleibt es nichtsdestoweniger wahr, daß England von Rußland geistige Förderung erfährt; und ein gut Teil von dem, was Gorki an seinem eigenen Volke verurteilt, hilft dazu mit, uns vom Handelsgeist und Materialismus zu erlösen." Wie man sieht, eine Verbeugung vor der russischen Reaktion in aller Form.

Die Umstände haben es mit sich gebracht, daß ein so eifriges Liebeswerben um Frankreichs Gunst nicht mehr nötig ist. Aber es versteht sich von selbst, daß von dem am härtesten mitgenommenen Bundesgenossen nur in den anerkennendsten Worten gesprochen werden darf. Man treibt die Höflichkeit so weit, daß gelegentlich etwa die Besprechung eines englischen Romans von dem Gesichtspunkt ausgeht, was wohl ein Franzose zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem Buch wie diesem sagen würde, und eine Darstellung der Times rühmen besonders das klare, unbeeinflußbare, nüchterne Urteil der Franzosen in allen nicht nur literarischen Dingen! —

Erstaunlich kühl steht man dagegen dem japanischen Verbündeten gegenüber. Offenbar erwartet man wenig Gutes mehr von ihm. Aber die Art, wie sich das zeigt, ist sehr eigentümlich. Ein neues Buch über die politische Geschichte Japans in der neueren Zeit hatte geglaubt, sich mit den Worten einführen zu können, daß niemals das Interesse an japanischer Politik in England stärker als augenblicklich gewesen sei. Die Times beanstanden das. „Das Interesse an Japans auswärtiger Politik ist z. Zt. beinahe erloschen," sagen sie. „Japan hat uns wirksam dabei unterstützt, die Deutschen aus dem Stillen Ozean zu verjagen, es hat unsere australischen Truppen zum Roten Meer eskortiert, es liefert Rußland die Munition, ohne die seine Heere machtlos wären, wir wissen, daß wir uns auf seine Freundschaft und sein Bündnis bis zum Ende des Krieges verlassen können und damit ist unser Interesse erledigt." Es folgt dann eine ganz kühle Würdigung der japanischen Zustände, mit ihrer Bestechung und persönlichen Interessenwirtschaft, und eine kritische Abwägung der Zukunftsaussichten. Auch die Times sind der Meinung, daß ein Zusammenstoß mit Amerika droht, aber sie halten den Zeitpunkt noch für sehr entfernt, wenn auch dadurch — da mittlerweile Japan sich um Chinas Kräfte bereichert haben wird — um so verhängnisvoller für Amerika. Ganz ersichtlich betrachtet man die Freundschaft mit Japan ohne Sentimentalität als ein zu Ende gehendes Kapitel.

Den sich dort entwickelnden Gegensätzen zu Amerika sieht man um so leichteren Herzens zu, da die Stimmung gegen Amerika im allgemeinen und den Präsidenten Wilson im besonderen höchst ungnädig ist. Daß Amerika sich nicht offen auf die Seite derjenigen Völker schlägt, die für „Freiheit und Fortschritt" unausgesetzt so große Opfer bringen, erscheint unverzeihlich und nur der lebhafte Protest dagegen von seiten derer im Lande,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die englischer als England empfinden, stellt einen mildernden Umstand dar. Zu ihnen gehört der Expräsident Roosevelt, dessen neue Biographie alle englischen Zeitungen anzeigen.

Der kulturelle Einschlag Deutschlands im englischen Leben erscheint wie ausgelöscht. Zwar hat ein famoser Parlamentsbeschluß die Berner Akte umgeworfen, aber sichtlich ohne viel Erfolg. Das Hauptergebnis davon ist offenbar der Diebstahl von Naumanns „Mitteleuropa" gewesen, gegen den es, wie zur Ehre des englischen Buchhandels festgestellt sei, an entrüsteten Protesten freilich nicht gefehlt hat. Aber unzweideutig geht das Bedürfnis zur Zeit in England nicht so sehr nach deutschen Büchern, als nach Büchern über Deutschland, in denen — genau entsprechend einer bestimmten Kategorie deutscher Schriften über England heute — der Leser seine Vorstellung von der gegnerischen Gemeinheit bestätigt und überboten finden kann. Was er erwarten darf, verraten vielfach schon die Titel, so wenn ein Buch, das dem Charakter der führenden Persönlichkeiten in Deutschland gewidmet ist, die Ueberhunnen heißt (The Superhuns) oder ein anderes in höchst geistreichere Wort und Ziel mit demselben Kosenamen die Bezeichnung Hunlikely? trägt. Die deutsche Frau namentlich, die sich schon vor dem Kriege im Lande der streitbaren, fensterzerschmetternden Wahlrechtsamazonen einer großen Zuneigung erfreute, ist der Zielpunkt und Gegenstand von allerlei schonungslosen Enthüllungen geworden. Zwei Autoren: Henry de Halsalle und C. Sheridan Jones, die schon mit „Deutschlands Entartung" (35. Tausend) gute Geschäfte gemacht haben, künden ein Buch über „Die deutsche Frau und ihren Herrn" an, das der Verleger mit den Worten anpreist: „Dieses Buch gewährt einen ganz neuen und aufsehenerregenden Blick auf das Wesen der deutschen Frau. Es führt die Entartung der ganzen Rasse auf die niedrige Stellung zurück, die das weibliche Geschlecht in Deutschland einnimmt und zeigt, in welch außerordentlichem Grade die deutschen Frauen davon selbst beeinflußt sind. Es ist keine Uebertreibung,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß ihre Ausschweifungen, ihre Erotik und ihre sittliche Verkommenheit ohnegleichen seit den Tagen ist, wo der Niedergang Roms an das Gewissen der Menschheit rührte." Nach dieser Ankündigung zu urteilen, muß das Buch ein interessantes Novum sein. Neben den bisher schon bekannten Gattungen weltlicher und geistlicher stellt es anscheinend eine neue Art politischer Pornographie dar.

Kasernengeist nach dem Kriege

Von Josef Klische

Anders als in früheren Kriegen ist in diesem Weltringen das Leben an der Front. Die fortgeschrittene Technik der Waffen hat höllische Konsequenzen gezeitigt, neben denen die von anno Siebzig verblassen wollen. Die Nerven fordern ihren Mann. Aber just die durch die zeitgenössische Kriegstechnik bedingte seelische Zermürbung verlangt auch wieder umso rascher nach einem Ausspannen, nach einer zeitweiligen Rückversetzung in heimatliche Kulturzustände. Oasen des Krieges wurden erforderlich.

Aus diesem Gedanken heraus entwickelten sich sehr bald an der Front mancherlei Einrichtungen, die berufen schienen, dem im Schützengraben malträtierten Soldaten neue Lebenszufuhr zu geben. Ablenkung durch mehr oder weniger gehobene geistige Genüsse ward Parole. Und so kamen dann in schneller Folge Soldatenheime, Lesehallen, Feldzeitungen, Feldbuchhandlungen, Frontkinos usw. Spiel und Sport wurden gepflegt und neben den schon aus der aktiven Dienstzeit her gekannten Preisschießen, wurden bei einzelnen Truppenteilen noch große Sportkämpfe, Sportfeste arrangiert. Alles dicht hinter der Front. Im Westen wie im Osten. Das Generalgouvernement in Brüssel schuf gar eine ständige Bildungszentrale, etwa wie sie seinerzeit der sozialdemokratische Parteivorstand ins Leben rief, die bestrebt ist, den Truppenteilen an der belgischen Front künstlerische Genüsse zu vermitteln. Frontheater, Frontkonzerte kamen zu Ehren. Keine Kriegsschöpfungen, doch dankenswerte Vermittlungen ins Kriegsgebiet. Und wenn auch von Gesang und Deklamation mehr die in den Etappenorten Weilenden ihren Vorteil hatten — sie waren zu begrüßen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein volkstümlich, sozial und ethisch wirkendes Rückgrat hatte sich dicht hinter den Gräben gebildet. Initiative der Soldaten, Einspringen privater Vereine und Wohlwollen der Militärbehörden standen Pate.

In den vielen Lesehallen, in den Ruhequartieren sind nun umfassende Bücherschätze aufgesammelt. Ich schätze das zurzeit im Feld vorhandene Material auf etwa drei Millionen Bände. Die letzte Reichsbuchwoche hat allein über zwei Millionen Bücher eingebracht; doch nicht alle gehen ins Feld, auch die heimatlichen Lazarette brauchen Stoff. Auch wird vieles verbraucht, ausgeschieden. Und neben den Bücherschätzen für Ausleihezwecke finden wir in diesen Heimen die angesehensten und die bekanntesten Zeitschriften, dazu eine reichliche Auswahl von Tageszeitungen aller Richtungen. Schreib- und Spielgelegenheit vervollständigen den Zweck der Einrichtung. Heeresbericht und geographische Karten an den Wänden orientieren über die Kriegsvorgänge. Also war auch im Feld, nach einem alten Königswort, Nahrung für den Geist geschaffen. In umfassenderem Sinne als man es sich jemals hätte träumen lassen. Mit Kirche und Kantine allein ists eben heute nicht mehr getan. Deklarierte doch selbst eine evangelische Feldpastorenkonferenz, daß im jetzigen Krieg die Wesensarbeit der Feldpfarrer die Vermittlung von guter Lektüre an die Truppen sei.

Für Scherz und Kurzweil der Kameraden machte man zuweilen angetroffenes technisches Material in Form von kleinen Unterhaltungszeitungen nützlich, eine ganze Reihe von Blätter wurden von Truppenverbänden offiziell geschaffen. So primitiv manches ward und blieb — es erfreut den damit Beschenkten. Im ersten Kriegsjahr — ich denke an die Westfront — war es mit der käuflich zu erwerbenden Lektüre meist eine mißliche Sache. Private, mit behördlicher Erlaubnis den Truppen nachgereiste Zeitungsverschleißer machten irgendwo im letzten mit gangbarer Bahnstation versehenen Etappenort einen Laden auf. Hier wurde nun in der Hauptsache die Kriegsausgabe einer an der deutschen Westgrenze hergestellten Zeitung gehandelt, in ungeheuren Ballen wurde sie verschlissen, für alles andere fehlte der Raum! Doch nein! noch die Erzeugnisse der Firma Ullstein drängten sich in dem engen Ladenfenster mit lebhafter Geste. Bis dann die Militärbehörde die Sache in die Hand nahm und für Ordnung, Regelung und Mannigfaltigkeit sorgte.

In diesen geistigen Annehmlichkeiten — sie eingehender zu schildern ist hier nicht der Ort — die samt und sonders Kinder dieses brutal geführten Krieges sind, darf man ein notwendiges Rückgrat der Kämpfer sehen. Aber auch einen guten Geist, wie man ihn aus der Zeit des Kasernenfriedens nicht kennt. Und so ergibt sich die Frage: soll man diesen nicht in die doch wohl wieder einmal kommenden Jahre des Friedens hinüberretten?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon rein äußerlich hat diese Frage ein stark Bejahendes. Wohin mit den enormen, in den Feldbüchereien angesammelten Schätzen? Wohin mit den mancherlei Geräten und Spielgelegenheiten, vom Tintenfaß bis zum Schachbrett? Nach Friedensschluß werden alle die Reserve-, Landwehr- und Landsturmformationen wieder aufgehoben. Viele sind aber im Besitz der genannten Mittel. Wie reich können damit die heimatlichen Kasernen ausgestattet werden! Was früher vielfach recht öde war, könnte so freundlich und heimisch gemacht werden. Gewiß können den Militärbehörden eigene Kinos, Buchhandlungen und Zeitungen nicht mehr in Frage kommen. Das sind Mittel, die in die Hand Privater gehören. Aber gute Soldatenheime und Lesehallen mit Spiel- und Schreibgelegenheit scheinen mir Bedürfnis. Und warum sollen nicht auch in die Kasernen, wie im Felde, täglich die großen Zeitschriften und Zeitungen aller Richtungen ausliegen? Die Mittel für sie sind belanglos. In jeder Stadt würden sich hiefür Mäzene finden. Das wäre etwas wesentlich anderes, als wenn man lediglich den im Felde so verpönt gewordenen Traktätchen in den Kasernen Gastrecht gewährt und der Soldat die sozialdemokratischen Blätter nicht lesen darf, ohne schwere Strafe zu gewärtigen.

Mir will scheinen, das brächte Sonne, brächte Bürgerkunde, brächte staatsbürgerliches Wissen für den Einzelnen. Neben dem Körper würde der Geist trainiert. Und vor allem: es würde ein gut Teil des Feldzugsgeistes in die Kaserne hinübergerettet.

Wanderung im Fränkischen

Von Theodor Heuß

Die Gegend zwischen dem unteren Neckar und dem ehemals hohenzollerischen Ansbacher Land ist voll zerrissener Geschichte, die nur einmal, im großen Bauernkrieg, zu einem einheitlichen Atem zusammen kam. Damals schien das Eigenleben der Reichsstädte und Grafschaften, der Rittersitze und Abteien, der Ordenskommenturen und gefürsteten Probsteien ausgelöscht und eine gewalttätige politische Einheit wollte sich gerade aus dieser vielregierten Landschaft herausquälen, bis aus dem Schwäbischen und vom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rhein her der Schlag kam, unter dem der rauhe und ungeformte Wille gänzlich zusammenbrach.

Heute, da der Schritt unvermerkt immerzu über alte Hoheitsgrenzen weggeht, steckt dies Land voll von den köstlichsten Dingen der Kleinstaatgeschichte, die je und je ihr eigentümliches Bild im lebhaften Kontrast heraus schuf. In manchen Strichen des Hessischen mag es ähnlich sein, nur sind die Formen hier im Frankenland überall reicher und entwickelter. Was umschreibt den Begriff Reichsstadt eindringlicher als Rothenburg oder Hall, was gibt heute noch einen ähnlichen Nachklang von geistlicher Selbstherrschaft, (die nun gänzlich säkularisiert und entwichen ist) wie Mergentheim und Ellwangen, wo herrscht mit ähnlich großem Zug in evangelisches Land hinein der stolze und herrische Prunk eines reichen Klosters und Stiftes wie auf der Comburg oder in dem Schönthal des Balthasar Neumann. Und weithin gestreut über den ganzen Bezirk die Unzahl der kleinen Residenzen, die alle irgendwie mit der zahllos gespaltenen Familie der Hohenlohe zusammenhängen: Waldenburg, Oehringen, Neuenstein, Ingelfingen, Langenburg, Bartenstein, Weikersheim, Kirchberg — verwahrloste Wehrhaftigkeit hier, verträumte oder verwilderte Rokokoidylle dort, breitspurig geschmückte Renaissance umwuchert von köstlich frischen Barockstücken, umstelzt von pedantischem Serenissimus-Empire — die seltsamsten fürstlichen Hinterweltgeschichten stehen am Wege und in den Nestern, wo heute kein Serenissimus vorhanden, kann man in den Schlössern anmutige und fabelhafte Anekdoten herausstöbern.

Die ganze Gegend, hervorragend durch schlechte Bahnverbindungen, liegt noch so ein bischen nebendraußen und das macht sie einstweilen noch so erholsam, nahrhaft und behaglich; ihr landschaftlicher Charakter, ohne sehr starke Akzente, wird durch ein paar in die wellige Ebene scharf eingeschnittene Flußläufe bestimmt, Waldstücke stehen in gut bebautem, fruchtbarem Ackerland, an den Rändern im Westen und Nordosten, der Tauber zu, hat der Weinbau sich noch angeklammert. Der Menschen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chlag ist gescheit, lebhaft, aufgeweckt, etwas rechthaberisch und selbstbewußt.

* * *

Es lockte uns, in gelbbelaubten Herbsttagen dort zu wandern, wo der Zufall der Entscheidungen in den Antichambres von Versailles zwischen 1800 und 1806 die bayrisch-württembergische Grenze gezogen hat. Er brachte die ehemalige reichsunmittelbare und gefürstete Propstei Ellwangen an die stuttgarter, die Reichsstadt Dinkelsbühl an die münchener Regierung — nun haben sich die Loyalitäten längst dabei beruhigt, aber wenn man heute dort hinten sich umsieht, so denkt man nicht, daß das Leben der Städte irgendwohin angebunden ist. Ihre geschichtliche Eigenwilligkeit ist ungebrochen und man spürt, gerade auch in dem Gegensatz der katholischen Barockkultur der einen und der kräftigen Gotik der andern, die geschichtliche Welt in ihrem eigenen Rhythmus unverdorben schlagen.

Freilich, die Priester, die hier in ihren reichen Kurien durch Jahrhunderte als sichere Herren saßen, erblickt man nicht mehr; nur dort oben, bei der Wallfahrtskirche sahen wir einen schönen starken Mann, der mit einer leichten Geste wie ein Besitzer über die Gegend wegschaute; man mochte ihn, der in dem schönsten breiten Haus wohnt, ein wenig beneiden. Unten, die Stadt, sitzt voll von Beamten — der Staat Württemberg hatte reichlich viel Gebäude übernommen und in die steckte er jetzt Schulen, Gerichte, Verwaltungen. Die Einwohnerschaft ist mit 4000 gut gezählt; aber sie hat einen überwältigenden Prozentsatz von Honoratioren, Kreisregierung und hohes Gericht, die Präsidenten, Direktoren, Räte und Professoren müssen den Glanz der alten geistlichen Herrschaft, so schlecht sie es können, ersetzen und der Staat, mit einem halbguten Gewissen, wie er diese Zentrale einer Vergangenheit in den Winkel geschleudert, erhält pflegsam das politische Sonderrecht der kleinen Gemeinde, ihren eigenen Zentrumsmann in die Kammer zu schicken.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Baucharakter der Stadt ist im wesentlichen durch das Barock bestimmt; zahlreiche Kurien der Stiftsherrn, Pfarrhaus und Verwaltungsgebäude stehen mit malerischer Freundlichkeit um den ruhigen Hauptplatz. Die Jesuiten hatten hier ein stattliches Kollegium; in ihrer kühnen Kirche, die kecke hohe geschwungene Emporen besitzt und ihr weites Raumgefühl durch perspektivische Deckengemälde steigern möchte, genießen die Evangelischen ein seltsames Gastrecht — wie man hier Luther predigen mag! Auf einen nahen Hügel hat der baueifrige Orden sich eine Wallfahrtskirche gestellt, den Schönenberg, in einer reinlichen einfachen Größe — der Stationenweg, unter bunten schweren Baumkronen, mit vielen behaglichen Rundkapellen, ist friedsam und feierlich in einem. Das Aufgeregte des Stils der Gegenreformation ist verschwunden, die Formen haben eine beruhigte Linie.

Zwei Baudenkmale treten aus dem Wesen der Straßen und Plätze hervor: im siebzehnten Jahrhundert ließ sich die Grafenfamilie der Adelmanns, die hier reich begütert ist, ein prunkvolles Stadtschloß bauen; in schwer gebrüsteter, südlicher Pracht und sauberem Maß steht das Palais zwischen kleiner Umgebung, den Geist Palladios beschwörend. Bewegender aber ist der Eindruck der Stiftskirche, eines großen romanischen Werkes, dessen Basilikacharakter im Innern durch barocke Ueberarbeitung reichlich zerstört ist, dessen Außensicht aber ein herrliches Beispiel schöner und eigentümlicher Gliederung bleibt. In die schweren Massen der Wände ist eine fast zarte Lockerung geschrieben, die vor allem der Westseite mit ihrem verdeckten Paradies eine feine Liebenswürdigkeit gibt. Daß das romantische Idyll nicht fehle, ist an die Nordseite ein verwachsener gotischer Kreuzgang geschoben.

* * *

Als wir die Stadt verließen, hingen die Fahnen aus den Giebelfenstern. Feuerwehr und Vereine, Gericht, Regierung, Gymnasium stellten sich mit Zylinder, schwarzem Rock und Ordenslast zusammen, die Banner starrten in die Luft, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trommel wirbelte, die Trompete wetterte im Marsch — feierlicher Kirchgang zum Königsjubiläum. Alle guten Geister der Kleinstadt saßen in den Fensterluken und freuten sich an der getragenen Würde ihrer Spitzen.

Uns führte der Weg rasch den Hügel hinauf, der ein breites fürstpröpstliches Schloß trägt, mit einem weiten Hallenhof. Und während wir von der freundlich schönen Stadt im Tal Abschied nahmen, überdachten wir das Schicksal dieses Baues: als der gefürstete Propst erledigt war und noch nicht der Rationalismus des 19. Jahrhunderts eine Ackerbauschule und ein Museum hier abgesetzt hatte, wohnte da oben, ein Zwischenspiel der Zeiten, Napoleons Bruder Jerome. Dem hatte der württembergische Herzog-Kurfürst-König, der dicke Friedrich, seine Tochter Katharina zur Frau gegeben, und die blieb, gegen den Willen des Vaters, dem Gatten treu, als die Katastrophen von Leipzig und von Waterloo das Schicksal der Napoleoniden geknickt hatten. Friedrich wies dem Schwiegersohn, dem er den Titel eines Herrn von Monfort verlieh, 1816 das Schloß da oben zur „Residenz" an; aber sie war nicht so „lustik" wie die des westfälischen Königreichs zu Kassel und Jerome verpflanzte sein optimistisches Abenteuerdasein bald nach Oesterreich und Italien.

Die Gegend hat eine leise Wehmut; Wald wechselt mit Ackerland, wenig Dörfer, ein paar Höfe und alte Mühlen, ganz glatte graue Seen liegen zerstreut, in denen sich rasche Taucher tummeln. Die Bauern kommen zum Kirchgang. In behaglichen Stunden windet sich das Sträßlein auf und nieder — dann, von einem Höhenzug blickt man überraschend auf das nahe Dinkelsbühl, das in einer weiten braunen Ebene liegt.

Die Stadt ist von unendlichem Reiz. Sie streitet sich mit Rothenburg um den Preis der Schönheit, man kann die beiden aber nur schlecht vergleichen, denn, Gewächse derselben Zeit und Gesinnung, sind sie durch die Natur Gegensätze geworden. Die Tauberstadt ist beherrschende Bergfestung und dadurch hat nicht nur ihre Silhouette jene unvergeßliche Großartigkeit erhalten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch im gedrängten Bau der Innenstadt sind die dramatischen Momente, wenn man so sagen darf, stärker herausgebildet, die Kirchen sind in der Ausstattung reicher, das Holzfachwerk nicht mit Mörtel überschmiert — aber Dinkelsbühl ist der vollkommene Typ der Stadtbefestigung der Ebene — die Straßen sind breiter gestaltet, der tiefe Wassergraben umzieht die ganze Stadt und ungebrochen in köstlicher Folge der Perspektive stehen noch die zahllosen Türme, an deren Fuß sich jetzt ein idyllisches Kleingartenleben angesiedelt hat.

Die Anlage der Stadt mit ihren drei großen Straßenzügen, die von den stolzen Toren zum Markt herkommen, ist frei und klar; wo sie sich begegnen, wuchtet die ungeheure Masse von St. Georg empor. Der Baugedanke der Hallenkirche ist nirgends so vollkommen zur Entwicklung gebracht: das Aeußere fast schmucklos, ohne Gliederung, das romantische Westtor die einzige Anekdote der Geschichte, ein ungeheuer drückendes dunkles Dach, das wie eine Last auf den Strebern steht, die starke gleiche Vertikalen bilden — tritt man aber durch die Pforte, so verwandelt sich die gehaltene Schwere in befreite Bewegung. Alles steigt mit ungehemmter Linie zur Höhe. Kein Turmunterbau, kein Choransatz — ein ungeteilter dreischiffiger Raum in hellstem Licht, die Dienste steigen an den glatten Pfeilern ohne Kämpfer in das weite Netz der Wölbung: das ist die süddeutsche Gotik des ausgehenden 15. Jahrhunderts, die aus Leidenschaft zur kräftigsten Klarheit kam und noch nicht von der geistigen Unruhe der neuen Zeit angefressen wurde.

Ergriffen tritt man aus dieser gehaltenen und doch frohen Feierlichkeit wieder in das Tagwerk der belebten Gasse. Die Romantik des Stadtbildes war vor dem gewaltigen Eindruck schier zur Vergessenheit gesunken. Aber, während der wenig eilige Zug der Kleinbahn uns noch einmal an den Stadtmauern vorbeiträgt, schließt sich die verlorene Idylle unter der großen Linie des Kirchenumrisses wieder zusammen, und durch unser Gedächtnis zuckt jene klassische Ortsbezeichnung, mit der J. P. Hebel eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner schönen Kalendergeschichten einleitet: „Drei Meilen hinter Dinkelsbühl . . .“

Die Theaterstücke Knut Hamsuns

Von Paul Hatvani

I.

ultur und Schicksal — die beiden Pole, zwischen denen sich der Lebenslauf des heutigen Menschen herrisch, tragisch oder komisch gestaltet, — Kultur und Schicksal sind nun auch die bestimmenden Gewalten der modernen Epik geworden. Das Wissen um die Vorkommnisse in der Natur hat nur die Details bestimmt; Realistik und Naturalismus erschienen zur Zeit der größten Expansion; die Selbstverleugnung des Künstlers wollte seinen Geschöpfen Seele geben und so entstand das „psychologische Kunstwerk.“ Ich denke an Emil Zola, an die Goncourts; — denn Dostojewsky, an den mich der Literarhistoriker (oder irgend ein Leser in unserer Zeit!) gemahnt, konnte niemals die Idee und die Macht seiner eigenen Beseeltheit verleugnen. — Es würde ein Zweifeln an den lyrischen Möglichkeiten der Kunst sein, Zolas Kunstwerk „objektiv“ zu nennen. Zola ist ja unendlich mehr als der empfindsame Reisende in seiner Welt; das Wunder seiner Schöpfung aber ist die Identität mit der Welt überhaupt: erstellt das Menschenschicksal in die Kultur.

Der andere große Epiker unserer Zeit, Knut Hamsun, läßt seinen Geschöpfen nicht mehr von der Kultur, als es ihr Schicksal eben erfordert. Er läßt ihnen das bischen Krämerseele des Alltags und erfüllt es mit der eigenen Unendlichkeit. Unendlich aber ist das Schicksal des Einzelnen; wie die Wege des Meeres wird es gehoben und verschwindet unter den andern. Hamsun stellt die Kultur in das Schicksal.

Damit ist das Neue, das Unerwartete im Werke Hamsuns gegeben. Und es wird so vieles überflüssig, wovon sich Literatur sonst zu ernähren sucht; und es erneut sich alles: Form und Inhalt, Ausdruck und Vollendung. Seine Psychologie ist nicht Synthese; seine Menschen verraten sich nicht an den Problemen, in die sie gestellt sind, sondern am Verschweigen ihrer Seelen. Denn die Kultur, dieses Fatum unserer Zeit, gebietet den Gefühlen; das aber macht den Menschen aus: seine Gefühle erleben zu lassen im Rahmen der Posen, die ihm das Leben erlaubt und zuweist. Seine Psychologie hat kein System; wollte man sie in eine Formel sperren, das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

[illegible] ihrer Sehnsuchtsflüchtigkeit würde die Enge sprengen, die sie erfüllen wollen. Da gibt es nichts zu erfüllen: die Kinder der [illegible] ist von der Sonne beschienen. Sie auch in unserer [illegible]; diese Welt von unserer Welt; denn die großen Stimmen wie wir nur durch Menschen hören der ungeheuren Ton, [illegible] zu sein. Selbst bis zur Lüge. Nicht nur in dem herrlichen Liebesroman „Benoni", wo ein Menschenschicksal aus den Geschichten geboren wird, die nur [illegible] Erleben entstehen; nicht nur dort, wo die Stimme Lüge verführen und die Zunge verhüllen will: überall wo ein Kinder dem Innern verlieren ganz; „ich selbst" zu sein, liegt noch eine Kindlichkeit die Wahrheit vor. Ohne es zu wollen. Und so wird dieses Gedicht melancholischer Menschengeschichte zum Schicksal einer großen, ungeheuren Welt. Sie meint, ohne zu vergessen, daß er selbst die Welt ist, die er sich baut; gültig, ohne seinen [illegible] zu verliegen. Jedes Wort ähnelt, wenn jede Tat zum Symbol; und ist nicht jede Handlung unseres alltäglichen Lebens zur Tat geworden? Hier liegt die Tragik in den scheinbar so untragischen Schicksalen Hamsuns und gleichzeitig auch das Dramatische an ihnen. Denn dort, wo jede Handlung ein Stück Seele enthält, führt nur noch ein letzter Tritt des Künstlers — um sich selbst zu vergessen — zum Drama.

Seine Dramen sind fast unbekannt. Das ungeheure Werk an ihnen lebt an unserer Zeit vorbei. Denn unsere Zeit ist gerade noch reif genug, die [illegible] Ibsens anzuerkennen, die aus jedem Symbol eine Handlung macht. Sie versagt aber vor Hamsuns „Spiel des Lebens", das, im tiefsten [illegible] Raume gedacht, jede Handlung in das Innere der Seele verlegt und in dem [illegible] noch so viel geschieht, daß dem [illegible] Zuschauer der Atem stockt, wenn das Spiel des Lebens verloren geht.

II.

Es gibt ein Tragikum des untragischen Menschen: Mensch zu sein und leben zu müssen. Denn der untragische Mensch ist der Mensch, der unbehelligt durch die Zeiten schreitet, und das Leben so erlebt, wie es die Welt bietet, ohne eine Absicht dabei zu haben. Die Tragödie des untragischen Menschen aber ist jenes sogenannte „dramatische Gedicht", das über Shakespeare's [illegible] zu schweben scheint, das uns der Zauberer Goethe in Faust's Gestalt beschwört, das aus Parsifals [illegible] Gebahren zur Menschheit sprechen will und das uns verkündet, wie menschlich, allzumenschlich Peer Gynts Schicksale und Abenteuer sein mögen. Aber sie sind es nicht; und gerade dieser Umstand wird Knut Hamsuns „Munken Vendt" den richtigen Platz weisen. Denn dieses Menschheitsdrama des reinen Toren ist jenes dramatische Gedicht, welches wir bisher im „Peer Gynt" zu besitzen

vermeinten. Hier wird ein zeitliches Erleben in die Ewigkeit gesteigert; die sonderbaren Wiederholungen, Ereignisse und Hindernisse des Lebens ranken sich um den tragiklosen Träger einer Handlung, in der es keiner symbolischen Beziehung mehr bedarf, um so allgemein menschlich zu werden, daß man das Einzigartige dieses Lebens vergißt. Man weiß nicht, wo das Märchen beginnt; aber man glaubt daran. Man fühlt, daß die Lust am Fabulieren ein Teil jener Lust ist, der wir alle das Leben verdanken. Man weiß, daß dieses Leben, unberechenbar und voller Wunder, sich selbst so bunt gestaltet, daß es die Einförmigkeit des Fluches vergißt, der es an das Dasein kettet. Hamsun nennt es „Spiel des Lebens": aber er kennt den ungeheuren Ernst dieses Spieles. Denn es hat ihm die Bücher „Hunger", „Mysterien" und „Erlebnisse eines Wanderers" vorgespielt und das Erlebnis der Kunst wird wohl für einen Ernst des Lebens zeugen, den die Mittelmäßigkeit zeitgenössischen Literatentum niemals ahnen darf. So ist eine wunderbare Ergriffenheit über den Werken Knut Hamsuns; eine Ergriffenheit, die von einer Gläubigkeit durchleuchtet ist und die sich an der Fülle der Welt beglückt. Das aber ist das höchste Glück, das Glück des Einsamen vor Gott und Welt.

Nirgends teilt sich das Schöpfungsgefühl dem Hörer oder Leser stärker mit, als auf dem Theater. Das Buch erfordert höchste Konzentration, ist ewig neu in seiner veränderlichen Starrheit, die den von tausend Reizen umgebenen Leser beängstigen und verwirren kann. Das Theater aber ist die feste Form einer verbürgten Konvention; sein jeweiliger Stil liegt ebenso in der Zeit, wie etwa die Sprache, die gesprochen wird. Alles ist suggestiv: die Bühne, der Saal, die Menschen, die Dunkelheit, die Billeteure und die Erwartung. Und sollte er auch nicht jenes hohe Glück einsamer Weltliebe vermitteln können, das Hamsuns Bücher durchzieht? Freilich, dieses „Spiel des Lebens" ist kein Spiegel der Welt; aber es ist ja möglich, daß sich ein Publikum zusammenfindet, das sich im Lichte dieser Spiele spiegelt! Ich weiß nicht, ob man versucht hat, Hamsun aufzuführen, die Probleme der Theatralik, die eine Aufführung seiner Werke lösen müßte, würden Lohn sein, der reichlich lohnet; die Liebe zu den Dingen und der Haß der Menschen, das Spiel einer wunderbaren Welt würde aber vielleicht einen Schimmer jenes verlorengegangenen Idols wiederbringen können, das einst von einer ethischen Sendung der Schaubühne träumte. —

III.

„Munken Vendt" und „Spiel des Lebens", von den fünf oder sechs Dramen wohl die überzeugendsten, kühnsten, bedeutendsten, vereinen eine Fülle ungewöhnlicher Ereignisse mit der allereinfachsten Linienführung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer Handlungen. Das Ungeheuer „Welt" ist auf ein regelloses Schachbrett gestellt. So kommt die Handlung zu ihrem Recht; denn das Theater ist die Kunstform der Ereignisse. Das ist nun die Ueberlegenheit Hamsuns über Ibsen: bei Hamsun wird gehandelt, wovon bei Ibsen höchstens nur gesprochen wird. Und noch mehr: die sichtbare, hörbare Handlung verhilft der Phantasie des Zuschauers immer noch zur Arbeit die Symbole zu lösen, die ihm das Theater vorenthält. Diese Symbole leben; sie tun mit, greifen ein; während sie bei Ibsen nur das gesprochene Wort illustrieren um es — das Wort! — zu beleben.

So wird auch das neue, ich möchte sagen, erkenntnistheoretische Fatum „Vergangenheit", das Ibsen über sein Drama herrschen läßt, bei Hamsun zu einer bunten, sinnlichen Gegenwart. Die Auflösung des ibsen'schen Vergangenheitsproblems gelingt aber in den zwei Dramen „An des Reiches Pforte" und „Abendröte": das erste ist die Prämisse des zweiten; das zweite aber führt ein Einzelschicksal gewaltig in den Sinn der Welt ein. Es ist das große Tragikum des Alterns, des seiner Zeit verlorenen Mannes. Ein Baumeister Solneß des Geistes, ist der Kampf ums Altern des Helden Ivar Kareno so sehr ins Innere verlegt, daß Alle, die wir heute noch jung sind, den Schauder fühlen müssen, der uns einst von der Jugend des Geistes reißen wird. Und wir vergeben dem Alter, das uns nicht erkennen kann, auf daß auch uns vergeben werde!

IV.

Der untragische Mensch geht an einer Unendlichkeit zu Grunde; Munken Vendt, der Streiter wider Gott, verendet an Gottes Rache, die ihm das Hindernis „Welt" entgegenstellt. Dieses Schicksal ist ganz menschlich: hilflos zwischen Gott und Welt, ein irdischer Prometheus, dem das kleine Erleben des Alltags zur unendlichen Fülle der Welt wird. Und so sind die Helden Hamsuns in ihrer irdischen Tragik: Menschen, die das Große verschweigen und am Kleinen zugrunde gehen. So erst werden sie bedeutend; die konsequente Intensität dieser Gestalten hebt sie hoch über die Rollen empor, die sie im kleinen Erdenspiele zu spielen haben. So sehr sind sie Norweger, daß sich mit ihnen Norwegen zur großen Heimat der Menschheit weitet. Und wir alle erkennen diese Landschaften, diese Menschen, dieser Menschen Sorgen, Freuden, Schicksale, Wünsche, Geheimnisse. Und diese innerlichste Erkenntnis eines tiefen Zusammenklingens scheint mir wiederum eine jener magischen Offenbarungen des Nordlichts zu sein, das unsre Zeit durchstrahlt.

Es ist, als wäre auch Knut Hamsun einer jener Propheten, die unserm alten Leben eine neue Kunst verkünden wollen. Auch sein Wort kommt vom Norden her, wie Swedenborgs mystische Verkündigung von Himmel und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hölle, wie des unerbitterlichen Kierkegaards Lied von Gut und Böse, wie Andersens liebliches Märchen aus Traum und Spiel. Und auch wie Thorwaldsens sanfte Antike in ihrer edlen Reinheit, — und, endlich, wie jenes allergrößte Gewissen, das unsre Zeit durchtobt und unsre Zukunft erst stören wird: August Strindberg . . . .

Hamsun erzählt von Güte und Menschlichkeit; sein Wort ist noch heiß von der Nähe des Erlebens, wir können noch keine Formel finden dafür.

Vorläufig müssen wir nur noch dieses Wortes lauschen . . . .

* * *

Knut Hamsuns Dramen sind wie seine Prosawerke bei Albert Langen in München erschienen.

Europa's Allerseelen 1916

Von Heinrich Hutter

Wer trüge jahrelanges Morden

Wer trüge jahrelanges Morden,
Und fühlt nicht selbst den Todesstreich?
Wir waren jung und waren weich,
Wie sind wir hart und fahl geworden.

Erst Kraft und Leben, hier wie dorten,
Dann Trotz und Tod, blutrot und bleich,
Wohin die Hand ich suchend reich,
— Erstarrte Fäuste allerorten!

Der Blick ist müd vom Zukunftsspähen,
Des Schwertes Zauber ist vorbei,
Wann wird dein lichtes Banner wehen,

Wann bist du, Friede, wieder frei?
Wir wollen wieder Jugend sehen,
Wir wollen, daß es anders sei.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Frauen Sinn hat sich gewendet

Der Frauen Sinn hat sich gewendet,
Erlöst vom harten Männerwahn:
Nicht Kind um Kind, nicht Zahn um Zahn,
Der Mütter Opfer sind verschwendet.

Ihr Blick ist feucht, nicht mehr verblendet:
Führt diese blutumspülte Bahn
Die Menschheit aufwärts und voran?
Fragt leis ihr Gram und: Wie das endet?

Der Groll des Manns trotzt halbermattet
Und leugnet, daß auch er bereut,
O wie viel Kraft liegt unbestattet,

O wie viel Reiz welkt unbegattet!
Der Frauen Tränen spiegeln heut
Was sich der Mann zu sehen scheut.

Theaterrenaissance

Unser geschlossener Handelsstaat hat keine Parallele im geschlossenen Kulturstaat gefunden. Wir haben die Literatur des Feindes weiter verlegt und gekauft. Gemälde aus der Fremde zu achten oder zu lieben nicht aufgehört. Reinhardt hat die Kriegserklärung Englands mit besonders gepflegten Aufführungen Shakespeares beantwortet. In der königlichen Oper erschienen Carmen neben Aida. Die deutsche Sachlichkeit zeigt in solchen Erscheinungen stillen, hohen Triumph.

Die Kraft zu so leidenschaftsloser Ruhe sucht sie in sich selbst. Sie steigt tiefer in sich hinein als sie es, zu ihrem Schaden, im Frieden getan hat.

In Berlin haben gleich drei Theater mit solcher Selbstbesinnung ihre Tätigkeit begonnen. Das Deutsche Theater mit den „Soldaten" des alten Jakob Michael Reinhold Lenz. Das Lessingtheater mit den beiden „Klingsberg" von Kotzebue. Das Kleine Theater mit Otto Ludwigs „Goldschmied" (aus der Madame de Scudéry).

Das Stück von Lenz ist ein Monstrum. Der Spiegel einer weitläufigen Zeit und eine menschliche Tragödie, zugleich. Zustandsdarstellung und Entwicklungsdrama. Aus der Zeit geboren und in zeitlose Zukunft ragend. Der Kampf der Stände, die aneinander verbluten, indem sie aufeinanderprallen, ist die Perspektive. Das Zugrundegehen eines Bürgermädchens und einer Bürgerfamilie an der Liebschaft eines Adligen ist die Handlung. Zwei Menschen, die einander lieben, gehen unter, weil der Mann nicht die Kraft hat aus den Grenzen seines Standes zur freien Natur zurückzufinden, geben den Stoff — das umgekehrte Motiv der Kabale und Liebe, die Vorbereitung zu Schillers antikem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schicksal, das Menschen zermalmt, weil sie in Mächte hineingezwungen werden, gegen die ihre Kraft versagt. Es ist ein seelischer Aufschrei gegen die Zeit; gegen unfreies Menschentum; gegen Unaufrichtigkeit und Zielloſigkeit von elementarer Gewalt. Man sieht Shakespeare heraufsteigen. Die Zeiten Schillers und der Revolution. Die großen weltumspannenden Formen des germanischen Dramas. Es war nebensächlich: daß Reinhardt Bilder stellte und in Bewegung hielt, die dem schaulustigen Publikum einen Abend lang Genüge taten; daß der alte Dichter Else Heims und Diegelmann (als Tochter und Vater) zur Auswirkung tragisch empfundener Gestalten begeisterte. Die Hauptsache war: der Dichter wurde zur Tragödie in der Tragödie, weil er mit, freilich, ungewöhnlichem Willen Gigantisches versuchte.

Die beiden Klingsberg leben von den Brosamen, die von den Tischen derselben Großen fielen. Aber selbst dieser kleine Wille war sympathisch. Denn er macht ehrlich bei dem ganz kleinen Halt, zu dem er ausreicht. Bei Otto Ludwig erlebte man ein Nachspiel zu Schillers Werk von unharmonischer Gestalt. Der Kampf der Stände ist da schon historisch empfunden; die Psychoanalyse des Helden Konstruktion nach dem Verbrecher aus verlorener Ehe. Auch das redliche Bemühen des Theaters, durch die Darstellung das Werk in das Gebiet rein gefühlter Kunst hinüberzuspielen, mußte versagen.

Aber einen weiteren Schritt zur deutschen Theaterrenaissance hat auch Otto Ludwig machen helfen.

S. H.

Kritik

Dr. Ludwig Thoma schreibt uns: Herr Joachim Friedenthal, Korrespondent des B. T., lebend in München, war unzufrieden mit meinen Einaktern, die am 21. Oktober im Residenztheater zum erstenmale gegeben wurden.

Schön.

Er befand sich im Gegensatze zum Publikum und schickte seinem Blatte einen Bericht, der sogar seinen Reporterrespekt vor den Tatsachen vermissen ließ.

Auch schön.

Das ist nicht bemerkenswert; die Besucher des Residenztheaters brauchen keinen Friedenthal, um sich ihr Urteil zu bilden. Ich brauche erst recht keinen.

Er ist ein Mann, über den in München ähnlich viele und gleich pointierte Anekdoten erzählt werden, wie in Wien über die Witwe Pollak. Dabei gilt er für anständig und für einen eifrigen Korrespondenten, dem auch glücklich vermiedene Straßenbahnunfälle nicht entgehen. Man weiß wohl, daß ihm die Literaturbranche nicht alle Möglichkeiten bietet, die ihm die Textilbranche geboten hätte, und so läßt man ihn lächelnd gewähren, wenn er seine kritische Meinung drucken läßt.

Auch die Witwe Pollak kann zuweilen ihre Ansicht äußern. Allein Herr Friedenthal bemerkte so leichthin und nebenbei, daß ich alljährlich mit einer „Chochotte" auf die Bühne komme, und das hatte anzudeuten, daß ich geschäftliche Interessen über künstlerische stelle, oder dem „Geschmacke des Publikums" entgegenkomme.

Das sollte ein tüchtiger Korrespondent nicht schreiben. Wenn er gewissenhaft genug ist, über jeden erlittenen Knochenbruch Erkundigungen einzuziehen, sollte er sich auch über die Natur eines solchen Vorwurfes Klarheit verschaffen. Das „Publikum" aber, dessen Diener er ist, und dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er doch beinahe göttliche Verehrung weiht, sollte er nicht als geistig unter ihm stehend bezeichnen.

Ich nehme jedoch an, daß Herr Friedenthal den Vorwurf lediglich zur stilistischen Abrundung seines Aufsatzes hin geschrieben hat.

Und aus Gutmütigkeit.

Er verkehrt mit einem Literaturklüngel, dem er einen Gefallen erweisen wollte, und vielleicht hat der Eine und Andere daraus seine Verwegenheit mit einem schmalzigen Lächeln belohnt. Allein, das ließe sich auch auf anständigere Weise verdienen. C'est la verité, wie der alte Pariser Friedenthal zu sagen pflegt.

Die Stillen im Lande

Sie wußten nicht, daß sie im Stillen schürten
Mit ihrer Not den ungeheuren Brand,
Sie wußten nur, daß nach dem Vaterland
Im Vaterlande sie ein Heimweh spürten.

Das brannte fort, bis jäh der Friede schwand,
Bis draußen Stimmen sich und Waffen rührten
In Haß und Zorn, und wilde Schläge führten ...
Nun haftet es wie Blut an ihrer Hand.

Nun stehen sie, die Keinen je befehdet,
Doch stets bereit, ihr Herzblut hinzugeben,
Und fühlen es wie Schuld und Strafgericht.

Daß sie allein den Krieg herbeigebetet,
Daß, was Erfüllung sollte sein und Leben,
Heimsuchung heißt und Schicksal und Verzicht.

F. Reuting

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der neue polnische Staat

Von Georg Gothein, M. d. R.

Der 5. November 1916 ist ein welthistorischer Tag. Der Tag der Wiedergeburt des seit fast 5/4 Jahrhunderten unterdrückten polnischen Staatswesens. Wohl hatte dies zwischendurch im Großherzogtum Warschau noch einige wenige Jahre ein ephemeres Dasein von Napoleons I Gnaden geführt und von 1815 bis 1830 als russische Satrapie fortexistiert, aber von einer nationalen Selbständigkeit war seit der dritten Teilung Polens nicht mehr die Rede. Es war für Polens Machtentwicklung das Verhängnis gewesen, daß die ursprünglich slawischen Gebiete östlich der Elbe deutsch kolonisiert wurden, daß der deutsche tiefgehende Scharpflug seinen Siegeszug über den polnischen Hackenpflug führte, der nur die wenig fruchtbaren, leichten Böden zu lockern vermochte. Daß mit der höheren Technik von Landwirtschaft und Handwerk des Deutschen zugleich sein freies Städte- und Bauernrecht den Einzug hielt und allmählich auch der hörige polnische Bauer zu dem besseren, wenn auch hinter dem deutschen zurückbleibenden laffitischen Recht eingesetzt wurde, daß er von den deutschen Einwanderern Recht, Sitte und Sprache annahm, daß er germanisiert wurde. Daß durch Erbteilungen alte polnische Lande wie Schlesien dem Königreich Polen schon früh verloren gingen und der polnische Adel und das polnische Reich sich im Osten Eroberungen zu machen suchte: Ostgalizien, Wolhynien, die Ukraine, große Teile Weiß-Rußlands, Wohl glückte das, aber das polnische Element blieb in all diesen Gebieten im Wesentlichen nur eine großgrundbesitzende, herrschende Oberschicht, der es nicht gelang, die altangesessenen nichtpolnischen Stämme zu polonisieren. Das hätte nur der Bauer mit höherer Technik und höherem Recht gekonnt, das konnte der polnische Starost, der als Eroberer ins Land gekommen war ebensowenig wie es in Kur- und Livland dem deutschen Adel und den deutschen Hanseaten gelingen konnte, die lettische Bevölkerung zu germanisieren.

Die feierliche Verschmelzung mit Litauen stärkte wohl die militärische Stoßkraft des polnisch-litauischen Staates, aber sie fügte ihm ein neues fremdstämmiges Element hinzu; nur der litauische Adel wurde polonisiert und zu dem nationalen Gegensatz trat in diesem wie in den eroberten Gebieten noch der soziale. Das gab dem polnischen Staatswesen geringen inneren Halt und in den viele Jahrhunderte dauernden Kämpfen mit dem an Zahl und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschlossenheit überlegenen russischen Erbfeind verlor es ein erobertes Gebiet nach dem andern. Wohl hätte es dem widerstehen können, wenn es im Westen, Süden und Norden einen starken Rückhalt gehabt hätte. Aber das aufstrebende brandenburg-preußische Staatswesen, das Ostpreußen einerseits, Schlesien andererseits besaß, mußte sich notgedrungen konsolidieren, seine unglücklichen, schwer zu verteidigenden Grenzen verbessern. Die Inbesitznahme Westpreußens, das zudem als früheres deutsches Ordensland einen starken deutschen Einschlag hatte, die Posens, wodurch die Entfernung der Hauptstadt Berlin von der Grenze von 125 auf 280 km erweitert wurde, waren daher eine gebieterische Notwendigkeit. Hatte doch auch der siebenjährige Krieg gelehrt, daß das damalige Polen keinen Schutz deutscher Lande gegen russische Einfälle darstellte.

Und doch war die völlige Aufteilung Polens auch vom deutschen Standpunkte aus ein schwerer politischer Fehler. Verstärkte das doch die ohnehin gewaltige Uebermacht Rußlands aufs Höchste, machte es zum unmittelbaren Nachbar Preußens wie Oesterreich-Ungarns, gab die Grundlage zu dem bedrohlichen Traume des Panslawismus, der idealistischen Bemäntelung russischer Eroberungssucht.

Ein so weitblickender Staatsmann wie der Frhr. von Stein, der sonst gewiß nicht russischer Antipathien verdächtig war, hat trotz des Gefühls der Dankbarkeit für die russische Mithilfe an der Befreiung Deutschlands vom französischen Joch, trotz seiner persönlichen Freundschaft mit Alexander I auf dem Wiener Kongreß aufs eindringlichste davor gewarnt, Polen — wenn auch nur durch Personalunion — mit Rußland zu vereinigen. Die ganze Unmöglichkeit der Verbindung eines konstitutionellen, auf westeuropäischer Kultur fußenden, polnischen Staatswesens mit dem autokratischen, asiatischen Rußland, all das Elend, das daraus für Polen erwachsen würde, hat er klar vorausgesagt. Und trauernden Herzens hat er selbst es noch erlebt, wie sich seine trüben Ahnungen verwirklichten. Er hatte ein selbständiges Polen in Anlehnung an Deutschland, das ihm Kultur und Religion vermittelt hatte, gefordert. Es ist Stein'scher Geist, Geist der Freiheitskriege, der jetzt wieder gut macht, was auf dem Wiener Kongreß von Rußland, England, Frankreich und dem Oesterreich eines Metternich an dem unglücklichen Polen gesündigt worden ist.

Man muß Polen kennen, um einigermaßen zu ermessen, was Rußland an ihm gesündigt hat. Wohl konnte sich seine Industrie nach der Einverleibung in das durch gewaltige Zollmauern geschützte, riesige russische Absatzgebiet mächtig entwickeln; aber das war auch der einzige Vorteil. Im übrigen wurde die wirtschaftliche Entwicklung des Landes durch die systematische Vernachlässigung, ja direkte Verhinderung des Ausbaues der Verkehrswege, durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unterlassung aller Flußkorrektion und Melioration gehemmt. Beides geschah im Landesverteidigungsinteresse. Polen war für Rußland nur Glacis.

Unendlich schlimmer war aber die Unterbindung jeder kulturellen Entwickelung des Landes. Weder in den Städten, geschweige auf dem Lande, wurde eine Selbstverwaltung geduldet. Und wie der russische Tschinownik verwaltet, dafür als Beispiel, daß von den mehr als 100 russischen Stadtgemeinden — 37 0 0 der Bevölkerung des ehemaligen Generalgouvernements Warschau leben in solchen — nur 4 eine Kanalisation, nur 8 eine Wasserleitung besaßen, daß selbst in der über 600,000 Einwohner zählenden Industriestadt Lodz-Pabianice die eine wie die andere fehlte; daß nur 13 Städte Gas- oder elektrische Beleuchtung besitzen, alle anderen auf Petroleum angewiesen sind. Daß es keine öffentliche Armen- und Krankenpflege gab, und Elend und Sterblichkeit darüber ungeheuren Umfang annahmen.

Das Allerschlimmste aber war die Verhinderung der Volksbildung. Für den Volksschulunterricht wurden in Polen aus öffentlichen Mitteln — sage und schreibe: 9 Pfg. auf den Kopf der Bevölkerung aufgewendet und 70 0/0 der Bevölkerung sind Analphabeten; man muß sich fast wundern, daß es nicht noch mehr sind. Dabei lagen die Bildungsverhältnisse bis zur Revolution von 1830 wesentlich günstiger — Von Gymnasien wurden nur wenige russische mit recht minderwertigem Bildungsgang geduldet. Die Hochschulen wurden aufgelöst. Erst der deutschen Verwaltung war es vorbehalten, Universität und technische Hochschulen in Warschau wieder ins Leben zu rufen, einen Volksschulunterricht wenigstens in seinen Anfängen zu organisieren.

Ungeheuer sind die Aufgaben, die das polnische Staatswesen zu lösen hat, und ihre Lösung ist um so schwieriger, als es an geschulten Kräften hierzu fehlt, man wird solche zur Mitarbeit aus Deutschland wie aus Oesterreich heranziehen müssen.

Die Aufgabe wird auch dadurch noch schwieriger, daß Polen — selbst wenn es auf das frühere Generalgouvernement Warschau beschränkt würde, was aus wirtschaftlichen, politischen und militärischen Gründen nicht zu empfehlen ist — keine rein polnische Bevölkerung besitzt, letztere vielmehr nur 73 0/0 der Gesamtbevölkerung ausmacht. Und je weiter man die Grenzen zieht, um so geringer wird der Anteil der Nationalpolen an ihr. Wie eingangs dargelegt, ist der Zerfall Polens nicht zuletzt auf die nationalen und sozialen Gegensätze in den polnischen Eroberungsgebieten zurückzuführen. Soll das neue Staatswesen den notwendigen inneren Halt gewinnen, so wird man von vornherein Vorsorge treffen müssen, daß den nationalen Minderheiten die Pflege ihrer Kulturgüter vor allem in der Schule gesichert wird, und daß Wahlkämpfe der verschiedenen Nationalitäten gegeneinander von vornherein vermieden werden. Wie das erreicht werden könnte, habe ich in früheren Heften des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

März eingehend dargelegt, insbesondere auch die in Polen so ungemein schwierig liegende Judenfrage erörtert. Gerade in der Frage der Nationalitäten wird es unerläßlich sein, diese Ordnung nicht dem neuen Staatswesen selbständig zu überlassen, sondern sie in der Verfassung zu regeln, die mangels vorhandener gesetzgebender Körperschaften zunächst oktroyiert werden muß. Man wird aber gut tun, die Rechte der nationalen Minderheiten als unveräußerliche Menschenrechte unverrückbar festzulegen und sie nach amerikanischem Vorbild unter den Schutz eines höchsten Gerichtshofs zu stellen. Als solcher habe ich schon früher den Haager Schiedsgerichtshof empfohlen, bei welchem die einzelnen Nationsgemeinschaften gegen Verletzung ihrer verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte klagen könnten. Das würde wirkungsvoller sein, als die Garantieverpflichtung dritter Mächte, wie sie beispielsweise die europäischen Großmächte hinsichtlich der Rechte der Juden in Rumänien übernommen hatten und die wirkungslos wurde, weil bei dem Gegensatz der Mächtegruppen sich jede hütete, ihrer Verpflichtung nachzukommen und sich damit die Feindschaft Rumäniens zuzuziehen. Auch hat es für jedes selbständige Staatswesen etwas Bedrückendes, durch fremde Staatswesen zur Erfüllung von den eigenen Staatsangehörigen gegenüber übernommenen Verpflichtungen gemahnt zu werden. Das entfällt, wo ein unparteiischer Gerichtshof Recht zu sprechen hat.

Daß bei genügendem Ausmaß der Freiheit, bei der Sicherung ihre Rechte die verschiedensten Nationalitäten mit Liebe und Treue zum gemeinsamen Vaterland erfüllt werden, dafür ist der schlagendste Beweis die Schweiz. Auch dort hat es in früheren Jahrhunderten die erbittertsten Kämpfe zwischen den einzelnen Nationalitäten gegeben, und sie sind glücklich überwunden worden.

Die Proklamation der beiden Kaiser hat die Grenzen und die näheren Verfassungsbestimmungen für das neue Staatswesen offen gelassen, sich über das zukünftige Schicksal Litauens und Kurlands begreiflicherweise ausgeschwiegen. Für Deutschland aber hat die Grenzfrage ebenso wie die der militärischen Orientierung Polens das größte Interesse. Wir wollen gern und willig Polen und den sonstigen westslawischen Völkern, ebenso wie den unter ihnen wohnenden Deutschen und Juden die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht geben, aber wir müssen gleichzeitig die russische Gefahr so weit als irgend möglich bannen, müssen dafür sorgen, daß die von uns vom russischen Joch befreiten Völker nicht bei einem etwaigen erneuten kriegerischen Konflikt die Waffen gegen uns kehren.

Die Bevölkerung Rußlands vor dem Kriege wurde auf 176 Millionen geschätzt; die Deutschlands auf 68, die Oesterreich-Ungarns 53 Millionen. Beide zusammen blieben also um rund 45 Millionen hinter Rußland zurück; das Verhältnis verschob sich bei dem starken Geburtenüberschuß von Jahr zu Jahr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr zu Gunsten Rußlands. Wenn die zirka 12 Millionen, die in Kongreßpolen wohnen, auf die Seite Mitteleuropas treten, so bessert sich für uns das Kräfteverhältnis um 24 Millionen; kommen in Litauen und Kurland noch weitere 4—5 Millionen dazu, so um 32 Millionen; dann ist die zahlenmäßige Ueberlegenheit des russischen Kolosses keine erschreckende mehr, sie dürfte auch für die Zukunft durch die natürlichen und Verkehrsverhältnisse Mitteleuropas ausgeglichen sein.

Aber auch nur dann: denn Polen auf russischer Seite bedeutet eine ständige Bedrohung Deutschlands wie Oesterreich-Ungarns. Indem es wie ein Keil zwischen Ost- und Westpreußen einerseits, Oberschlesien und Galizien andererseits vorspringt, ist es eine für beide Reiche stets drohende russische Angriffsstellung. Das um so mehr, als unsere wie die galizischen Grenzen fast nirgends natürliche Verteidigungsstellungen gewähren, im Gegenteil fast durchweg völlig offen sind. Wenn Rußland im jetzigen Krieg diesen Vorteil nicht ausgenutzt hat, so deshalb, weil es sein Bahn- und Wegenetz westlich der Weichsel nicht ausgebaut hatte, einen Fehler, den es in einem etwaigen neuen Krieg nicht wiederholen würde. Wie nahe war es in diesem Krieg, daß Oberschlesien mit seiner gewaltigen Bergwerks- und Hüttenindustrie in russische Hände fiel! Und wenn das auch für wenige Tage geschah, so hätten diese doch genügt, um sie so zu zerstören, daß sie erst nach Jahren wieder produktionsfähig geworden wären. Wie aber hätten wir in Kohlen, Eisen, Waffen und Munition ohne die Leistungen der oberschlesischen Industrie durchhalten, wie den Bedarf unserer Verbündeten daran decken sollen! Mitteleuropa braucht eine andere Grenze gegen Rußland, nicht eine, die ihm den Angriff, sondern eine, die ihm die Verteidigung erleichtert, die, da sie auch für Rußland eine weit bessere Defensivgrenze schaffen würde, dem europäischen Frieden zu dienen berufen ist.

Polens Interessen decken sich hier mit denen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Seine Selbständigkeit kann es nur in Anlehnung an diese wahren. Nicht Frankreich und England haben trotz vieler tönender Worte und Sympatieerklärungen sie ihm erringen können; das vermochten nur die großen Staatswesen Mitteleuropas und nur sie können sie ihm bewahren. Allein ist Polen mit seiner gegen Rußland verschwindenden Einwohnerzahl dazu ganz außer Stande. Es muß seine militärische Kraft in den Dienst Mitteleuropas stellen, von dem es ein Teil ist. Polen soll mit Recht seine eigene Armee haben, aber es muß durch eine Militärkonvention — vielleicht in der Form, wie sie von 1866 bis 1871 zwischen Bayern und dem norddeutschen Bunde bestanden — die Sicherheit gegeben sein, daß sie im Kriegsfall auf Seiten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns steht.

Ist nicht aber zu befürchten, daß ein selbständiges Polen der Herd irredentistischer Bestrebungen für die preußischen und galizischen Polen wird? Nun

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neben den Reichsdeutschen gibt es Deutsche in Oesterreich, in Ungarn, in der Schweiz, in Polen, in den russischen Ostseeprovinzen usw. Das große deutsche Reich trägt das ruhig und hat es stets abgelehnt, irgend welche Bestrebungen zu unterstützen, welche auf deren Vereinigung mit Deutschland hinzielten. Ja Bismarck hat Deutsch-Oesterreicher, die so etwas wollten, deutlich an ihre Pflichten gemahnt. Und Polen kann großpolnische Bestrebungen um so weniger unterstützen, je weniger es selbst ein reinpolnisches Land ist, je mehr die Auslandspolen untermischt mit andern Nationalitäten d. h. bei uns mit Deutschen wohnen. Freilich ist es dazu nötig, energisch mit der preußischen Polenpolitik zu brechen, die teils aus mißverstandenem deutsch-nationalistischen Interesse, teils aus Rücksicht auf Rußland gemacht wurde, mit dem man durchaus im Frieden leben wollte. Das hat sich trotz aller Liebesmüh als unmöglich erwiesen und nach der Selbständigkeitserklärung Polens verlangt unsere Polenpolitik eine andere Orientierung Dieser Krieg, in dem die preußischen Polen Gut und Blut für das gemeinsame Vaterland mit geopfert haben, muß uns auch den inneren Frieden mit ihnen und die Sicherheit vor der russischen Gefahr bringen.

Amerikas chemische Industie und der Krieg

Von Julius Luebeck, München

Aus der Reihe der kriegswirtschaftlichen Untersuchungen aus dem Institute für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel ist vor kurzem das 7. Heft erschienen, das Beiträge zur Lage der chemischen, insbesondere der Farbstoffindustrie in den Vereinigten Staaten von Amerika enthält, die Johannes Pfitzner, Privatdozent an der Universität Giessen, zurzeit Kiel, zusammengestellt und übersetzt hat. (Gustav Fischer, Jena 1916. Preis M. 1.60.) Fürwahr eine Menge hochinteressantes Material über die Bestrebungen der Amerikaner, während des Krieges eine eigene Farbstoffindustrie zu gründen und die deutsche Farbstoffindustrie, die bisher den amerikanischen Markt, wie auch die übrigen Weltmärkte beherrschten, aus ihrem Lande zu verdrängen, ja sogar den Wettbewerb mit ihr auch auf den ausländischen Märkten aufzunehmen.

Indes wir erfahren zugleich aus dem Bericht des Regierungssachverständigen und Farbstoffspezialisten des Handelsdepartements Thomas H. Norton, den der Handelssekretär unter dem 20. Februar dem amerikanischen Senat unterbreitet hat, daß die Mehrzahl der Koksanlagen in den Vereinigten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staaten noch mit Bienenkorböfen ausgestattet sind, die alles Gas, Ammoniak und Teer unverwendet lassen. Moderne Retortenöfen mit Kondensationsanlagen gibt es nur wenige, anders in Europa und namentlich in Deutschland, wo fast alle Nebenprodukte erhalten bleiben. 1913 gab es in den Vereinigten Staaten 102650 Koksöfen; unter ihnen waren nur 5688 Retortenöfen. 30485 alte Oefen, oder 31,4 Prozent, waren während des ganzen Jahres unbeschäftigt, Dementsprechend die Ausführungen des Commerce Reports vom 22. September 1915 zur ersten Nationalausstellung chemischer Industrien in New-York: Der Besucher der Ausstellung wird sehen, daß wir Nebenprodukte der Kohlendestillation im Werte von 100 Millionen Dollars ungenützt lassen, während wir 10 Millionen Dollars jährlich nach Deutschland zum Ankaufe der verschiedenen Farben senden, die für unsere Textil- und andere verwandten Industrien erforderlich sind. Er wird erfahren, daß Berge von Sägemehl sich in unseren Sägemühlen des Nordwestens anhäufen, während wir jährlich von Deutschland Oxalsäure im Werte von 400000 Dollars einführen, welche wir so leicht aus dem ungenützten Sägemehl gewinnen könnten.

Weiter entnehmen wir dem recht verdienstlich zusammengestellten Material, wie sehr der beratende Chemiker J. Merrit Matthews in der Sitzung Society of Chemical Industry vom 22. Oktober 1915 mit den jüngsten Ankündigungen von Erfindungen abgerechnet hat. In einer Rede, „die allgemeine Meinung über die Farbstofflage" stellte er (entsprechend dem Newyork Journal of Commerce vom 23. Oktober 1915), fest, daß eine Flut wissenschaftlichen Unsinns über das Land hereingebrochen sei, anläßlich der Bestrebungen, dem Farbstoffmangel abzuhelfen. Als Beispiele der hinsichtlich der Farbstoffe vorherrschenden Unwissenheit erwähnte er die Erfindung von Preißelbeerenrot, die einem Erfinder in Neu-England zugeschrieben wird, der bemerkt habe, daß die Beeren die Hände färben und die als Osageorangefarbe bekannte Farbe, die weit und breit von der Regierung angekündigt worden ist. Der Chemiker hat sich lange an das Mißverstehen chemischer Dinge durch Laien gewöhnt, aber in der Fabstoffpropaganda beschränken sich diese Mißverständnisse nicht auf den Laien, sondern scheinen sich auch innerhalb des Berufes selber auszudehnen. Es ist eine seltene Ausnahme, einen Textilindustriellen zu finden, der, wenn er auch noch so sehr an der Farbstofffrage interessiert ist, vollständig mit der Natur des Farbstoffproblems vertraut ist, selbst in der einfachsten Form. Neue, für die Produktion von Farben, sei es aus neuerdachten Rohmaterialien oder mittels geheimnisvoller Prozesse, vorgeschlagene Methoden müssen im allgemeinen als sinnlose Ausgeburten unwissender Ignoranten oder als Schwindeleien betrachtet werden." Und die Newyorker Staatszeitung berichtet am 31. Oktober 1915 über die deutschen Teerfarbstoffe:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Es wird jetzt tatsächlich unglaubliches hervorgebracht in der Herstellung neuer Farbstoffe, aber weniger in der ehrlichen Absicht, eine leistungsfähige, dauernde Farbstofferzeugung zu gründen, als schnell enorme Profite zu schaffen. So wie die Sachlage jetzt ist, ist jedes Pfund der guten deutschen Farbstoffe mit dem vierfachen Preisaufschlag noch sehr billig. Jedenfalls wird die heutige amerikanische Farbstoffindustrie der künftigen Wiedereinfuhr deutscher Produkte, und sei der Schutzzoll noch so hoch, keinen Abbruch tun."

Wie aber steht es mit der Behauptung des anfangs genannten Farbstoffspezialisten des Handelsdepartements Thomas H. Norton, daß in den Vereinigten Staaten jetzt 15000 Tonnen Farben hergestellt würden, d. h. etwa die Hälfte der Konsumtion in diesem Lande vor dem Kriege? Dieser Behauptung von Th. H. Norton wird in einem Bericht von J. Merritt Matthews aufs entschiedenste widersprochen, einem Berichte, den dieser als chemischer Sachverständiger der Textilindustrien einem Briefe an den Handelssekretär Redfield beigefügt hat und der von allen durch die Farbstoffknappheit berührten Industrien unterzeichnet ist. Matthews schließt aus seinen Nachforschungen, daß nur 6500 Tonnen in den Vereinigten Staaten hergestellt würden und daß dieser Betrag aus einigen wenigen, meist schwarzen Farben zusammengesetzt sei. „Fast alle Fabrikanten von Kohlenteerprodukten," so heißt es in dem Bericht von Matthews laut Newyorker Commercial vom 11. Februar 1916, stimmen mit uns überein, daß Nortons Angaben sehr stark übertrieben sind. Matthews sandte ein Rundschreiben an etwa 30 Gesellschaften im Lande, von denen berichtet worden ist, daß sie Farbstoffe herstellen. Aus den Antworten ergab sich, daß offenbar 3 Gesellschaften gegenwärtig damit beschäftigt sind. „Eine Anzahl der in Nortons Aufsatz erwähnten Gesellschaften scheinen keinerlei Farbstoffe hergestellt zu haben, schreibt Matthews. „Es war sogar unmöglich, über die Tätigkeit der meisten dieser Gesellschaften irgendwelche Auskunft zu erhalten. Man gewinnt dadurch den Eindruck, daß sie nur auf dem Papier stehen.

Allerdings, was den Hauptfaktor bei der Förderung des frühen Beginns der deutschen chemischen Industrie und ihrer bemerkenswert schnellen und harmonischen Entwicklung anbetrifft, so hat Thomas H. Norton an den Handelssekretär sehr treffend berichtet: „Der Hauptfaktor war der deutsche wissenschaftliche Forschungsgeist und die staunenswerte Ausstattung zur Erleichterung der Betätigung dieses Geistes, größtenteils auf Staatskosten. In Deutschland erkannten die Industriellen, Kapitalisten und Regierungsbeamten frühzeitig die schaffende Macht und die Gewinnaussichten einer gut organisierten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

industriellen wissenschaftlichen Forschung. Jeder bedeutende Fortschritt in der Entwicklung der Kohlenteerindustrie in den Vereinigten Staaten hängt von der Kenntnis dieser Tatsachen ab, denn keine Industrie ist so eng mit der wissenschaftlichen Forschung verknüpft. Mit vollem Recht hob Norton noch weiter hervor: Die mangelhafte Entwicklung der amerikanischen Kohlenteerindustrie erklärt sich aus der Vorherrschaft Deutschlands auf diesem Gebiete. Von der deutschen Farbstoffindustrie hängen aber nicht bloß die Vereinigten Staaten sondern die ganze Welt ab, selbst Großbritanien und Frankreich. Im Jahre 1913 erreichte der Gesamtverbrauch der Welt an Farbstoffen einen Wert von 92 Millionen Dollar. Davon deckte Deutschland allein 74 Prozent und außerdem von dem Rest über die Hälfte des zur Herstellung erforderlichen Materials. In nennenswerter Weise ist bloß noch die Schweiz Farbstofflieferant für den Weltmarkt, hängt aber hinsichtlich der Rohprodukte und Halbfabrikate vollkommen von Deutschland ab. Die beherrschende Stellung Deutschlands ist so ausgeprägt, daß die Emanzipationsversuche anderer Länder bisher fast ohne Erfolg geblieben sind. Die deutschen Farbenfabriken stellen sämtliche 300 Zwischenprodukte selbst her, die für die deutsche Farbenindustrie erforderlich sind, und ebenso einen großen Teil der von der ausländischen Farbenindustrie verwendeten. Dies beruht auf dem Erfindungsgeist der deutschen Chemiker, verbunden mit technischer Geschicklichkeit und kühner geschäftlicher Verwertung und findet in der Geschichte aller Industriezweige kaum ein Gegenstück. Die 21 deutschen Farbenfabriken haben ein Nominalkapital von 36,7 Millionen Dollar mit einer durchschnittlichen Dividende von 22 Prozent; sie bilden die einträglichste Industrie in Deutschland.

So ist es denn bei der überragenden Bedeutung, welche die deutsche Farbstoffindustrie für die deutsche Volkswirtschaft und auf dem Weltmarkte hat, sehr zu begrüßen, daß Johannes Pfitzner schon während des Krieges eine Fülle von recht wertvollem Material zur Lage der chemischen Industrie Amerikas zusammengestellt hat. Seine Beiträge bieten nicht nur den Farbstoffproduzenten, sondern allen volkswirtschaftlich und politisch interessierten Kreisen unentbehrliche Informationen, wenn sie sich mit der voraussichtlichen Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkte nach dem Kriege beschäftigen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Philosoph

Von Alfred Manns, Bremen

s war zur Konventszeit.

Vor dem Fenster eines unscheinbaren, alten Pariser Renaissance-Hauses stand ein Mann mittleren Alters. In seinen Augen lag ein schwärmerischer Ausdruck, doch war es unschwer zu erkennen, daß dieser Mann gewohnt war, seine Gefühle dem unterzuordnen, was er für vernünftig und richtig hielt.

Er hatte aufmerksam auf einen kleinen Vogelkäfig geblickt, in dem ein Stieglitz schwerfällig herumhupfte. Offenbar hatte sich das Tierchen ein Bein gebrochen. In den Zügen des Mannes spiegelte sich Mitleid. „Was nun tun? Das kleine muntere Kerlchen töten? Oder genügt es, ihm das Bein abzunehmen? Oder — halt — man könnt's ja mal mit einer kleinen Schiene versuchen."

Einem der zahlreichen Blumenstöcke auf dem Fensterbrette entnahm der Mann ein Stäbchen, das er zu teilen und zuzuschnitzen begann, als plötzlich auf der Straße ein Tumult entstand. Nicht eben übermäßig laut war der Lärm, denn man war es ja in Paris gewohnt, den beladenen Scharfrichterkarren zu sehen.

Vorsichtig, um keine der Blüten zu beschädigen, öffnete der in seiner Beschäftigung Gestörte das Fenster und sah hinaus. Er tat das instinktiv, denn auch für ihn bot das Schauspiel nichts neues, und er war ein Philosoph.

Auf dem Wagen saß ein alter Mann und neben ihm ein junges Mädchen. Auch das war etwas alltägliches. Der Mensch gewöhnt sich an die Schrecknisse des Schlachtfeldes, er gewöhnt sich auch an die ihm täglich vor Augen tretenden Qualen der menschlichen Seele. „Was geht's mich an? Ich habe mir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heute einen Feiertag genommen. Mag draußen vorgehen was will." —

Gleichgültig wollte er das Fenster wieder schließen, da fiel sein Blick von dem Henkerkarren auf das Stieglitzhäuschen. Ein Schatten huschte über sein Gesicht, er grub die Zähne in die Unterlippe und schüttelte den Kopf. Etwas wie Zweifel zuckte durch seine Mienen, die indessen gleich darauf ihren schwärmerischen Ausdruck wieder annahmen. Leicht ungeduldig stampfte er mit dem Fuße auf.

„Ferien hab' ich, Ferien", damit öffnete er den kleinen Käfig, ergriff das Vögelchen mit einer Behutsamkeit, die etwas Rührendes hatte, schiente er die Bruchstelle am Beine des Tieres, worauf er es wieder in den Käfig setzte. Er zog sich dann einen Stuhl heran, ließ sich darauf nieder, legte das Kinn in die rechte Hand und beobachtete wohl eine Viertelstunde lang teilnehmend den trübselig auf seiner Stange hockenden Vogel. Er ließ sich hierin auch nicht durch den Lärm des Pöbels stören, welcher eine weitere Fuhre Gefangener zum Meister von Paris geleitete. Ebenso überhörte er das Oeffnen der Tür und den Eintritt eines jungen Mädchens, das trotz aller Lieblichkeit und anscheinender Intelligenz dem niederen Bürgerstande anzugehörn schien. In ihrem Wesen und Gebaren lag eine angstvolle Zwiespältigkeit, welche nur wenig gemildert wurde durch einen Zug namenloser Hingebung, der aus ihren Augen strahlte, als sie den Sitzenden gewahrte. Leise schlich sie näher und legte dem Manne zärtlich ihren weißen Arm um den Nacken. Der Tierfreund, der bei der Berührung nervös zusammenzuckte, zog das Mädchen auf den Schoß und drückte es zärtlich an sich.

„Meine Lenore" — sie schmiegte den Kopf an seine Wange und beide betrachteten gemeinsam das verletzte Tierchen. Plötzlich gewahrte sie die Schiene. „Das hast Du — —, Du Guter," fast schrie sie es in einem Uebermaße des Glückes, das durch die Geringfügigkeit der Ursache nicht berechtigt erschien. Aber-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mals wollte er sie an sich ziehen, aber sie war aufgesprungen, beide Hände preßte sie gegen die Schläfen. —

„Das bist Du, ja, ja, ich wußte es — ich bin ja so glücklich."

Der Mann erhob sich ebenfalls; ein bitterer Zug spielte um seinen Mund — „So, so, jetzt verstehst Du mich, jetzt erst, alle die Stunden stillen Glücks sind nichts gewesen? Aus einem selbstverständlichen Akt der Liebe zu einem hilflosen Geschöpfe glaubst Du mein Wesen zu erkennen, nichts galt Dir meine Aufopferung für die mit Füßen getretenen Gesetze von Recht und Tugend, die ich mit größter Gefahr für das eigene Leben . . ." Er vermochte nicht zu enden, denn Lenore warf sich ihm in wilder Verzweiflung an die Brust. „Ich wußte es, Liebster, ich weiß es, aber sieh, ich bin ein einfaches Bürgermädchen, verstehe nichts von den blutigen Händeln der Welt — selbst wenn Du mich fragst, ich weiß es nicht — wer ist im Recht, die Guillotine — Männer oder die Verfolgten? Sieh mich nicht so fürchterlich an, Geliebter. Ich bin ein dummes Ding, habe in qualvollen Nächten mein Gehirn zermartert und wie ein wüstes Räderwerk wälzten sich darin die Reden des Vaters, die von den wollüstigen, volkaussaugenden Ludwigen erzählten. Ja, ja, Liebster, bestimmt, es ist schlimm gewesen, aber andererseits wußte Vetter Antoine von so viel Opfern der Jakobiner zu berichten. Es waren eine Menge darunter, die ihr blutiges Schicksal hundertfach verdient hatten, aber auch eine große Zahl der edelsten Männer, die sich je Franzosen nannten." Ein Schluchzen ging durch des Mädchens Körper — „Vetter Antoine ist jetzt auch dabei."

Langsam hatte der Mann seinen Arm um Lenore gelegt, hoffnungslos und unter Tränen blickte sie zu ihm empor. — „Liebster, ich weiß es ja nicht mehr, was ist Gerechtigkeit, was ist Mord, ich weiß nur eins: über dem allen steht das Gefühl meiner Liebe zu Dir — ihr allein muß ich leben, wenn auch in Verzweiflung. Ich liebe Dich, weil Du Du bist, weil Du mir gehörst, wenn ich auch die Augen schließen muß vor den Gefahren,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in die Du Dich begibst. Jeder Schritt auf Deiner Bahn macht mich zittern und ich segne jeden freundlichen Zug Deiner Seele — der sich meinen Augen bietet, und mir die quälende Angst lindert."

Da küßte er sie — „Meine kleine Lenore, ich habe davon geträumt, Dich mir zu Seite als Mitfechterin im Kampfe gegen die gemeinen Instinkte zu sehen. Der Traum bleibt unerfüllt, aber —" und er küßte sie wiederum — „wenn wir dereinst das Fest siegender Tugend feiern, so wirst Du eine seiner Königinnen sein, wenn Du auch den Preis der Tapferkeit unter den Frauen nicht erhalten wirst. Wer weiß auch" — fügte er flüsternd hinzu — „ob sich die zielbewußte Tapferkeit, die nicht nach rechts, nicht nach links sieht — nicht sehen darf — jemals ganz mit der Tugend vereinbaren läßt?"

Eine Weile herrschte Schweigen im Raume.

„Ich kann Deinen Gedanken nicht folgen und darf's auch nicht, will ich mein bißchen Verstand behalten. Ich will nicht denken, ich will nicht urteilen, ich will nur lieben, Dich lieben".

Er preßte das Mädchen fest an sich. Wieder entstand eine Pause, die durch den unregelmäßigen Schritt draußen marschierender Bürgergarden unterbrochen wurde.

Lenore zuckte zusammen. „Ich kann das Grauen nicht unterdrücken, die Angst krallt mir das Herz zusammen, sobald ich diese Schritte höre. Liebster, wenn sie zu Dir kämen, zu Dir . . ."

Sie grub ihre Nägel in seine Schultern und sah ihn mit entsetzenstarren Augen an. Sanft nahm er ihre zitternden Hände in die seinen und während seine Blicke abwärts irrten, bildete sich auf seiner Stirn eine tiefe, senkrechte Falte und seine Mundwinkel zogen sich nach unten.

„Wie ich ihn hasse, diesen vertierten Pöbel schrie er, der das in Strömen vergossene Blut um seiner selbst willen liebt, mitsamt seiner Horde von Anführern, von denen wenige besser sind, als die dumme Masse".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lenore sah den Geliebten ihres Herzens erschrocken, verwundert an. Er war so selten heftig. Doch dieser hatte sich durch die eigenen Worte in einen Zustand der Extase versetzt.

„Der letzte Kampf, der Kampf gegen die Bestie, wird der fürchterlichste sein. Mancher wird verzagen, mancher wird fallen, viele werden sich zurückziehen; wehe ihnen, sie trifft der Fluch aller Zeiten. Das vergossene Blut kommt über sie. Aber einige werden aushalten. Sie werden den Sieg schauen".

Der Mann erhob sich und streckte mit einer Geberde, die trotz aller Impulsivität nicht ganz frei von Pose war, beide Hände gegen die Decke. „Und ich werde unter ihnen sein".

Mit großen Schritten durchmaß der Erregte das Zimmer.

„Das Ziel, das wir erstreben, ist herlich und rein, aber —" und er ballte die Fäuste, „der Weg dahin muß mit gebundenen Augen begangen werden, offen wo es sein kann, heimlich und bei Nacht, ja durch Ströme von Blut, wenn es sein muß. Tod allem Halben, Tod allem Lauen, die Tugend braucht ganze Kräfte, ganze Männer".

Lenore hatte verschüchtert in einer Ecke der Ruhebank gesessen. Als der Geliebte schwieg, schüttelte sie mit einer hoffnungslosen Gebärde den Kopf.

„Du stehst allein. Nicht einen wirst Du zur Seite haben. Hörst Du draußen das Volk, das im Blutrausche rasend gewordene? Kann das ein einzelner bekämpfen? Könntest Du zurück, ach könntest Du. Schon viele edle Leute, so erzählte mir der Vetter, haben dem Volke das Glück geben wollen, aber nie war es das richtige. Glaubst Du wirklich, diese Aufgabe lösen zu können, Du, dessen Gedanken sich in Weltenferne von anderen Menschen bewegen?

Er schien ihre Worte nicht gehört zu haben. Er stand wie verzückt da.

Da erhob auch sie sich. Müden Schrittes ging sie auf ihn zu, legte ihren Kopf an seine Schulter und streichelte leise seine Backen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, küßte sie und schritt mit ihr zum Fenster.

„Es wird Abend, Liebste, wir müssen die Blumen begießen". Mechanisch griff Lenore nach der kleinen Gießkanne, die neben dem Käfig stand, doch sie erfaßte das Gefäß nicht. Aufmerksam blickte sie in das Vogelkästchen, und stieß einen leisen Schrei aus, worauf sie das Türchen zurückschob und hineingriff. Als sie die Hand öffnete, lag der tote Stieglitz darin. Wange an Wange betrachteten beide den kleinen Leichnam, wie zwei Kinder, beide in aufrichtiger Trauer. Dann drehte Lenore das tote Tierchen plötzlich herum und zeigte auf eine Stelle an dem kleinen Körper. Sie sah den Geliebten groß an. „Du hattest es gut gemeint, aber die spitze Schiene hat das kleine Herz durchstoßen. Sieh hier". Einen Augenblick schaute er gedankenvoll. Ein unruhiger Zug huschte über seine Mienen. Er wollte etwas erwidern, als unmittelbar unter dem Fenster das Rasseln der Trommeln ertönte. Lenore wurde totenbleich. Der Mann dagegen legte entschlossen das Tier auf den Tisch und wandte sich der Tür zu. Man sah, wie jeder Muskel sich in ihm straffte. Auf der Treppe wurden dröhnende Schritte hörbar und gleich darauf stand ein Offizier der Bürgergarde mit 2 Gardisten im Zimmer. Er hielt ein Papier in der Hand, das er entfaltete.

„Ich habe hier das Todesurteil gegen den Marquis von Artois."

Der Bewohner des Zimmers biß die Zähne aufeinander, nahm das Papier und tat einen Schritt zum Tisch. Der bärtige Offizier berührte seinen Arm. „Bürger", sagte er, „man war für Milde im Convent, und wenn Ihr — —" Lenore war am Fenster in die Knie gesunken, bittend hob sie die Hände. In dem Gesichte des Mannes spiegelte sich eine furchtbare seelische Erregung.

„Geh hinaus Lore".

Wankenden Schrittes gehorchte das Mädchen.

Als sie draußen war, ergriff der Mann entschlossen eine Feder, tunkte ein und schrieb gegen seine Gewohnheit diesmal seinen vollen Namen unter die Akte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maximilian Marie Isidor Robespierre.

Mitleidig sah der riesige Gardist auf den gefürchteten Namen. „Es ist ein junges Blut und nicht sehr schuldig, wie es scheint. Die Ansicht des Convents war geteilt. Ihr wolltet ja heute nichts von Geschäften wissen. Aber in diesem Falle dachte der Convent — —"

„Schon gut, Offizier", unterbrach ihn Lenores Liebhaber, „aber keine Milde. Auf dem Wege zur höchsten Tugend müssen vorerst schmarotzende Pflanzen und alles Unkraut mitleidslos ausgerissen werden". —

Abend im Herbst

Mit mildem Lächeln neigt sich der schöne Abend,
holder Wunder voll, über die grüne Erde:

Schwalben winden Guirlanden vor dem frühen Mond,
und Mücken tanzen der sinkenden Sonne nach.

Alle Büsche hüten süße Heimlichkeiten
und in den Wäldern läuten goldene Glocken den Herbst ein.

Der Dämmerung entschweben gütige Träume;
ihre weißen Flügelsäume graben silberne Spuren ins Dunkel.

Weit über die Felder hin singen sanfte segnende Stimmen
der Geduld und Demut der Hände
ein heiliges frommes Lied.

In der Stille und unter den Sternen des Abends führen alle Wege,
von Seligkeit überblüht,
zu Heimkehr und Gott.

Emil Wiedmer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Demosthenes und der Weltkrieg.

Der freundliche Leser erschreckt nicht: — der Schreiber dieses gehört nicht zu denjenigen, welche, sei es aus eigener Betriebssamkeit, sei es (wenn sie z. B. im öffentlichen Schuldienste stehen) infolge „Höherer Einladung" sich bemühen, noch irgend eine ältere oder neuere Lebenserscheinung aufzuspüren, die „in Beziehung zum Weltkriege gesetzt" werden können. (Ein Verfahren, das, nebenbei bemerkt, an das gewisser Geschäftsleute erinnert, welche den schönen Idealismus und die Begeisterung des Volkes als Vorspann für ihren Reklame-Schimmel benutzen und uns „Helden-Ruhekissen", „Kriegergräber als Photographieständer" und dergl. anbieten). — Nein, der Verfasser erinnert sich vielmehr mit Wehmut der Zeit, da er seine Lehrer Ansichten über Demosthenes vortragen hörte, in denen sie sich mit der übereinstimmenden Auffassung des ganzen Altertums und aller seither verflossenen Jahrhunderte begegneten. Diese altmodischen Leute stellten uns den Demosthenes nicht bloß in formaler Beziehung als den größten Redner aller Zeiten hin, sie fanden es auch vom rein menschlichen und geschichtsphilosophischem Standpunkt aus betrachtet für höchst bewundernswert, wie dieser eine Mann mit der ganzen Kraft seiner Seele, mit der Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit seine in Wirklichkeit entarteten Mitbürger immer wieder — und leider fast immer wieder vergeblich, weil zu spät Gehör findend — zum mannhaften Widerstand gegen den Vernichter ihrer politischen Selbständigkeit aufzustacheln sich bemüht, wie er sie beschwört, ihrer großen Vergangenheit würdig zu handeln, solange es noch Zeit sei usw. — Und wer auch nicht die Muße hatte, in alle Feinheiten dieses politischen Schachspiels einzudringen und wer vielleicht aus sprachlichen Gründen nicht ganz im stande war, das Feuer dieser hinreißenden Beredsamkeit voll auf sich wirken zu lassen, der empfand doch wenigstens in tiefster Seele die ungeheure welthistorische Tragik dieses Kampfes und des Gegensatzes, der sich auftat einerseits zwischen dem die Gefahr klar erkennenden und daher rastlos mahnenden, ja sagen wir ruhig: hetzenden politischen Denker und glühenden Patrioten und andererseits zwischen der Schlaffheit seiner herabgekommenen vergnügungssüchtigen Landsleute und der Bestechlichkeit ihrer übrigen politischen Ratgeber und dem mit den verächtlichsten Mitteln — dem rollenden Silber — arbeitenden, ebenso schlauen und zähen wie skrupellosen Landesfeinde.

Nun sollen wir umlernen, nun ist diese „romantische Geschichtslüge" angeblich zertrümmert, ja, sie „muß nach dem Kriege aus dem neuen deutschen Gymnasium verschwinden!"

So will es nämlich Herr Professor Engelbert Drerup, bisher außerhalb engster Fachkreise nur bekannt durch ein mehr an Paradoxen als an wissenschaftlichem Gehalt reiches halbpopuläres Buch über Homer.

Diese Zertrümmerung vollzieht seiner Ansicht nach Herr Drerup in einem eben im Erscheinen begriffenen Buche, das der Verlag (Schöningh in Paderborn) in einem soeben ausgegebenen Prospekt vorsichtig als „ein Kriegsbuch besonderer Art" bezeichnet. Der Titel allein: „Aus einer alten Advokatenrepublik. (Demosthenes und seine Zeit). Mit einem Anhange: Der Krieg als Erwecker literarischer Kunstformen", würde auf das Erzeugnis eines politischen Pamphletisten schließen lassen. Da aber darauf die Angabe folgt: „von Prof. Dr.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Engelbert Drerup, ord. öff. Prof. der klass. Philologie und Gymnasialpädagogik (!) in Würzburg", so muß man sich darein finden, wirklich das Buch eines deutschen Gelehrten vor sich zu haben. — Freilich, wer hat nicht mit steigendem Unwillen die Verheerungen verfolgt, welche die Kriegspsychose in den sonst klar und objektiv zu denken gewohnten Köpfen vieler Männer des Gelehrtenstandes angerichtet hat, und welcher Deutsche hat nicht Schmerz darüber empfunden, daß gerade in dem bisher den Ruhm der deutschen Nation bildenden Stande der deutschen Professoren das Kriegsschriftstellern so mancher seiner Mitglieder keineswegs zur Vergrößerung dieses Ruhmes beigetragen hat! Was aber nach dem erwähnten (offenbar von einer dem Autor sehr nahestehenden Seite geschriebenen) Prospekt von dem angekündigten Buche Dreraps zu erwarten ist, übersteigt wohl alles bisher auf diesem Gebiet Dagewesene. Man höre: Es wird zunächst als verwunderlich und bedauerlich bezeichnet, daß der Kult dieses „Heros des Freiheitskampfes" (aha!) die — „Schlacht von Sedan und die Errichtung des neuen deutschen Reiches überdauert habe!" Doch habe, gottlob „der Geist der bismarckischen Politik die partikularistischen Tendenzen (!), die in Demosthenes beschränkten Ideenkreise herrschten, derartig bloßgestellt, daß in den neueren Darstellungen der griechischen Geschichte eine immer kühlere Auffassung der demosthenischen Politik Platz griff.

Die deutsche Geschichtsforschung wird sich für das Kompliment bedanken, das hier ihrer Objektivität und Voraussetzungslosigkeit gemacht wird, und im übrigen mit einiger Heiterkeit die Belehrung in Empfang nehmen, daß also die Athener eigentlich Makedoner oder Thraker waren, die sich aus purer Bockbeinigkeit und Eigenbrödelei (so wird man ja wohl „Partikularismus" in's neueste behördlich genehmigte Deutsch zu übersetzen haben?) nicht von der makedonischen Dynastie wollten verspeisen lassen . . .

Jetzt aber habe, so fährt der Prospekt fort, „der gewaltige Krieg, in den die halbe Welt durch die Ränke und Lügen vom Pariser und Londoner Advokatenpolitikern hineingehetzt worden sei, vollends die Maske von dem Gesicht jenes chauvinistischem Demagogen (!!) herabgerissen, der nun als ein würdiger Vorgänger und Gesinnungsgenosse der Asquith und Lloyd George, Poincaré und Briand, Venizelos und Jonescu sich zeigt . . ." — Jedensfalls eine originelle Welt- und Geschichtsauffassung, nach der es eine Auflehnung gegen die gottgewollte Ordnung ist, wenn ein freier kleiner Staat (oder ein größerer oder kleinerer Freistaat) sich dagegen sträubt, von einem fremden, momentan stärkeren aufgefressen zu werden, eine Auffassung allerdings, die man eher in — St. James Street als in Würzburg suchen sollte.

Aber freilich — und nun bekennt der Verfasser endlich Farbe —: Diese Auflehnung ist um so tadelnswerter, das Verbrechen ist um so größer, wenn der schwächere Staat eine Republik und der größere, stärkere ein absolutes Fürstentum ist; denn, so fährt der Prospekt fort, „wer im Lichte des Weltkrieges (!) die Reden des Demosthenes, dieses „Führers der Advokatenpartei" . . prüft, der werde . . — „überrascht sein durch die auffallenden Parallelen, die der Kampf der radikalen Advokatenrepublik Athen gegen König Philipp von Makedonien, das Balkan-Preußen jener Zeit, mit den weltgeschichtlichen Ereignissen unserer Tage bietet". — Das genügt wohl!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber die Sache hat auch ihre sehr ernste Seite: Fühlt denn dieser Herr gar nicht, welche Freude er damit all' den Poincaré's und Asquith's ꝛc. bereitet? „Seht", wird es heißen, „wieder hat ein Deutscher von Distinktion es offen einbekannt, daß Preußen, daß der preußische Militarismus es als ein Recht betrachtet, genau so gegen die übrigen bisher freien Völker vorzugehen, wie Philipp gegen Griechenland tat".

Und noch eine Frage: Glauben Herr Drerup und sein Verleger mit solchen, gewissermaßen ex cathedra vorgetragenen Anschauungen etwa in der deutschen Schweiz „moralische Eroberungen" zu machen? In jener deutschen Schweiz, die es — siehe Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" (erste Fassung) — bei aller Betonung der Schweizer Eigenart doch dem deutschen Stammvolk nie vergessen hat, wie dessen volkstümlichster Dichter es war, dem sie für immer die Verklärung ihres Freiheitskampfes verdankt.

Und noch eine dritte Frage: Wird jetzt vielleicht noch so ein „gutgesinnter" Herr auftreten und „im Namen und im Geiste der bismarckischen Politik" verlangen, daß auch Schillers „Tell" künftighin aus den deutschen Gymnasien zu verschwinden habe, weil er den „Freiheitskampf" (überhaupt, so ein Wort!) einer „radikalen Bauernrepublik" gegen einen fremden Fürsten besiegt? (Die österreichischen Zensoren des Vormärz hatten in dieser Beziehung doch wenigstens eine sehr nahe liegende Entschuldigung).

Ich weiß nicht, ob ich mir das Buch nach diesem Prospekt kaufen und es lesen werde — aber das eine hoffe, ja weiß ich: es wird sich in der deutschen Gelehrtenrepublik (verzeihen Sie dies harte Wort, Herr Drerup!) Gewiß ein Mann erheben, der jenem um 100 Jahre zu spät geborenen Schüler Metternichs das Theaterschwert aus der Hand schlägt und ihn von der politischen Bühne dorthin verjagt, wo er hingehört. (Damit meine ich nicht etwa den Hörsaal, denn die deutsche Jugend ist ein viel zu kostbares Volksgut, als daß sie sich die Quellen ihrer geistigen Bildung in dieser Weise von von einem sogenannten akademischen Lehrer vergiften lassen dürfte; nein, dieser Herr paßt wohl besser in ein Zensurbureau oder in die Antecamera Serenissimi). Daß dies aber baldigst und gründlich, daß es Schlag auf Schlag geschehe, bevor noch ein feindlicher Ausländer (jener Prospekt lag u. a. dem weitverbreiteten „Lit. Zentralblatt" bei) diese Waffe aufgreift, und sie, zu einem Dolche umgeschmiedet, gegen uns verwendet, dazu verhelfe uns Huttens Geist und Arndts und Lessings, Amen!

Wien, Oktober 1916.

D. E. Nowotey

Heidelberg

Im Jahre 1904 war ich zum ersten und einzigen Male in Heidelberg. Von Mannheim aus machte ich einen Abstecher dahin. Mein Begleiter und Führer war der uns unvergeßliche Ludwig Frank, damals in der Blüte männlicher Jugendlichkeit. Es war ein wehmütig schöner Herbsttag, als wir durch die Stadt hinauf zum Heinrichsbau schritten und von dort das liebliche Landschaftsbild umfaßten. Studentische und literarische Erinnerungen waren der Gegenstand unserer Gespräche. Ein schier unerschöpflicher Gegenstand, bei dessen Behandlung ein bedeutender Name unserer Literatur den andern ablöste. Diese Stadt und ihre Landschaft liegt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewissermaßen in einem wunderschönen Teile unseres Dichtergartens. An jenen traumhaften Nachmittag wurde ich lebhaft erinnert, als ich das kürzlich erschienene Buch „Heidelberg und die deutsche Dichtung" von Philipp Witkop (Leipzig, Teubner) las. Witkops Name war mir wohl vertraut. Sein zweibändiges Werk „Die neuere deutsche Lyrik" (ebenfalls Teubner) gehört wohl zu den besten Erscheinungen der literargeschichtlichen Forschung der Gegenwart. Es erinnert an jene ältere Zeit der Forschung, in der Meister der Darstellung so zahlreich waren, wie sie jetzt selten sind. An seiner kundigen Führerhand durchwandelte ich die Jahrhunderte bis auf unsere Tage, von den Humanisten bis zu Scheffel. Welche Menge von hochbedeutenden Namen zieht da vorüber! Man scheut sich, einen zu nennen, um nicht all den andern unrecht zu tun. Nur „des Knaben Wunderhorn" sei ausdrücklich genannt. Beim Schauen der Heidelberger Landschaft, beim Lesen dieses Heidelberger Buches wird uns das Herz warm und wir wissen, was wir am Deutschtum haben. Die Dichtung bei allen Völkern ist und bleibt uns wohl für alle Zukunft heilig. Aber darf unser Herz nicht stärker und selbstbewußter schlagen, wenn wir den dichterischen Reichtum dieses einen Ortes überschauen, der freilich überaus geheiligt ist durch die Genies, die ihn in so großer Zahl betreten haben? Aber wir wissen doch, so sehr immerhin Heidelberg hervorragt vor den anderen — es gibt noch viele, viele Orte in Deutschland, die als Stätten deutscher Dichtung eine ebenso liebevolle Betrachtung verdienen mögen, wie Heidelberg. Das Buch Witkops ist wie ein schönes Panorama, in dem wir wohlvertraute Bilder deutscher Dichtung vorüberwandeln sehen. Und gerade in dieser Kriegszeit tut es uns not und tut es uns wohl, so recht vor Augen gestellt zu sehen, warum wir kämpfen. Nicht bloß um die äußere Macht, ohne die ja ein großes Volk und ein großer Staat auf die Dauer nicht leben können — wir kämpfen auch um unsere innere Art, um unsere große blühende und zukunftsreiche Kultur, von der ein schöner Ausschnitt durch dieses Buch sichtbar wird. „Auch der großen deutschen Zukunft wird Heidelberg der heilige Quell der Jugend und der Dichtung bleiben."

E. Pernerstorfer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein neuer Moralfeldzug?

Von Arthur Bonus

In friedensfreundlichen englischen Zeitschriften trifft man jetzt des öfteren Aeußerungen in sehr mildem Tonfall über die Bedingungen, die England stellen müsse*).

Gewöhnlich beginnen sie mit Abweisung der wilden Ausbrüche englischer Begeisterter und dem Bekenntnis, daß es sich nicht darum handeln dürfe, nur Deutschland zur Vernunft und zu friedlicher Gesinnung zu bringen: auch England und seine Bundesgenossen hätten diese Mahnung nötig. Darauf wird folgender Gedankengang eingeschlagen:

Alle vernünftigen, zivilisierten und moralisch denkenden Menschen wie Nationen halten für die sittlich gebotene Entscheidung stets die der Majorität. Nun wohl, der Verband will die Entscheidung nach Majorität. Der Bund dagegen will die Entscheidung nach der Kriegskarte, also nach der rohen Gewalt. Infolgedessen würde er sich einer Majoritätsentscheidung auch nie aufrichtig und ohne Hintergedanken unterwerfen. Man müßte Deutschland in Stücke schlagen, was man gewöhnlich als „materielle Garantien zur Niederhaltung des Militarismus" bezeichne. Es frage sich nun in bezug auf die Inangriffnahme dieser Aufgabe, ob bei ihrer Beendigung noch welche übrig sein würden, die sich des so erlangten sicheren Friedens erfreuen könnten. — Aber könnten wir dieselben materiellen Garantien nicht zu einem „Teil der Bedingungen des internationalen Abkommens zwischen den Mächten" machen?

Die Begriffe, auf die sich dieser Gedankengang aufbaut, erscheinen einigermaßen mythologisch. Alle vernünftigen und moralischen Menschen wollen die Majorität? Das gerade Gegenteil

*) Inzwischen ähnlich auch von Grey vorgetragen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dürfte richtiger sein: Es ist eine alte Klage aller Menschen von Bedeutung, daß die Herde blind ist und der Unverstand der Massen schwer zu durchbrechen. Desgleichen auch, daß die Eigenschaften sowohl als Gründe, welche Massen um sich sammeln, nicht die sachlichen und guten zu sein pflegen. Noch grotesker ist der Satz von der Kriegskarte. Eine Mehrheit will eine ihr schädlich scheinende Minderheit zum Gehorsam bringen. So nach eigenem Geständnis: man beruft sich ja darauf, daß man die Mehrheit sei. Da man nun aber wider Erwarten der Minderheit mit Gewalt nicht Herr wird, will mans auf einem Kongreß nach — Stimmenmehrheit! Ja, wie in aller Welt wäre ein Kongreß nötig, um zu zeigen, was auch die Kriegskarte zeigt, daß nach dem Maul und der Anzahl der Mäuler gerechnet dort die Uebermacht ist, wenn auch nicht nach der wirklich vorhandenen Kraft. Ueber die Mehrheit gegen uns wissen wir doch seit der großen Konzertprobe zu Algeciras Bescheid.

Aber weiter: was ist es denn überhaupt um die Majorität? Das Majoritätsprinzip ist offenbar eins der allerwichtigsten und folgereichsten Staatsprinzipien. Sein Wert für die Erziehung zu politischer Selbständigkeit und als Abwehr von Klassenherrschaft kann gewiß nicht hoch genug angeschlagen werden. So starke Gewalten sind nicht ohne sehr starke Gefahren zu haben. Dadurch unterscheidet sich gute von schlechter Politik, daß die gute und einsichtige Politik es versteht, die Kräfte in Bewegung zu setzen und die Gefahren unschädlich zu machen, während die schlechte den Hebel immer gerade am falschen Ende ansetzt, an dem, wo der Nutzen gerade nicht steckt.

Was ist der Sinn der Majoritätsentscheidung? Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, da es immer wieder vergessen wird oder absichtlich unbeachtet bleibt. Sie ist weder eine logische noch gar eine moralische Größe. Sie eignet sich von allen denkbaren Grundsätzen des Handelns am allerwenigsten zur Mythologisierung; denn ihr Wert ist ganz und gar rein praktisch. Die Majoritätsentscheidung verkörpert ja gerade die Macht der blinden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Masse; die Macht des Unlogischen und Amoralischen. Sie ist der Ausdruck dafür, daß unter gewöhnlichen Umständen fünf Dummköpfe einen Weisen totschlagen können, wenn er nicht will, wie sie wollen, und daß deshalb der Weise sagt: wenn ihr ernstlich so wollt, wie ich für dumm halte, so will ich nachgeben, da ich's doch nicht ändern, aber, wenn ich leben bleibe, wenigstens die Folgen eurer Dummheit etwas mildern kann. Offenbar eine sehr wichtige Bedeutung des Prinzips, aber eine rein praktische. Verhütung von Schlimmerem. Ein Schutzmittel. Sobald dieses Prinzip zur Angriffswaffe statt zum Schutz benutzt wird, zur Vergewaltigung statt zur Abwehr, so wird sie am falschen Ende gefaßt. Wir geben dem Weisen Recht, daß er die Mehrzahl der fünf respektiert, aber nicht den fünf, daß sie sie geltend machen.

Hat in solchem Falle die Minderheit gewagt sich zu verteidigen und gezeigt, daß sie nicht totzukriegen ist, nicht vergewaltigt werden kann, so ist es mehr als naiv ihr zuzumuten, daß sie nun nach der Erprobung das freiwillig tun soll, das nicht tun zu brauchen sie es auf die Erprobung ankommen ließ. Es setzt mir einer die Pistole auf die Brust meines Geldbeutels wegen. Es gelingt mir, sie ihm wegzunehmen. Da hebt er an und sagt: die Pistole sei sein rechtsmäßiges Eigentum; da er also stärker sei, so solle ich ihm gutwillig den Geldbeutel herausgeben, den ich ihm unter der Pistole nicht gab. Das ist viel verlangt!

Es zeigt sich bei dieser Ausnutzung des Majoritätsprinzips dasselbe von neuem wie immer wieder: die Manchestermoral (legale Freiheit bei tatsächlicher Unfreiheit), deren Verlogenheit im sozialen Leben wir durchschaut haben, hat ihre ungeheure Werbefähigkeit im Völkerleben behalten. Der Krieg wird geistig von ihr finanziert. Der Völkerkapitalist hat die Weltmacht in Händen, schließt mit den wehrlosen kleinen Völkern den „freien Arbeitsvertrag" unter dem Druck des Hungerdaumens und liefert gleichzeitig die moralischen Schutzvorstellungen. — Stimmenmehrheit unter englischen Schiffskanonen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn an die Neutralen wendet sich offenbar der besprochene Gedankengang. Und hier erst liegt der Schwerpunkt dieser Angelegenheit.

Daß er sich an die Neutralen wendet, verrät sich, wenn man auf den Gegensatz zwischen der liebenswürdigen Intonierung und dem grotesken Schluß achtet. Es klingt, als wolle man noch besonders betonen: seht wie gerecht wir sind, die wir nur friedliche Mittel wie Majoritätsbeschlüsse wollen, während die Feinde auf der blutigen Kriegskarte bestehen.

Es bereitet sich hier wahrscheinlich ein neuer Moralfeldzug der zu London redigierten Ententepresse vor. Ganz wie einst vor dem Krieg der kommende moralisch voraus umgedichtet wurde, so jetzt der Friede, ehe er da ist.

Diese Vorausumdichtung ist dort die Hauptsache. Hier liegt ein völliger Gegensatz zwischen unserer Praxis und der englischen vor. Und man kann in der Tat zweifeln, ob wir nach reiner praktischer Klugheit gerechnet auf dem richtigen Wege sind. Wir sagen: Erst die Tat, dann die Erklärung; am besten erklärt sie sich selbst. Die englische Praxis sagt: Umgekehrt! die Tat ist etwas Plumpes, Rohes, Ungeistiges. Es kommt alles auf die geistige Strömung an, in die sie fällt. Diese heißt es schaffen, ehe die Tat da ist, die von ihr erklärt werden soll. Wenn dann zur Tat selbst die Kraft nicht mehr reicht, so ist das gewiß verdrießlich, aber immerhin bleibt der Mut leichter aufrecht unter dem Zuruf der gesamten Welt, — und wer weiß, wenn nur dieser Zuruf feurig genug erhalten wird, — am Ende springt in der Begeisterung einer aus der Masse ins Feuer, um die Kastanien zu retten. Das Mittel bewährt sich. Es hat ja nun schon laßt uns zählen — der sechste den Sprung gemacht.

Uebrigens: wenn die Vorbereitung der geistigen Strömung für das Verständnis der Tat zum Lügen mißbraucht werden kann, so steht doch nichts entgegen, sie auch zur Abwehr der Lügen und zur Wahrheit zu gebrauchen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn wir vernünftig wären . . .

Von Hermann Gottschalk

Vom Standpunkt der Vernunft aus — die Vernunft als das Reich des logisch Lenkbaren genommen — war der Weltkrieg von vornherein unmöglich, und, als er trotzdem kam, findet sich die Blamierte damit ab, diesen nun aber ganz gewiß als den letzten, den nächsten aber als vollends unmöglich zu erklären. Das wird nun, mit dem halb unterdrückten Vorbehalt, auch dieses Ziel noch nicht als ganz gesichert hinzunehmen, wie eine heilige Fahne aufgepflanzt, in dem festen Glauben, daß man den Weltfrieden nur ernstlich zu wollen braucht, und man habe ihn. Wer aber mit der Vernunft näheren kritischen Umgang gepflogen hat, weiß allzu gut, was für eine unsichere Prophetin sie ist. Ihre Legitimationen, die sie sich durchgängig selber ausstellt, halten einer — vernünftigen Prüfung nicht stand, und mit nichts kann man sie ärger in Verlegenheit setzen, als durch das Verlangen, ihre Berechtigung zum Geschichtemachen aus ihrer eigenen Geschichte zu beweisen.

Wir lernen sie seit altersher als Wiedersacherin der Natur kennen, und zwar, anerkanntermaßen, mit dauerndem und wachsenden Erfolge. Gesellschaft und Kultur, aus dieser Opposition entstehend, mußten aus ihrer im niedrigeren Zustand überwiegenden Naturbestimmung mehr und mehr an die Vernunft übergehen. Im Christentum wurde die Krise akut. Tausend Jahre lang schien es, als sollte die Menschheit aus der Verwirrung der Natur- und Vernunftkompetenzen niemals wieder mit gesunden Sinnen hervorgehen. Dann aber erhob sich die Vernunft endlich aus dem Getümmel — als Siegerin. Das heißt, sie schrieb sich selber den Sieg zu, in vorgreifender Anwendung moderner Weltkriegsgebräuche. Jedenfalls behauptete sie das Feld.

Worin bestand er? Daß als Objekt der Gesellschaft und Kultur hinfort einzig der Mensch ins Auge zu fassen sei, dieses arme, sterbliche, verwundbare Spielzeug gefühlloser Mächte, die man einfach absetzte, indem man ihnen die Mitbestimmung am Menschen entzog. Der Mensch erwarb sich die moralische Selbstwertung. Seine Kompetenzen waren zwar nicht so schnell fertig, als dieser Beschluß. Die Vernunft mußte erst in ihren allertiefsten und verzweigtesten Veränderungen ausgegraben werden, ehe man ganz genau sagen konnte, wer oder was der Mensch eigentlich war und sein sollte. Das eine nur war von vornherein sicher: daß der Mensch einen anderen Menschen aus sich machen mußte, und daß das nur vermittelst der Vernunft geschehen konnte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Woher schrieb er sich eigentlich dieses Bedürfnis zu? Aus seinen Leiden! Die mehr oder weniger naturbestimmten Religionen hatten diese Leiden aus dem Willen der Götter hergeleitet und für unausrottbar — in dieser Welt — erklärt. Der Götter, die, wie die Vernunft herausbekam und als Grund des Leids erklärte, außerhalb der Menschen lebten und sie sich als Spielzeug hielten. (Unvernünftig betrachtet lebten allerdings die Götter sogut wie die Vernunft in den Menschen, nur außerhalb der Vernunft). Daraus ergab sich für die Vernunft von vornherein die klare Grundtendenz, aus dem Menschen einen Menschen zu machen, der weniger leidet und Leiden verursacht, als der naturbestimmte. Durch dieses Ziel allein wurde er Herr über die Natur und über seine eigene Bestimmung.

Es kam die große humanistische Erziehungsperiode, die sich den Menschen direkt als Vernunftobjekt vornahm. Vernünftiger und klarer konnte doch nichts sein: den neuen, von Vernunftswegen selbstverantwortlichen Menschen konnte nur der Mensch in eigener Person darstellen. Denn außer seiner Person gab es kein Gesellschafts- und Kulturziel mehr. Der Begriff Menschheit war lediglich die Vielheit davon. Er mußte sich selbst erziehen, und einer Gesellschaft solchermaßen Selbsterzogener mußte sich die Erfüllung aller Vernunftgebote mit überzeugender Gewalt aufzwingen. Man kann (trotz gewisser mystischer Rückströmungen, die aber alle von Vernunft gelähmt sind) nicht sagen, daß diese Voraussetzung bankerott gemacht und etwa der Naturbestimmung wieder Boden eingeräumt hätte. Im Gegenteil. Unaufhaltsam hat sich das Reich der Vernunft weiter durchgesetzt und ausgebreitet. Aber wie es sich ausgestaltet hat, das hat niemand vorausgesehen. Das hat niemand in den vermeintlichen Vernunftgesetzen gelesen, und hätte er es auch, so hätte er es sich selbst nicht geglaubt. Der Erfüllungszwang als Gebot und Bedürfnis der Persönlichkeit hat sich eingestellt, aber als Gegenteil einer persönlichen Steigerung. Denn statt der Höher-Erziehung des Menschen hat die Vernunft einen Erziehungsverfall gebracht. Man hatte sich vollkommen im Objekt geirrt. Das Reich der Vernunft vollzieht sich zwar, aber durchaus nicht, im Sinne seiner Propheten, mit dem Ziel der Veredlung der Instinkte und Minderung des Leids. Erfüllungen solcher Art existieren nur in der Vorstellung fort, nicht konsistenter als Himmel, Hölle, und Fegfeuer; unbestochener Wirklichkeitsinn zieht aus dem Weltkrieg andere Erfahrung.

In der Inkarnation Goethe, dem mystischen Drehpunkt in der Entwicklung vom religiösen zum Vernunftsmenschen, erkennen wir, wie durch den klarsten Kristall die Schwelle der Natur, die die Vernunft nicht ohne Strafe beiderseitiger Entartung überschreiten darf. Unvernünftig und elementar aber, wie alle menschheitliche Entwicklung ist (auch die im Namen der Vernunft, trotzdem!) schwemmt das Reich der Vernunft die Marken dieses großen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenz-Abstechers glatt hinweg. Gleichsam als wäre sie einer jener verspotteten Gottheiten, die den Menschen von außen her gegen seine eigene Einsicht lenken, macht die Vernunft aus dem vermeintlichen Gegenstand der Vervollkommnung — aus der menschlichen Persönlichkeit — den Stoff zu einer unpersönlichen Gesellschafts- und Kulturgestaltung. Und schon ist ihre Herrschaft über ihn so groß, daß er — eines Rückwärtsstrebens gar nicht zu gedenken — in keiner anderen Art vorwärts-streben, -wünschen und -wollen kann, als in dieser eingeschlagenen Richtung. War die Vernunft von jeher die Widersacherin der Natur, doch in der religiösen Kultur noch langezeit gebändigt, so trägt sie nach Niederwerfung der Religion ihre offene Feindschaft zur Schau. Ist nicht auch die Persönlichkeit, als das zwischen Geburt und Tod bestimmte und nichts darüber hinaus begreifende Lebewesen, ein Produkt und Werkzeug der Natur? Also muß die Vernunft auch Feindin der Persönlichkeit sein. Sie ist der Wille zum System, koste es, was es mag. Sie wälzt das Verhältnis des Ichs zur Natur nach außen und innen um. Nach außen durch Wissenschaft und Technik, nach innen durch Auflösung der persönlichen Bestimmung mittelst der sozialen. Im sozialen Bewußtsein, das eng und unauflöslich mit dem systematisierenden Erkenntnisstreben verflochten ist, verändern sich alle Richtlinien der persönlichen Selbstverantwortung. Schon ist die — noch bruchstückweise ein juristisches Paragraphenleben fortfristende — Unteilbarkeit der moralischen Persönlichkeit aufgehoben, und weiter geht das Bestreben, alle Verantwortung auf die Gesellschaft überzuwälzen und diese entsprechend zu organisieren.

Was ist da vorgegangen? Sehr einfach: Die Natur ist unabänderlich, folglich auch die Grenzen des natürlichen Individuums (sein Triebe-Komplex). Der Mensch läßt sich nicht ändern. Auch nicht durch die Vernunft. Daher hat die Vernunft das Kulturobjekt vertauscht; hat die Entwicklung der Persönlichkeit fallen lassen, hat die Veränderung des Menschen von innen heraus aufgegeben und strebt nun danach, ihn von außen her zu ändern. Von der spröden Natur ablassend entwickelt sie die gesellschaftlichen Einrichtungen. Das ursprünglich so unermeßlich und verheißungsvoll sich öffnende Vernunftreich verengt sich merklicher zu einem bestimmt umschriebenen Zweck: das persönliche Leben aus mechanisch wirkenden, die natürlichen Ungleichheiten übergehenden Gesellschaftsformen zu bestimmen.

Man sage nun nicht, das hätte die Vernunft von Anfang an gelehrt. In unsrer so rasch überholten Aufklärungsepoche hielt man als Objekt der vernünftigen Gesellschaft gerade die freieste und höchste Entwicklung der natürlichen Persönlichkeit fest. Das Aufblühen von Naturwissenschaft und Technik begrüßte man nur in diesem Sinne. Dem Radikalsten fiel nicht ein, in ihnen eine Zersetzung der moralischen Ich-Einheit aufdämmern zu sehen, und die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

persönliche Menschheitpflicht in ein Bündel sozialer Funktionen aufzulösen, die sich, je vielseitiger sie aufgebaut werden, umso mechanischer und unpersönlicher erledigen. Die den natürlich-gefühlsmäßigen Zusammenhang zwischen den Menschen durch eine Organisation ersetzen.

Nun ist es gewiß auch ein einseitiger Standpunkt, diese Entwicklung vom klassischen Ideal aus zu kritisieren. Die unentrinnbare Gewalt, mit der uns das Vernunftreich beherrscht, ob wir mitwollen oder nicht, birgt zu viele unsre Erkenntnis überschreitende Geheimnisse in sich, um etwa sagen zu können, daß ihre Wirkung auf die Persönlichkeit, ihr Endziel schon sichtbar wäre. Nur weil es anders ist, als das überlieferte, muß es noch nicht schlechter sein. Wir tun, was wir müssen, aber das Warum liegt im Dunkeln. Aber gerade aus diesem Grunde müssen wir auch andrerseits die künstlichen Voraussetzungen abstreifen, die unser Tun begleiten, ohne es doch zu lenken und die immer nur zu Enttäuschungen führen.

Die eine ist, daß die alleinherrschende Vernunft den Menschen besser macht. Daß also auch die (vernunftgemäße) Mechanisierung der Gesellschaft die Veredlung des Menschen zu Zweck und Wirkung haben soll. Die zweite ist, daß die Veredlung des Menschen in der Vorherrschaft des sozialen Bewußtseins besteht. Die dritte, die die beiden ersten zu beweisen hat, ist, daß die Veredlung schon sichtbar geworden sein soll.

Wir Menschen haben gar nicht die Möglichkeit, die uns beherrschenden Bestimmungen zu erkennen. Wir haben daher auch gar keinen Wertmaßstab dafür, ob wir besser oder schlechter werden. Ja selbst der sittliche Drang, daß wir nach Besserung streben müssen, wird durch das Fehlen dieses Maßstabs beirrt. Die Ueberzeugung von dem Vorzug des sozialen Ideals vor dem persönlichen entstammt ja auch durchaus keiner Erfahrung oder absoluten und allseitigen Erkenntnis, sondern nur der gegenwärtigen Höchstschätzung der materiellen Glückseligkeit. Der Unnütz-Erklärung des Leids. Wer aber unvoreingenommen nachprüfen will, um wieviel sich das Leid seit der Eroberung des Vernunftreichs, gegenüber den früheren sozial unentwickelten Zuständen vermindert hat, und wie die so ungemein (unter Führung Englands) entwickelte Herrschaft der Vernunft das unberechenbare, finstere Walten der Leidenschaft aus den Schicksalen der Menschheit zurückgedrängt hat, der frage — den Weltkrieg.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lehrer Vielgut

Von Karl Wilhelm Fritsch (Brünn)

Ein junger Mann hatte er sich für den Lehrerberuf entschieden, weil sich augenblicklich nichts Besseres traf und Papa Vielgut sich einbildete und zwar seit Jahren, der Zacharias müsse schnell ins Verdienen kommen. Dieser fürsorgliche Papa war durchaus kein armer Teufel, aber er wollte aus seinem Zacherl einen Doktor oder doch wenigstens einen Lehrer haben, da beim Steueramte alle Praktikantenposten besetzt waren. Deshalb studierte der Zacherl „auf Lehrer", machte, ums nur ja gründlich zu nehmen, die vier Jahrgänge der Lehrerbildungsanstalt in sieben Jahren und bestand endlich die Matura nach zwei Anläufen und weil sie glücklicherweise nicht an einem Freitage abgehalten wurde. Und so ward er Lehrer. Man nannte ihn Vielgut, aber er hieß eigentlich anders. Den Namen Vielgut hatte er sich während seiner Lehrzeit in Siebenkrebsen verdient und das war so:

Siebenkrebsen, ein elendes Dorf, lag am Tinglbache, der dem Range nach seines Geschlechtes letzter war. Das Dorf selbst fand man unter den Großgemeinden des Landes aber auch nicht. Hier nun lehrte Zacharias Vielgut seine achzig Schüler. Daß man diese nicht gleichmäßig im Unterrichte gedeihen lassen konnte, verschuldete der Umstand, weil eben diese achzig nicht lauter „Köpfe" waren. Doch Zacharias meinte, die achtzig Kinder könnten doch wenigstens alle interessiert werden. So fand er bald, daß die Vorliebe seiner Schüler weniger auf Lesen und Schreiben als auf Kaninchenzucht gerichtet sei. Drum wurde der Schulhof auch bald zu einer energisch und rationell betriebenen Kaninchenzuchtanstalt. An der gewiß nicht kleinen Zahl der jungen Karnickel wurden die Probleme des Rechnens gelöst, auch die Tierkunde kam dabei nicht zu kurz, umsoweniger, als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Schule auch ein alter Dackel, etliche Tauben und Gänse gehörten und im Nebenhofe ein paar Pferde standen. Die Kinder lernten ganz richtig drei Tauben von einem Karnickel unterscheiden und behaupten, daß dies zusammen drei Lebewesen seien. — Das Lesen wurde vom Zacharias nach einer eigenen Methode betrieben. Daß die Wiederholung die Mutter der Studien sei, wußte unser Lehrer noch aus der Prima, also der ersten Klasse, da er sich am Gymnasium fand, her, ja er konnte diesen Satz sogar noch lateinisch hersagen. Jetzt galts aber der Praxis.

Das Lesebuch enthielt ein Stück „Der Spielball". Dieses Stück wurde nun in jeder Lesestunde gelesen. Alle Schüler von Eins bis achzig lasen es immer und immer wieder, natürlich nicht in einer Stunde, aber diese wurde so reichlich ausgefüllt. Hatte Schüler Nummer Achzig gelesen, so begann wieder Schüler Eins. So kams, daß das Lesen immer flotter ging und zugleich das Memorieren prächtig gedieh. Vielgut war stolz darauf, wie glänzend seine Schüler das Stück „Der Spielball" lesen konnten. Daß dabei auch Worte gelesen wurden, die im Buche nicht standen, bemerkte er nicht, da er im Fenster Kopierrahmen mit Negativen untersuchen mußte. Neben den Negativen beschäftigte ihn aber auch die Goldfischzucht. Und wars diese nicht, dann gabs an der Hobelbank zu tun, die Zacharias im Schulzimmer hatte aufstellen lassen. Neue Bildrahmenmotive oder Schnitzarbeiten war man der Kunst schuldig und auf die hielt nun unser Vielgut eben sehr viel. An den Wänden des Schulzimmers hingen Zeichnungen, Szenen aus dem trojanischen Kriege darstellend und zwar — nicht zu vergessen — in Rahmen, welche Zacharias selbst geschnitzt hatte. — Ein Lebenselixier hervorragendster Art ist gewiß der Humor. Auch Vielgut war dieser Meinung, weshalb er seine Schüler stets auf dem Lachenden erhielt. War dies nach seinem Dafürhalten der körperlichen Gesundheit zuträglich, so vermittelten die trojanischen Kriegsbilder, wie er die von ihm eingerahmten Darstellungen nannte —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

historische, ja sogar mythologische Kenntnisse. Just diese aber hatten noch andere günstigere Folgen. Die achtzig Schüler teilten sich in Griechen und Trojaner, ohne viel zu wissen, was für Geschöpfe diese beide eigentlich gewesen waren. Aber das hinderte nicht, daß der eine Junge, ein Blondkopf und erstklassiger Raufer Achilles genannt wurde und vor jeder Stunde mit einem anderen, der sich Hektor nannte, Box- und andere Kämpfe ausfocht. Zacharias hatte nichts dagegen, da ja Ringkämpfe die Muskelkräfte stärkten. Später erfuhren dann Vielguts Achtzig, daß jene Griechen und Trojaner in einer Zeit lebten, da Lesen und Schreiben noch nicht zum Schulunterricht gehörte. Umsomehr verlegte man sich deshalb auf Muskelstärkung. Diese bildete auch Vielguts Schwäche und da er auch viel auf frische Luft hielt, so wurden die Lesestunden nach Möglichkeit im Freien abgehalten. Hiebei wurden, Zacharias hatte einmal gedient, auch militärische Uebungen durchgeführt. Tatsächlich konnte unser Lehrer darauf hinweisen, daß seine Achtzig ausgezeichnete Schleuder- und Bogenschützen seien, ja auch im Gewehrschießen Bescheid wußten, so daß zu erwarten stand, sie würden einmal als Soldaten den Feind bataillonsweise niederknallen. — Hauptsächlich aber war Zacharias ein Künstler. Auch davon zeugten die Schulzimmerwände, denn unter den vom Herrn Lehrer eingerahmten trojanischen Kriegsbilder hingen von ihm ausgeführte Bleistift-, Pastell-, Kreide-, Rötelskizzen, Oel- und Aquarellbilder. Fast ausschließlich Portraits. Und in diesen erblickte man die Achtzig, die in den Schulbänken unruhig saßen, mit Pinsel oder Stift ruhig festgehalten. Zacharias portraitierte eben gerne seine Schüler, da sie dann wenigstens einige Zeit ruhig saßen. Auch unter einander betrieben die Achzig die Portraitkunst und wurde der Herr Lehrer selbst zum Modell gemacht, fand es Zacharias nicht als Herabsetzung seiner Autorität. Beim Portraitieren übten die dasitzenden Achtzig übrigens auch die Geduld. — Doch auch das künstliche Auge der Linsen wollte geübt sein, gehörte doch diesen längst die Welt als „schöner Vorwurf", weshalb denn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eben Vielgut auch ein eifriger Photograph war. Neben dem Schulzimmer hatte er sich eine prächtige Dunkelkammer eingerichtet und dort entwickelte er, während „der Spielball" gelesen wurde, seine neuesten Negative. Die Achtzig spielten indessen übrigens auch trojanischen Krieg. Manchmal nahm Zacharias einen der Achtzig zu sich in die Dunkelkammer und erklärte ihm dort die Geheimnisse des Entwickelns, Fixierens, Wässerns und was es da sonst noch gab.

Ein Kino kannte Siebenkrebsen noch nicht, aber unser Lehrer sorgte für einen gediegenen Projektionsapparat, den er selbst — und man mußte dies schon sagen — tadellos hergestellt hatte. War nun einmal die Geschichte vom „Spielball" gar zu langweilig geworden, dann wurde der Projektionsapparat aufgestellt, die Fensterläden wurden geschlossen und eine Lichtbildervorstellung begann. — Da man nun die Natur tagtäglich in Natur sehen kann, ein hervorragendes Lebenselixier aber der Humor ist, so waren die Bilder humoristisch gewählt. Da konnte man Achilles sehen, wie er Hektor eben das Bein stellte, oder Zacharias selbst einen der Jungen mit einer Hand stemmend. Muskelstärkung war, wie wir wissen, eine der Schwächen Vielguts. Oder man sah Karnickeln vor den Gänsen die Flucht ergreifen, oder den alten Dackel nach Fliegen schnappend und anderes, was gar sehr erheiterte. Da diese Bilder von Vielgut selbst unter entsprechender Verwendung seiner Achtzig hergestellt waren und Bilder der engsten Heimat brachten, unterlags natürlich keinem Zweifel, daß so Heimatsliebe und Patriotismus gestärkt wurden. Ja, da einige Bilder, wie zum Beispiel jenes, das den Herrn Lehrer selbst stemmend zeigte, von einem oder dem anderen der Achtzig aufgenommen worden war, so ergibt sichs leicht, daß so das Selbstgefühl dieses Einen oder des Anderen eine wesentliche Erhöhung erfuhr. Der Mann aber soll über eine Portion Selbstgefühl verfügen, also war Vielguts Lehrmethode gewiß nicht zu unterschätzen. — Die Siebenkrebser ehrten denn auch ihren Schulmeister im allgemeinen und im besonderen gar sehr. „Der ist halt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu allem soviel gut", hieß es im Dorfe und Zacharias eben deshalb Vielgut. — Seine Lehrmethode zeitigte auch reife Früchte. Einige der Achtzig wurden später mehrfach dekorierte Preisringer oder Boxkämpfer, die Kaninchenzucht verstanden sie sozusagen alle, einige brachten es in der Erziehung der Goldfische weit, so daß diese nirgends so gescheidt wurden wie in Siebenkrebsen. Auch wußten die Jungen, was ein Projektionsapparat sei, wie man Bilder stilvoll einrahmen müsse, (mochte man auch keine haben), was es heiße: Negative entwickeln nnd Positive herzustellen. Schade nur, daß diese photographischen Kenntnisse in Siebenkrebsen keine richtige praktische Verwendung finden konnten. Auch in der Herstellung von Schützengräben oder Aufstellung von Horchposten waren die Achtzig aus Siebenkrebsen längst bewandert. Der trojanische Krieg aber wurde sozusagen das künstlerische Erbgut des Dorfes. Das Künstlerische, das von ihm ausging, zeigte sich besonders bei der Kirmes. Denn anders als sonst in Dörfern wurden dann in Siebenkrebsen Verwundungen, die der künstlerischen Linie nicht entbehrten, hergestellt. Kurzum, unser Siebenkrebsen ward ein Hort der Kunst und aller möglichen Wissenschaften, zudem auch solcher, die kein Lehrplan aufwies. — Da nun dieses Dorf von dem Horizonte, den man gewöhnlich zieht, sehr weit entfernt lag, so gabs hier auch keine Inspektionen. Wozu auch? Dazu gabs der anderen Dörfer reichlich genug, — wenn eben schon inspiziert sein sollte. Manchmal kam wohl der Dechant. Da hatte er denn zunächst einmal den trojanischen Krieg im Bilde beanstandet, da er sich jedoch auch überzeugte, daß die biblische Geschichte nicht so schlimm weggekommen war und der Kirchengesang auf voller Siebenkrebsener Höhe stand — so ließ er den trojanischen Krieg in Frieden. — Einmal aber kam auch der andere Schulinspektor, der ein Auge auf Lesen, Schreiben, Rechnen hatte. Er drückte nun, von den Kenntnissen der Schüler geblendet, dieses eine Auge zu, lud aber unseren Zacharias zu einem Spaziergang ein. Was dabei verhandelt wurde, klärte sich niemals ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf, es mußte sich aber um Anregendes gehandelt haben, denn man wollte den Inspektor oft mit dem Kopfe wackeln und sogar die Hände zusammenschlagen gesehen haben. Ja einige zufällig Vorübergehende hörten sogar, wie unser Zacharias zum Inspektor sagte: „Ja, habe ich denn Lehrer werden wollen? Hat man mich denn gefragt. Maler wollte ich werden, aber daheim hat man einen Studierten haben wollen. Maler war ihnen zu gering ...“

* * *

Das nächste Schuljahr kam, aber Lehrer Zacharias kam nicht mehr. Die Siebenkrebser bedauerten dies nicht nur sehr, sondern schworen sogar Vielguts Nachfolgender und allen noch Folgenden ewige Feindschaft.

An der Somme

Ein Schlund, in dem Landschaften bersten,
Schmerzlich zuckende, gewaltige Flächen.
Wo die Blitze aus Millionen Feuerröhren so gigantisch sind,
Daß die Erde wankt in furchtbarem Violett.
Wo Menschenherzen versteinern und alles Denken
Zu einem glühenden Schrei nach Zerstörung wird,
Gibt es kein Brüllen der Geschütze mehr!
Hier ist der Welt-Untergang in einer einzigen, formlosen Nacht!
Der Tod als Sensenmann ist ein armseliges Bild
Für das Sterben alle Tage!
Wo die Götter Nichts mehr wissen,
Zerfleischt sich Mensch an Mensch in weher, endloser Erbitterung.

Otto Steinicke (z. Zt. im Felde).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die drei Sprünge des Wang-lun

Ernst Erik Schwalbach hat sich dankenswertes Verdienst erworben, daß er — durch Verteilung des Fontanepreises 1916 an Alfred Döblin für dessen Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun" (Berlin, S. Fischer) — ehrenvolle Auszeichnung einem künstlerisch bedeutsamen Wehen zuteil werden ließ, dem, seinem Werke gemäß, lauter Beifall und breiter Publikumserfolg versagt bleiben werden.

Breiter epischer Strom wogt durch das Buch. Kein psychologisches Sezieren, keine stimmungsvolle Lyrik, sondern flutende Handlung, drängende Geschehnisse. Ein historischer Roman. Fern in China spielt er, unter Menschen der gelben Rasse. Bebende Schicksale eines Volkes entrollen sich in wechselvollen Bildern. Wie ein ungemein spannendes Buch chinesischer Historie liest sich diese Dichtung.

Religiöse Erschütterung ist des Buches Grundmotiv. Irrationales wird in ihm zu gestaltetem Leben. Selbst Dämonen und Gespenster gewinnen glaubhafte Erscheinung. Religiöse Erregung schwillt zu unerhörter Macht, reißt Menschen zu ungewohnten Taten empor, schüttert das festgefügte Gebäude des Staates, führt verzücktem Tode entgegen.

Wang-lun, Sohn eines armen Fischers, ein Charakter, in dem berechnende Verschlagenheit und transzendale Entrückung seltsam sich mischen, ist die tragende Persönlichkeit, der weitgreifenden Geschehnisse. Nach verwilderter Jugend, gefürchteter Häuptling einer Räuberbande geworden, wird ihm Widersinn des Banditendaseins immer mehr bewußt. So sehnt er Scheidung „von denen, die im Fieber leben, von denen, die nicht zur Besinnung kommen." Ringt sich durch zu dem ewigen Mysterium der Selbstüberwindung. „Ich will arm sein, um nichts zu verlieren . . . Nicht handeln; wie das weiße Wasser schwach und folgsam sein; wie das Licht von jedem dünnen Blatt abgleiten." Doch nie war Wang-luns Macht über seine Genossen größer, als nun, da er den wilden Räubergesellen die Lehre des Wu-Wei, die Lehre der Wahrhaft-Schwachen verkündet. „Wir sind Ausgestoßene und wollen es eingestehen. Wenn wir schwach sind, sind wir doch stärker als alle anderen. Glaubt mir, es wird uns keiner schlagen; wir biegen jeden Stachel um . . . Wir wollen sein, was wir sind: schwache hilfsbedürftige Brüder eines armen Volkes."

Der Häuptling einer kleinen Räuberbande wird Führer einer Sekte von Tausenden. Doch die Materialität des Lebens bricht schütternd ein in die reine Lehre des Wu-Wei. Das Dilemna Askese oder Erotik schafft klaffenden Zwiespalt. Die heilige Prostitution wächst schwelend empor. Fackelglanz abgründiger Szenen tut sich auf. Man wird oft gemahnt an die orgiastische Ungebundenheit der Wiedertäufer, dieser Dionisischen unter den christlichen Gottsuchern.

Grausame Verfolgung der Sekte durch den Staat überwältigt vollends das vermessene Ziel der Selbstüberwindung. Reizt auf zu blutiger Abwehr, macht aus harmlosen Sektierern religiöse und politische Rebellen. Der Kampf der Wahrhaft-Schwachen wider die Staatsgewalt wird zu gewaltigem Volkskrieg der mystischen Verehrer des Tao wider die Staatsmoral des Kung-fut-se, der Ming-Dynastie wider die Mandschu. Wildes Morden gellt über die gelbe Erde; grausiges Blutbad zehrt die Wahrhaft-Schwachen auf.

Da — im Abendrot der Vernichtung wird Wang-lun bezwungen vom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ekel über die Greueltaten, durch die sein Weg geschritten. In innerer Umkehr findet seine Seele zurück zu der reinen Lehre des Wu-Wei. Nur durch Ergebung und Sanftmut können Last des Lebens und Eisenhiebe des Leidens verwunden werden. Nun berauschen schäumende Ekstasen die dem Untergang Geweihten. Die Pforten des Westlichen Paradieses öffnen sich ihnen . . .

Unerhörtes wildes und buntes Leben drängt dem Leser aus diesem umfangreichen Roman entgegen. Ueberwältigt bei der ersten Lektüre der Rausch überreichen Lebens, genießt man bei nochmaligem Lesen artistische Vollendung farbensprühender Szenen. Doch eines, was den großen religiösen Dichtungen eignet, fehlt diesem Buche: die Kraft, den Leser selbst unter den Bann religiösen Erlebens zu zwingen, ihn reiner das Buch weglegen zu lassen, als er vor seiner Lektüre gewesen. Die Dichtung Alfred Döblins formt das Religiöse nicht zu zwingender Nötigung, sondern nur zu virtuosem Reichtum bunter Gestaltung. So bleibt sie l'art pour l'art.

Max Fischer

Das badische Buch

Gar oft wird seit einigen Jahren versucht, die deutsche Literatur nach Stämmen einzuteilen, d. h. alles, was innerhalb einer Provinzial- oder Landesgrenze an schöngeistiger Literatur erzeugt wird, in einen Topf zu schmeißen und diesen Topf so lange „literarisch" zu untersuchen, bis die literarische Stammeszusammengehörigkeit der und des Einzelnen herausgeknobelt und festgesetzt ist, daß dieser oder jener Länderstrich tatsächlich seine eigene Literatur mit völkischer Eigenart besitzt. Dies mag gewiß in einzelnen Fällen, wie z. B. bei der schwäbischen, holsteinisch-friesischen und steiermärkisch-österreichischen Dichtung seine volle Berechtigung haben, aber im allgemeinen ist diese Literaturreinteilung jedenfalls nicht nur nutzlose Arbeit, sondern auch wirklich unsinnig.

Der junge, rührige Herausgeber Walter Jerven tritt nun mit einem Unternehmen an den Tag, das auf den ersten Blick den Schein erweckt, als wolle auch er denselben Versuch machen mit der badischen Literatur, wenn von einer solchen überhaupt geredet werden darf, wie so mancher vor ihm mit dieser oder jener andern Gattung. Als 6. Bändchen der neuen Bücherreihe „Rheinbornbücher" ist ein Bändchen erschienen, das den Titel „Das badische Buch" trägt und eine stattliche Anzahl Erzählungen badischer Dichter enthält. Machen wir das Büchlein auf, so müssen wir eingestehen, daß wir Jerven unrecht getan haben mit unserer Vermutung, daß er nun in einem Experiment eine völkisch-badische Literatur herausknobeln und uns zu beweisen versuchte.

Ohne Hinweise und ohne lange literarhistorische Einleitung läßt der Herausgeber eine Reihe, sowohl sprachlich, als auch stofflich netter, guter Erzählungen von Schriftstellern und Dichtern, darunter E. von Bodmann, H. C. Kromer, Benno Rüttenauer, Hermine Villinger usw. folgen, die das Geschick oder der Zufall wohl zu Landsleuten gemacht hat, die wohl innerhalb der badischen Landesgrenzen nebeneinander leben und arbeiten, aber deswegen doch noch lange keine gemeinsame völkische Zusammengehörigkeit weder in ihrer Anschauung, noch in ihrer Ausdrucksweise vertreten. Wohl kommt, wie der Herausgeber bemerkt, das Allemannische in der vorliegenden Auswahl am stärksten zur Geltung, trotzdem dies nicht die Ab-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sicht des Herausgebers war. Aber die allemannische Eigenart ist die wertvollste und stammeskräftigste in Baden und so ist es bei einer derartigen Auswahl eine ganz natürliche Folgerung, wenn sie am stärksten zum Ausdruck kommt.

Wie kommt aber der Herausgeber dazu, dem bescheidenen Bändchen einen so fast unbescheidenen Titel „Das badische Buch" zu verleihen? In seinem Vorwort gibt Jerven aber auch hierzu die Erklärung. Das vorliegende Bändchen ist nur die erste Fassung einer Buchfolge, die sich auf einen vollständigen Ausschnitt aus der badischen Literatur bis auf die feststehenden Anfänge zurückerstrecken soll. Das erste Buch gibt nun einen Ausschnitt aus dem Schaffen der neueren badischen Dichter; über den Inhalt der folgenden Bände wird im Vorwort näherer Bescheid gegeben.

Dem vorliegenden Werkchen ist als Einleitung ein „Vorwort für Leser und Dichter" beigefügt, in welchem Jerven uns nicht nur mit seinen Plänen vertraut macht, sondern mit Vielen und Manchem abrechnet. Das Vorwort bedeutet ein Appell an Leser, Dichter und Verleger und wäre, wenn es beachtet wird, dazu bestimmt, vielen Mißständen, die sich seit einigen Jahren in die deutsche Dichter-, Leser- und Verlegerwelt eingeschlichen und breit gemacht haben, abzuhelfen.

Einige biographische Angaben im Inhaltsverzeichnis schließen die vorliegende, wohlgelungene Sammlung, die nicht nur innerhalb der badischen Landesgrenze, sondern im ganzen Reiche Beachtung verdiente, ab.

Stefan Wangart, Freiburg

Erzählungen heimischer Dichter. Rheinbornbücher Bd. 6. Verlag Reuß & Itta, Konstanz 1916. Preis ℳ 1.50.

Joachim Benn †

Der junge, vor dem Kriege in München ansässige Schriftsteller Joachim Benn ist, ein Opfer des Krieges, als Unteroffizier einer Maschinen-Gewehrkompagnie, an der Somme gefallen. Benn war von früher Jugend auf ein einsamer Mensch. Als er in den Krieg zog, spürte man das Wissen um einen baldigen Tod in seinem traurigen Blick.

Wer ihn näher kennen lernte, war gefangen von seinem ungewöhnlichen Kunstinstinkt und seiner umfassenden Bildung. Eine glänzende Feder und sein sicheres Urteil bestimmten seine kritische Tätigkeit. Die Leser der Benn'schen Buch- und Kunstreferate in Wilhelm Schäfers „Rheinlanden", später in der „Frankfurter Zeitung" werden seinen Namen im Gedächtnis behalten. Wie oft hat er das aufkommende starke Talent zu fördern gesucht! Eine neue künstlerische Entdeckung konnte seine sonst verhaltene innere Glut zum Ausbruch bringen. Mit erbarmungsloser Strenge aber übersah er die Erfolge des Tages, die Mittelmäßigkeit. Als freier Schriftsteller stand Joachim Benn vor einer aussichtsreichen Zukunft. Dafür sprechen die wenigen Proben kleiner, sowohl in formaler wie stilistischer Beziehung eigen gearteter Beiträge, die die Zeitschrift „Neuer Merkur", Jahrgang 1915, veröffentlichte. Seine letzte kurze, mit Todesahnungen erfüllte Dichtung nennt er „Die gotische Pforte."

Joachim Benn hat sich nicht viele persönliche Freunde im Leben gewinnen können. Er suchte dem Geräusch der Welt aus dem Weg zu gehen.

Alfred Mayer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von türkischen Frauen

Die Liebe zu den fein empfindenden, den grauen Tag des Lebens uns mit dem Sonnenschein ihrer Schönheit und Güte erhellenden und unseren rauhen Sinn sänftigenden Kameraden unseres Daseins, die Liebe zu den Frauen (S. 198) hat dem kaiserlich ottomanischen Major a. D. Franz Carl Endres die Feder geführt, als er sein Skizzenbuch „Türkische Frauen" schrieb.

„Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, — heißt es in den vor 80 Jahren geschriebenen, aber noch heute sehr lesenswerten, prächtigen Briefen Moltkes über Zustände und Begebenheiten in der Türkei — so müssen wir gestehen, daß bei uns ein junges Mädchen von dem Brautstand in den Ehestand eine Stufe herabsteigt, denn die Vergötterung, mit welcher ihr gehuldigt wurde, kann unmöglich für die Dauer eines Lebens vorhalten. Im Orient wird die Frau durch die Ehe gehoben, und wenn sie auch dem Manne untertan bleibt, so herrscht sie doch in ihrer Wirtschaft über die Mägde und Dienstboten, die Söhne und Töchter. Ich will damit nur sagen, daß wir in der einen Richtung vielleicht zu weit gehen, während nicht die Armenier, aber die Türken in der anderen Richtung noch viel weiter gehen."

Seit den Tagen Moltkes haben sich die Verhältnisse nicht wesentlich geändert und so darf man dem Buch von Endres — abgesehen davon, daß es seines Inhalts wegen nach der rohen Einteilung unserer Lesehallen und Volksbibliotheken der „belehrenden" Literatur zufällt — einen erziehlichen Wert für uns zusprechen.

Ein Kenner des Orients und seiner Frauenwelt tritt uns wieder in Endres' neuem Buch entgegen, man muß das betonen, weil jetzt von vielen Seiten „türkische" Bücher geschrieben, gedruckt und vertrieben werden, ja, ich fühle mich geradezu verpflichtet, vor Verwechslungen mit anderen gleichlautenden Büchern, die ich nicht gelesen habe und nicht lesen werde, zu warnen. Das Buch von Endres ist im Verlag von A. Hertz in München erschienen.

Den Weg, welchen Endres mit seinen — nach wenigen Monaten in zweiter Auflage vorliegenden — Bildern und Skizzen von Land und Leuten der Türkei*) so glücklich beschritten hatte, hat er fortgesetzt, nicht weiter auf der Heeresstraße, sondern auf einem Seitenwege in das Zauberland der Liebe uns führend, wo der Vollmondschein der Sommernacht sein mildes Licht gießt über die verschwiegenen Laubgehege der Gärten, wo an den Stamm der Bäume gelehnt schöne Frauen auf den Geliebten warten, — und wir wieder inne werden des Wortes des Rumi, des Schönsten vielleicht, was über Liebe je gesagt wurde (S. 179): „Wo die Liebe erwacht, stirbt das Ich, der dunkle Despot."

Thomas Otto Achelis

Ludwig Thomas „Kritik"

Herr Dr. Ludwig Thoma beklagt sich im letzten Heft des „März" über meine im Berliner Tageblatt erschienene Kritik seiner drei Einakter

Er kommt bei dieser Gelegenheit, wie er es in solchen Fällen schon des öfteren, anderen gegenüber, tat, mit der Mistgabel an, wenn wir mit dem Degen kämpfen. Jeder nach seiner Weise. Wie liegen denn die Dinge? So begann meine Kritik.

*) Die Türkei. München, C. H. Beck. 1916.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Als Ludwig Thoma im königlichen Residenztheater von seinen vielen Freunden und dem großen klatschenden Haus die Bestätigung eines Erfolges mit freudigen Verbeugungen entgegennahm, mag er nicht derer geachtet haben, die auch gern zu ihm halten, zu dem Dichter und dem politisch sozialen Satiriker, und die mit Scham hinausgingen. Sie schämten sich für den Dichter des stärksten Bauernromans der Gegenwart, des „Wittiber", den Dichter des „Andreas Vöst", daß er leichten Publikumserfolg mit gar so billigen und plumpen Mitteln und Mätzchen sich erkaufte".

Und sie endete mit der warmen Anerkennung des dritten Einakters, „Brautschau", die ein „prachtvolles Stück ungeschminkten Lebens" genannt wurde.

In dieser Feststellung (durch die angeführten Sätze) ist von den beiden sachlichen Einwänden — um das unqualifizierbare und durchsichtig gehässige Verlegenheitsgerede zunächst beiseite zu lassen — der erste widerlegt: der Publikumserfolg wurde klar konstatiert.

Der zweite Einwand bezieht sich auf den Satz meiner Kritik über den, auf Gerhart Hauptmann zielenden, Einakter „Dichters Ehrentag". Der hieß: „Es ist nicht ohne Ironie von tieferer Bedeutung, daß Thoma gerade auch immer mit seiner „Cochotte", dem Schlager der Saison, kommt und so alle seine Getreuen den echten und stets zu feiernden Dichter vergessen läßt."

Der Hieb saß augenscheinlich am besten. Herr Thoma unterschiebt mir, ich wolle andeuten, daß er „geschäftliche Interessen über künstlerische stelle oder dem Geschmack des Publikums entgegenkomme". Herr Thoma weiß recht gut, daß es zu bedeuten hat, er komme mit einem Saisonschlager, wenn man den Dichter in ihm suche. Die geschäftlichen Interessen des Herrn Thoma kümmern mich nicht. Ich suche allein die künstlerischen, denn nur dazu bin ich da. Das Entgegenkommen gegenüber dem „Geschmack des Publikums" ist aber in diesen und anderen Stücklein, die ich, wie sein Gesamtwerk überhaupt, genau studiert habe, für die kritische Betrachtung unverkennbar.

Das Publikum, dem Herr Thoma in diesem Falle — und niemals ich! — „beinahe göttliche Verehrung weiht", indem er es — wohlweislich nicht die andere, fast durchweg mit mir übereinstimmende Kritik! — zum Oberappelationsgericht mit einem ihm aus seiner Advokatenzeit verbliebenen Kniff erhebt — das Publikum sah in ihm diesmal wirklich den „Diener", den so „gemütvoll g'spassigen, mild frozzelnden Hoftheater-Thoma, der so überzeugend dartut, wie beruhigend doch das Leben ist." Was letzteres gewiß nicht Herr Thoma in plötzlicher Erleuchtung selber von sich sagt, sondern ein anderer Münchener Kritiker mit bitterer Ironie geißelte (Münchener Post), während ein dritter ihn in der erwähnten Dichtergeburtstag-Satire „ärgerlich" nannte. (Münchener Neueste Nachrichten).

Es stimmt, Herr Thoma: zwischen „Literaturbranche und Textilbranche" ist nicht allein insofern ein Unterschied, als es weiß Gott nicht die Kritiker sind, die sich besser auf System und Gewinnmöglichkeiten der Textilbranche verstehen.

Ich wenigstens darf von mir sagen, daß ich, meistens gegen das Publikum und gegen die Manufakturisierung, die von mir als echt erkannten Werte künstlerischer Natur stets mit durchzusetzen versucht habe, niemals aber die schalen Publikumswerte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das dürfte Herr Thoma sehr gut wissen, da doch, nach seinen Mitteilungen, über mich in München so viel Anekdoten erzählt werden sollen. Wie wohl gar über Herrn Thoma selber nicht? (Was eine beleidigende Zurücksetzung Herrn Thomas bedeuten würde!)

Allerdings verkehre ich in einem „Literaturklüngel". Aber wie Herrn Thomas Feinde, alte, ehrliche (auf die es gehen soll), so verkehren auch fast alle seine Freunde in diesem „Literaturklüngel". Ja er selber taucht sogar erfreulicherweise in ihm auf. Es stimmt: es bleibt eine „Verwegenheit", über Herrn Thoma ungünstig zu schreiben. In diesem Ausdruck Herrn Thomas kennzeichnet sich der richtige Instinkt für das von mir begangene Crimen laesae majestatis bajuvaricae!

München, 11. November 1916.

Dr. Joachim Friedenthal

*

So führt er seinen Degen, der elegante Friedenthal. Aber, um mit seinem Ahnherrn und Kollegen Schmock zu fragen: Warum schreit er wie ein Rabe?

Ich habe ihm schonend mitgeteilt, daß er nicht gerade sehr intelligent sei.

Herr Friedenthal hält nun ein sorgsam behütetes Geheimnis für verraten. Er glaubt, daß in den Klatschwinkeln Münchens Einer dem Andern bisher die Tatsache nur ängstlich ins Ohr geraunt habe.

Allein man muß doch nicht erst durch on dit's — dem alten Pariser sei es gesagt — durch on dit's erfahren, daß Herr Friedenthal mit von Herrschaften abgelegten Phrasen handelt. Das beweist er täglich in seiner deutschen Stiefmuttersprache; die Beweise werden gedruckt und gehen öffentlich um.

Kein Barbier muß darum heimlich in das Schilfrohr flüstern, daß König Midas Eselsohren hat.

Indeß, Herr Friedenthal soll nicht glauben, daß er als Individualität behandelt und gekränkt werden sollte.

Ich wandte mich gegen einen Uebelstand, der größeres Interesse beanspruchte; ich brauchte ein Exempel, ich brauchte ein Präparat und ich erwischte rein zufällig den Doppelgänger der gutmütigen Frau Pollak.

Es ist ein Unfug, daß die Meinung eines Mannes, den niemals Jemand um seine Meinung fragen wird, etwas gelten soll, bloß weil sie gedruckt ist.

Wer aber seine Meinung ungebeten und ungefragt in die Welt hinausschreit, muß es leiden, daß man ihn ans Licht zieht.

Denn nur so kann man den Wert der Meinung prüfen.

Ich glaube nun nicht, daß man unbedingt einer Mistgabel bedarf, um Herrn Friedenthal ans Licht zu ziehen. So schlimm denkt man nicht von ihm, wenn schon er zu arg von „schalen Publikumswerten" spricht.

Das schale Publikum setzt sich aus vielen und aus verschieden gearteten Leuten zusammen. Sollte wirklich ein Mann darunter sein, der von Herrn Friedenthal etwas lernen kann?

Das wollen wir in dieser ernsten Zeit nicht hoffen.

Ludwig Thoma

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neutrale Friedensregungen

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Von Quartal zu Quartal taucht das Gerücht einer neutralen Friedensanregung in der Welt auf als Symptom der frommen Friedenswünsche, die auf der Linie der Sonderfriedensgerüchte stehen. Dies habe ich von Anfang bis heute als ein Phantom gehalten, dem die Männer der Börsen mit Schmetterlingsnetzen nachjagen. Rußland, Italien und Frankreich sind militärisch, politisch, wirtschaftlich und vor allem finanziell so mit London verkettet, daß sie nicht ausbrechen können, sogar wenn sie wollten. Wird eines dieser Länder in dem Erschöpfungsdauerlauf, in dem Europa seine Lungen ruiniert, fußkrank und mürb, so meldet er seine bevorstehende Hinfälligkeit in London an und London wird dann daraus die faktisch politischen Folgerungen ziehen. Es geht im Weltkrieg nicht wie im siebenjährigen, wo Rußland aus der Reihe unserer Gegner hinter dem Rücken Oesterreichs ausprang.

Ernsthafter steht es mit dem guten Willen einzelner Kreise in den neutralen Ländern, den Vermittlungsmöglichkeiten näher zu treten. Die neueste verirrte Taube will man in Amerika gesehen haben. Dieser Fall gibt Anlaß, die Lage der Neutralen gegenüber solchen Problemen ins Auge zu fassen. Darüber habe ich der Wiener „Neuen Freien Presse" am 20. November die nachstehenden Ausführungen gegeben.

Die dem wiedergewählten Herrn Wilson in Washington und in Basel nachgesagte Vermittlungsneigung soll man weder sanguinisch noch spöttisch behandeln. In Wien und in Berlin werden die Schritte, die Absichten und die symptomatischen Gerüchte neutraler Staaten mit Gelassenheit und Aufmerksamkeit beobachtet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, und ein „neutraler Diplomat" hat das den Nachrichten versichert, daß man in Washington pflichtgemäß „erwägen" wird, wie lang man die Dinge so weiter laufen lassen will und ob man überhaupt Mittel hat es zu verhindern. Für die Neigung zu einer amerikanischen Initiative mit dem Endziel einer Friedensvermittlung sprechen vom amerikanischen Standpunkt aus eine Anzahl realer, ideeller und staatsmännischer Gründe. Ein durch den Wahlsieg nach einem Riesenkampf gestärkter Präsident und seine geschwellte Anhängerschaft haben ein politisches und psychologisches Bedürfnis, ihre Aktivität durch eine Aktion zu markieren. Selbstverständlich ist es auch der heimliche Wunsch jedes Amerikaners, Amerika wenigstens als Schiedsrichter am Ausgang des Weltkriegs zu beteiligen und damit den heimlich ersehnten Uebergang der Hegemonie von Europa auf Amerika sichtbar zu machen. Wilson hat jetzt auch mehr Handlungsfreiheit und wieder festen Fuß unter dem Boden und ist nach einem Wahlkampf, der um seine Person ging, berufen und ermächtigt, auch persönliche Auffassungen und philantropische Reminiszenzen nicht ganz zu unterdrücken.

Die große Hemmung, die diesem Antrieb entgegenwirkt, ist innerer und äußerer Natur. Im Innern wünscht Wilson und die anglo-amerikanische Mehrheit der Vereinigten Staaten eine vorangehende, militärische Dämpfung Deutschlands und einen Erfolg der Entente. Auf diesen Erfolg warte man drüben seit 2½ Jahren und man hat sich heimlich an die Vorstellung gewöhnt, erst nach demselben eingreifen zu wollen. Nach außen aber glaubt man die Erlaubnis Londons zu einem ersten Schritt auf der Vermittlungslinie zu bedürfen. Hier beginnt der kritische Punkt der Diplomaten von Washington. Denn einerseits ist es wahr, daß bei Weigerung Englands, eine Konferenz zu beschicken, der praktische Erfolg der Konferenz von vornherein ausgeschieden ist. Andererseits belastet diese Weigerung England mit dem offenen Odium der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedensfeindschaft. Der Wunsch, England dieses Odium zu ersparen, das ist ein Hauptgrund der bisherigen Passivität der Neutralen, „das ist die Rücksicht, die den Krieg zu hohen Jahren kommen läßt."

Die Haager Konvention hat gut vorschreiben, man dürfe die Friedensvermittlung eines neutralen Staates „nicht als unfreundlichen Akt" erklären. Die Neutralen wissen seit September 1914, daß England Schritte von ihrer Seite als unfreundlichen Akt nicht erklärt, aber empfindet. Als die Schweiz vor zwei Jahren bei Amerika wegen eines gemeinsamen Vorgehens der Neutralen sondierte, winkten die Vereinigten Staaten ab, weil England ihnen abwinkte. Die Neutralen haben sich damit um das Verdienst einer unsterblichen Wohltat an allen europäischen Völkern, einschließlich Englands, leider in einem psychologisch wichtigen Zeitpunkt, der dann im Mai 1915 noch einmal gekommen war, bringen lassen. Sie haben sich inzwischen auch in ihren privaten Interessen, d. h. in den Handels- und Lieferungsinteressen ihrer Gewerbetreibenden spalten lassen. Die europäischen Neutralen sehen sich in einem Jahr auch in ihrer staatlichen Bewegungsfreiheit durch die Meeressperre so stark eingeengt, daß sie den einheitlichen Block, den sie machtvoll zwischen den feindlichen Koalitionen bei deren Gleichgewicht entscheidend hätten bilden können, heute viel schwerer zusammenhalten und in Aktivität setzen können, als im ersten Kriegsjahr. Daß jeder neutrale Staat den Wunsch und den berechtigten Ehrgeiz hat, schließlich der Friedensvermittler zu sein und daß die Konkurrenz dieser Wünsche latente Eifersucht als eine neue Hemmung wirkt.

Für Wilson steht letzten Endes die Frage an Weihnachten 1916 so:

Entweder will England in den Friedenszustand zurückkehren, dann fragt es sich nur, ob ihm eine direkte Unterhandlung, oder eine amerikanisch vermittelte angemessener und vorteilhafter erscheint. Darüber kann sich das Nordamerika ohne zu große Schwierigkeiten vergewissern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Will England noch nicht einlenken, dann mobilisiert die neutrale Anregung Nordamerikas, unterstützt von den Noten oder den Sympathien der europäischen Neutralen und getragen von dem Friedensbedürfnis der Welt, die latente Friedensstimmung in den einzelnen Ententevölkern gegen ihre widerstrebenden Regierungen.

Ob er diese Wirkungen auslösen will, das wird sich Herr Wilson bis nach Neujahr überlegen und die Stahlindustrie Amerikas mit ihrem ganzen Munitionsanhang wird ihm scharf zusetzen „neutral", d. h. dann passiv zu bleiben.

Man sieht, es ist kein Raum zum Sanguinismus noch auch zum Spott. Aber man sieht noch etwas anderes und wie unter einem Scheinwerfer.

England hält den Frieden im Tower eingekerkert. Der Frieden ist selbst nach der Ansicht Englandfreundlicher Neutralen reif und überreif. Die Mittelmächte sind kein Hindernis nach den Erklärungen ihrer Staatsmänner. Aus ihrem Standpunkt, daß sie den Krieg nicht gewollt haben, ziehen die Mittelmächte die kerzengerade Folgerung, daß sie bei erreichtem Schutz ihrer Grenzen den Krieg nicht fortsetzen wollen, daß sie aber weder den Schild noch das Schwert niederlegen, wenn der Feind weiter anrennt.

Die Entente verstrickt sich in den unerhörten Widerspruch, den Krieg nicht gewollt zu haben, aber jahrelang fortsetzen zu wollen! Warum? Weil sie noch keine Eroberungen gemacht hat, oder weil sie Deutschland und Oesterreich-Ungarn „strafen" will. Wer gibt ihr das Richteramt? Als in Nikolsburg König Wilhelm von Preußen dem Frieden mit dem Beweisgrund widerstrebte, „die Oesterreicher müßten zuvor gestraft werden", erwiderte Bismarck, „Majestät! Deutschland hat kein Richteramt." Der König von England scheint keine Berater von gleich klarem Blick zu haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Friede ist im Tower eingekerkert. Die Belgier hätten seit Jahr und Tag aus England in ihr Vaterland zurückkehren können. Die Serben hätten nicht notwendig gehabt, das ihre zu verlassen. Die Rumänier stünden nicht vor dem schweren Schicksal, das ihr Vaterland heut bedroht, wenn nicht England unter Versprechungen, die von den Tatsachen widerlegt sind, den Frieden unter Verschluß halten würde. Diese Schuld der Friedensweigerung Englands grell kontrastierend von der Friedensbereitschaft der Mittelmächte wird die Geschichte noch schärfer hervorheben als es in den Erregungen des Weltkriegs heute schon erkannt und gefühlt wird. Wilsons Aktion aber wird weitgehend abhängig bleiben von der Genehmigung Loyd George's, vorausgesetzt, daß nicht die Minister des Friedentrotzes von einer Woge aus der Tiefe des verständigen englischen Volkscharakters über Bord gespült wird.

Zur Kanzlerrede

Von Alwin Saenger (München)

Belgien, November 1916.

In seiner Reichstagsrede vom 5. April 1916 hatte Dr. von Bethmann-Hollweg einen geschichtlichen Beitrag geliefert zur Bewertung der sittlichen Größe des Deutschland von heute; mit seiner Rede im Haushaltungsausschuß (9. November) bewies er darüber hinaus, daß wir ein großes Volk zu nennen sind.

Es ist eine vornehmlich bei uns Sozialdemokraten beliebte Ausdrucksweise: die Völker *selbst* wollen den Krieg nicht; Kriegshetzer und Veranstalter der Kriege sind die oberen Klassen der Besitzenden und ihre Regierungen, eine Ausdrucksweise, die übrigens im weiteren Verlaufe des Weltkrieges durchaus nicht auf sozialistische Kreise beschränkt blieb. Ob dieser politische Satz in allen Einzelheiten zutrifft, bleibe hier ununtersucht. Das französische und englische *Volk* haben jedenfalls durch historisch feststehende Tatsachen bewiesen, daß sie für ihre Länder nicht unehrenhaften Friedensmöglichkeiten gegenüber sich genau so ablehnend verhalten, wie ihre besitzenden Klassen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatsmänner. Zieht man auf der Suche nach der unmittelbaren Kriegsursache die verantwortlichen politischen Staatsleiter vor das Tribunal, dann würde jedenfalls durch den ersten Teil der Kanzlerrede entgültig festgestellt, daß die deutsche Reichsregierung, was in ihren menschlichen Kräften stand, zur Verhütung des Krieges getan hat, und daß nur ein Verläumder wagen darf, zu behaupten, die Regierung habe den Weltbrand beabsichtigt, verursacht, gewollt oder gefördert. Hingegen haben verantwortliche feindliche Staatsmänner den Koalitionskrieg gegen Deutschland nach den vom Kanzler vorgelegten Dokumenten zweifellos gewollt und vorbereitet. An diesem vor der Kulturwelt durch den deutschen Reichskanzler festgelegten Tatbestand kann keine politische Subaltern-Phraseologie erfolgreich mehr mäkeln. Für die geschichtliche Beurteilung der Kriegsursachen hat Herr von Bethmann in dem ersten Teile seiner Rede das bisher wertvollste Material geliefert in einem politisch günstigen Augenblick. Ueber diese notwendigen Feststellungen hinaus scheint uns aber die außerordentliche Bedeutung der Worte des deutschen Kanzlers in der neuerlichen Darlegung jener Gedanken gegeben zu sein, denen er schon in der Rede vom April kraftvollsten Ausdruck verlieh: wir führen nur einen Verteidigungskrieg, nur der deutschen Erde gilt die unerhörte, gemeinsame Kraft dieser Leidenszeit, wir wollen und wollten nie und nimmermehr erobern. Dieser Wille erhebt uns heute über den Gegner, dessen Raubgier in den Namen Straßburg und Konstantinopel für immer niedergeschrieben ist und bleibt eben darum „unbezwingbar und unverwüstlich" und dieser Wille wird uns einst die Kritik eines besseren Jahrhunderts eintragen: die Deutschen kämpften nur für das Erbe ihrer Väter. Die Kriegsgeschichte straft alle gegenteiligen Unterschiebungen Lügen; nur in der Verteidigung war gegen der Welten millionenfache Uebermacht zu vollbringen, was vollbracht ist; nur so wurden die immanenten Kräfte des Bewußtseins zur Seite der ewigen Gerechtigkeit zu stehen in uns allmächtig. Das allen Gewalten zum Trotz sich Erhalten ist der deutsche Sieg nicht im kleineren Sinne eines gefangenen Sedan-Kaisers, sondern in dem größeren der Lebensnotwendigkeit einer deutschen Kultur für das Jahrtausend der kommenden Geschlechter. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister; möchten es auch die Wenigen erkennen, die alle Lehren der Geschichte nicht achtend in der Selbstbehauptung, den Kriegszweck nicht erschöpfend wiederfinden. Wir danken dem Kanzler dafür, daß er abermals die Lauterkeit unseres Kriegsgrundes vor der menschlichen Gemeinschaft feierlich bekräftigte. Mit größter Spannung hören wir hinüber zu unseren französischen Parteigenossen, ob sie auch nach den letzten Worten des Reichskanzlers nicht die Friedenshand ergreifen wollen. Folgen sie, die im Schatten der Bastille groß geworden, auch diesmal wieder blindlings den Spuren eines Grey,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geben sie auch diesmal, da sie wissen, daß ihr Land unversehrt bleiben soll, kein Echo, hetzen sie auch diesmal Hunderttausende von Proletariern weiter in Tod und Verderben, dann werden sie eine Anklage über sich ergehen lassen müssen, die mit warmem Menschenblut geschrieben wurde.

Der Klage um die vernichteten Lebensgüter hat der Kanzler im April erschütternden Ausdruck verliehen. Er hat das Volk, an dessen Schicksal er mit tatet, hoch gestellt; er hat auch sich weit über die Staatsmänner der Gegner erhoben; er hat es als deutscher Staatsmann auch in seiner neuen Rede verschmäht, die gift- und haßerfüllte Sprache der „westlichen Demokratie" anzuwenden und nach dem besseren Worte gehandelt. daß wir nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben da sind. „Wenn bei und nach der Beendigung des Krieges seine entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut der Welt erst zum vollen Bewußtsein kommen werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach friedlichen Abmachungen und Verständigungen gehen, der, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe verhütet." (9. November 1916).

Jenseits des Kanals ist es immer der Weltbund, der in der Bestrafung Deutschlands seine erste Berechtigung findet, der erst die Aufzunehmenden nach der Fasson Norwegens und Griechenlands selig werden ließe, der um der englischen Entente willen geschaffen wird. Hier haben wir einen Humanismus nach den Hoffnungen der Besten und Größten des deutschen Volkes, ein erstrebtes Ideal um der leidenden Menschheit willen. Und so hat uns der Kanzler auch mit diesem aus reiner Sittlichkeit geborenen Gedanken einer endlichen Versöhnung der kämpfenden Völker hingewiesen auf des Philosophen „Mahnruf an die Deutschen": Ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen wenn er gezeigt hat, daß er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten und edelsten Kunst- und Kulturkräfte vergessen machen will, daß er furchtbar war.

Der Tod und die schlanke junge Frau

Von Eduard Reinacher

Eine schlanke junge Frau wohnte mit ihrem Manne in der Nähe des Meeres in einem Hause mit blanken Scheiben und weißen Vorhängen. Die beiden waren glücklich miteinander, und als ihnen ein schöner starker Knabe geboren wurde, ließen sie einen Bildhauer kommen. Der baute in ihrem Garten einen Brunnen, wo eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wunderschöne Frau das Wasser aus ihrer Schale langsam ins Becken plätschern ließ. Das sollte ein Zeichen ihres steten und innigen Glückes sein. Als aber das Söhnlein drei Jahre alt war, kam der Krieg, und der Mann mußte hinaus, nachdem er seine weinende Frau tausendmal geküßt hatte. Er aber verhielt sich das Weinen aus Scham, und um ihr nicht mit seinem Leid wehe zu tun. Als er nun schon viele Monate fortgewesen war, bekam sie einmal drei Wochen lang keinen Brief und kein Lebenszeichen von ihm und sie dachte eines Morgens darüber nach, bis ihr angst und bange wurde. Da rief sie nach ihrem Söhnlein, um sich seines Anblickes zu trösten. Er aber antwortete nicht und weil sie so sehr geängstigt war, meinte sie, er müsse sich irgendwo verlaufen und verirrt haben und ging zur Türe hinaus in den Wald dem Meere zu, um ihn zu suchen und sie rief und rief nach ihm, spähte in alle Büsche und blickte hinter jeden Laubhügel, aber ihr Söhnlein war nicht da. Da schrie sie vor Angst, meinend, er sei bis ans Meer hinunter gelaufen und die Wogen hätten ihn hinuntergezogen und sein junges Leben verschlungen. Da rannte sie so schnell sie konnte, dem Strande zu, um ihn den Wellen noch zu entreißen oder wenigstens mit ihm zu ertrinken. Als sie ans Meer kam, liefen die Wellen wie immer aus der weiten Weite heran, brachen sich am Ufer und liefen wieder in die Weite zurück. Und das Meer war grün gefärbt. Sie irrte am Ufer hin und her und rief in Verzweiflung den Namen ihres Sohnes. Da stieg der Tod aus den Wassern auf in der Gestalt eines ungeheuer dicken Meermenschen und in seinen Wanst hatte er wie einen Blumenstrauß zum Schmuck eine blutbespritzte Straußenfeder gesteckt. Der schrie: „Heda, du junge, schlanke Frau. Ich bin der dicke Tod! Willst Du mir Deinen Mann oder Deinen Knaben geben?“ Da rannte sie ohne Besinnung nach ihrem Hause zurück, und sie meinte ihr Mann sei mit dem Boote ertrunken, das er befehligte. Er aber wartete in ihrem Garten auf sie, denn es war endlich Friede geworden; er saß mit dem Knaben schon zu Füßen der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wunderschönen Brunnenfrau! Und als sie kam, lief ihr der Knabe entgegen, schreiend, der Vater sei wieder da, und der Mann nahm seine schlanke junge Frau in den Arm und küßte sie. Sie aber verschwieg ihm, daß sie den Tod gesehen hatte, und bald vergaß sie es selbst.

Sprüche der Liebe

Von Musketier Max Barthel

Der Weg

Da, ich bin so viele Wege geschritten
Und habe viel geliebt und gelitten.
Auf dem Wege, den ich jetzt gehe, prunkt der Sonnenschein,
Der Weg, den ich jetzt gehe, mündet in Dich hinein.

Gefunden

Ja, ich bin ein Mensch mit vielen Schwächen,
Aber Du darfst den Richterstab nicht über meinem Haupt zerbrechen;
Denn wenn ich nicht suchte von Land zu Land,
Hielt ich denn in dieser Stunde Deine so liebe Hand?

Gute Nacht

Die große Stadt ist schon lange schlafen gegangen,
Nur dort auf den Bergen siehst Du noch Lichter prangen.
Gute Nacht! nun schlafe und vergiß mich nicht.
Mein Herz brennt für Dich wie auf den Bergen das Licht.

Der zärtliche Wald der Liebe

Jeden Tag schreien die Mörser und die Granaten rauschen.
Die Wälder warten und zittern und lauschen.
Du zärtlicher Wald der Liebe, wie bist Du so kühl!
Ich rette mich in dein einsames Gewühl.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erwachen in der Nacht

Oft in der Nacht schreie ich auf und weiß nicht warum.
Die Nacht geht über das Schlachtfeld traurig und stumm.
Am toten Mann wütet die feurige Schlacht . . .
Da weiß ich genau: Du hast an mich gedacht.

Aufwärts zu Dir

Das Abendrot prunkt um den zerschossenen Wald in stiller Gnade
Und birst nicht im Trommelfeuer der Kanonade.
Also verschönt Deine prunkende Liebe die Wälder der Gier,
Mit breiten Armen greife ich aufwärts zu Dir.

Aber Deine Liebe

Klaftertief unter der Erde sind wir im Walde versteckt,
Daß uns der granatenschwingende Tod nicht entdeckt.
Aber Deine Liebe ist sicherer als unser Unterstand:
Zwischen Leben und Sterben behütet mich Deine Hand.

Du bist der Sommer

Die Gärten meiner Liebe sind im Feuer der Schlacht zerwühlt.
Du bist der Wind, der die armen Blumen kühlt.
Du bist die Quelle, die den dnrstigen Boden tränkt,
Du bist der Sommer, der mir neuen Reichtum schenkt.

Sarah die Unausbleibliche

Intermezzo

Von Walther Siegfried (Partenkirchen)

Die Zeitungen verkünden der Welt, daß Sarah Bernhardt „trotz ihrer 73 Jahre und ihres hölzernen Beines" sich auf eine neue Gastspielreise nach Amerika begeben habe, ein Stück im Koffer „Les Cathédrales" — mit dem sie ohne Zweifel Amerika zu neuer Wut gegen Deutschland fortzureißen rechnet. Dazu ließ sie sich in flammender Pose vor den Ruinen der Kathedrale von Reims photographieren und das Bild dieser neuen „Jungfrau" in allen Landen reprodu [illegible] —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die unerhörte Konjunktur dieser Zeit hat also die alte Geschäftsfrau, Komödiantin und Deutschenfresserin nicht schlafen lassen. Wie durfte auch die Geschichte der Menschheit eines Tages von diesem Weltbrande berichten, ohne daß Sarah Bernhardt dabei gewesen wäre! Unerträglich zu denken! Vor allem aber geschäftlich: Die ganze Menschheit für Sensation empfänglich wie nie! Die Neutralen in Erregung zu versetzen mit jeder Greuelmär! „Une pièce donc! Une pièce, maître Dieusaitqui!" Ich will dich inspirieren. Schau hin! Wozu liegt die Kathedrale von Reims in Trümmern von den hunnischen Feuerschlünden? Wozu rauchen hundert französische Kirchen durch die Granaten englischer Notwehr? Schildere es! Schreie es! Nenn' das Stück „Les Cathédrales!" Ha, welch ein Wort! Welch ein Klang für meine voix d'or! (Elle est joliment ratée, cette voix, c'est vrai. Mais je la leur suggérerai toujours! Le public — heu! — une assemblée de sots!)

Les Cathédrales! Laß es alle zwei Sätze dreimal vorkommen, dieses hinreißende Wort! Inzwischen werde ich auf meinem Stelzbein pathetische Posen üben — inédites! — wie nur dieser weltgeschichtliche Augenblick sie gebiert; et tu verras, mon petit, ça nous fera une affaire, gegen die aller verflossene Sardou eine Bagatelle war!"

Und Sarah rieb sich das Welke, was einst ihre Hände gewesen, und besah im Stehspiegel die Maske unter dem roten Perrückenwirrwarr, die sie sich an diesem Morgen gemacht hatte. Aus einem langwallenden gown Poiret's, mit russisch-rumänisch-serbisch-montenegrinischen Ornamenten aufsteigend, rief dieses Werk der Schminke ihr selber nur noch legendenhaft erinnerungsfern ihre berühmte Erscheinung zurück.

„Ah ma chère Amérique", flötete sie, „du bist in Wahrheit das einzige Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Selbst ma galante France hat mich ob meines Greisenbrands schnöde zum Vergangenen gelegt. Bei Dir allein kann ich wagen, was immer ich plane. Das Kühnste, das Gewagteste. Da wag' ich es noch heut!" ... Ein schwarzer Erinnerungsschatten trübte den Blitz ihrer Augen, den sie eben versuchte.

„Ces gredins de boches! In meinem Ruhmeskranze das einzige Blatt des Mißerfolges! Ah dieses Berlin!" ...

Ein langes Leben hatte sie sich den verhaßten Deutschen vorenthalten. Keine Versprechungen der Welt hätten sie über jene Grenze gebracht. Da — war's zu glauben! — wurde Guillaume auf einmal die große Mode der Welt. Kein vielgenannter Lord, kein französischer Rennyachtindustrieller, kein amerikanischer Milliardär, noch südafrikanischer Diamantenräuber, auch kein singender oder tragierender Stern galt mehr für voll, wenn er nicht mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

le kaiser einen Händedruck gewechselt, ein Wort von ihm zum Zitieren erhascht.

Schon war selbst Kollege Coquelin nach Berlin gefahren und hatte sich seine Kaiserunterredung, seine Liebenswürdigkeit für Frankreich geholt. Da durfte auch in ihrem Reklame-Riesenfolianten dieses Blatt nicht mehr fehlen. Auf die Zähne gebissen denn! (Es waren damals meisterhafte von Mister Evans kreïrte, der schon diejenigen Eugenie's plombiert.) Und los! Mißlicherweise war sie nur über dem langen Spucken auf Deutschland in die Sechzig geraten, und Phädra mußte sehr ausgeschnitten gehn. Doch was tat das! Sie war von der amerikanischen Geschmacks- und Urteilsstufe her an so beruhigende Erfahrungen gewöhnt! Wie sollten diese Prüssiens anspruchsvoller sein! Und mit dem Kaiser dachte sie sich das so: Gleichwie die Pariser Gassenjungen zur Zeit Louis Philipps den Fremden anbieten konnten, ihnen für 5 Francs den König zu zeigen, und für 10 Francs den König wie er weinte, (für 5 Frs. schrieen sie unterm Palais Royal vive le roi, bis er erschien; für 10 Frs. inszenierten sie eine kleine Volksovation, die den guten Bürgerkönig zu Tränen rührte,) — so brauchte nur ein französischer Komödiant in Berlin aufzutreten und der Kaiser erschien unfehlbar in seiner Loge und lud ihn zu sich. Ließe nun aber gar sie, die Göttliche, sich nach 40jährigem Schmollen erweichen, so würde Guillaume überhaupt nicht wissen, mit welchem Orden er auch nur annähernd dem Begeisterungsglück und dem Huldigungsdrange Berlins und seiner selbst Ausdruck verleihen könnte. Also hatte sie sich überwunden, hatte jenes wilde Land, jenes abscheuliche Berlin betreten, ihre Person, ihre Kunst vor jener populace prostituiert — aber was war geschehen! Diese Barbaren hatten für ihre Ruine gedankt, ihre faltigen Arme und Hände mit Flossen verglichen, und den Kaiser hatte sie überhaupt nicht gesehn.

Unter der Kreide ihrer Maske schoß etwas wie Zornröte empor. Mehr Nuance Tango, um es richtig zu sagen. Nicht eigentlich mehr rot. Aber auch nicht rein gelb. Und sie wutstampfte mit ihrem gesunden Bein, daß die Psyche mit der goldenen Empirebekrönung erbebte, in der sich schon die große Rachel gespiegelt.

„Aber warte, Guillaume! Der Tag meiner Rache ist da. Jetzt spiele ich meinen Trumpf aus! Du hast die Kathedrale von Reims zerschossen. Mit diesem Treffer treffe ich Dich zurück! Amerika soll flammen!" Sie richtete sich auf vor dem Glase, zu der ganzen übrig gebliebenen Größe ihrer Trümmergestalt. (Es war entschieden unbequem. Und das Schlaffe unterm Kinn war auf keine Weise mehr unbemerkbar zu kriegen, sobald irgend anderswoher als von unten seitlich Licht darauf fiel.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Quand même!“ ſchrie ſie. Wozu wäreſt du, ſtolzes Wort, zeitlebens meine Deviſe geweſen? „Quand même!!! Mein Patriotismus, der keine Jahre, keine Körperlichkeit kennt, mein Ruhm, der bis Arizona reicht, ſie werden alles überwinden! Was heißt: „La troisième jeunesse de Madame Prune?“ Ich werde der Welt La trentième jeunesse de Sarah Bernhardt zeigen! — — —

Und die Göttliche fuhr in einer unvergleichlichen Poſe, die Rodin zu einer Statue „L'Intrépide“, wo nicht gar zu einer neuen Nike hätte begeiſtern müſſen, über den unterſeebotdurchdrohten Ozean und iſt bereits im altgewohnten Newyork gelandet, wie ſeit 50 Jahren empfangen von den Interwiewern, den nie fehlenden internationalen Diplomaten, und ihren kunſtbegeiſterten amerikaniſchen Verehrern. Bald wird ſomit über alle Erdteile die Kunde neuer, nieerlebter Triumphe dringen, nach Deutſchland aber der Schlotter einer völlig wieder umgeſchlageneu Gemütsverfaſſung der Vereinigten Staaten.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichnis;
Das Unvergängliche,
Hier wirds Ereignis;
Das Unausbleibliche,
Hier iſts getan;
Die halbe Sarah noch zieht ſie hinan.

Huber und Cox

Von Hermann Keſſer

Das Gefühl für Politiſches iſt nicht zu erziehen, ohne daß angebaut wird. Erſtarrte Anſichten — mögen ſie für die Phraſenbildner noch ſo unentbehrlich ſein — müſſen erſetzt werden. Der Kampf um den Tatbeſtand iſt Tag um Tag aufs Neue aufzunehmen, die Sachlage immer wieder zu überdenken. Stets wollen wir uns entſinnen, daß wir zumindeſt ein Volk von Fauſt — und Gehirnmenſchen ſind; daß nicht gelegentlich mit einem Handgriff plötzlich vom Haß auf die Verträglichkeit umgeſchaltet werden kann, daß jede Vernunftpropaganda, ob wir nun ſchon am Rand des Krieges ſtehen oder nicht, ihre Zinſen tragen wird.

Nach dieſer Einleitung ſei berichtet, daß einer der nationalſten deutſchen Verleger, Eugen Diederichs, ein überraſchendes Buch herausgegeben hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Huber und Cox"*). Es werden darin — in einer Form, die an den handfesten und unbestechlichen Philosophen-Geist Friedrich Theodor Vischers erinnert — national-polemische Streitfragen zum erstenmal unpathetisch erörtert. Der deutsche Verfasser heißt Bernhard Guttmann und war vor dem Kriege der Vertreter der Frankfurter Zeitung" in London.

Er will in einem Dialog zwischen dem deutschen Huber und dem Engländer Cox seine Meinung über England und Deutschland sagen. — Kann man immer beipflichten? Antwort: Nein, weder hier, noch da, noch dort; ob nun deutsch, englisch oder neutral geurteilt wird. Aber darauf kommt es nicht an. Zu rühmen ist, daß mit dem tauglichen Instrument von Rede und Gegenrede ein politisches Denkexperiment gelungen ist.

Der Zweck ist, mit blühender dialektischer Satire zu packen, was beidseitig an schiefen, an krausen Behauptungen vollbracht worden ist. Huber und Cox umspinnen sich mit Beweis und Gegenbeweis. Das Inventar jener atemlos hassenden Leitartikel, denen kein Maß genügte, jener Gelehrten, die diesseits und jenseits die Nichtswürdigkeit der Gegner wissenschaftlich zu erhärten suchten, jener Ueber-Patrioten, die Worte wie Keulen handhabten; alles ist in dem Gespräch enthalten und wird virtuos und schillernd hin- und hergedreht. Huber und Cox reden zunächst ganz taub aneinander vorbei. Aber dann und wann knüpfen sich Bänder, reißen ab und knüpfen sich wieder. Es ist wie ein Spiel, bei dem einer dem andern geschickt in die Hände arbeitet — und wird doch mehr als eine bloße Sportleistung im gescheiten Hin- und Herreden. Die beiden geraten in eine zunehmende seelische Erwärmung, greifen aus ihren Tiefen heraus und klingen allgemach in einer geschickten Gedanken-Schachbrett-Technik menschlich näher zusammen. Als einzig Gemeinsames ist eine Sehnsucht nach Erleuchtung da. Im Uebrigen legt jeder seinen Standpunkt dar; denkt jeder verschieden. Im Finale steigen die starken Worte, der Ton wird schicksalhaft. Hier stehen tapfere und unabhängige Sätze, darunter einige, die in allen kriegführenden Ländern nur beherzte Menschen aussprechen, will sagen Menschen, die über die verstürmte Gegenwart weit hinausschauen.

Cox fällt in eine wohlargumentierte Resignation über die Zukunft Europas: „Kopfüber jagt, stürzt die Menschheit in den Hades hinunter. Wer will prahlen, er könne es besser als die andern? Europa will sterben; unsere Rasse erwürgt sich mit ihren eigenen Händen."

Und wieder sagt er: „Europa wurde von der Fülle starker Nationalgeister zersprengt, die es beherbergte.

Huber ist mißtrauisch. Er bezweifelt des Engländers Sorgen um das alte Europa und gibt ihm glatt auf den Kopf: „Die Einheit der Kulturwelt

*) Huber und Cox. Von Bernhard Guttmann. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1916.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war längſt zur Fabel geworden. Eine neue wird es nicht geben, außer durch uns."

Darauf der trübe Cox: „Ich fürchte ſehr, weder ihr werdet ſie ſchaffen noch andere."

(Ein dritter könnte hineinwerfen, daß ſchließlich der Menſchheit doch irgendwie weitergeholfen werden muß!)

Aber wer möchte Huber unrecht geben, wenn er endlich ſagt, in dem unermeßlichen Schiffbruch der Zeit heiße es nach dem Himmel blicken, ob er noch Sterne trage?

„Am öden und ſchwarzen Firmament ſtrahlt ein einziges ſtarkes Licht. Es iſt das Geſtirn des Vaterlandes, dem müſſen wir folgen, ihm nachziehend uns retten, oder ſcheitern. Uns würde der Untergang unſeres Reiches das Ende von allem bedeuten. Wer nachher noch da wäre, fände ſich zwiſchen Abend und Morgen vom Manne zum Zwerge verſchrumpft."

Alſo bekennt der deutſche Huber; und betont Guttman, daß Gerechtigkeit für den Feind, politiſche Denkfreiheit und andere Verſtandestugenden nichts anrüchiges ſind, ſondern aus dem allerwahrhaftigſten vaterländiſchen Empfinden erwachſen. (Kein Zeichen für ſentimentale Schwäche!) Dafür ſpricht in „Huber und Cox" jede Zeile.

Dieſe Zitate als Tonproben; alles will im Zuſammenhang aufgenommen ſein.

Auf der letzten Buchſeite ſchaut Guttmann noch nach einer Löſung aus, die Huber und Cox, die beiden Kontrahenten, einigen könnte. Er findet immerhin einen Abſchluß.

Verſchwiegenes Brauſen von fernen Schlachten, Feuerſchein iſt in der Luft.

Götterdämmerung!" ſagt Cox.

„Völkerfrührot!" ruft Huber.

So ruht in dem trefflichen politiſchen Reſponſorium alles auf einer etwas relativiſtiſch durchwehten Wechſelwirkung, es zeigt ſich, wie ſchwer es iſt, die Glaubensmacht der Vaterlandsliebe — von der Huber und Cox erfüllt und getrennt ſind — auf eine verbindende Achſe zu bringen.

Doch: Wohl Herrn Bernhard Guttmann! Er will ehrliche Muſik machen und bläſt erfriſchende Melodien. Wer vermöchte ſchon heute eine allgemein genügende politiſche Kontrapunktik zu ſchaffen?

Zu Beginn des Geſprächs deutet Guttmann auf draſtiſche Weiſe an, wer bei den Verſuchen, einen ſolchen Generalbaß zu ſchaffen, *nicht* in Betracht kommt: Vorgeführt werden als (raſch erledigte) epiſodiſche Geſtalten Sir Ralph Supercox und Jamnoſe einerſeits, Edelhuber und Duckmauski anderſeits. Die Allegorie iſt verſtändlich, man kennt die Figuren an den Namen. Sie rennen aneinander und explodieren nach einem Wortgefecht ohnegleichen in Flammen und Geruch. Ein paar Häufchen grauer Aſche bleiben zwiſchen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Huber und Cox liegen. Nach dem lärmenden Vorspiel hebt der Engländer an: „Nachdem wir von diesen Gästen nun befreit sind, lassen Sie uns, damit überhaupt etwas gerettet werde, auf die Grundlage jeder kultivierten Gesprächsbeziehung zurückgehen.“ Jeder Kulturmensch ist einverstanden. — Aber wer schreibt nun an der Themse das Gegenstück?

Zukunftspolen

Der polnische Magnat, der sich kürzlich zur Zukunftsentwicklung des neuen Polens dahin äußerte: „Wir sind so unaussprechlich gespannt — auf uns selbst“ — hat wohl in diesem Wort eine der wichtigsten Vorbedingungen für den Aufbau seines Landes gekennzeichnet. Das Eigenverhalten der Polen, ihre Selbstdisziplin, die Einsicht und das Vertrauen in die organisatorisch bewährte Einführung in das neue Gebilde, für welches bisher mehr Idealismen als Realien vorhanden sind — müssen als bestimmend für die Konsolidierung wirken. Insolang der Krieg fortgesetzt wird, bietet sich den Polen, noch ehe ihre innerpolitischen Verhältnisse festgelegt werden können, die bedeutsame Gelegenheit, sich großenteils aus eigener Kraft und mit Kriegshilfe der Zentralmächte, die beste, solideste Grundlage für ihr neues, staatliches Sein zu schaffen, an dem Kampf um Polen mit allen Kräften teilzunehmen. Die Polen müssen einsehen, daß der gewählte Weg, vorerst selbst für ihre Befreiung kämpfen zu können und daher vor allem an die Bildung geregelter, polnischer Armeeformationen zu schreiten, im eminenten moralischen und praktischen Eigeninteresse liegt. Es mindert gewiß das Gewicht dieser Erwägung nicht im Geringsten, daß es auch die Interessen der Zentralmächte fördert, in einem starken, militärisch nach den Kriegserfahrungen wohlorganisierten Polen, keinen labilen Pufferstaat schaffen zu wollen, sondern einen verläßlichen Zukunftsgrenzenschutz gegen russische Ausdehnungsversuche, im Königreich Polen zu wissen. Der eigene Vorteil der Polen geht hier vollständig parallel mit den berechtigten Forderungen der Mittelmächte.

Jeder politisch weitsichtigere Pole wird über die von der Entente in Umlauf gesetzte Phrase, es solle aus Polen eine „preußische Provinz“ gemacht werden, nur lächeln können. Der blinde Haß, der die Republik Frankreich und den angeblichen Vorkämpfer für Menschenrechte, England, mit der russischen Autokratie in ein Lager brachte, mag französische und englische Politiker auf das klassische organische Statut vom Jahre 1832, mit dem Rußland alle seine feierlichen Zusicherungen einer polnischen Verfassung und polnisch-nationalen Selbstverwaltung mit einem Fußtritt umstieß und das damalige Königreich Polen zu einer „russischen Provinz“ degradierte, vergessen lassen, kein Pole jedoch wird dessen nicht eingedenk sein und wird da — auch nur in Gedanken — deutsche Politik mit moskowitischer zusammenwerfen.

Daß die polnische Intelligenz und der polnische Nationalgeist alle Fähigkeiten in sich tragen, unter Anleitung, Beispiel und Hilfe, der Patenstaaten Neupolens, in verhältnismäßig kurzer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit, polnische Kräfte ins Feld, für polnische Ziele zu stellen, ist nicht zu bezweifeln.

Und daß sich zu einem späteren Zeitpunkt, wenn friedliche Zustände eingetreten sein werden, auch genügend zum staatlichen Aufbau verwendbare Kräfte finden werden, kann auch als sicher gelten. Das Beispiel hierfür liefert Oesterreich, das in seiner Verwaltungshierarchie ungezählte, polnische, wohldisziplinierte Männer zählt.

Wenn sich Deutschland auch als in vielen Hinsichten und insbesondere in militärischer Beziehung, in der Lage des Reicheren befindet, der mehr für das neue Polen tun kann als Oesterreich, wird doch kaum ein Pole das große Verdienst der Donaumonarchie um die polnische Frage und das Polentum vergessen können: Oesterreich hat dabei die Schwierigkeiten, die ihm um Galizien erwachsen könnten, sofort in polenfreundlichem Sinn abgedämmt, um des höheren Zieles willen.

Schon die große Errungenschaft, wieder polnisch fühlen, sprechen und handeln zu können, sollte so bestimmend auf das ganze Polentum einwirken, daß Undank, Mörgelei und Egoismus gar nicht aufkommen können.

Und haben einmal Polen für Polen im größeren Stil gekämpft und gesiegt, dann wird sich wohl jeder Zweifel an der zukünftigen Gestaltung dieses Staates erübrigen und der polnische Edelmann, der von der Spannung auf das eigene Verhalten spricht, sagen können: Die Polen bewähren sich . . . v. S.

Bachs Uebersetzer

Dem Lyriker Ernst Lissauer hat man, zu allen Zeiten, sehr viel Unrechts getan, hat ihn — einseitig — politisch, als Phänomen, gewertet: anfangs blind jauchzend, zuletzt blind verdammend. Echte Kunst aber ist unpolitisch, ist überpolitisch; ohne es zu wollen, leugneten Lissauers politisierende Beurteiler seine gewichtigste Leistung und ursprünglichste Anlage. Auch sonst nicht zum Heil der Gerechtigkeit fielen ihre Entscheidungen: Ein lyrischer Vertreter seiner Zeit büßte ihre Fehler. Wesentlich ist ja weder, daß ein junger Jude aus der Kurfürstendamm-Atmosphäre für Protestantismus, Acker, Strom und Blücher sich entschieden hat; noch daß ein gereifter Preuße und begeisterter Christ in alttestamentarischen Generationen-Haß zurückgefallen ist. Wesentlich ist — einzig —, in beiden Geländen, die fertige Kunstleistung. Die ist über Liebe und Haß hinaus, eigenkräftig genug, um, endlich einmal, eiferlose Achtung zu finden, und ihre jüngste Frucht („Bach"; bei Schuster & Löffler, Berlin) liefert den bündigen Beweis, daß der „Haßgesang" nur episodische Bedeutung besaß, daß der wahre Lissauer doch von jener ehrfürchtigen Liebe gänzlich besessen ist, die den Künstler formt. Ob der vollen Künstlerschaft andere Bedingungen erfüllt sind? Sicherlich, zu gutem Teil. Und wenn die Grazien allein ausgeblieben sind, so liegt das, ganz und gar, darin begründet, daß hier einmal ein Dichter durchaus zeitgemäß sich auswirkt: gemäß der künstlerischen Uebergangszeit unserer Jahrzehnte.

Ernst Lissauers gewichtigstes, auch greifbarstes, Kennmal ist: Rhythmus. Wie ihn auch der Liebhaber einer anderen Musikalität weder bei Richard Strauß noch bei Franz Marc schlichtweg zu leugnen vermag, so keinesfalls bei dem Sänger dieser „Idyllen und Mythen", die nach älteren Kunstbegriffen, eher wie steile

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hymnen und (ins Erhabene gereckte) Parabeln gemuten, bei denen, indessen, — wie überall — Name nur Schall und Rauch ist. Es liegt die, höchst persönliche, Transsubstanziation von Bachs Tonrhythmik in neue Wortrhythmik vor; und man kann sich seinen Johann Sebastian — vielleicht — ganz anders deuten und muß doch, bei einigermaßen gerechter Interpretation akustischer Eindrücke, gestehen, daß Beides, Persönlichkeit und Rhythmik, in hohem Grad vorhanden sind und starke Wirkung üben. Freilich: es ist eine kunstgewerbliche Verklärung, die, aber aus reinstem Künstlerwollen heraus, Bach hier erfährt; es ist die unschlichte, bewußt feierliche Uebersetzung in die Sprache Eines, der Wagner, gewiß wider Willen, zutiefst erlebt und erlitten hat, und der neue von Stabreim, Anapher und pompreicher Metapher nicht lassen kann, es ist eine unverkennbar intellektuelle Rhythmisierung seelischens Erfühlens; die Form einer niemals und nirgends naiven Kunst.

Wer, bei Lissauer, schroff sie ablehnt, muß, folgerichtig, aus seiner Anhängerschaft an Goethe, Eichendorff, Keller und Mörike heraus, Platen, Hebbel, Whitman, Holz, Däubler und Nadel verwerfen. Besser aber wäre ein Anderes: von Schiller zu lernen, daß die Erde Raum für Alle hat, daß naive und sentimentalische Dichtung, wenn nur jede stilistisch scharf gegrenzt, daseinsberechtigt sind. In des älteren Pathetikers Wortsinn „sentimentalisch" dürfte, mit dem ganzen bewußten Protestantismus, zu nicht ganz geringem Teile, auch der Meister des wohltemperierten Klaviers sein. Und erst die strenge Scheidung: „Hie Haydn und Mozart — dort alle Fugen und Motetten des Thomaskantors" klärt, restlos, die Gefahr völliger Begriffsverwirrung, wo, mit den Begriffen, von höchsten Rechtes wegen, auch die — begrifflich umschürenden — Worte ausbleiben sollten. Im Preußentum (nicht nur in der Rasse, der sein neuester Dichter entstammt) steckt vom Aufklärer Fritz her, ein gut Teil Intellektualismus; Kant und das „Ich dien" sind, allein vom reinen Gefühl, schwer faßbar; Kleist selbst pflegte, allerdings erst nachträglich, ungebrochene Empfindungslinien begrifflich zu überspitzen. Ernst Lissauer dichtet Preußentum. Ein Künstler, der vom Kunstgewerbe kommt; ein mühsamer Arbeiter; keiner, der elementar sieht, schreibt und singt; vielleicht ein Techniker. Aber Einer, dem zu horchen verlohnt, und das vollends in Tagen, die an mangelnder Handwerksbeherrschung zehren. Vielleicht mit Schönherr nicht allzu weitläufig verwandt; doch, ohne Zwang zur Bühnenvergröberung, sauberer, feiner, dichterischer. Wer den, mit großem, oft geschmackreichem, Kunstverstand „bosselnden", Lyriker Lissauer (aus reinen Motiven) „undeutsch" schelten möchte, sollte es nur tun dürfen, wenn er von seinem Idol des deutscheren Dichters ein Vaterland heischen will, daß größer ist, als das Gefild von der Memel bis an den Belt: ein Land, fähig, statt preußischen Eisens, das von Rostflecken niemals frei bleibt, reinsten, schimmernden deutschen Stahl an den ehernen Tag zu fördern.

Franz Grätzer (München)

Die Dame in der Wildnis

Wer jemals Albaniens rauhe Bergluft atmete und sich von dem Rauschen des weißen Drin in den Schlaf wiegen ließ, stürzt mit Heißhunger auf jede Schrift, die von dem heute noch so wenig durchforschten Lande Kunde zu geben verspricht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine nicht geringe Enttäuschung aber bringt das Buch, in dem Gertrud v. Laffert, die Gattin des deutschen Vertreters bei der albanischen Grenzvermessungskommission von 1914, über „Vier Monate in Albanien" berichtet (Verlag Georg Stilke, Berlin 1916). Im besten Falle ist es bedeutsam als Beitrag zu dem Kapitel: Die Psychologie der Dame in der Wildnis. Was bleibt allerdings von der albanischen Wildnis mehr als eine albanische Landschaft, wenn man sie wie Frau v. Laffert unter dem Schutzgeleit von dreihundert Soldaten und mit Gepäck auf sechs Tragtieren durchstreift, wenn man verpflegt wird: morgens mit Milchkaffee, zwei Eiern und Marmelade, um zwölf Uhr mit Suppe, Fleischgericht und süßer Speise, um fünf Uhr mit Tee, Keks und Marmelade, um siebeneinhalb Uhr mit zwei Fleischgerichten, Käse und Kaffee, wenn man sich mit frischem Pilsner und eisgekühltem Sekt erquicken kann, wenn man sich zum Schutz gegen Frost in einem Schlafanzug, eine wollene Unterjacke nebst Bloomers, einen Sweater, zwei wollene Decken und noch in eine Pelzjacke einzuhüllen vermag und wenn man sich schließlich zur geistigen Erfrischung die „Elegante Welt" und die „Dame" nachschicken läßt!

„Elegante Welt" und „Dame" deuten nicht übel die Sinnesart an, mit der behaftet Frau v. Laffert, politisch wie unpolitisch, Albanien und Europa betrachtet. Weltanschauung: Herzblättchens Zeitvertreib. Die Fahrt von Korfu nach Durazzo findet sie „einfach scheußlich", über den Anblick der Hauptstadt des kurzlebigen albanischen Fürstentums ist sie „einfach entsetzt", und mit dem Naserümpfen einer Marquise des ancien régime mißachtet sie als „gänzlich rasse- und charakterlos" alle „schlecht gezogenen Lebewesen", ganz gleich, ob Mensch oder Tier. Als die Kunde von der Serajewoer Mordtat einläuft, erklärt sie dem russischen Vertreter bei der Kommission, die ganzen Serben wären ihr jetzt so widerlich, daß sie niemals wieder mit einem von ihnen sprechen wolle, was sie nicht abhält, sich einige Tage später von einem serbischen Offizier den Bären aufbinden zu lassen, die Südslaven hofften für den Thron des erträumten Großserbenreichs einen Hohenzollernprinzen zu bekommen!

Das Niedlichste aber leistet sie sich, als der französische Delegierte sie am 14. Juli mit den Herren der Kommission zur Feier des Nationalfestes einlädt. Die Bedeutung dieses Festes muß sie sich erst erklären lassen. „Als ich dann hörte, daß es zur Erinnerung an die Erstürmung der Bastille, also des Beginns der französischen Revolution stattfände, wollte ich unter keinen Umständen daran teilnehmen. Ich sagte dem (russischen) General, daß die französische Revolution für mich das Abstoßendste und Widerwärtigste wäre, das es überhaupt in der Geschichte gäbe, und daß ich nicht einer Feier beiwohnen wolle, die die Königsmörder verherrliche." Das ist kein fauler Witz, sondern steht wörtlich und buchstäblich zu lesen auf Seite 124 und 125 von Gertrud v. Laffert, „Vier Monate in Albanien", erschienen bei Georg Stilke-Berlin im Jahre 1916. Im Jahre neunzehnhundertundsechzehn! Und kein Freund hat es dieser ahnungslosen Dame erspart, mit solchen Bekenntnissen sich und schließlich auch die Schicht Deutschlands unrettbar bloßzustellen, zu der sie gehört! Und kein Berater hat ihr mit Hinweis auf den unvergeßlichen Fürsten zu Pückler-Muskau gezeigt, daß man in fremden Strichen schweifen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr blauen Blutes sein und doch der einengenden Vorurteile entbehren kann! Und Pückler-Muskau schrieb um 1830, Gertrud v. Laffert fast drei Menschenalter später!

Damit soll nicht geleugnet werden, daß, von dem beigefügten, zum Teil ganz netten Bilderschmuck abgesehen, das Tagebuch manche niedliche Bemerkung über Land und Leute enthält. Und einmal, wo sie von den Hunde-Proletariern Skutaris spricht, scheint durch eine Art Eingebung sogar etwas wie eine Ahnung von anderen sozialen Schichten und Kräften in ihr aufzutauchen, als die, in der sie lebt und die sie „die Gesellschaft" nennt: „Wehe", schreibt sie, „wenn diese Bestien sich zusammenrotten und draußen jagen gehen. Dann erwacht in ihnen die Kraft und die Wut der Massen, sie brechen in die Schafherden ein und reißen nieder, was sie erreichen können."

Aber der Schein trog: Frau v. Laffert meint wirklich nur die Hunde.

Hermann Wendel

Der Brunnen

Von Max Fleischer

Aus dem schwarzen Schollen
rieselt quellenrein
eine Liebe in den Sonnenschein.

Aus den schweren vollen
Kelchen überm Rain
sickern Samenpollen
in die Furchen ein.

Und die ewige Flut,
die das Wunder tut,
kreist und geht in Welt und Menschheit ein.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

☞ Diesem Heft liegen Prospekte bei: J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin: über wertvolle Bücher zu Weihnachten 1916. — Verlag von Ferd. Wyss, Bern: über Dr. Max Beer, Das Regenbogenbuch, das im Heft 17 vom 29. April d. J. eingehend besprochen wurde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englands politisches Vermächtnis

Von J. P. Buß

Die Hinterlassenschaft der großen politischen Köpfe des modernen England darf nicht gewertet werden von der engen Warte vielbeliebter zeitgenössischer Konjekturalpolitik. Schon der gesunde politische Verstand sollte uns eine solche Betrachtungsweise, die höchstens sentimentalen aber unpolitischen Gefühlen Rechnung trägt, verbieten.

Oskar A. H. Schmitz kennzeichnet in seinem im Verlage von Georg Müller erschienenen Werke: „Englands politisches Vermächtnis an Deutschland durch Benjamin Disraeli" die Wesenheiten eines seltenen britischen Staatsmannes in biographischer und psychologisch-motivierter Darstellung. Er sucht und findet den ganzen Disraeli in seinen Werken, in seinen geistvollen literarischen und politischen Romanen, die den größten englischen Konservativen in seinen unvergleichlichen Eigenheiten als Juden, als Künstler und als Mann der Tat offenbaren. Der „israelitische Magier" — wie ihn seine Gegner und Verkleinerer nannten, ist der Begründer des neuen lebensstarken englischen Konservativismus geworden, eines Konservativismus, der „die konservativen Ueberlieferungen mit den sozialen Forderungen seiner Zeit zu versöhnen wußte" und der mit dem deutschen Konservativismus derer um J. Stahl im Grunde wenig gemein hat. Schmitz glaubt: Der deutsche Konservativismus ist heute da, wo die konservative Politik Englands in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand, wo der junge Disraeli, ihr bedeutsamster Verkörperer, am politischen Horizont auftauchte. „Disraeli aber hat, wie kein anderer, aus dem Gegensatz seiner Natur heraus, die Größe der englischen Ueberlieferung wie die Entartung des Engländertums seiner Zeit erkannt. Noch einmal

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat er dem englischen Volk den Spiegel vorgehalten und seinen bereits nach Pitt beginnenden Niedergang um mindestens ein halbes Jahrhundert verlangsamt. Als Fremder und doch Brite verstand, verehrte und verachtete er England, und so ist er zum Testamentsvollstrecker seiner politischen Weisheit geworden, deren Erbe wir heute anzutreten haben."

Sein langes Leben hindurch fesselten ihn die Eigenheiten des wahren Abenteurers und schon in seinen „Home letters" finden sich, wie Schmitz bemerkt, glänzende politische Beobachtungen: „Raub wird ehrenvoller als Krieg, da der Räuber sich bezahlt macht, während der Krieger stets mit dem Sold in Rückstand ist." Ihm ist der feine Geist der ursprünglichen Schöpferkraft gegeben: „überall in Disraelis Welt herrschen Geist und Wille;" er ist eine der größten Willensnaturen der neueren Geschichte. Schmitz' in manchem Betracht allerdings stark idealisierte Auffassung hebt das Hauptmoment, das das Leben Disraelis entscheidend bestimmt, den reinen Ehrgeiz, viel zu wenig hervor, wenn der Autor auch nicht ganz verschweigen kann, daß eben dieser auf die Tat gerichtete Ehrgeiz in dem Engländer den endgültigen Sieg davongetragen hat.

„Der Kampf für englische Größe gegen die Nützlichkeitslehre ist der rote Faden, der sich durch Disraelis ganzes politisches und dichterisches Leben zieht." Zu Beginn seiner einzigartigen politischen Laufbahn schrieb er: „Das Torytum hat sich überlebt, und ich kann mich nicht entschließen, ein Whig zu werden." Der landjunkerhafte traditionell-englische Konservativismus ist ihm ein Gegenstand des Spottes und die Notwendigkeit seiner Reform von Grund aus erkennt er an. Schmitz faßt diese Lebensaufgabe Disraelis zusammen in den Worten: Er suchte nicht im Sinn Wellingtons als ein Lobpreiser der Vergangenheit eine dem Untergang geweihte Weltanschauung hartnäckig aufrecht zu erhalten, sondern er fand aus der tiefen Menschenerfahrung seiner Rasse heraus einen neuen Ausdruck, der den Geist der Zeit umfaßte, aber den zerstörerischen Forderungen des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umsturzes widersprach. „Diese Anschauungsweise sollte das noch immer politisch unreife Deutschland als Vermächtnis von England übernehmen." Sicher ist Disraeli der Meister jeglicher gesunder, neuzeitlicher, sozialkonservativer Politik geworden. Denn die soziale Frage bildete ein Kernpunkt seines politischen Schaffens und er hat auf solche Art den konservativen englischen Arbeiter des 19. Jahrhunderts geschaffen.

Um den englischen Ackerbau zu erhalten führte Disraeli den vorerst erfolglosen Kampf gegen die Vertreter der Freihandelslehre: „Dazu kam der nationale Gedanke, die Ernährung des Landes im Kriegsfall möglichst lange unabhängig von fremden Völkern zu erhalten." Denn wir dürfen das damalige England nicht mit dem alle Zugangs- und Verkehrsstraßen der Welt beherrschenden heutigen England vergleichen, dem die uneingeschränkte Ausfuhr aller Länder auch im Kriegsfall voll zu Gebote steht, was aber das britische Weltreich nicht von der drohenden Gefahr befreit, vor der Disraeli zeitlebens warnte: „Das Schicksal der reinen Handelsstaaten ohne Beziehung zum Land wird stets dasselbe sein; obwohl sie für einen Augenblick blühen, obwohl ihre Häfen mit Schiffen gefüllt sein mögen ... ... so gibt es doch kein Grund, weshalb England eine Ausnahme sein sollte für das, woran die Blätter der Geschichte traurig erinnern, weshalb England nicht verblassen soll, wie der thyrische Purpur, nicht zerbröckeln wie die venizianischen Paläste." Disraelis englische Politik läuft dahin zusammen, wo sich Ueberlieferung und Fortschritt natürlich verwachsen.

Das psychologisch interessanteste und bemerkenswerteste an dem Buche von Schmitz ist wohl die Synthese, die er aus einer Gegenüberstellung Disraelis und Bismarck zu ziehen sucht. Wenn man, wie es der Verfasser tut, Bismarck als den Verkörperer deutscher Vielseitigkeit ausgibt, so kann dem englichen Konservativen ebendiese Eigenschaft mitnichten abgesprochen werden. Er hat nichts gemein mit der vielgerühmten englischen Beschränktheit, nur mangelte ihm die erhabene intuitiv-staatsmännische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Genialität, die dem ersten Kanzler des deutschen Reiches eigen war. Allerdings war Bismarck der vom Schicksal Begünstigtere: „Bismarck stammte aus einem vornehmen Haus und wurde gleich in dem gesellschaftlichen Rahmen geboren, innerhalb dessen er sich sein ganzes Leben lang betätigte; aber er hatte politisch erst eine Nation zu schaffen, und das ist ja der Inhalt seines Werkes. Dagegen fand Disraeli ein politisch reifes Volk vor, aber er hatte sich gesellschaftlich darin erst den Platz zu erobern, von dem aus er wirken konnte ... Beide Männer besaßen dieselbe erhabene Auffassung dessen, was große Völker ihren geschichtlichen Ueberlieferungen schulden; in Bismarck beruhte sie auf dem Glauben, in Disraeli auf der Erkenntnis." Aber der unvergleichliche staatsmännische Wirklichkeitssinn des derben pommerischen Naturmenschen ward notwendigerweise erfolggekrönter als das Gesamtergebnis der Produktivität des nach dem Lebendigen ausschauenden, englischer Begrenztheit fremden Künstlers.

Disraelis politisches Vermächtnis ist in erster Linie englisches Vermächtnis. Und an solchem Maßstab gemessen ist es ragend, zukunftstragend. Aber das zeitgenössische England hat sich von den Endzielen der Lehre Disraelis jenen so weit entfernt, wie eng es sich auch an manche Richtlinien seines konservativen Meisters angelehnt hat.

Uns Deutsche muß der Anblick des Werkes Disraelis von neuem gemahnen, daß es über allem Wirschaftlich-Expansiven, über allem Nützlichkeitsprinzip und Materialismus etwas Unantastbares und Ueberragendes für den gesunden Staat gibt in der Existenz individueller Geistigkeit und aristokratischer Kultur.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Slawen und der Weltkrieg

Von Julius Gmelin

Die Slawen und der Weltkrieg. Lose Skizzen von Alexander Brückner. Tübingen 1916. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

er Wert dieses Buchs liegt vor allem in der Persönlichkeit des Verfassers. Erscheint doch Alexander Brückner, der Professor für slawische Literatur an der Universität Berlin, zu einer Aussprache über die slawische Frage wie kaum ein zweiter geeignet, durch Beruf wie Geburt. Stand doch seine Wiege in Tarnopol, der bedeutendsten Stadt von Ost-Galizien und damit in einer Umgebung, die dem Deutschen von Abstammung von Jugend auf die Kenntnis des Polnischen wie des Ruthenischen oder Kleinrussischen und damit des Russischen überhaupt sicherte. Er ist damit der gegebene Dolmetscher jener für uns andere Deutschen immer etwas fremdartigen Welt geworden. Seine neue Arbeit wendet sich zu den drei wichtigsten Einzelfragen, die in der slawischen Frage dieses Weltkriegs eingewickelt heute so mancherlei Federn, berufene und unberufene, in Bewegung setzen. Das sind, abgesehen von dem allgemeinen Problem des Panslawismus, das in der Einleitung erörtert wird, die polnische, die kleinrussische und die litauische Frage.

Die polnische Frage wird, als wichtigste der drei, in acht Abschnitten auf 66 (unter 173) Seiten vor allem in zweierlei Richtung erörtert: einmal als historische und sodann als politisch-aktuelle. Als historische in dem Kapitel: „Warum ging Polen zu Grunde?" Darauf wird hier im Gegensatze zu den sonst meist beliebten Antworten (Verfassung, „Liberum veto", Recht der Conföderation, religiöse Unduldsamkeit), die Lösung einfach in der Geographie gefunden, die es von Hause aus in schwersten Nachteil gegenüber seinem Hauptkonkurrenten, Rußland, brachte. Damit trifft der Verfasser sicher einen Hauptpunkt: der erste Faktor in der Geschichte eines Volkes ist allemal die Geographie seines Landes. Deshalb bleibt aber doch immer offen, ob nicht auch andere Faktoren verdienen, wenigstens als mitwirkend anerkannt zu werden. Brückner selbst bejaht dies im Grunde, da nachher doch das Liberum veto in seiner Schädlichkeit nicht übersehen wird, während wir für die Bedeutung der religiösen Unduldsamkeit, die durch die (fremden) Jesuiten hereingebracht wurde — im Gegensatz zu der ursprünglichen Toleranz — schon einfach auf das von Polen selbst herstammende polnische Kapitel in der Denk-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schrift der „Liga der Fremdvölker Rußlands" („Kennen Sie Rußland") hinweisen dürfen. Als eine letzte vierte Ursache wird immer die Tücke der Nachbarn, obenan Rußlands, zu gelten haben, die übrigens ja auch bei Brückner, wenn er sie als solche auch nicht besonders nennt, ihre genügende Rolle spielt: vollends wenn man als Ergänzung dieser Schrift seine sonstigen Werke, obenan das in seiner russischen Literaturgeschichte über Katharina II. Gesagte, heranziehen darf.

Die Ueberleitung zu dem Kapitel, wie die heutige polnische Frage zu lösen ist, bildet der Abschnitt über Polens „historische Mission". Die wird nicht mit andern in der Abwehr der Barbaren des Ostens, der Reihe nach mit Tataren und Türken anfangend, gesehen, sondern in der Einzahl des Barbaren, nämlich Rußlands oder, wie es historisch schärfer zu betiteln ist, des Moskowitertums als spezifischen Großrussentums. Das wird ja wohl in der Hauptsache immer für jeden unter uns die sympathischste Antwort sein, nur daß dann darin, ob auch mehr der Sache, als den ausdrücklichen Worten nach eingewickelt bleibt als Konsequenz dieser Antwort das Eintreten für eine möglichst polenfreundliche, nicht feindliche Lösung des gegenwärtigen Problems: d. h. daß der bismarckischen Tradition, die Freundschaft mit Rußland als den Eckpfeiler der preußisch-deutschen Politik zu behandeln, mit Nachdruck der Abschied gegeben und die Bethmannsche angenommen wird.

Innerlich in nächster Beziehung zur polnischen steht die litauische Frage. Deren objektiver Tatbestand liegt darin, daß seit dem letzten Jahrhundert, weniger im Zusammenhang mit dem sonstigen Erwachen der Nationalitäten als auf Grund des russischen Schürens, ein litauischer Nationalismus erwacht ist, den vor allem gegen das Polentum zu wenden ein Hauptbestreben Petersburgs gewesen ist, vielfach nicht ohne Erfolg. Brückner nun erinnert daran, daß Polen das Verdienst hat, Litauen vor der Absorption durch Moskau bewahrt zu haben: das erste Mittel der Erhaltung seines eigenen Lebens, so in der Sprache, war die auf den ersten Jagellonen-König (1386) zurückgehende Unterstellung unter die katholische Religion Polens gewesen, während sonst Litauen gleich Weiß- und Klein-Rußland innerlich wie äußerlich rettungslos dem moskowitisch-großrussischen Rachen schon auf Grund des gemeinsamen Orthodoxismus verfallen wäre. Den Litauern wird als eine Pflicht der Dankbarkeit zu Gemüt geführt, daß, wenn ihnen auch das Recht für ihre eigene Nationalität einzutreten, von niemand verübelt werde, dies doch nicht gegen das Polentum sich kehren dürfe, da dieses seine von den Litauern verübelte Rolle als herrschende Kulturmacht für die oberen Schichten, Adel und Geistlichkeit, welche diese durchaus zu Polen umgestaltete und daraus die ersten Helden der Nation, einen Kosciuszko wie Mickiewicz bewog, niemals auf dem Wege der Gewalt sondern nur durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Ueberlegenheit seiner Kultur bewirkt habe. Für unsere eigenen Bedürfnisse, welche dieses Land, das enthnographische Litauen neben dem daran anstoßenden Kurland als das für deutsche Bauernkolonisation meist geeignete ansehen lassen, ist von besonderem Interesse der Hinweis auf die innere Schwäche und Widerstandslosigkeit des litauischen Volkstums, das in dessen immer weiterem Zurückweichen nicht allein vor Polen und Deutschtum (in Preußen), sonden sogar vor dem Weißrussentum, dem indolentesten Zweig der russischen Rasse, zutage getreten sei (so ist die einstige historische Hauptstadt Wilna nur noch zu 2,6% litauisch, zu 49 von Polen und 46 von Juden bewohnt). Für uns in gewissem Sinn ein verheißungsvolles Zeichen, insofern der Hoffnung Ausdruck gegeben werden darf, daß so auch der auf diesem Boden erhofften deutschen Kultur keine allzu großen Schwierigkeiten des eingebornen Elements bereitet werden dürften.

Bleibt uns noch die kleinrussische oder, wie andere lieber sagen — ukrainische Frage. Brückner gibt dem ersteren Namen den Vorzug, weil Ukrainer-Grenzer von Haus aus doch immer nur auf einen Teil dieses Volkstums gehe, dagegen mit jenem andern Wort „Kleinrusse" das wirkliche Verhältnis zum Gesamt-Russentum einzig richtig angedeutet sei. Besondere Wichtigkeit dieser Frage zeigt schon die Größe des Volkstums: gegenüber 20 Millionen Polen (bezw. ca. 12 auf dem früher russischen Boden) handelt es sich um mindestens 30 Millionen Kleinrussen, mit denen in Oesterreich 33. Bekanntlich ist auf Grund dieser Quantität von einer Reihe Autoren, unter denen Rohrbach der berühmteste ist, mit Nachdruck die Forderung erhoben worden, daß, schon im Blick auf die einzigartige Gefahr, mit welcher das auch prozentmäßig alle andern Großstaaten überragende Anschwellen Rußlands unsere Zukunft bedroht — auch von Kuropatkin in seiner bekannten Denkschrift beim Gleichbleiben des Staatsumfangs auf rund 400 Millionen für das Jahr 2000 berechnet —*) nicht weich gegeben werden dürfe, ehe dieses Volkstum, das den ganzen Süden von Rußland bis an den Fuß des Kaukasus bewohnt oder doch beherrscht, von dem moskowitischen Groß-Rußland losgerissen und zu einem eigenen Staatswesen, das in seiner Seelenzahl nicht weit hinter Italien marschieren, an Größe (mit über 800 000 qkm) es um das dreifache übertreffen würde, erhoben sei. Somit, wie Rohrbach immer wieder betont, Steigerung der Wünsche der Ukrainer selbst, die diese in einer Anzahl Broschüren, deren bedeutendste von dem Lemberger Professor

*) Mitgeteilt in dem auch wieder von Rohrbach bevorworteten kürzlich erschienenen Buch von Richard Pohle „Rußlands Ländergier" (dem 1. Band der von Rohrbach herausgegebenen Beiträge über „Die russische Gefahr") eine der aktuellsten Broschüren, die man heutigentags lesen kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lewicki stammt, vorgetragen und die auch in der oben bereits erwähnten Denkschrift der russischen Fremdvölker Ausdruck gefunden haben.

Es gibt nicht wenige Deutsche, für welche eben diese Forderungen Rohrbachs, neben dem namentlich noch Professor Hötzsch zu nennen ist, etwas besonders bestrickendes haben. Und wenn es allein auf das Wünschen ankäme: wer wollte da nicht von Herzen mittun? Wenn nur nicht zwischen Wünschen und Sein im wirklichen Leben ein so schmerzlicher Abgrund klaffte, kaum geringer als zwischen Träumen und wachem Leben! Und daß dies auch hier zutrifft, bildet vielleicht den schlagendsten Teil von Brückners Ausführungen, mit Argumenten innerer wie äußerer Natur. Wichtig ist so schon der Hinweis des Kenners der slawischen Sprache wie Geistes-Produkte, daß in Wirklichkeit die Distanz zwischen Groß- und Klein-Russentum höchstens gleich derjenigen zwischen Platt- und Hochdeutsch ist. Aber wäre auch dieser sprachliche und damit geistige Unterschied noch weit größer, so bedürfte es doch zur Erhebung einer solchen Differenz zu einem eigenen Staatstum noch ganz anderer Faktoren als der Wünsche etlicher außerhalb der russischen Zäune lebenden Professoren und auch vereinzelter damit zusammenstimmender Stimmen in der kleinrussischen akademischen dünn genug gesäten Oberschicht. Beruht doch dieses Kleinrussentum in noch höherem Grad als das Großrussentum selbst absolut auf dem Bauerntum und zwar einem niemals im Verlauf seiner Geschichte zu wirklich eigenem staatlichem Bewußtsein oder auch nur Trieb gelangten Bauerntum, da das einzige staatsähnliche Gebilde, das aus diesem Volkstum herausgewachsen ist, das zaporogische Kosakentum des 16. und 17. Jahrhunderts, dessen letzter Ausläufer Mazeppa war, mehr eine ungezügelt-rauflustige Abenteurerbande als eine ernsthaft nach staatlicher Unabhängigkeit strebende Gesellschaft war, in ihrem tiefsten Untergrund mehr tatarisch als europäisch. Die einzige Idee, die in dieser heutzutage von Rechts wegen wieder neu berüchtigten Gesellschaft sich als triebkräftig erwies neben der einfachen Raublust, ist nichts anderes als die Einbildung auf ihre Rechtgläubigkeit, die sie aber eben in den Gegensatz zu dem polnischen katholischen Oberherrn und zum Anschluß an Moskau brachte, den, auch wo je die Führer anders wollten, die große Masse immer als das einzig ihr Congeniale empfand: so daß sie lieber zu Verrätern an ihren eigenen Führern wurde, als sich von ihnen ins Schlepptau, im Gegensatz zu Rußland, nehmen zu lassen. Dies die historische Wirklichkeit, mit der auch die Erscheinungen dieses Kriegs, das absolut völlige Mittun dieses Elements, höchstens noch im Comparativ zum Großrussischen, durchaus im Einklang steht und das der Hoffnung auf eigene Staatsbildung, vollends in der Gegenwart, keinerlei Raum läßt. Erste Vorbedingung dazu wäre immer, das österreichisch-galizische Kleinrussen- oder Ruthenentum in seinen jungruthenischen Schichten — die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Altruthenen neigen selber zu Rußland, wie das in diesem Kriege bös genug herausgekommen ist! — zu einem zugkräftigen Vorspann des zehnmal größeren russischen Vetters zu machen. Dazu sieht die Gegenwart aber auch gar nicht aus, viel eher nach dem Gegenteil.

Es ist sehr nützlich, ja notwendig, sich diese Dinge klar zu machen, eine so schmerzliche Ernüchterung von allerlei Illusionen darin auch enthalten sein mag. So wie ja auch Rußland gegenüber die andere Hoffnung, auf eine Revolution à la 1905, bisher getrogen hat und, wie Brückner wohl mit Grund geltend macht, auch weiterhin wenigstens auf die Dauer dieses Kriegs sich als Illusion herausstellen dürfte: schon auf Grund der Tatsache, daß, wie Kuropatkin schon im Jahre 1910 den Dorpater Studenten voraussagte, nun einmal ganz anders als 1905 kein Krieg Rußlands im eigentlichen Sinn populärer, von der ganzen Wucht der Volksstimmung mehr getragen gewesen ist als dieser jetzige nicht bloß gegen Deutschland, sondern gegen das Deutschtum überhaupt. Auch hierüber dürfen wir uns in keinerlei Illusion einwiegen lassen. Mag es ja wohl auch hin und wieder in der Weltgeschichte vorgekommen sein, daß Illusionen sich als nützlich erwiesen, wo sie gegenüber schwierigen Aufgaben die Hoffnung und damit den Mut aufrecht erhielten und über eine schier unerträgliche Gegenwartslage hinüberhalfen: auch da pflegte meist die hintendrein sich einstellende Ernüchterung leicht mehr als ausgleichend zu wirken, indem jenes Mehr an Hoffnung nachher sich in ein Minus an Widerstandskraft gegenüber den Folgen jener Ernüchterung verwandelte. Direkt gefährlich sind Illusionen, wo sie die Kraft auf eine falsche Fährte hinlenken und damit das, was auf einer anderen Seite hätte geschafft werden können, für schließlich vergebliche Unternehmungen verzetteln. Unter diesem Gesichtspunkt dürfen wir froh sein, daß, was auch einen Augenblick in Frage kam, der Gedanke eines Vorstoßes gegen Kiew nicht in Szene gesetzt worden ist. Denn gegenüber diesem Phantom würde jenem andern ja auch von Rohrbach wie andern Balten empfohlenen Programm einer Eroberung der zwei übrigen baltischen Länder, Livland und Estland, eine ungleich größere Verwirklichungs-Möglichkeit innewohnen. Nur daß auch da die militärischen Instanzen zu entscheiden haben werden, was gemacht werden kann und was nicht. Vergessen wir nicht, daß von Dünaburg bis Narwa, was als Endpunkt ins Auge gefaßt werden müßte, immer noch gegen 400 km sind, eine Strecke wie von Passau bis Frankfurt, da der Umfang beider Provinzen nicht viel weniger beträgt als das ganze rechtsrheinische Bayern. Ob wir soviel Menschenmaterial, als dazu gehört, übrig haben? Vorläufig brauchen wir es dringender zur Abwehr und nachfolgenden Bestrafung des frevelhaften Angriffs von Rumänien, wie etwa auch zur Rückeroberung von Ostgalizien und der Bukowina, soweit diese sich als notwendig

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu unserem Bestande erweist. Denn dringlicher bleibt jedenfalls das Standhalten auf der Front im Westen, die Verteidigung gegen die wütende Offensive von Franzosen und Engländern. Um zu schweigen von der Unterstützung der Bulgaren gegen das Serrailsche Unternehmen im Süden, das von Rechtswegen von unserer Armeeleitung nicht unterschätzt wird, schon weil wir einen so tapferen Bundesgenossen wie die Bulgaren nicht stecken lassen dürfen.

Ziele genug in der Festhaltung des bisher gewonnenen! Gelingt uns diese, so wird auch gegenüber dem Osten, Rußland, darin Lohn genug für die ungeheuren Anstrengungen des bisherigen Kriegs enthalten sein. Bedeutet doch, auch wenn wir nur die Front bis Pinsk festzuhalten vermögen, das gegenüber dem alten Zustand, der Grenze bei Kalisch, immer eine Verbesserung um ca. 650 km, so daß es von da bis Berlin nunmehr ca. 950 km sein würden, ebenso viel als bis Moskau, während es vorher von der russischen Grenze nach Berlin nur wenig über 300 km waren, dagegen von da bis Moskau gegen 1600. Das sind andere Zahlen und sie bedeuten etwas: das, daß im Notfall auch das bis jetzt Erreichte reichlich genung ist: während es zugleich Rußland (vollends wenn diesem im SW eine Erweiterung auf Kosten von Rumänien, in der Moldau, gelänge) die Möglichkeit ließe, sich zufrieden zu geben, ohne das für unser künftiges Verhältnis bedenkliche Empfinden, völlig auf die Knie gezwungen zu sein. Mag das von manchen unserer Hyperchauvinisten als eine unentbehrliche Bedingung gegenüber Osten wie Westen hingestellt werden, so bedeutet es im Grunde doch immer nur ein phantastisches und so unkluges Ziel, schon weil es da heißt: allzuviel! Von dem aber sagt schon das Sprüchwort nicht umsonst, daß es u n g e s u n d ist.

Fahrt auf Urlaub

Von Kurt Siemers

Der Zug keucht, und die Schienen singen; singen ihren stählernen Zwiegesang in den graudunklen Morgen, der sich des Schlafes Mohnkörner aus den Augen blinzeln will. Unter dem Zuge fließt das endlose Schienenpaar unaufhaltsam weg. Die tellerrunden gelben Lichter einer überholten Rangierlokomotive zwinkern furchtsam und verblassen vor dem heraufziehenden Tage.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tarattata, tarattata, zur Heimat gehts ... wiederholt der Zug unaufhörlich.

Das ist der Pulsschlag des Urlauberzuges, der Heimatsehnsucht.

Als es zur Front ging, durch Polen hindurch, da klang es: Ratata, ratata, bleib bei mir, bleib bei mir! .....

Und die Sehnsucht hing sich beim Auszug bergeschwer an den fliehenden Zug und suchte ihn aufzuhalten: Bleib bei mir, flehte es im stählernen Sang. In der Heimat, in der Heimat, quoll es aus 20, 40 Soldatenkehlen, und der Tabaksqualm trieb den harten Männern Tränen in die Augen. Oder sollte das die Sehnsucht getan haben?? Die Sehnsucht, die singende, die wie ein strahlender blauer Wundervogel ihre schillernden Schwingen breitet und lerchenjubelnd vor dem stampfenden Dampfwagen herflattert?

Klingt nicht ihr Lied gleich dem frühlingsahnenden Rauschen des weißen Birkenwaldes, über den der Märzensturm hingleitet wie über die tönenden Saiten einer Windharfe? Oder wie das fröhliche Eilen des perlensprühenden Wildbaches? —

Der Morgen ist in ein einziges rosenrotes Lachen getaucht.

Zur Heimat gehts, kreischt der vergnügte Diskant der rollenden Eisenräder.

Die ungeduldigen Gedanken stoßen als weiße Möven in den purpurglühenden Morgen hinein, flattern um den heimatlichen lieben Kirchturm und das Haus mit dem koketten Spitzgiebel, wo sie von mir träumt.

Träume sind bunte Blumen auf den weiten Wiesen der dunklen Frau Nacht, emporgeblüht aus den treibenden Samenkörnern des heimlichen Sehnens. Duftende Sträuße wird sie auf den bunten Traumwiesen für mich pflücken, blaue, weiße und rote, deren Blutfarbe ein Triumphgesang des warmen, werbenden Lebens ist.

Oben im Gepäcknetz meines Abteils schläft einer und ruft im Schlummer halblaut einen Namen. Sein Schnarchen verwebt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst zu führen, in einem so komplizierten Reiche wie Oesterreich-Ungarn erfolgreich und segensvoll den bestimmenden Einfluß auszuüben, zwischen den zwei Staaten zu vermitteln, die verschiedenen Völker an sich zu ziehen, sich zwischen den Parteien und trotzdem über ihnen zu behaupten und dabei stets das Richtige zu treffen. Dazu bedarf es eines gewaltigen „Königsgedankens", einer ernsten Auffassung von den Herrscherpflichten, eines klaren Verstandes, der Beharrlichkeit und vor allem erfahrener und kluger Ratgeber. Ibsen bezeichnet den glücklichen Menschen als einen großen Mann. Möge das Glück, das Kaiser Karl bei seinem Aufstiege treu war, ihm auch auf der Höhe ein untrennbarer Begleiter sein!

Kaiser Karl versprach in seiner Proklamation an die Völker, die verfassungsmäßigen Freiheiten hoch zu halten, das „sittliche und geistige Wohl" zu fördern und allen erwerbstätigen Gliedern der Gesellschaft die Früchte redlicher Arbeit zu sichern." Dieses Bekenntnis zum Konstitutionalismus wurde in Ungarn wie etwas Selbstverständliches empfunden, aber in Oesterreich, wo noch die Erinnerung an die Aera Stürgkh lebendig war, freute man sich des Eifers, mit dem der junge Herrscher die Eidesablegung vor den beiden Häusern des Reichsrates beschleunigte und die Frist für die Königskrönung in Budapest zu verkürzen suchte. Und wahrlich, wenn es eine Lehre der Geschichte gibt, dann muß diese vor allem darin bestehen, die Scheinmacht des Absolutismus zu meiden, denn sie hat der Habsburgermonarchie nie Glück gebracht: weder den Völkern noch den Fürsten. Das unbestreitbare Verdienst Kaiser Franz Josefs bestand in seiner Versöhnung mit jenen Ideen, die in seinen Kindheitstagen als „gefährlich" und „umstürzlerisch" bezeichnet wurden. Er fand den Mut, den abschüssigen Weg, den ihm Schwarzenberg, Windischgrätz und Kübeck gewiesen, zu verlassen und die Völker zur Mitbestimmung ihres Geschickes heranzuziehen. Ohne diese Umkehr wäre der Aufschwung Oesterreich-Ungarns nicht denkbar gewesen, hätte sich die innere Kräftigung nimmer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Selbsthilfe durch ein besonderes Organ zum Ausdruck bringen. Dieser Arbeitsausschuß sollte ebenso wie der der Zentrale beigegebene große Beirat dadurch volle Resonanz in der Gesamtbevölkerung finden, daß beide die Beziehungen der Zentrale für Kriegsfürsorge zu allen Schichten der Bevölkerung verdeutlichten."

Die Stadt Mannheim hat durch ihre Zentrale für Kriegsfürsorge gewiß viele Kraftverschwendungen und Reibungen vermieden, die ein weniger geregeltes Zusammenwirken verschiedener Kriegshilfs-Einrichtungen in anderen Städten mit sich bringen mußte. Bis Juni 1916 waren durch sie im ganzen 13215 Familien unterstützt worden, davon 12102 infolge Einberufung eines Angehörigen, 1113 infolge mittelbarer Kriegsnot. Die Gesamteinnahmen der Zentrale betrugen in der Zeit von Oktober 1914 bis Oktober 1915 1627490 Mark, die Ausgaben 1331594 Mark; in dem folgenden Jahre stiegen die Einnahmen auf 2614056, die Ausgaben hingegen auf 3100635 Mark, sodaß ein erheblicher städtischer Zuschuß notwendig wurde. Bis 30. September 1915 hatte die Zentrale 802860 Mark Mietzuschüsse geleistet, die sich auf 51970 Wohnungen verteilten. Von der vielseitigen Wirksamkeit der Zentrale zeugen Einrichtungen wie die eines Kriegstagesheimes für arbeitslose Mädchen, einer Nähstube für nicht voll beschäftigte Frauen und Mädchen, eines Kindertagesheims, einer Beratungsstelle für Kleinhandel und Gewerbe, einer Berufsberatung und Kriegswitwenberatung. Sehr anerkennenswert sind die für die Arbeitsbeschaffung gewählten Grundsätzen. „Die Zentrale für Kriegsfürsorge" sagt Professor Altmann hierüber, „war niemals als eine reine Unterstützungsorganisation gedacht, sondern als eine soziale Wohlfahrtsanstalt, deren Hilfswerk sich nicht in der Gewährung von Gaben der verschiedensten Art erschöpfen konnte. Hilfe durch Beschaffung von Arbeit erschien ihr nach jeder Richtung hin in solchen Fällen wertvoller, in denen es sich um Hilfesuchende handelte, denen angemessene Arbeit ohne Schädigung ihrer häuslichen Verpflichtungen oder ohne Schädigung anderer berechtigter Interessen zugemutet werden konnte. Der Organisationsplan der Zentrale sah daher eine besondere Abteilung für Arbeits- und Materialbeschaffung vor, deren Aufgabe in der Beschaffung von Arbeit für durch den Krieg in Not geratene Personen bestehen sollte."

Prächtige Worte findet der Berichterstatter für die Tätigkeit der Mannheimer Zentrale für Kriegsfürsorge an anderer Stelle, um das, was eine moderne Kriegsfürsorge im weitesten Sinne leisten sollte, zu umschreiben: „Wir wollen," ruft er aus, „aufbauende Politik leisten, generative Politik treiben und unsere Hilfe nicht nur ansehen als die Abwendung der schlimmsten Not, sondern als das Mittel, um die Früchte unseres Kampfes zu sichern. Deshalb weitet sich die Aufgabe dessen, was wir Kriegsfürsorge nennen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer mehr. Und wie diese frühzeitig den Gedanken aufnahm, daß wir den Begriff derer, die durch den Krieg gelitten haben, nicht auf das Volk in Waffen beschränken können, — daß heute das ganze Volk, Männer und Frauen Kriegsteilnehmer sind, so muß sie eines Tages in dem Gedanken münden, daß es ihr letzter Sinn ist, denen zu helfen, um deretwillen wir gekämpft haben, denen, die berufen sind, das Erbe dieser Zeit anzutreten. Aus dem Gebilde, das die Not des Augenblicks abzuwenden berufen war, muß organisch ein Teil jener aufbauenden Mächte hervorgehen, die vom Krieg hinüberführen in einen Frieden voller Arbeit, aber auch des Werdens und Reifens." Wie viel zuversichtlicher würden wir in diesem dritten Kriegswinter gestimmt sein können, wenn unsere staatliche Kriegsfürsorge von Anfang an von einem solchen Geiste beseelt gewesen wäre.

Der stille Gast

Von Gustav Sack

Du liegst in einem unter blühenden Linden und Eiben vergrabenen Schloß, das — wie es in deutschen Feldpostbriefen usus ist — irgend ein verliebter Marquis für eine, wer weiß, für welche, galante Schöne erbaute und über dem nun die Flagge mit dem blutig roten Kreuze weht; ein gütiges Geschick hat dir die Augen gelassen, aber das Uebrige, Mund, Nase, Brust ist greulich zerfetzt; und jetzt fragst du mich, mit einem melancholischen Seitenblick auf deine verloren gegangene Unwiderstehlichkeit, wie es mir in der Heimat und mit der Liebe geht! Mein Lieber, wenn die Sonne scheint und im Englischen Garten die kleinen Mädchen ihre wippenden Brüste spazieren führen, dann treibt mich irgend ein Teufel, ruhlos durch die Straßen zu laufen; über dem heißen Asphalt, zwischen den Steinklötzen, die die Hitze in einer dicken unbeweglichen Flut festhalten, laufe ich stundenlang; setze ich mich in ein Restaurant, in ein Café, so ist es nur, um einen Blick in die Zeitung zu tun, sie mit Ekel fortzuschieben, mein Getränk hinunterzugießen — und schon trotte ich weiter, Straße auf, Straße ab, bis es Abend wird und die Spitztürme der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ludwigskirche als zwei blendend weiße Obelisken gegen den dunklen, schon südlich blauen Himmel stehen. Das ist die Stunde, in der draußen die Nachtposten aufziehen, es wird ruhig in mir, ich wandele wohlgemut, gedankenleer und guter Gedanken voll wie vor dem Krieg in eine verschwiegene Weintaberne und beginne liebevoll mit der Kellnerin mein Abendessen aufzustellen; dann bleibe ich und trinke einen guten herben Wein, bis die Uhr zehn schlägt und mich mit seiner brennenden Hand mein Teufel packt und in die Straßen wirft. Noch liegt die Glut in ihnen, eine schwüle, lüsterne Glut, die den Frauen die Augen schwer und verschleiert macht, als wenn sie getrunken hätten, aber mir macht sie die Augen weit und groß und ich wandele in ihnen, als wären sie ungeheure Schützengräben, klaftertief in die Erde gehauen, ein grandioses Gewirr tiefster Gräben, in denen sich ein Gigantengeschlecht gegen einen unsichtbaren Feind geduckt und mit Pickel und Spaten eingegraben. Und die erhellten Scheiben, die Zimmer und Wohnungen, von denen du in deinem Schlößchen träumst, — nichts als Höhlen und Unterstände, zahllos wie der Sand am Meer, in die sich ein Millionenheer verkrochen hat und Deckung sucht gegen die ungeheuren Geschoße, die aus dem dunklen Himmel auf sie niederfahren — oh! ich höre ihr Pfeifen, ihr Heulen und Singen, ihr weinendes Gurgeln, mit infernalischem Krachen schlägt ein Teufel in die nächste Grabenecke ein — und schweißgebadet lande ich in meinem Zimmer und falle in einen wüsten fiebernden Schlaf.

Aber jetzt habe ich meine stille Stunde wieder und kam guter Gedanken voll hier an. Man liebt mich hier, wenigstens sehe ich an den Blicken der Gäste, des Wirts und der Kellnerin, daß ich ihnen nicht unangenehm bin, daß dieser stille Gast, dessen einzige Untugend das jähe Auffahren und Fortlaufen ist, mit zu dem Inventar dieser traulichen Weinstube gehört. Und nun werde ich dir von meiner Liebe und Sehnsucht erzählen.

Als ich gestern, es war nicht weit von Mitternacht und ich wußte schon nicht mehr, in welcher Straße, in welchem Graben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich mich befand, wieder mit hohlen Ohren dem Singen und Heulen der Geschoße lauschte, die stündlich Not und Tod und ewigen Jammers beladen auf diese Stadt einbrausen — oh! wir Geschlecht von Zwergen haben uns tief in die Erde gegraben, wir haben Riesengräben ausgeworfen, auf deren Sohle und in deren tiefsten Höhlen und Kellern wir Deckung suchen gegen die heillose Not, die in ungeheuren Garben aus den wilden Himmeln auf uns niederfällt — als ich gestern wieder ihrem Heulen lauschte, sahen meine Augen, daß die Straßen schwarz und schwärzer wurden von Menschen, daß ein Getrippel, ein Laufen und Brausen um mich ward und daß ich eingekeilt wurde in den gegen mich ankommenden Strom. Es mag ein Theater geschlossen haben, es mag ein Brand ausgebrochen sein, irgend etwas geschehen sein, das den Pöbel lockt, — was schiert mich die Welt des Scheins! Ich lebe in einer anderen, in meiner, in der wirklichen Welt, ich laufe auf und ab, ich habe mich verlaufen in einem ungeheuren Schützengrabengewirr, und der Strom der Menschen, der nun kompakt mir entgegenflutet — es ist der Strom der Toten, Tausender, Aber- und Abertausender derer, die in Sumpf und Sand, in Lehm und Kreideschlamm, in Wald und See ihr Grab gefunden — unabsehbar flutet er mir zu. Aber es sind nicht Leiber mehr, es ist ein schauriges Konglomerat von Rümpfen ohne Bein, Armen ohne Rumpf, ohne Kopf, von halben Schultern, verlassnen Beinen, von formlosen Massen in Tüchern und Mantelfetzen, dort wippt in phantastischem Gange ein einsamer Kopf heran — vorbei —, armlos, beinlos, stirnlos, augenlos, mit gähnender Brust und aufgerissenem Leib, mit verspritztem Hirn — endlos fluten sie, ewig gleich und ewig wechselnd wie das Meer. Meine Nüstern blähen sich, ich suche einen süßlichen Geruch, aber nun höre ich ein Flüstern und Raunen, Laute und Stimmen ringen sich los und jetzt — wir stehen an einer ungeheuren Grabenkreuzung — stockt der Zug und hält, lispelt und murmelt und tönt noch einmal brausend auf und steht und schweigt. Und lange stehen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir so und schweigen uns an, schon streckt aus dem Krüppel- und rumpflosen Gliedermeer die Angst ihre Krallen nach mir, da höre ich mich sprechen und laut tönt es über sie:

Oh ihr, die ihr ruht in Sand und Sumpf,
Rumpf ohne Kopf, Kopf ohne Rumpf — —

Aber wie der Mittagswind einen Gebirgssee kräuselt, begann ein Kichern und Lächeln um mich, ein Raunen und leises Lachen —: „Was du nur willst, was du nur willst! Wir sind erlöst. Uns treffen die Geschoße, die diese Stadt umbranden, uns treffen sie nicht mehr, sie sind nicht für uns da, sind überhaupt nicht da und nie gewesen. Du beklagst, oh du bedichtest uns, du wähnst, oh du armer Narr und Lebender, wir wünschten uns zurück in die Sonne und Not. Es ist keiner — Kameraden, ist einer unter uns, der wünschte, er wäre wieder wie der, haha! wie der? Der Narr! der Lebende! Husch! wir Seligen!" Und lautlos, wie ein Fledermausschwarm, flatterten sie hoch und der Markt war leer; und singend brausend heulte es wieder nieder auf die Stadt, auf die Welt des Scheins, aus allen Winden, aus allen Himmeln in ungeheuren Salven, ein eiserner Hagelschlag die ganze Nacht, den ganzen Tag, das ganze Jahr — — Und diesen Tag lief ich durch die Straßen die ganze Nacht und taumelte unter einem grauen regendichten Himmel heim.

„Es geht auf zehn, du Lieber, es geht auf zehn, gleich kommt die Faust; und wenn ich heute wieder dem Strom begegne — er wächst mit jedem Tag — wirst du auch unter den Seligen sein?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Carl Hauptmann

Von Hans Johst

Weit ab von jener Kunst, die ihre wichtige Aktualität im Plakatstil allerorten manifestiert, weitab jeder Tendenz und jeder Richtung kämpft Carl Hauptmann um sein Leben, um das Wesen, den Sinn seines und des Lebens überhaupt. Er hat keinen guten Stern — schon, daß er der Bruder eines Gerhart wurde — kam ihm nicht zu statten. Immer möchte der Laie zumindest — und diese Spezies charakterisiert die öffentliche Meinung und ihr Urteil — das Brüderpaar vergleichen. Ein Vergleich ist in der Literatur immer eine gewisse Trägheit oder eine Ungerechtigkeit, in diesem Falle aber ist es eine Katastrophe. In Gerhart eingeboren war die Bestimmung seiner Kunst, das Mitleid seines Herzens, die große Kraft seines plastischen Blickes, der Inhalt der Zeit förderte, steigerte durch Erfolg und Zuruf Werdendes zum Werk, zur Vollendung.

Anders der Weg Carls. Viel faustischer sein Werdegang. Er schien zu ersticken in der Dämmerung der psychologischen Studierstube; spät stürzte das Pathos doppelt verfieberter Schaffens- und Gestaltungsfreude über ihn her. So kam in seinen Frühling das fast verhetzte, versorgte Gefühl: Du wirst doch noch alles erlösen können, was in Dir ruht. Absolut verneint der, vom geistigen und rein abstrakten Umweg um Zeit Betrogene, die Bedeutung der Bewußtheit. Ihm muß alles Werk Gesang sein und Bild: Orgie der Phantasie, ungebundenste Vorstellungswelt. Nie noch tötete mit solcher harten Konsequenz ein Künstler die Hemmung formalen Gesetzes, geistigen Skelettes. Gefühl ist alles! Rausch ist die alleinseligmachende Dynamik werdender Unsterblichkeit. Sinnenrausch, farbig, jagend und klingend!

So erklärt es sich im Schaffen Carl Hauptmanns, daß, neben Fresken von ungeheurer tragischer Kraft, Zeichnungen von belangloser Fingerfertigkeit stehen. Neben dem größten dramatischen Gemälde unserer Zeit — dem Tedeum „Krieg" — die zerrissene und teilweise sogar billige Frühgeburt „Szenen aus dem großen Krieg". Dicht neben dem harmlosen Spiel „Die Rebhühner" (die immerhin in ihrem seltsamen Ringelreigen den „Jungfrauen von Bischofsberg" zum Tanz die Hände reichen dürfen!) die burleske Tragödie „Tobias Buntschuh".

Die Tragödie eines Einsamen! Als Krüppel aus dem Schoße einer Mutter gesprungen, wird Buntschuh Gott der Welt, Herr aller Möglichkeiten — so-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weit sie das Gold bezwingt. Den Krüppel liebt die Welt um der Erfolge willen, die Mutter liebt ihr Blut, der Freund den Geist — aber die Liebe — das kleine, rassige Mädel — die Liebe, der der Einsame sein vom Denken glühendes Haupt in den Schoß legen möchte, an deren Freude er bis zur äußersten Seligkeit des Lebens vorstürmen möchte, die Liebe, an deren Zweisamkeit der ewig Einsame genesen möchte, flieht ihn. Sein Herz stirbt — die Fanfaren des Triumphes heulen im mächtigen Chor, im griechischen Chor an den Tempel eines Königs ohne Krone!

Die Seele der Liebe und ihrer Sehnsucht scheint hier in ihre Grundelemente aufgelöst, die Philosophie der Liebe, des Geistes wurde zur tragischen Maxime gesteigert. Vielleicht zum erstenmal ist hier Carl Hauptmann — unbewußt, denn er muß es seiner eruptiven Natur gemäß sonst verneinen — zur Mathematik der Gestaltung vorgedrungen. Das Drama als Kosmos ist nun einmal nicht nur Welt des Gefühles, des Subjektes, sondern erfordert Wirkung, Gestaltung des Objektes und steht so unter den geistigen Gesetzen der abstraktesten Disziplinen. Im Buntschuh sind beide Kräfte immanent: Es rauschen in dieser Tragödie die blutigen Quellen eigenster Phantastik auf und anderseits ruhen in ihr die gebundenen Werte objektiver Kraft!

Manch einer . . .

Von Arnold Kubsch

Manch einer fällt im blumigen Feld,
Wenn Sonne die Halme golden färbt,
Und in dem ausgesöhnten Herzen
Singt das süße Gebet seiner Mutter.

Manch einer bäumt sich trotzig der Wucht der Granate entgegen
Und fühlt nicht Freude noch Qual,
Wenn das berstende Eisen
In der klaffenden Brust
Des wilden Lebens mechanischen Gang erwürgt.

Andern aber, die ewigkeitenlange dunkle Wochen
In zähen, klebrigen Lehm gekittet saßen
Mit steifen Gliedern und erloschnen Augen
Kreischt ein Fluch von den zerknirschten Lippen,
Ein Fluch dem grausamkalten Gotte,
Der ihnen noch aus keiner Bedrängnis half.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch über alle, die da fallen und verbluten
Und ihrer Völker klägliche Irrgeschicke
Mitlenken helfen und dran sterben müssen,
Gehn gleichmütig still die schweren Wolkenschiffe
Mit ewigen Frachten ihren Flug belastend.
Und ewig grünen die Bäume und singen die Täler,
Und aus der Furche quillt ewig das junge Korn.

Und irgendwo an einem Blütenhang,
An dem mit breitem, wogendem Wellengang
Der purpurdunkle Strom der wilden Welt
Prasselnd und knisternd vorüberrauscht,
Sitzt Pan, der ewig junge Gott.
Und um die ewigfrohen, friedevollen Züge
Des weltenthobenen, gütigen Gesichts
Spielt still ein Lächeln. Sein ewiges Götterlächeln.

Schlachtflotte und Küstenschutz

Zwar soll eine starke Flotte grundsätzlich versuchen, den Gegner sogleich nach Ausbruch des Krieges zum Entscheidungskampf zu stellen; allein es gibt Verhältnisse, die das vorerst nicht ratsam machen, beispielshalber dann, wenn man sich einem übermächtigen Feinde gegenüber befindet. Da wäre eine strategische Offensive verfehlt; denn sie könnte den Ruin der eigenen Flotte bringen. Es herrschen eben auf dem Wasser auch Stärkeverhältnisse, die den Sieg unmöglich machen

Man muß also andere Wege suchen. Das geschieht am besten im Verein mit Küstenbefestigungen, die nach operativen Gesichtspunkten angelegt sind und die so zu einem überaus tätigen Faktor der Seekriegführung werden. Küstenbefestigungen entlasten die Flotte, sie gewähren Rückhalt, Anlehnung und Unterstützung, wirken außerdem mit, die Operationen feindlicher See- und Landstreitkräfte gegen jene Küstenabschnitte zu hemmen, von denen aus sich strategische Ziele ansetzen lassen.

Doch vermag die Flotte den Küstenschutz nicht unbedingt zu garantieren, sondern sie kann ihn nur verstärken, sofern sie zur Stelle ist. Daher müssen Küstenbefestigungen sich mit ihren örtlichen Abwehrmaßregeln auch selbst zu helfen wissen; ob sie freilich imstande sind, ohne Hilfe der Flotte längeren Widerstand zu leisten, dahinter bleibt ein großes Fragezeichen.

Der Angreifer hat also mit der Küstenverteidigung wie mit einer aktiven Streitmacht zu rechnen, deren Kraft wächst, wo eine Schlachtflotte zur Verfügung steht, mit einer gut eingerichteten Basis. Zu diesen gehören: Docks, Reparaturwerkstätten, Kohlenlager, Munitionsdepots und ähnliches. Die Angriffsflotte sieht größeren Schwierigkeiten gegenüber, da sie weitab von ihren Mitteln entfernt ist, verdeckt liegende Haubitzbatterien des Verteidigers von der Flotte aus,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die nur Flachbahngeschütze führt, zu bekämpfen hat, während die Küstenhaubitzen mit ihrem Steilfeuer den Schiffen des Angreifers empfindliche Verluste beibringen können. Die Tauchboote erhalten einen besonderen Kampfwert. Sie haben den Angreifer vom Festlande fernzuhalten und gegen die See zurückzudrängen, dann sollen sie das Vorfeld der Küstenfront aufklären und zur Nachrichtenübermittlung dienen. Ihre weiteren Aufgaben sind: Bedrohung der Operationsbasis des Gegners, Erschwerung und Behinderung des Beschießens der Küstenwerke, Vernichtung feindlicher Streitkräfte, Abwehr einer Forcierung der Hafeneinfahrt und dergleichen, die Tauchboote sind imstande, das Bild des Küstenkrieges gegen früher erheblich zu verändern.

Soll der Angriff zur See durch Landungstruppen verstärkt werden, so gehen diese gegen die Stützpunkte der Verteidigung vor. Landungsstreitkräfte werden durch Truppen bekämpft, die zum Küstenschutz bestimmt sind. Eine aufmerksame Küstenbewachung wird bald zu ermessen vermögen, welcher Art die sich heranbewegende, feindliche Unternehmung bildet. Das Beobachtungswesen kann auch durch die Küstenbevölkerung wirksam unterstützt werden, falls diese mit ihren kleinen Fahrzeugen mitwirkt. Im allgemeinen sind Landungsversuche aber höchst gefahrvolle Unternehmungen; werden sie abgeschlagen und bricht die Flotte des Verteidigers im rechten Augenblick zum Gegenstoß vor, dann ist die Wiedereinschiffung der gelandeten Truppen in Frage gestellt. Natürlich kann eine Landung auch im Keime erstickt werden.

Noch weniger Aussicht auf Erfolg haben Landungen großer Heereskörper. Das Netz der Verkehrsmittel ist heutzutage in dicht bevölkerten und mit modernen Wehrverfassungen versehenen Ländern viel zu entwickelt, als daß es nicht möglich sein sollte, gegen ein gelandetes Heer eine erdrückende Ueberlegenheit zu versammeln. Doch kann dieses Verhältnis sich ändern, wenn die gelandeten Truppen ohne Verzug Unterstützung durch eine Volkserhebung oder durch die Streitkräfte einer verbündeten Macht erhalten. Der Zeitpunkt für solche Operationen liegt namentlich günstig, falls der Verteidiger bereits ermattet und des Krieges müde ist.

Auch wenn die Angriffsflotte dem Verteidiger an Schiffen nummerisch weit überlegen ist, so kann sich allmählich dennoch ein Verhältnis herausbilden, bei dem der ursprüngliche Unterschied an Kraft zum Ausgleich gelangt. Selbst eine große Ueberlegenheit an Schiffen muß nach und nach zusammenschmelzen. Ist dieser Fall eingetreten, so bricht der Verteidiger, der nunmehr zum Angreifer wird, mit der Schlachtflotte aus seinem Küstenschutz hervor, um die große Entscheidungsschlacht zu schlagen. Diesen Kampf entscheiden nicht etwa die materiellen Machtmittel allein, sondern dabei werden überlegene Einsicht, Kühnheit, Entschlossenheit, Energie, Seelengröße, Zähigkeit und Initiative von weittragender Bedeutung, nicht zu vergessen den geistigen Mut, diesen feurigen Sohn des Sieges. Vorwiegend diese Elemente sind es, die der unwandelbare Genius des Krieges von denjenigen seiner Jünger verlangt, denen er einen Platz in seinem Ruhmessaale anweisen will.

Walter Achilles Korn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abschied von Palmström

Er ist dahin. Irgendwo im Weltenraum sinnt er über die Nähe nach, die sich zum Näher steigerte und zur Näherin wurde, oder über den Fluß Elster, der sich in einen Vogel verwandelte, von einem Jäger totgeschossen wurde und dann das Land überschwemmte. Und auch von Norf ist tot, sein Freund, seines Wesens letzte Erfüllung, die zwei Strichelchen über dem o im Namen Palmström. Wo starrt er jetzt dem gespenstischen Butterbrotpapier im Winde nach, wo erblickt er das Huhn, das in der Bahnhofhalle spazieren geht, „nicht für es gebaut"? Wo ist er? Der mit Palmström und ihrem Schöpfer Christian Morgenstern starb. Auf welchem Stern lacht nun Morgenstern sein himmlisches, leises, befreites Lächeln? Wir möchten es wissen, wir möchten ihm nach, wir möchten es niemals entbehren.

Da kommt zu uns Palma Runkel, letztes Vermächtnis des Toten und Ruhme Palmströms. So ist sie:

Palma Runkel ist mit Palm
verwandt,
doch im übrigen sonst nicht bekannt.
Und sie wünscht auch nicht bekannt
zu sein,
lebt am liebsten ganz für sich allein.

Ueber Ruhme Palma Runkel
drum
bleibt auch der Chronist vollkommen stumm.
Nur wo selbst sie aus dem Dunkel
tritt,
teilt er dies ihr traulich mit.

Doch sie trat bis jetzt noch nicht
ans Licht,
und sie will es auch in Zukunft nicht.
Schon, daß hier ihr Name lautbar ward,
widerspricht vollkommen ihrer Art.

Und von Norf begeht wieder einen seiner Streiche, er läßt sich in einen Folianten einbinden und wandelt, „mit hinter den Armen flatternden Seiten" oder rastet zu anderen Zeiten in seinen Flügeln blätternd. So ist denn auch diese Palma Runkel, die nur kommt, um zu verschwinden, ein Buch geworden, das Nachlaßbuch Christian Morgensterns (bei Bruno Cassierer, Berlin). Und nun erscheint das Polizeipferd, das den ertappten Tropf berechnet, „logarithmisch und auf Spitz und Knopf". Eine Brille wird aufgesetzt, deren Energien Text zusammenziehen. Liest man etwa diese Gedichte, so ergibt sich erst beim dreiunddreißigsten — Ein — Fragezeichen. Die wunderbare Mittagszeitung, bei deren Lektüre man ohne weiteres satt wird, wetteifert mit dem Geierlamm, das untergründiger Weise dich ohne Mäh auffrißt aus nächster Näh.

„Und dreht das Auge dann zum
Herrn
Und alle habens herzlich gern".

Eine neue Straße spricht einen gefühlvollen Monolog, sie hat kein Haus, aber einen Namen. Die Herren Aktionäre haben ihr anvertraut, daß sie bald angebaut werde. Da schließt der Mond hinter sich entsetzt die Tür und weinend wie die Unschuldigen und Opfer ruft die neue Vorstadtstraße: „Ich kann doch nichts dafür". Der Hecht, bekehrt vom heiligen Anton wird vegetarisch, aber es bekommt ihm schlecht, die Ruhe packt ihn,

„Der ganze Teich wird angesteckt,
fünfhundert Fische sind verreckt,
doch Sankt Anton gerufen eilig,
sprach nichts als: heilig, heilig,
heilig!"

Dasselbe Verwundern vor einer Natur, deren Mittel höchst absonderlich den Zweck erfüllen, wenn sie ihn nicht gar überwachsen haben, lernt der Rehbock kennen, der in einem Hof-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

theater sich aufs Stichwort aus der Coulisse stürzen mußte. Weil er aber beim zwölften Mal ausbricht, wird er kurzerhand gestrichen und man schafft ihn wieder in den Waldpark. Dort geht er nur herum und unterhält sein Publikum

„aus Reh, Hirsch, Eber, Fuchs und Maus
von Rolle, Stichwort und Applaus".

Wie schwebt dies alles zwischen Himmel und Erde, tanzt vor unseren Augen und hat kein Körnchen Materie mehr an sich, ist Spiel, ist Welt, ist Spiel der Welt. Sollen wir davon Abschied nehmen? Von Palmström, von seinem Freund von Korf, von seiner Muhme Runkel und von Christian Morgenstern? Soll nie mehr etwas von ihnen zu uns kommen? Kein Galgenkind der Galgenlieder? Wie wollten wir es lieben!

Aber Palmström schweigt. Er geht zum Spiegel, an dem ihm das Gewölke leichten Dampfes in dem kristallenen Grund am meisten ergötzt.

„Und ihm schwant davor von Majas Flügel —
Hefter Art und vor dem Schalk der Schälke
Löst sich Welt zum — Atem eines — — Mundes — — —.

Da sind wir getröstet und winken den Entschwindenden zu.

Oskar Maurus Fontana

Die Hirth-Auktion

Trotz Krieg und Kriegsnöten war die Versteigerung der Sammlung Georg Hirth in der letzten Novemberwoche in der Münchener Gesellschaft ein vielbesprochenes Ereignis. Die Sammlung von Kunstgegenständen, die gegen Eintrittsgeld zur Vorbesichtigung eine Woche lang in der Galerie Helbing aufgebaut war, konnte zwar in ihrer Totalität keine auf Geschlossenheit gerichtete künstlerische Zielbewußtheit ihres Besitzers verraten. Dahingegen zeugte fast jedes Stück in der großen Varietät von 1200 Katalognummern für den sichern Qualitätsinstinkt und temperamentvollen Sammeleifer Georg Hirths, mit dem eine der einflußreichsten Persönlichkeiten aus dem Kunstleben geschieden ist. Mit derselben Energie, mit der er als Schriftsteller, Gründer und Unternehmer im öffentlichen Leben hervortrat, bemühte er sich jahrzehntelang ohne spekulative Nebenabsichten, ganz spontan, nur aus Freude am Objekt, zu sammeln.

Georg Hirth hat als einer der Ersten der Keramik ein besonderes Interesse entgegengebracht und, nachdem er schon vor 20 Jahren einen großen Teil seines diesbezüglichen Kunstbesitzes unter dem Titel „Deutsch Tanagra" zur Versteigerung brachte, nie aufgehört keramische Kleinplastik neu zu erwerben. Für eine Nymphenburger Wasserblase zahlte diesmal das Bayerische Nationalmuseum 20 100 ℳ. Den höchsten Preis von Bastelli-Modellen erzielte eine Tänzerin aus der altitalienischen Komödie (Faist, Berlin) 38 000 ℳ. Unter den trefflichen Wandteppichen verschiedener Epochen erwarb das älteste Stück aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts „Das Urteil Salomons", Antiquar Reiling, Mainz, 60 000 ℳ. Die Firma Bernheimer, München, beteiligte sich mit Erfolg am Wettbewerb eines Gobelins aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts 68 000 ℳ.

Aus der Fülle guter süddeutscher Möbel, namentlich aus dem 18. Jahrhundert, zahlten Antiquare fabelhafte Preise, die zum Teil die bisher geltenden um das drei- und vierfache überschritten. Bei Bronzen und Uhren entschied sich Georg Hirth meistens

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für französisches Fabrikat. Ein italienischer Prunkkandelaber, angeblich ein Geschenk Napoleons an Murat, brachte über 10000 ℳ. Eine besondere Ueberraschung aber war es für Viele, daß heute noch für ein Bismarck-Portrait von F. von Lenbach 40000 ℳ erzielt werden konnte. Ein Hauptwerk Böcklins „Zentaurenkampf" stieg bis auf 51000 ℳ, ein männliches Portrait Lucas Cranach 25100 ℳ. Zwei englische Farbstiche (W. Ward nach Georg Morland) erzielten 9800 ℳ.

Die seit Jahresfrist gehobene Kauflust stieg diesmal ins Unermeßliche, entfacht noch durch die Suggestion, die von der besonderen Persönlichkeit des Besitzers, auch nach dem Tode, ausging. So wird die Kunstauktion Georg Hirths als eine Merkwürdigkeit in dieser schicksalsschweren Epoche historisch unvergessen bleiben.

Alfred Mayer

Exotische Novellen

Man erinnert sich an frühere Werke Johannes V. Jensens: an die modernen Zeitromane „Madame d'Ora" und „Das Rad", an seine Novellen und Schilderungen ferner Zonen. Als starker Nachhall blieb der Eindruck, daß dieser Däne ein ungewöhnlich lebendiges Gegenwartsgefühl in sich trägt, und daß er als Dichter dieser Zeit weite Stoffgebiete mit der Plastik seiner Sprache gestaltet und Probleme dieser Tage uns vorgestellt und zergliedert hat. Wenn er (wie in seinem Roman „Das Rad") einen Riesenstreik in Chicago schildert, wenn er uns erzählt, wie in dieser Riesenstadt der Winter vom Hudson herfegt und das Leben dieser Millionenstadt erdrosselt, wenn er uns in die Kreise der Sektierer führt, Millionäre und Arbeiter im Bereich ihrer widerspruchsvollen Interessen seelisch zerfasert, so ersteht ein Bild dieser vielgegliederten Gegenwart und man hört eine Sinfonie, für die unser Geist empfänglich ist.

Wenn Jensen die Kontinente dieser Welt durchreist, wenn er in Indien und Java, in Sibirien, China und Japan, in Amerika und in den Ländern Europas Umschau hält, so treibt ihn der Wunsch, den Inhalt dieser Welt und Zeit zu erfassen, fernen Schicksalen zu begegnen und Rätsel und Geheimnisse aufzuspüren, um ihre verknüpften Zusammenhänge aufzulösen. In seinem neuen Novellenband „Olivia Marianne" (Verlag S. Fischer, Berlin) führt er uns wieder nach dem fernen Osten, nach Java, China und Sibirien. In Einzelschicksalen erkennen wir die Züge fremder Rassen. Aus jähen Sturzfluten der Leidenschaft hören wir den Urlaut der Triebe. Man lese die Novelle „Frau Dominick" dieses sibirisch-asiatische Genrebild, wo die unbegrenzte Weite des Landes und die Enge der Welt sich in einer blutigen Trägödie begegnen. Man lese die Geschichte des chinesischen Holzschnitzers Wang Tsung Tse, die Kulturstudie „Die chinesische Frau" oder die Erzählung „Schwarz und Weiß", wo unauslöschliche Rassenfeindschaft im Faustkampf sich austobt und ein Frauenschicksal beschmutzt, zertreten und erniedrigt aus einer Menschenmenge sichtbar wird.

Diese neuen Novellen Jensens sind nicht lediglich Erzählungen und Schilderungen ferner Dinge, sie sind psychologische Analysen, Gegenwartsbilder und Dokumente des Lebens, wie sie nur ein leidenschaftlicher Dichter niederschreiben konnte, der zugleich ein leidenschaftsloser Denker ist.

Hermann Bagusche

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der 12. 12. 16

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin, 13. Dezember

Der Tag wird uns allen im Gedächtnis bleiben. Nicht weil das Haus zum Brechen voll war und die Tribünen die Minister und Bundesratsbevollmächtigten kaum zu fassen vermochten, nicht weil die Galerie, einschließlich der Hofloge, über und über gefüllt war, sondern weil der leitende Staatsmann vor der Volksvertretung einen Ruck am Steuerruder des Staatsschiffs vollzog und den Kurs der „Deutschland" klar und deutlich gewiesen hat. Gestern ist Geschichte gemacht worden und die künftige Geschichte sowohl des Krieges als des Friedens und der künftigen Konstellation wird einen Abschnitt rechnen von diesem Tag.

Das Geheimnis, das diesmal vollberechtigt um den Staatsakt gehüllt war, weil sein Erfolg durch die Ueberraschung und die Verhinderung einer stimmungsmäßigen Durchkreuzung mit bedingt war, hatte die Spannung aufs höchste gesteigert. Um 12 Uhr erfuhren die Fraktionen in ihren Sitzungen, was bevorstand, durch ihre am Morgen und Abend zuvor vom Reichskanzler eingeweihten Vertrauensmänner, wir von der Volkspartei durch Wiemer, der uns mitteilte, daß er, vorbehaltlich unserer Ansicht und Entschließung, der Politik des Reichskanzlers, wie sie in den Noten niedergelegt werde, zugestimmt habe. Wir billigten diese Billigung und waren nach einer kurzen interessanten Sitzung vollständig einmütig. Auf 1 Uhr war ein Seniorenkonvent anberaumt. Der Reichskanzler hatte aber den Präsidenten Kämpf, Spahn, Payer, Bassermann, Westarp in sein Bundesratszimmer geladen. So konnten wir im Seniorenkonvent über die geschäftliche Behandlung der bevorstehenden Kundgebung erst in dem Augenblick beraten, zu welchem bereits

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Plenum hätte beginnen sollen. Es gab eine gewichtige Auseinandersetzung, die Meinungsverschiedenheiten, die nachher im Plenum hervortraten, vergeblich beigelegt haben wollten. Ungern, aber notgedrungen beschloß die Mehrheit, zu majorisieren und eine Abschwächung der Kundgebung durch Dissonanzen nicht zuzulassen. Um 2 Uhr traten der Reichskanzler und der Präsident in den Saal. Die Rede des Kanzlers trug ganz seinen eigensten Stil, der auch in der Note unverkennbar war. Ich fand auch die rednerische Wiedergabe sehr gut, kraftvoll, schlicht, ohne Ueberhebung in Ton und Gebärde. Der Eindruck war sehr stark und tief. Man fühlte mit einem Schlag den Mut des geschichtlichen Schrittes, und die Wohltat, die schon in der Hoffnung gelegen ist. Man merkte, daß die Rechte und die Nationalliberalen schweigend zuhörten und das Zentrum gedämpft zustimmte. Die Linke hat die Verantwortung nicht auf sich geladen, die Kundgebung und die Politik der Reichsregierung ohne starken und stürmischen Beifall zu lassen. Die Tribünen wurden angesteckt. Bethmann-Hollweg schloß mit einem der vielen, guten, wohlüberlegten Worte, die diese Rede auszeichnen. Der stürmische Beifall hatte sich gelegt. Bassermann verlangte Diskussion. Man fühlte im ganzen Haus, daß der Zweck nicht die Erleichterung der eingeleiteten Aktion war. Graf Westarp schloß sich an. Als auch Ledebour Gedankenfreiheit verlangte, trat eine Heiterkeit ein, die nicht ihm, sondern Bassermann und Westarp galt. Der Präsident ließ abstimmen. Eine große Mehrheit aus Volkspartei, Zentrum, Sozialdemokraten und Polen entschied sich für das Schweigen als die beredteste Form der Politik in diesem geschichtlichen Augenblick. Der Präsident, dem die Anberaumung einer neuen Sitzung durch den angenommenen Antrag Spahn ins freie Belieben gestellt war, schloß die Sitzung mit dem Wort, daß die Reichsregierung für eine große und richtige Politik immer die Volksvertretung und das Volk hinter sich haben werde.

Die Aufnahme der kaiserlichen Volkspolitik, die Bethmann-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hollweg im Einklang mit Hindenburg proklamiert hat, ist in Deutschland sehr gut, trotz aller Zweifelsucht.

Nicht als ob man die Schlacht auf dem politischen Felde Europas schon für gewonnen erachten dürfe. Vor der überschwänglichen Meinung eines sofortigen und letzten Erfolgs muß man sich aufs schärfste hüten und die Wutschreie, die morgen von der Northclife-Presse in London und ihren Filialen in Paris und Petersburg ausgehen, werden uns zeigen, wie stark die Draufgänger sich getroffen fühlen und wie sie zunächst die Fassung nur glauben bewahren zu können durch gellende Rufe: Jetzt erst recht!

Aber der erste Schritt ist von Deutschland kraftvoll, klug und würdig getan.

Kaiser Karl

Von Richard Charmatz, Wien

Als Erzherzog Karl Franz Josef am 17. August 1887 geboren wurde, da konnte man nicht voraussehen, daß er einst berufen sein werde, die Krone zu tragen. Ihm winkte eine sorgenfreie Zukunft, das beneidenswerte Leben eines kaiserlichen Prinzen, der dem Throne nahe steht und dennoch die Verantwortung und Arbeit des Herrschers nicht kennt. Nun ist er doch Kaiser und König geworden, und Oesterreich-Ungarns Schicksal hängt fürderhin mit seinem Walten zusammen. Der neue Herrscher wurde mit Hakon Hakonson verglichen. Es läßt sich nicht leugnen, daß mancher Zug, den Ibsen dem sieghaften Helden in den „Kronprätendenten" verlieh, wiederkehrt. Alles wurde dem Monarchen bisher leicht; die Herzen flogen ihm zu, wo immer er in seiner schönen Männlichkeit erschien. Etwas anderes ist es jedoch, bloß zu repräsentieren, durch ein freundliches Wort, durch eine liebenswürdige Geste zu wirken und etwas anderes, die Zügel der Herrschaft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst zu führen, in einem so komplizierten Reiche wie Oesterreich-Ungarn erfolgreich und segensvoll den bestimmenden Einfluß auszuüben, zwischen den zwei Staaten zu vermitteln, die verschiedenen Völker an sich zu ziehen, sich zwischen den Parteien und trotzdem über ihnen zu behaupten und dabei stets das Richtige zu treffen. Dazu bedarf es eines gewaltigen „Königsgedankens", einer ernsten Auffassung von den Herrscherpflichten, eines klaren Verstandes, der Beharrlichkeit und vor allem erfahrener und kluger Ratgeber. Ibsen bezeichnet den glücklichen Menschen als einen großen Mann. Möge das Glück, das Kaiser Karl bei seinem Aufstiege treu war, ihm auch auf der Höhe ein untrennbarer Begleiter sein!

Kaiser Karl versprach in seiner Proklamation an die Völker, die verfassungsmäßigen Freiheiten hoch zu halten, das „sittliche und geistige Wohl" zu fördern und allen erwerbstätigen Gliedern der Gesellschaft die Früchte redlicher Arbeit zu sichern." Dieses Bekenntnis zum Konstitutionalismus wurde in Ungarn wie etwas Selbstverständliches empfunden, aber in Oesterreich, wo noch die Erinnerung an die Aera Stürgkh lebendig war, freute man sich des Eifers, mit dem der junge Herrscher die Eidesablegung vor den beiden Häusern des Reichsrates beschleunigte und die Frist für die Königskrönung in Budapest zu verkürzen suchte. Und wahrlich, wenn es eine Lehre der Geschichte gibt, dann muß diese vor allem darin bestehen, die Scheinmacht des Absolutismus zu meiden, denn sie hat der Habsburgermonarchie nie Glück gebracht: weder den Völkern noch den Fürsten. Das unbestreitbare Verdienst Kaiser Franz Josefs bestand in seiner Versöhnung mit jenen Ideen, die in seinen Kindheitstagen als „gefährlich" und „umstürzlerisch" bezeichnet wurden. Er fand den Mut, den abschüssigen Weg, den ihm Schwarzenberg, Windischgrätz und Kübeck gewiesen, zu verlassen und die Völker zur Mitbestimmung ihres Geschickes heranzuziehen. Ohne diese Umkehr wäre der Aufschwung Oesterreich-Ungarns nicht denkbar gewesen, hätte sich die innere Kräftigung nimmer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr vollziehen können. Diese Erkenntnis muß als kostbare Ueberlieferung in Ehren bleiben. Kaiser Karl gelobte, das Werk seines Vorgängers fortzuführen und zu vollenden. Das kann nur heißen, daß die verfassungsmäßigen Einrichtungen ausgebaut und die geistigen Strömungen unserer Zeit voll anerkannt werden sollen.

Inmitten des opferreichsten aller Kriege trat der neue Herrscher sein sorgenreiches Amt an. Aber wolkenverhüllt war auch der Himmel, als Kaiserin Maria Theresia die Regierung übernahm, als Kaiser Franz Josef, damals ein Jüngling, in Olmütz seiner Jugend Lebewohl sagte. Die Stürme, die jetzt Europa durchtoben, die furchtbaren Anforderungen, die jeder Tag stellt, werden jedoch ein Ende nehmen und dem guten Rechte der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wird der Sieg beschieden sein. Außerordentlich sind die Ansprüche, die der Weltkrieg stellt, bedeutender aber werden die Pflichten sein, die mit dem Frieden erwachsen. Die Technik des blutigen Kampfes hat sich bereits herausgebildet, und es gilt hier nur durchzuhalten und dem Geiste der letzten Jahre treu zu bleiben. Doch von den Erfordernissen des Friedens können wir uns heute noch keine Vorstellung machen. Alles liegt im Dunkel und nur die Ahnung besonderer Leistungsnotwendigkeiten wird in uns wach. Wie viele Fragen tauchen auf, wenn man bloß an all das denkt, was mit der Sonderstellung Galiziens zusammenhängt, mit dem letzten, einschneidenden verfassungsrechtlichen Akt des Kaisers Franz Josef. Dadurch kann leicht eine Achsenverschiebung in der innerösterreichischen Politik erforderlich werden, die vielerlei Folgen nach sich zu ziehen vermag. Ueberhaupt ist jetzt noch gar nicht abzusehen, welche Rückwirkungen der Krieg auf das Völkerleben in Oesterreich-Ungarn zeitigen wird. Auch die Neuaufrichtung der Friedenswirtschaft schließt Probleme in sich, die zu dem Schwierigsten gehören, was jemals an wirtschaftlicher Organisationsarbeit zu leisten war. Ebenso muß die äußere Politik nach der Kriegsbeendigung frische Bahnen einschlagen, nicht nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Richtung, sondern auch ihre Wesensart erneuern. Die traurigen Erfahrungen mit Italien und Rumänien haben in der Bevölkerung den Glauben an die bindende Kraft jener Verträge völlig erschüttert, die der Volksstimmung nicht entsprechen. Andererseits läßt jeder Tag die Forderung dringender erscheinen, daß aus der militärischen Organisation Mitteleuropa, aus der Abwehr- und Erhaltungsvereinigung, eine lebensvolle, inhaltsreiche Schöpfung für den Frieden herauswachse. Alle großen Kriege haben ihre besonderen Losungen gehabt. Die Ereignisse, die seit dem August 1914 ins Land gezogen sind, weisen mit nicht zu verkennender Deutlichkeit und Eindringlichkeit auf Mitteleuropa hin.

Am Beginne einer neuen Herrschaft kann man nicht von Erfüllungen und Vollendungen reden, sondern alles wird zur Frage an das Schicksal, an die Zukunft. Oesterreichisch-ungarische Thronfolger treten nicht mit Programmen und Meinungen, mit Entwürfen und Plänen hervor. Von Kronprinz Rudolf wußte man zwar, daß er für eine fortschrittliche Politik volles Verständnis hatte, aber mehr war der Oeffentlichkeit nicht bekannt geworden. Erzherzog Franz Ferdinand hüllte sich in Schweigen, und nur aus einzelnen Handlungen schloß man auf seine Hinneigung zu den Klerikalen. Die Frömmigkeit an sich besagt jedoch politisch nichts. Kaiser Josef II. war zum täglichen Kirchenbesuch erzogen worden, und die regelmäßige Beichte wollte er niemals missen. Auch Kaiser Franz Josef gehörte zu den Gläubigen; doch gerade er hat die religiöse Freiheit und Gleichberechtigung als erster Herrscher zum Gesetze erhoben. Kaiser Karl enthielt sich als Thronfolger ebenfalls der programmatischen Aeußerungen, und er wird nun erst seine Physiognomie als Staatsmann herausarbeiten müssen. Stürmische Aenderungen sind wohl nicht zu erwarten. Alles deutet darauf hin, daß der neue Kaiser sich bemühen werde, den Spuren seines Großoheims zu folgen und — mit dem etwas lebhafteren Rhythmus der Jugend — franziszeisch josephinisch zu regieren. Welches war

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber die hervorstechendste Eigenschaft der Herrschernatur Kaiser Franz Josefs? Grillparzer legte in seinem „Bruderzwist" — in dem wundervollen Bekenntnisstücke — dem Kaiser Rudolf die Worte in den Mund:

„Mein Haus wird bleiben immerdar, ich weiß,
Weil es mit eitler Menschenklugheit nicht
Dem neuen vorgeht oder es hervorruft,
Nein, weil es einig mit dem Geist des All.
Durch Klug und scheinbar Unklug, rasch und zögernd,
Dem Gang nachahmt der ewigen Natur
Und in dem Mittelpunkt der eigenen Schwerkraft
Der Rückkehr harrt der Geister, welche schweifen."

Diese Charakteristik trifft bei einer ansehnlichen Zahl von Herrschern zu, vor allem bei Franz I. Kaiser Franz Josef ist zwar auch nicht der Zeit vorausgeeilt, wie etwa Josef II., allein er hat ihr Wesen schnell begriffen und sich nach den schmerzlichen Erfahrungen vom Jahre 1859 mit zunehmendem Alter immer mehr zu ihrem Vollstrecker gemacht. Darin eben lag das Geheimnis seiner politischen Jugend, darin die Erklärung dafür, daß der mehr als siebzigjährige Mann noch zum Agitator für das allgemeine, gleiche Stimmrecht werden konnte. Franziszeisch josephinisch, das ist also maßvoller Fortschritt, Berücksichtigung des Gewordenen und Vorhandenen bei williger Anpassung an die Entwicklung.

„Königliche Geburt erzeugt königliche Pflichten." Auch dieser Satz findet sich in den „Kronprätendenten". Möge Kaiser Karl ihn nie vergessen. Unvergleichliches haben die Völker Oesterreich-Ungarns in den Kriegsjahren geleistet; sie haben mit ihrem Blute das Reich bejaht und seine Sicherheit in wundervoller und erhebender Opferbereitschaft beschirmt. Solche Eindrücke können ihre Wirkung auf einen jungen Herrscher nicht verfehlen. Wohl sind Kaiser und Könige in unserer Zeit in ihrem Wollen gebunden, denn sie vermögen ihre Absichten nur soweit zur Geltung zu bringen, als die Verhältnisse es erlauben, als die Möglichkeiten, die die Staaten und Bürger selbst darbieten, es gestatten. Aber der gute, redliche Wille muß vorhanden sein als Triebfeder, als Kraft, die das Glück erzwingt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Legende

Von Elisabeth Heberlein

uf dem Wege, den die Heilige Familie einer alten Sage nach auf ihrer Flucht nach Aegypten benutzte, liegt hart am Rande eines unwirtlichen Flecken Landes ein vernachlässigter Friedhof. Unter den schmalen langen Gräbern, die braun und pflanzenlos in der dörrenden Sonne zerfallen, befindet sich eins, das mit sammetweichem Grün überzogen ist, und aus dessen Mitte ein dünnes Brünnlein fein und silbrig erst ein wenig gegen den weißen heißen Himmel und dann mit melodischem leichten Gefälle in das Moos springt. An diese Stätte, die ein beliebter Wallfahrtsort für alle Mühseligen und Bedrückten der ärmlichen umliegenden Dörfer ist, knüpft sich eine kleine nachdenkliche Legende, die jedem Liebhaber von den Eingeborenen gerne erzählt wird.

In dem Dorfe, das, mehr als zwei Stunden weit von dem Friedhof entfernt, niedrig und häßlich in der dürren Ebene liegt, lebte zur Zeit, da Augustus römischer Kaiser war, unter viel grobem braunem Volk ein Mann von einem schlanken hellen Wesen. Er war als ganz junger Bursche fremd und ohne Anhang zugewandert, wohnte für sich allein in der baufälligsten Hütte, die am äußersten Ende des Dorfes lag, und stand nun schon seit Jahren an einem der vielen Färbtroge auf dem Markte. Tag für Tag tauchte er mit seinen schlanken weißen Händen das Garn in die bläuliche Flüssigkeit, hing es in der Abendsonne zum Trocknen auf und freute sich, wenn ein leichter Wind es vorsichtig hin und her schaukelte. Mit seinen Dorfgenossen vertrug er sich gut, da er eine bescheidene wohltuende Art hatte, die selbst dem Lauten und Rücksichtslosen angenehm auffällt, wenn auch nur deshalb, weil er solchem zurückhaltenden Wesen gegenüber sich am besten breit machen kann. So mischte sich in die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anfängliche scheue Bewunderung, die sie ihm entgegenbrachten, bald ein gewisses Wohlbehagen, und es ging eine Zeit lang friedlicher und heiterer als je auf dem Markte her. Allmählich aber machte sich wie ein winziges Wetterwölklein am mittagheißen Himmel ein kleinlicher Neid bemerkbar, der sich, wie es so geht, nach und nach der hellen Bewunderung als ein Begleiter anhängte und sich nicht abschütteln ließ. Vielmehr wuchs er unheimlich schnell und überschattete sie bald ganz, und eines Morgens merkte auch der Fremde endlich, daß die Zeiten des Wohlwollens und der gemeinsamen fröhlichen Arbeit für ihn vorbei waren.

Seine braunen Gefährten erwiderten seinen freundlichen Gruß kaum, mieden es ängstlich, ihre heißen Hände in seine kühle weiße Rechte zu legen und rückten eilig mit ihren Färbtrogen von ihm ab, indem sie, gelegentlich tuschelnd, die Köpfe zusammensteckten. Verwundert und traurig arbeitete er den ganzen Tag allein und hoffte im Geheimen, daß ihr unerwartetes Betragen nur ein kurzes, abgekartetes Spiel sei; denn er wußte sich keines Vergehens gegen sie schuldig. Aber schon am nächsten Morgen merkte er, daß er aus einem erklärten Liebling aller urplötzlich zu dem Schreckgespenst selbst der Kinder geworden war, die bisher zärtlich an ihm gehangen hatten. Schreiend und eilig versteckten sich die Kleinen vor ihm, sobald sie sein weißes Gewand erblickten. Und am gleichen Abend erfuhr er die Sage, die der häßliche Neid in Gestalt des verkrüppelten Dorfältesten verbreitet hatte, und die der Grund zu der unerwartet auftretenden Abneigung gegen ihn war.

Die Aufregung der letzten Tage ließ ihn nicht wie sonst die erwünschte Ruhe finden, und so wanderte er trüb und langsam durch das mächtige Dorf. Nur in dem Hause des Aeltesten brannte noch ein unruhiges Feuer, er selber stand an dem niedrigen und breiten Eingange und sprach laut und heftig zu einem der Dorfgenossen. „Es ist so, wie ich dir schon vorhin erzählt habe," hörte der einsame Wanderer den Krüppel sagen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dessen verzerrte dunkle Gestalt sich grotesk von dem Flackerlicht der Herdflammen abhob, „er hat kein Blut in den Adern, warm und rot wie du und ich, Wasser, langweiliges, kaltes blasses Wasser durchrinnt ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Hast du es noch nicht gemerkt, wenn er deine Hand, deine braune warmblütige Menschenhand mit der seinen berührte? Da siehst du selbst, er ist kein Mensch wie wir, er hat kein Herz wie wir, das zuckt und schlägt, sondern statt dessen trägt er einen kalten, blank geschliffenen unbeweglichen Kristall, aus dessen Mitte sprudelt unaufhörlich das dünne magere Wässerlein, das seine Adern durchfließt. Ich weiß es, die hohe Stimme des Alten flüsterte, er wird uns alle verderben. Er wird uns tagtäglich seine kühle Hand geben, und ohne daß wir es merken, wird unser Blut langsam vereisen, unser Herz langsam aufhören zu schlagen, und wir werden einer nach dem andern langsam, langsam an ihm sterben. Hüte dich vor dem weißen eisigen Fremden." —

Die heißen aufreizenden Worte schwirrten wie abgeschossene gut treffende Feuerpfeile auf den Einsamen, der leise stöhnend die äußersten Hütten des Dorfes hinter sich ließ und über die unendliche dunkle Ebene dem Wald entgegenging, der sich fern und finster am sternenflimmernden Horizonte aufrichtete.

Am andern Morgen blieb der Färbtrog, der abseits von den andern stand, unbenützt, und niemand wußte seither etwas von dem hellen fremden Mann.

Nicht lange nach dieser heimlichen und übereilten Flucht ging in dem nah gelegenen Palästina eine ähnliche Flucht verschwiegen von statten mit dem Unterschiede, daß die Fliehenden nicht aufs Geratewohl ins Ungewisse sich begaben, sondern von einem himmlischen Engel geleitet wurden, der dem widerspenstigen Esel der Jungfrau Maria über unwegsames gestrüppiges Bergland den Weg wies. Der heilige Josef führte den Stachel und trieb das saumselige Tier unermüdlich an, während der kleine Jesus im Arm seiner Mutter ruhte und abwechselnd lachte und schlief.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun geschah es, nachdem sie mehr als drei Tage einen dichten, fast undurchdringlichen Wald durchquert hatten, daß sie mitten in der Nacht ferne Lichter durch das blauschwarze Laub leuchten sahen und nach einer kurzen Anstrengung die offene, weitausgedehnte Ebene erreichten. Josef half Maria vom Sattel und sie setzte sich auf ein weiches Tuch, das er ihr sorglich unter einen Baum gebreitet hatte. Sie lehnte sich müde an den Stamm, nahm Jesus fester in den Arm und verfiel in einen leichten Schlaf. Der Engel war verschwunden, Josef wachte in die stumme unberührte Nacht hinaus, und der heiße Atem des ruhenden Esels zog als leichter Rauch durch die klare weitsichtige Luft.

Maria wurde nach einer Weile von dem leisen aber eindringlichen Wimmern ihres Kindes geweckt, und als sie sich mit erwachten angstvollen Augen über das helle mondbeschienene Gesichtchen beugte, sah sie, daß es wie in heftigem Krampf erstarrt war. Seine Augen hatten sich nach oben verdreht, und der kleine rote Mund stand schmachtend offen. „Wasser", rief sie flehend, „um Gottes willen Wasser. Jesus stirbt!" Während Josef sich sofort auf den Weg machte, denn sie hatten alles Wasser aus den Schläuchen verbraucht, schaute die heilige Jungfrau bleich und zitternd auf das leblose Kind herab und verschränkte die Hände um seinen Kopf zum Gebet. Unaufhörlich wimmerte Jesus, und indes die Zeit schnell und atemlos verstrich, war von Josef kein Laut zu hören. Endlich tönten langsam Schritte im Sande und näherten sich ihr, aber Maria wagte nicht aufzusehen, aus Furcht, zu früh die Hoffnungslosigkeit auf dem Gesicht ihres Mannes zu erblicken, die seine müden Tritte ihr verrieten.

Und erst als er schon einige Augenblicke vor ihr stand und unbeweglich auf sie herabschaute, hob sie das tränenüberströmte Gesicht zu ihm auf. Aber statt in das vertraute bartumkränzte Antlitz Josefs blickte sie verwundert in das blasse, edle und traurige eines schlank und hochgewachsenen Mannes, der vor ihr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stehen geblieben war. Es war dasjenige des seltsamen Fremden, der sich vor einiger Zeit aus dem Dorfe geflüchtet hatte, das sich als schwarzer Strich am aufhellenden Horizonte zeigte, und der nun am dichten Rande des Waldes lebte. Tief verletzt durch die feindseligen und lieblosen Worte des Dorfältesten, war er halb besinnungslos bis hieher gewandert und erst allmählich zum klaren Bewußtsein über seine veränderte Lage gelangt. Er sah ein, daß ihm die Rückkehr verschlossen war, da er die offene Feindseligkeit nicht ertragen hätte, und da er keinen andern Ort wußte, zu dem er hätte gehen können, fristete er ein trübsinniges Leben zwischen den Sträuchern des Urwaldes. Unbeweglich saß er stundenlang und dachte über den Sinn der Worte nach, die er vor jenem nächtlichen Herdfeuer gehört hatte, und zuweilen, wenn er die marmorene Kälte seiner Glieder fühlte, war er nahe daran, ihnen zu glauben und sich für das eisige Gespenst zu halten, das hämischer Neid aus ihm hatte machen wollen. Dann überkam ihn regelmäßig eine maßlose Angst vor sich selber, und ruhelos wanderte er an dem unendlichen Rande des Waldes hin und her, bis er vor Müdigkeit umfiel.

Auf einem dieser Gänge hatte er das jämmerliche Wimmern des kleinen Jesus gehört und stand nun befangen vor Maria, die nach ihrem ersten jähen Erstaunen rasch begriff, daß der bleiche traurige Fremdling vielleicht ihres Kindes Retter werden könnte. Aber er schüttelte nur betrübt den Kopf, als sie ihm in sprechenden Gebärden ihr Anliegen vortrug. Er kannte keine Quelle in der nächsten Umgebung, und der Brunnen des Dorfes war viel zu weit, denn Jesus wimmerte nicht mehr und lag nur heiß, starr und dürstend in den Armen seiner Mutter.

Verzweifelt irrten ihre Augen von dem Antlitz des Fremden, an das sie sich in flehentlichem Bitten hefteten, in die Ebene hinaus, die menschenlos, trocken und still sich stundenweit erstreckte. Josef war nirgends zu sehen, und keines Bächleins plätscherndes Geriese achte sie freudig und befreit auflauschen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber in des fremden Mannes Gesicht ging langsam eine Veränderung vor. Ein jäh aufsteigender Gedanke wetterleuchtete auf seiner Stirn, und als der irrende Blick der Jungfrau zu ihm zurückkehrte, grüßte ihn ein tröstliches besänftigendes Lächeln. Mit bebenden Fingern nestelte sie die helle Nadel von ihrem Tuch, um die er sie bat, und reichte sie ihm. Und lächelnd öffnete er mit einem geschickten Stich die Pulsader seiner linken Hand, aus der augenblicklich ein flimmernder feiner Wasserstrahl springbrunnenartig in die Höhe stieg. Erschrocken über den wunderbaren Vorgang netzte Maria eilig ihre Rechte an dem Bächlein, fuhr kühlend damit über den heißen Kopf ihres Kindes und flößte Tropfen um Tropfen in den roten Mund. Der kleine Jesus schloß die sehnsüchtigen Lippen, er bewegte das Köpfchen und wendete die klaren Augen auf den Mann, der schweigsam vor ihm stand. Ein süßes Lächeln blühte um seinen kleinen Mund auf.

In diesem Augenblick kehrte Josef von seinem erfolglosen Suchen zu dem Baum zurück, und während die Eltern sich an dem Glück, ihr Kind gleichsam neu geschenkt bekommen zu haben, erfreuten, wandte sich der helle wunderbare Fremde nach einem langen innigen Blick von ihnen und wanderte dem Dorf entgegen, das in der feurigen Glut der aufgehenden Sonne stand.

Langsam, während das Brünnlein fortfuhr aus seiner geöffneten Ader zu fließen und einen flimmernden Streifen hinter ihm her zog, bemächtigte sich seiner eine wundersüße Schwäche, sodaß er kurz vor den ersten niedrigen Häusern sich in den braunen Sand legte und lächelnd über dem Gedanken einschlief, daß, wenn auch der Neid ahnungsvoll Richtiges von ihm verbreitet hatte, er doch statt eines unheimlichen Mörders der Ritter eines feinen Kindleins geworden war, dessen große strahlende Augen ihn liebend und zärtlich anblickten.

So fanden ihn seine früheren Genossen. Scheu näherten sie sich ihm, der selig lächelnd am Wege lag. Und vor dem offenkundigen Wunder, das sich ihren erstaunten Augen darbot, senk-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten sie unwillkürlich das Knie. Sein reiner weißer Körper war durchsichtig wie Glas, und in der Gegend, wo bei ihnen das rote Herz hämmerte, leuchtete ein feingeschliffener Kristall, der in zarten Farben das Bild einer Frau trug, die ihr heiter lächelndes Kind im Arme hatte.

Wovor sie bei dem Lebenden ängstlich geflüchtet waren, das verehrten sie nun anbetend bei dem Toten, und doppelt fühlten sie sich dazu verpflichtet. Einmal wurden sie dazu von dem stolzen Bewußtsein getrieben, daß eine staunenswerte Kraft des Erkennens in ihnen wohnte, und zugleich waren sie von der geheimen Angst befreit, dem merkwürdigen Fremden als wehrlose Opfer zu verfallen. So trugen sie ihn unter lautem Gepränge, wobei ihre mißtönenden Instrumente die feierliche Trauermusik vertraten, auf ihrem Friedhof zu Grabe.

Noch in derselben Nacht, die auf das Begängnis folgte, arbeitete sich ein dünnes Brünnlein durch die lehmigen braunen Schollen, sprang in feinem gleichmäßigen Strahl in die Luft und verrieselte im Sande, der sich augenblicklich mit dem grünen sammetweichen Moos bedeckte, das heute noch frisch und einsam mitten unter braunen zerfallenen Gräbern leuchtet.

Kriegsweihnachten

Rings schlagen alle Glocken an: Heut ward der Christ geboren!
Und da er in der Krippe ruht,
Und Ochs und Esel wärmt sein Blut,
Ward Heil, ward Heil, so dir wie mir! Und niemand ist verloren.

So tönt's durch Deutschlands Gaue hin und tönt zu tauben Ohren.
Denn was im Herzen tief an Lust,
Tot sticht's der Schmerz in jeder Brust
um Väter, Brüder, Bräutigam, die fern, gar fern verloren.

Und alles Sinnen geht hinaus, zu denen, die geschworen,
zu schirmen Land und Hof und Haus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit Schwerterschlag im Schlachtgebraus.
Jetzt ruhen sie im Graben aus und schweigen heimverloren.

Nur einer wiegt im Wahn den Arm, das Kindlein neugeboren.
Wohl traf's den Freund, den Nebenmann,
er sank und fiel und war vertan;
doch ich bin heil und sing zum Heil: mich hat der Herr erkoren.

Rings schlagen alle Glocken an: heut' ward der Christ geboren.
Und die zerfallen, mahnen daran,
Und die zerschossen, klagen an:
Zum Heil, zum Heil, so Dir wie mir. Und niemand ist verloren.

Max Raphael

Essai-Bücher

Von Theodor Heuß

Daul Wiegler muß ein Mensch mit einer unheimlichen Rezeptionsfähigkeit sein. Das ist der erste Eindruck: er hat furchtbar viel gelesen, Literatur, Kulturgeschichte, Memoiren, Biographien, aber nicht in einen Zettelkasten hinein, sondern in sich, daß er ein Gefäß der Bildung wurde. Im Wiedergeben, Umschaffen, Neuformen ist er sparsam und vorsichtig. Zwar hat er vor einigen Jahren eine Geschichte der (außerdeutschen) Weltliteratur geschrieben und bei Ullstein herausgegeben; an sich eine Aufgabe, ein ganzes Leben zu füllen. Aber dieses in vielem sehr wertvolle Buch hat kein ganz volles Gewicht. Denn schon die Fragestellung ist insofern schief, als eine Weltliteratur ohne den deutschen Beitrag den Verzicht auf einheitliche Gesichtspunkte enthält. Dies fleißige Buch ist wohl nicht aus der inneren Notwendigkeit geboren, sondern aus der Anregung und Bestellung des Verlegers; insofern Journalismus, Zweckarbeit, aber in der Durchführung nun voll Lebendigkeit, Temperament des Urteils und sprachlicher Munterkeit, Frische, Beweglichkeit des Ausdrucks.

Diese „Weltliteratur" entstand, um „eine Lücke auszufüllen", mit irgend einem Ziel, Bildungselement, Erziehungsinstrument zu sein; im Grunde läuft aber der Autor immerzu vor seiner Aufgabe davon. Denn er ist kein Lehrer, sondern ein geselliger Unterhalter. Er schreibt um der Kunst der Gestaltung willen, klug, geistreich, mit Ironie, Andeutung, Voraussetzung. Der sprach-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Artist, der heimliche Dichter, der Novellenerzähler begegnet, bekriegt und mischt sich mit dem kritischen Beobachter, mit dem Journalisten, der in der Führung der Pointe Bescheid weiß und so allgemeine Dinge wie Reklame oder Beredsamkeit oder die Nabobs geschickt, lebendig, mit raschen Einfällen einem bereitwilligen Publikum klug und nett anrichten kann.

Unter dem Titel „Figuren" hat Wiegler sechsunddreißig Essais gesammelt (Verlag der weißen Blätter in Leipzig). Dies Buch, gleich ausgezeichnet durch Geist und Grazie, gibt den höchsten Begriff schriftstellerischer Zucht, die sich an der klassischen Gedrängtheit guter Franzosen gebildet hat. Ihr Ehrgeiz ist, mit der stärksten Beschränkung das Wesentliche zu sagen, mit einer Geste, einem Satz, einem Ton Ausblicke und Einsichten zu geben. Einiges davon, etwa wenn an einer Kette von Anekdoten und Beispielen über Bäder oder Dichter-„Gattungen" oder den Witz gesprochen wird, ist Feuilleton, freilich in der stärksten Prägnanz; indem nicht über die Fragen geschwätzt wird, sondern die Fragen sich durch ihre lebendige Ordnung selber beantworten. Daneben aber stehen historische und literarische Porträts, die mit meisterlicher Einfühlung eine klare, kühle, knappe Kunst der Darstellung einen. Die halben und ganzen Abenteurer, die in der Welt fremden Genies, die mit Intellekt und Willen die fremde Welt sich unterwerfen, die Träumer, die zwischen Mystik und brutaler Sachumgebung sich hellseherisch bewegen — man weiß, daß man Casanova und Cagliostro in dieser Umgebung finden wird; zu ihnen kommen Napoleon und Disraeli. Ein paar „Literaten" dazwischen, Walpole, Rimband, ein paar Frauen, Eugenie, Rachel, die Pucelle. Rezensionen über Taine, Renan, Heinrich von Stein, Claudel. Mit zartester Zurückhaltung und größter innerer Fülle eine Episode: Chateaubriand, hoffender und enttäuschter Royalist, bei dem letzten Bourbonen.

Die Bildungswelt, in der Wiegler völlig zu Hause, ist der Ausgang des ancién regime, die Zeit, da der Voltaire'sche Rationalismus sich in Chamford'sche Skepsis verwandelt hat. Chamfords Geist, Gelassenheit und Koketterie sind der Pate dieses Buches, das nur eben an „Figuren" die Kunstfertigkeit und die innere Freiheit des Schreibenden zeigen will. Der Titel des Buches ist nicht nur ein Ausweg der Verlegenheit, sondern ein Hinweis, eine Charakteristik, eine Einschränkung, wenn man will ein Geständnis. Nicht die Erfindung und Schöpfung, sondern die Darstellung, Versinnlichung, die künstliche und künstlerische Verdeutlichung sind das innere Leben dieser kleinen und gepflegten Stücke. Mit einer selbstsicheren Bescheidenheit wird die kleine und saubere Bühne aufgeschlagen und der Leser gewünscht, der zwischen dem großen inneren und äußeren Risiko der Kriegszeit eine stille, genießerische, aber nicht verplemperte Stunde jenseits des Tages sucht. In den kurzen Vorbemerkungen des Werkes wird dies durch ein Wort aus Goethe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geklärt: „Laßt," so mahnt in der Erschütterung der großen Revolution Goethes weise Baronesse von C., „alle diese Unterhaltungen, die sich sonst freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu sein; und das alles werden wir — und noch weit mehr als bis jetzt — benötigt sein, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen sollte. Kinder, versprecht mir das!"

*

Auch bei einer zweiten Sammlung von Essais, die dieser Tage erschien, will der Titel Aufschluß geben: aus seinen „Schattenbildern" und deren weiteren Reihen hat Herbert Eulenberg Stücke ausgewählt, um sie mit der Bezeichnung „Das deutsche Angesicht" als Feldausgabe zu vereinen (Verlag Bruno Cassirer, Berlin). Diese kleinen Studien, die als Anekdote, Episode, Phantasie, Brief, Träumerei auf wenigen Seiten Seelenporträts geben wollen, haben ja schon früher viele Freunde gefunden. Mit Recht. Jenes rationalistische Bildungselement, das den Stürmer, Romantiker, Grübler, Ekstatiker zügelt, hat den Dichter hier zu einer sauberen und gepflegten Handschrift gezwungen. Er greift irgendwo im Leben eines Dichters, Malers, Musikers, nach einem „fruchtbaren Moment", der Vergangenes und Kommendes in der Schwebe hält, er sieht eine Spiegelung, (etwa Kleistens in dem imaginären Gespräch zwischen Goethe und Wieland) — der Unterschied zu Wiegler ist, daß Eulenberg nicht nach dem abenteuerlichen Sonderfall greift, sondern den Helden sucht, ihn aber nicht repräsentativ nachbildet, sondern mit einer schlichten Wärme der Einfühlung das Menschenschicksal bannen will. „Das deutsche Angesicht" heißt: hier sind die Bildnisse deutscher Männer in einem hellen, weiten Zimmer (keinem Walhalla-Tempel) zusammengebracht. Dies Buch ist nicht ad hoc geschrieben, es sind Arbeiten früherer Jahre, lang vor dem Krieg erfunden, teilweise gedacht als Einleitungen zu Volkslehrstunden am Düsseldorfer Schauspielhaus und darum in offener breiter Haltung. Deshalb fehlt das aktualisierende Pathos jener heutigen Zeitbroschüren, die ein Seelenbild des Deutschen heroisieren und man vermißt das nicht ungern. Denn das Zeitentrückte schafft die Reinheit der Gestaltung und des Eindrucks.

*

Der Weg führt weiter zu Ferdinand Avenarius. Wilhelm Stapel hat sich der zwar lockenden, aber nicht eben leichten Aufgabe unterzogen, aus der über drei Jahrzehnte verstreuten, sehr regelmäßigen und darum sehr reichhaltigen Publizistik des Kunstwart-Herausgebers ein „Avenarius-Buch" zusammenzubringen, das wohl zweierlei Zwecken dienen soll: ein schriftstellerisches und geistiges Profil festzustellen und daneben durch die Fülle des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stoffes und Gedankenvorrats im Sachlichen zu wirken (Verlag G. D. W. Callwey in München).

Avenarius selber hat bislang darauf verzichtet, aus seinen Aufsätzen und Glossen Bücher werden zu lassen. Die Ueberlegung mag ihm manchmal nahe getreten sein, wenn er sah, wie Zeitungsartikel anderwärts sich zu beträchtlichen Bänden ansammelten. Aber da ihm die dumme Unterscheidung zwischen dem Zeitungs- und dem Buchautoren keine Beschwerden machen mag, begnügte er sich, je und je als organisierender Schriftsteller in seine Zeit zu wirken, ohne sich durch Bücher zu einem historischen Begriff gerinnen zu lassen. Das war wohl auch richtig: denn bei aller unbedingten Schätzung seiner Persönlichkeit und seines Wertes ist es nicht die „absolute" Schriftstellerei, die ihn zu seinen vielen Verdiensten hob, sondern jene relativ auf die Zeit sich beziehende. Nun ist es gerade bei ihm schwer zu sagen, wann er den „Riecher", den Instinkt für das Kommende besessen hatte, oder wann dies eben eigenes Werk, Blüte und Frucht seines Samenkornes war. Seine Arbeit ist in die geistige Luft der letzten Jahrzehnte eingegangen; mögen sie ihn von rechts und links schelten, ihm Pedanterie oder Schulmeisterei vorwerfen — das ändert gar nichts, daß er einer der wichtigsten, treuesten und notwendigsten Baumeister der deutschen Kulturgesinnung gewesen und geblieben ist.

Warum verschweigen, daß wir doch mit einem etwas bänglichen Gefühl diese Sammlung in die Hand nahmen? Avenarius hat durch seine klare, wenn auch im Erziehungszweck manchmal väterlich breite Ausdrucksweise soviele Fragen halber Klarheit zu „selbstverständlichen" Antworten gebracht, daß man fürchten konnte, ein pädagogisches Repetitorium der deutschen Kultur zu erhalten. Der Eindruck hat dann die Erwartung ausgelöscht. Wiederholungen sind nicht zu vermeiden, aber der Sammler ist ihnen mit kluger Wahl soweit es ging ausgewichen, im übrigen erwies sich, daß vieles, was man vor Jahren las, eine helle Frische behalten hat. Das zeigt sich vor allem bei jenen geschlossenen Stücken, die einem Meister, einem Werke der Dichtung oder der bildenden Kunst galten.

Den äußeren Anlaß zur Sammlung mag gegeben haben, daß Avenarius in dieser Woche, am 20. Dezember, seinen sechzigsten Geburtstag begeht. Würde nicht Krieg sein, so würde sicher festlicher Gruß der vielen, die in allen Teilen unseres Volkes ihm sich verpflichtet wissen, allgemeinen und deutlichen Ausdruck finden. Heute kommt vom „Jubilar" selber ein Geschenk, dessen wir uns mit anhänglicher Dankbarkeit gegen den Spender gerne erfreuen wollen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das grüne Gesicht

Soeben erscheint ein neuer Roman bei Kurt Wolff von Gustav Meyrink, ein erster Nachfolger des „Golem". Ein guter Nachfolger, um es gleich zu sagen, ein lesenswertes Buch, selbst wenn man es nur literarisch betrachtet.

Aber das Betrachten von literarischen Standpunkten ist einem solchen Buch gegenüber wenig ergiebig. Ja, das Buch und Meyrink selbst leiden gerade an ihren guten „literarischen" Eigenschaften. Das „grüne Gesicht" ist, was man einen okkultistischen Roman nennt, das heißt dieses Buch nimmt den Umweg oder die Zuflucht zu einer Kunstform, um etwas Außerkünstlerisches zu verkünden. Freilich, in gewissem Sinn tut das jede Dichtung, denn jede enthält als Innerstes und Lebendigstes rein seelische Werte, die ihren Wert auch unabhängig von der Form bewahren können. Nur fällt uns das beim „okkultistischen" Roman stärker auf, weil seine inneren Werte, nicht allgemein anerkannte sind, weil sie im Gegensatz zum gewohnten Meinen und Glauben stehen und erst Hergebrachtes einreißen müssen, ehe sie wirken können.

Uebrigens ist „okkultistisch" auch so ein Wort, mit dem man Dumme schrecken und Dumme fangen kann. Es paßt hier dennoch, denn Meyrincks Glaube ist nicht bloß ein Glaube an das Seelische überhaupt, sondern auch an bestimmte Wege, Symbole und mythische Zeichen dieses Seelischen. Er schätzt jede seelische Kraft, auch wo sie niedrig steht und primitive Magie treibt, im Grunde höher als alle Vergeistigung auf nur intellektuellem Wege. Und darin ist er gewiß im Einklang mit den stärksten Regungen unsrer Tage.

Merkwürdig ist mir bei Meyrinck, hier wie im Golem, ein Zwiespalt zwischen seinem Eigentlichsten und dessen Ausdruck, ein grelles Hin und Her zwischen zartesten Tasten auf lebendigen Seelenspuren und groben, oft raffinierten Effekten. Oft singt er, wie die Leute von der Heilsarmee, ein Glaubenslied zum Tamtam und auf schlimme Melodien. — Allein daran liegt wenig, wenn diese Bücher wirklich etwas enthalten, was alles Literarische überdauert und sich als wesentlich und lebend erweist.

Dieses Wesentliche hat mich im „grünen Gesicht" ebenso stark angesprochen wie das Literarische mich, oft gerade seiner hohen Technik wegen, ernüchtert hat. In diesem Buche stehen Sätze, die auch des Hervorsuchens unter noch viel fremderen Verhüllungen würdig wären. Wir müssen uns auf Meyrincks eigenen Standpunkt stellen und vor allem der tiefen Erkenntnis nachleben, daß nicht jede Erkenntnis eine Erkenntnis für jeden ist, daß heute und für mich andre Erkenntnisse möglich und wertvoll sind als morgen und für dich. So mag und darf ich nicht über Teile des Buches urteilen, die ich nur gelesen und mit Zweifeln gelesen habe, sondern ich muß mich an das halten, was aus Papier zu Leben wurde, was zu mir sprach, was mich beglückte oder erschütterte.

Indem ich den magisch-mythologischen Teil des Buches also dahingestellt sein lasse, bekenne ich, im „grünen Gesicht" Erkenntnisse gefunden zu haben, deren Wert und Leben ich bezeugen kann. Es stehen Dinge da, die für unsere Zeit, wie ich sie verstehe, Wege und Wegweiser bedeuten. Wenn es wirklich, wie ich seit Langem fühle, der Schmerz und die große Hoffnung unserer Zeit ist, daß wir fühlen, wir haben unsere Seele ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kauft und verloren, und wir wollen sie auf jedem Weg und um jedes Opfer wieder gewinnen, wieder in ihr wohnen und atmen, wieder ihre Flügel brauchen und wieder ihre seligen Gewißheiten spüren — wenn es so ist, dann ist Meyrinck's neues Buch (das man möglicherweise auch einfach als spannende Sensation hineinfressen kann), uns eine Bestätigung, ein guter Zuruf.

Es wäre wertlos, eine Inhaltsangabe zu machen; wer angepackt ist, wird selber lesen. Und er wird in ein Chaos blicken, das aus Bruchstücken zweier Welten besteht oder in dem zwei Wirklichkeiten einander durchdringen, und aus dem grellen Dunst der einen wird ihm die andre wunderbar rein entgegenblicken, wie aus dem „Golem" die Augen des weisen Hillel.

Diesmal ist kein Hillel da, statt seiner zwei wunderbare Gestalten: der Sucher Swammerdamm und der Finder Lazarus Eidotter. Swammerdamm sagt: „Wer richtig sucht, der kann nicht angelogen werden. Es gibt keine Lüge, in der nicht die Wahrheit stäke: es muß nur der Punkt der richtige sein, auf dem der Suchende steht." Lazarus aber sagt vom Zustande dessen, der gefunden hat: „Man glaubt, man nimmt, statt dessen gibt man — man glaubt, man bleibt stehen und wartet, statt dessen geht man und sucht."

Hermann Hesse

Ein Kriegsbuch

Vielmehr steht „Das Kriegsbuch" auf dem Umschlag dieser kurzen Einführung in das Verständnis strategischer und taktischer Vorgänge, welche wir der fleißigen Feder des durch seine Bücher über die Türkei sehr bekannten kaiserlich ottomanischen Majors Franz Carl Endres verdanken, aber der Leser wird bei einem Buche von 140 Seiten meine Abscheu gegen den bestimmten Artikel verstehen. Im übrigen spricht das Heft,*) das mit Sachkenntnis und Klarheit Aufschlüsse über Strategie und Taktik, strategische Operationen, Landung, Gebirgskrieg, Festungen, Befehlstechnik, über taktische Probleme, die Schlachtvorgänge, Geländeschwierigkeiten und endlich über seetaktische Vorgänge gibt, für sich selbst. Es wird das seine tun, die laienhaften Urteile in militärischen Dingen zu beseitigen; aber auch, wer für das Vaterland die Waffe trug, hat seine Freude daran.

T. O. Achelis

*) Fr. Seybold's Verlagsbuchhandlung, München-Leipzig 1916.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg und Verfassung

Von Theodor Heuß

In den Anfängen der Kriegsliteratur spielte der polemische Vergleich der Staatsverfassungen eine nicht unbeträchtliche Rolle. Man maß, lobte und verwarf. Unsere Gegner im Westen, ihren russischen Bund in Gedanken vernachlässigend, erzählten uns und ihren Völkern, daß sie die Träger der erhabeneren Staatsideen seien; ja, sie erfanden dann, als man auf den moskowitischen Absolutismus hinwies, die seltsame Geschichtstheorie, der russische Staatscharakter sei „made in Germany", preußische Einfuhr, dem Ostslaventum wider seine bessere Natur gewaltsam eingeimpft. Unsere Historiker blieben die Antwort nicht schuldig und bekriegten den flachen, demokratischen Parlamentarismus, der die politische Weisheit der Westvölker sei, der einen vollen Bankerott erlebt habe oder noch erleben werde und der nun als politisches Ideal auch bei uns gänzlich ausgespielt habe.

Solche Vergleiche mögen manche publizistische Reize haben, sachlich sind sie unfruchtbar und vor der geschichtlichen Ueberlegung Unsinn. Sie verkennen, daß die Verfassungen Gewächse der Geschichte sind, der wechselnden Herrschaftsformen, der Volkstemperamente, der militärgeographischen Bedingungen, der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungsstufen. Der Philosoph mag den Bauplan eines „idealen Staates" entwerfen, der historisch gestimmte Politiker kann damit nicht viel anfangen. Der reine Rationalismus einer Staatsidee wird immer durch die Gewichte der Wirklichkeit umgebogen. Die Kritiker des westlichen parlamentarischen Gedankens übersehen etwa zumeist, daß der in Frankreich und England sehr verschiedenes Gepräge trägt; umgekehrt ist das meiste, was von drüben, etwa von Frankreich,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über die deutschen Institutionen ernsthaft gesagt werden will, phraseologischer Dilettantismus, der nichts davon weiß, wie in dem umständlichen Bau der deutschen Reichs- und Staatsverfassung Freiheiten und Selbstverwaltungen eingefügt sind; der bürokratische Zentralismus der Republik ahnt nichts davon.

Heute, nach bald zweieinhalb Kriegsjahren, wird niemand behaupten wollen, der Krieg habe an sich die Minderwertigkeit der oder der Verfassungsform dargetan; das wäre ebenso Rhethorik als etwa der wohlmeinende Glaube, ein möglichst reinlicher parlamentarischer Demokratismus sei an sich eine Art von Schutz vor dem Krieg — siehe Italien und Rumänien. Die Technik der Kriegsverwicklung und die Psychose der Kriegsnähe wischen die Staatsformalien aus. Die Kriegsleistungen der einzelnen Völker sind von ihrer Staatsverfassung unabhängig — sie ruhen auf den technischen, moralischen Bedingungen, auf der Ueberlegenheit des Führertums.

Nun mag uns aber doch dies interessieren, wie der Krieg in die einzelnen Verfassungen neue Elemente einführt. Staatsordnungen, die aus Kriegen geboren wurden, werden an sich immer ein stark militärisches Gepräge tragen — das gilt für beide Kinder des Krieges von 1870/71, für die französische Republik so gut wie für das deutsche Kaisertum. Anders England, dessen inneres Staatsgefüge erst während des Krieges durch die allgemeine Dienstpflicht eine radikale Umformung erfuhr — es ist gar kein Zweifel, daß damit der englische öffentliche Organismus, schon um der finanziellen Folgen willen, ebenso wie der englische politische Geist in eine neue Entwicklung gestoßen ist, die seine Vergangenheit völlig umprägen muß.

England, dessen Staatsleben weniger auf Paragraphen, aber durchaus auf bindenden und geheiligten Ueberkommenheiten ruht, ist in diesem Krieg den stärksten Umwandlungen ausgesetzt — die friedensmäßige Ueberlegung des Kriegsversuchs war ein verälteter Dilettantismus gewesen, der Leichtsinn des Kriegsbeginns sträflich, die Improvisation in der Not gewaltig. Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigentliche Verfassungsleben war zunächst unberührt, der parteimäßige Parlamentarismus wich dann im Frühjahr 1915 der Koalition, an die sich aber die englische Seele nur schwer gewöhnen konnte — denn hinter der auswärtigen Solidarität lauerte die innerpolitische Eifersucht. Jetzt endet die gewaltige demokratische Tradition sachlich in dem Triumvirat George, Milner, Curzon — die Anhängsel des Kriegsrats Henderson und Bonar Law sind Nebenfiguren. Der Vorgang ist für englisches Denken unerhört, wird aber mit einer gewissen Gläubigkeit gedacht. Das Land der Mehrheiten flieht zum Diktator. Freilich — der hat eine Voraussetzung, die keine notwendige, aber häufige Begleiterscheinung der britischen Geschichte ist: einen unerheblichen König. Ueberlegt man, daß Eduard VII. selber noch seinen Krieg geführt hätte, dann wäre Englands innerpolitische Entwicklung unter anderen Gesetzen gestanden. Die Persönlichkeit in ihrer Negation ist hier geschichtsbildend und läßt zu, wie ein Staatsbegriff unter dem Beifall der Nation sich umformt.

Die Geschichte kennt das Beispiel des mächtigen Direktoriums in den französischen Revolutionskrieg an. Damals aber waren die Verfassungsunterlagen noch dürftig im Bewußtsein des Volkes verankert, die Männer an der Spitze politisch und moralisch unzulänglich — Gelände für Napoleons Vormarsch. Die Franzosen mögen, wenn sie ihr Ministerium klein machen, an das Direktorium denken — aber ein Napoleon ist offenbar noch nicht unterwegs. Immerhin: es ist kein Zufall, wie jetzt in den Staaten die Männer in die Höhe kommen, vielfach aus der Tiefe des Volkes, die die Phantasie ihrer Nation beschäftigen und in der Gestalt des „Retters des Vaterlandes" einherschreiten. Man mag sie heute verschieden beurteilen und die Meinung der Geschichte kennen wir nicht. Aus dem jungen Durcheinander des osmanischen Staates sprang Enver in die Geschichte, Frankreich hob Briand, England Lloyd George, in Italien wartet Bissolati auf seinen Tag und in Rußland ist Miljukow wenigstens soweit gekommen, die Minister des Zaren zu stürzen. Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ministerstürzen pflegt meist eine Bewegung zu sein, die für eigene Schritte Freiheit schafft. Die Demokratie erzeugt sich in diesen Ländern ein Führertum und läßt sich von ihm stärker terrorisieren als von den geschichtlichen Gewalten. Die Qualität der Männer mag sehr unterschiedlich sein, aber gewiß ist es ganz leichtfertig von der deutschen Presse, Lloyd Georges regsamen Geist und Willen mit dem Stichwort „ehrgeiziger Demagog" abzutun. Die Rolle, an die er sich wagt, ist mehr von Verantwortung behangen als von dem Flitter des Ruhmes. Die russischen Vorgänge übersehen wir nicht deutlich — aber daß sich dort, gleichgültig, ob die Duma gut oder schlecht behandelt wird, ein inneres Ringen um Machtverteilung abspielt, steht außer Frage. Und wir müssen uns daran gewöhnen, daß die liberale Mittelschicht der Intellektuellen vom Krieg nicht eine Stärkung des absolutistischen Zartums schlechtweg erwartet oder fürchtet, sondern zur Macht im Staat kommen will, indem sie sich mit dem außerpolitischen Machtstreben des Staates gleichsetzt. Man wird gut tun, darum nicht mit dem nach dem Krieg einsetzenden inneren russischen Kampf à la 1905 wie mit einer Glaubenswahrheit zu rechnen — so harmlos wiederholt die Geschichte sich nicht.

Für Bonapartes, kleineren oder mittleren Formats, ist bei uns weder in der Verfassung noch in der Gesinnung Raum. Die Sammlung der Macht in der monarchischen Spitze gilt während des Krieges als ein unantastbarer Gewinn; der Zufall der politischen Vertretung will es, daß freilich die Person des vom Monarchen berufenen verantwortlichen Staatsmanns von den Gruppen gern an die Seite geschoben würde, deren Friedenslexikon das Programm jeden parlamentarischen Einflusses auf Ministerberufung als staatsbedenklich und umstürzlerisch brandmarkt. Das Problem des militärischen Führertums ist seit Hindenburgs Berufung an die Spitze (nachträglicher Dank den Rumänen, die ihn uns dorthin schoben!) keine Volksfrage geworden wie etwa jetzt in Frankreich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber auch bei uns hat der Krieg seine Spuren in das Verfassungsleben geschrieben. Nicht im überraschenden Aufstieg einzelner (auch Helfferich kann nicht als Parallele dienen), aber in der tatsächlichen Stärkung des Parlaments. Während bei den Westmächten die Regierungsgewalt tatsächlich und formell eine Zusammenziehung auf einen kleinen Kreis erfuhr, dehnte sie sich bei uns durch die Gewöhnung aus. Das ist vor allem ein moralischer Vorgang. Der Kanzler legt Gewicht darauf, die Handlungen der Regierung in der Uebereinstimmung oder doch im Meinungsaustausch mit den Parteiführern zu halten. Hier entsteht ein Gewohnheitsrecht. Wir haben die Ausdehnung der Befugnisse des Reichshaltsausschusses bekommen und mit der Reichstagskommission zur Durchführung des vaterländischen Hilfsdienstgesetzes eine Stelle geschaffen, in der das Parlament neben Fachministerium und Bundesrat an der Exekutive teilnimmt. Dies soll nicht überschätzt werden; aber man darf nicht verkennen, daß Machterweiterungen nicht durch rationalistische Entscheidungen, sondern durch Präzedenzfälle eingeleitet werden.

Die Historiker haben sich eine etwas seltsame Fragestellung zusammengebaut: ob für die großen Veränderungen im Weltgeschehen die auswärtige oder die innere Politik den entscheidenden Einfluß ausübe. Die Bejahung gilt, von den Marxisten abgesehen, im allgemeinen den Auslandsbeziehungen. Doch steckt in solchem Schematismus zu viel Pedanterie. Die Verstrickungen sind, zumal in den entwickelten Staatensystemen, viel zu innig, als daß man hier eine Gesetzmäßigkeit feststellen möchte. Was hier Hebel, ist dort Bremse, was hier Spannung, dort Ventil. Der Krieg, als die intensivste Form auswärtiger Beziehungen (in ihrer blutigen Verneinung) hebt unser Denken über die inneren Probleme hinaus; doch wir beobachten, wie er zugleich nicht nur wirtschaftlich, sozial, finanziell, sondern auch staatspolitisch die Staaten innerlich umzubilden beginnt. Dies soll man erkennen wollen, ohne die Probleme mit fertigen Formeln zu überfallen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeitgedanken

Von H. Schäff

rgendwo las ich, es wäre fast unmöglich, noch an eine Gottheit und deren gerechtes Walten zu glauben, wenn die Wahrheit der deutschen Sache unterliegen würde — Ja eine Gottheit, wie wir Menschen sie gerne denken, wohl! Aber Gott ist das Unerforschliche.

Wir müssen auch dort die Hand des Himmels erblicken, wo das Unrecht siegt, und dürfen uns nicht auf die Macht des Idealen allein verlassen. Wer das unlautere Mittel des Verstandes verschmäht und glaubt, mit einem arglosen Herzen allein gegen die Hinterlist siegen zu können, wer es versäumt, der Berechnung die Berechnung, der Rührigkeit die Rührigkeit entgegenzusetzen, wer vor verwegener Rücksichtslosigkeit zurückschreckt und bloß sein gutes Gewissen ins Feld führt, kann sich leicht verrechnen.

*

Ja, wenn die Welt von einfachen Idealen geleitet wäre, aber sie ist undurchdringlich geartet, zeigt eine vielverschlungene Polyphonie, die Dissonanzen nehmen einen breiten Raum ein und auch der Lüge ist ein weites Feld zugewiesen. Ja, es gibt ganze Völker, denen die Unehrlichkeit eine Tugend ist, die die Hinterlist verehren und ohne Bruch mit der Unschuld das alles tun, was uns unser gutes Gewissen kostet.

*

Es ist ein Trugschluß zu glauben, unsere Feinde seien deshalb machtlos und rechtlos, weil sie nicht von unsern Idealen belebt und geführt werden. Die Welt ist seltsam geartet, und der treibenden Grundkräfte sind gar viele und verschiedene. Ja, es ist wahrscheinlich, daß unsere Grundkräfte die nachhaltigsten und ausdauerndsten sind, weil sie zweifellos die tiefsten sind, aber wirkungslos bleiben deshalb die andern nicht. Unterschätzen wir also unsere Gegner nicht. Wo sie sich zu Hause wissen, sind auch die Wurzeln ihrer Lebendigkeit und ihres Unrechtes.

*

Was dem Deutschen schadet, braucht es den Franzosen und Briten noch nicht zu tun. Jedes Volk trägt sein eigenes Gegengift in sich, das die andern Völker meist nicht oder zu wenig kennen. Vertrauen wir daher nicht allzusehr auf den Sieg dessen, was wir unsere sittliche Ueberlegenheit nennen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vertrauen wir lediglich auf unsere innere Notwendigkeit, die uns zwingt, uns auch nach außen durchzusetzen. Wer mit sich selbst ist, mit dem ist Gott.

*

Dieser Krieg ist für mich zuletzt doch nur eine metaphysische Frage. Nicht als ob sich im Grundsatz alles Seins etwas geändert hätte, aber es ist für unsere Nachdenklichkeit gewiß nicht einerlei, ob noch im 20. Jahrhundert Erscheinungen aus dem Geheimnis der Dinge heraustreten, wie wir sie etwa nur in vorsintflutlichen Zeiten für denkbar hielten, auch wenn das alles für den Urgrund alles Geschehens gleich bleibt. Die Erhaltung des innersten Prinzips steht über allen Zweifeln, gewiß! — aber wir selbst fühlen uns mit unsrem menschlichen Annäherungsbedürfnis und unserm Erkenntnistrieb dem Urgrund alles Werdens wieder ferner gerückt denn je.

*

Diesen Weltkrieg muteten uns nicht einzelne Menschen zu, so wichtig sie sich auch geberden: es handelt sich um eine Zumutung unerreichbarer Mächte, die viel größer sind, als die größte Großmacht. Zuletzt steht man immer wieder mit allen Anklagen vor einer unbelangbaren, unnennbaren Entfernung: vor den Urkräften des Seins.

*

Ein Volk, und wäre es das beste, sollte sich niemals im Sinne seiner eigenen Pläne auf Gott verlassen, sondern nur auf sein eigenes bestes Wollen und Können, und alles, was darüber hinausgeht, Gott anheimstellen. Denn das kosmische Werden hat einen so großen Umkreis, daß unser eigenes, auf menschliches Ermessen gestelltes Tun und Lassen nie sich mit dem deckt, was in der obersten Dimension beabsichtigt ist und zum Ergebnis wird.

*

Nicht bloß der Himmel, selbst die Erde, die uns erzeugt und nährt, duldet keine Vertraulichkeit und von Zeit zu Zeit erinnert sie uns durch den flammenden Mund eines Vulkans, den Schüttelfrost eines Erdbebens oder den Blutregen eines Kriegs daran, daß wir hinieden nur Gäste sind in einem Haus, das uns nie alle seine Schwellen weist, seine letzten Türen öffnet.

*

Der Gott, der mit Moses auf dem Sinai sprach, war ein strenger Allgeist, rätselgekrönt, und seine Krone, von den Dämonen der Dunkelheit getragen, war voll flammender Fragen ohne Antwort. Und doch nahte sich ihm Moses. Aber wer naht sich dem Gott, der den Schützengraben aushob, die Aushungerungspolitik und die Konzentrationslager duldete und jener Katastrophe vorsteht, die man Weltkrieg nennt?

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beruft euch für eure Jämmerlichkeit nicht auf den Himmel, ihr beleidigt und entehrt die Majeſtät Gottes. Er will keine Feiglinge, die vor jeder Frage zurückſchrecken und jeden Zweifel in Acht und Bann erklären. Denn die Dämonen ſind ſein Werk: Er liebt die Einſamen und Furchtloſen, wie ſich ſelbſt. Denn er iſt ſelbſt einſam und furchtlos, wie das Geheimnis ſeiner Schöpfung zeigt, das nur er zu tragen weiß!

*

Auch wenn ſich der Weltwille gegen das eigene Volk richtet: die Allordnung entſcheidet. Kein Volk iſt ſo geartet, daß es ſich gut genug wiſſen dürfte, vom Schickſal ausgenommen zu ſein.

Brüſſel

Eine Erinnerung aus Urlaubstagen

Von Reinhard Weer

Seit ich dieſe Stadt geſehen, iſt es mir Gewißheit, daß der Belgierkönig einen heißen Brand von Heimweh im Herzen trägt . . .

Man kann von Brüſſel nur in Superlativen ſprechen. Zumals als feldgrauer Frontſoldat, denn alles im guten Sinn Urbane, Kultivierte ſtürmt auf uns ſeit über zwei Jahren aus dem lauten, lebendigen Paradies ſtädtiſchen Lebens Verſtoßene mit verdoppelter Gewalt ein. Alſo reden wir in Superlativen, da es nicht anders geht. Der Marktplatz Brüſſels iſt der ſchönſte Platz der Welt, der Juſtizpalaſt iſt der größte Monumentalbau der letzten Jahrhunderte, die Avenue de Tervueren die geſchmackvollſte Straße Europas, und Sankt Gudula hat die beſten Glasfenſter, die je eine Kunſt hervorgebracht. Die Reihe ließe ſich noch fortſetzen, aber man tut dieſer Stadt und ihren jedem Beſucher ſo warm und klingend aufgehenden Schönheiten mit kalter, nüchterner Aufzählung ein Unrecht an. Darum nur summa summarum: der Soldat darf es wohl bekennen, was ein andrer vielleicht im Grund ſeines Herzens ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gen müßte: daß diese feindliche Hauptstadt ihm lieb und teuer ist wie kaum eine andre im Erdenrund.

* * *

Drei Tage Brüssel nur, Tage, die dem in galizisches Herbstdunkel Verschlagenen jetzt so fern und strahlend hell erscheinen:

„So war die Zeit, so klar und schön und gut:
Nach Frontentrücktheit Brüssels weite Räume,
Und weicher Schlaf, und stille Tagesträume
Und Menschen unbedroht an Leib und Blut ..."

Voll quirlender Beweglichkeit ist diese Stadt trotz des Krieges. Der große Platz vor dem Nordbahnhof, place Charles Rogier, sprüht Farben in den weißgrauen Morgen. Um Zeitungskioske drängt es sich bunt, kleine Mädchen wie Blumen und größere, wie Schmetterlinge anzusehen im Zuschnitt der heutigen Mode, flattern zwischen den steinernen Fronten der Häuserzeilen. Eine halbe Schwadron Kürassiere zieht wie eine weiße Vision aus dem Mittelalter vorüber, ganz unwahrscheinlich in dieser Zeit des Grabenkrieges, kriegerisch wie klirrendes Rittertum und doch auch wieder unkriegerisch wie eine Theaterprozession, an dem heutigen Kriegsgrau gemessen. Elektrische werfen sich kreischend in die Kurven, haltende Autos der Militärbehörden stampfen ungeduldig auf dem Asphalt, Rufe der Zeitungsjungen gellen auf, und der Neubau einer Straßenüberführung am Südbahnhof klingt und klirrt von Arbeit wie ein riesiges Messingbecken im Orchester. Ueberall hüpfender Pulsschlag lebendigen Lebens ...

* * *

„Die Gudula ist so schön!" hatte mir ein Freund begeistert entgegengerufen, als ich ihn nach längerer Trennung wiedersah, und damit die Brüsseler Kirche vom heiligen Michael und der heiligen Gudula gemeint, von den Belgiern kurz „Sainte Gudule" genannt. Er hatte recht damit, die Gudula ist schön. Eine Insel der Stille im lauten Getriebe der Stadt. Straffste Gothik außen und innen, alle Horizontalen wie verwischt oder versteckt unter aufsteigender Linienführung, die noch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterstrichen wird durch den vom Regen weißgewaschenen Zustand der senkrechten Kanten in dem altersdunklen Gestein. Eine Gotik, die deutscher und herber ist als die der französischen Kathedralen. In den hohen Hallen des Innern liegt feierlichste Entrücktheit aufgespeichert, die sich wie aus einem übervollen Gefäß in die weitoffenen Sinne ergießt. Eine Seitenkapelle voller Zauber ist da, „unsrer lieben Frau vom Rosenkranz" gewidmet in der durch geschickte Beleuchtung des in eine sonst dunkle Nische gerückten Muttergottesbildes aus einem unsichtbaren Fenster ein strahlendes Wunder von Lieblichkeit aufblüht. Gudula und Michael, die Heiligen, stehen in schwer vergoldeten Abbildern im Hauptschiff, Gudula mit dem Modell der Kirche in der erhobenen Hand. In den großen Fenstern rundum brennen tiefe Farben, darunter ein Honiggelb, das bei durchfallendem Sonnenschein zu einer Apotheose von Gold aufleuchtet. Und über allem liegt etwas wie ein Hauch aus Alt-Oesterreich, aus Marie Theresias Zeiten: viele Habsburger in Stein und Holz schmücken die Wände und aus den Fenstern schauen hier und dort österreichische Doppeladler herab.

* * *

Fahre nach Tervueren hinaus in der Sonne oder in der Mittagshelle des verhangenen Tags und wandle zwischen den vielen Teichen und Rasenflächen; sieh morgens oder nachmittags vom Platz an dem Justizpalast auf die weite, fern im grauen Dunst verschwindende Häuserwelt hinab und scheue dich nicht, den Eintritt zu wagen in Poelarts wundervoll gebändigte Steinmasse und durch die ragende Halle mit dem wehmütigen Namen „Salle des pas perdus" zu gehen. Laß spät abends in einem der zahllosen Operettentheater die Ausgelassenheit auf der Bühne und die noch erstaunlichere Ausgelassenheit des Völkchens auf der Galerie an dir vorüberziehen. Die Zeit der Dämmerung aber halte dir frei. —

Denn in der Abenddämmerung mußt du den Marktplatz aufsuchen. Alle Schauer der Geschichte weben dann um seine Giebel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Fassaden. Der Rathausturm, den Dürer hoch gepriesen, steigt gespenstisch ins stählerne Abendblau, Schatten breiten sich auf dem Platz, über den vor einer Stunde Alba mit reichem Gefolge geritten ist, von manchem Auge hinter geschlossenen Fenster verstohlen beobachtet. In den Zunftshäusern wird's lebendig; da sammelt sich mittelalterlich Volk um breite Tische, gewichtige Worte fallen, und die Oellampen an der Decke werfen schwachen Schein auf das dunkle Platzviereck hinaus. Im Haus der Herzöge von Brabant wird lautes Becherklingen wach, und aus den zierlichen Galerien der Maison du Roi, die wie ein Stück Venedig in die Nacht schauen, tänzelt Musik. Um die dunkle Ecke aber, vom Hause der Geliebten her, kommt Egmont geschritten, in spanischer Tracht und mit Federhut, die Linke am Degengriff, und auf der im matten Mondlicht erglänzenden Mitte des Platzes, wo tagsüber Brüsseler Marktweiber feilschten, zeichnet sich für einen Augenblick schattenhaft die Vision eines dunklen Gerüsts für letzte Sühne . . .

* * *

Bis spät in die Nacht bleibt die Stadt lebendig und sendet das Schellen und Rasseln der Trambahnen, die eintönig schrillen Rufe der Zeitungsverkäufer und einzelne verlorene Geigenklänge eines Gasthausorchesters durchs Fenster deines Hotelzimmers herein. Du aber sitzt sinnend und wirst wiederum des Gedankens gewahr: der König der Belgier (mit wie viel Recht führt er jetzt den Titel „roi des belges", da er kein Land Belgien mehr sondern nur noch belgische Untertanen regiert!), der Belgierkönig muß einen Brand von Heimweh nach dieser Stadt im Herzen tragen, die in so vielen Schaufenstern seiner gedenkt. Er ist unser Feind, gewiß, aber kein unsympathischer Feind, und es bleibt dir unbenommen, ihn zu bedauern. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Tod Heinrich von Kleists

Von Max Fischer

Ein Tag kam und die Frau stand vor ihm. Die Frau. Zarte Mädchen, noch betaut von dem Glanze ihrer Unberührtheit, waren an dem Unerbittlichen vorbeigetändelt, spielerische Episoden in einem titanischen Leben. Und die Verwandte, die gütig Verstehende, war dennoch fremd und ferne. Einsam war die Bitternis dieses ringenden Lebens gewesen, dieser Kampf einer aufbegehrenden Seele um die Lösung von Täglichkeit und Staub, dieses vermessene Drängen nach der Gestaltung der Tragödie, welche von dem Menschen künden sollte, der sich aufzubäumen unterfängt wider des Schicksals Allgewalt.

Und nun war die Frau da. In der engen Ehe mit einem Bürger, mit stumpfen Händen angefaßt und unverstanden in ihrem Eheleben, hatte sie, nur in den Werken der großen toten Dichter eine liebevolle Nähe ahnend, in stiller Duldung dahingelebt, als sei sie bestimmt des Tages zu harren, da der lohendste Aetna ihrer Zeit, da Heinrich von Kleist mit hartem Angesicht und schmerzbeladener Seele Eintritt fordern werde in ihr dämmerndes Leben. Nun war er auf sie zugeschritten, der Herbe und Verschlossene, dessen die Menschen nicht gewahr wurden, und dessen starr verriegelte Pforten nur ihre Liebe zu sprengen vermochte. Bange Verheißung lag über dem Weltenraum und lustvoll erbebten zwei gleichbürtige Gestirne.

Unerlöste Güte hatte die um Jahre ältere Frau, in Bitternissen gehärtet, in Traurigkeiten gereift, aufbewahrt für den jugendlichen Mann, dessen verwegenen Stolz, dessen qualvolle Sehnsucht ihre lautere Demut ganz verstand. War Heinrich von Kleist ihr ein törichtes Kind, dessen stolzes Haupt sanft geborgen von den Nöten der Welt sich schmiegsam fügte unter das milde Streicheln ihrer mütterlichen Hand? War er der heiße Mann, dessen unverbrauchte Leidenschaft nach der Einung mit ihrer müden Wehmut drängte? Oder löste er vielmehr beides zugleich: die gütige Liebe der Mutter und die sehnende Inbrunst der Geliebten?

Der Dichter erlebte in den verborgenen Tiefen dieser verschütteten Frauenseele, die zu neuem Leben erwachte unter seiner schöpferischen Nähe, die andere Hälfte des erbsündigen Menschen, der in verzehrender Sehnsucht aufbegehrt aus dem Qualm der Materie zu dem verlorenen Reiche Gottes. Nicht tierische Brunst führte hier zwei Menschen zueinander. Es war die Sehnsucht gottbegehrender Seelen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es schreibt Plato: „Wenn der Gott fragte: Wollt ihr ein Wesen sein und Tag und Nacht voneinander nicht lassen können? Wenn das euer Wunsch ist, so will ich euch zusammenschweißen und ihr werdet ineinander wachsen, aus zwei Dingen eines werden und euer ganzes Leben als ein einziges Wesen leben und nach dem Tode geeint in den Hades treten, als zwei, die zusammen gestorben sind? Sagt, ob das eure Sehnsucht ist und dieses Glück sie stillt? O, niemand möchte da widersprechen und etwas anderes wollen; gleich Kindern würden alle zu hören glauben, was seit je ihr Sehnen gewesen: in eines zu wachsen mit dem Geliebten, aus zwei ein Wesen werden. Denn so war einst unsere alte Natur: wir waren einst ganz, und jene Begierde nach dem Ganzen, das ist Eros. Einst waren wir ein Wesen, aber weil wir gefrevelt haben, sind wir vom Gotte in zwei gespalten worden."

Und dennoch fand das Griechentum nicht den Weg zur Zweisamkeit in der Rückkehr zu Gott, es fand ihn nur im Fleische. Die irdische Aphrodite siegte über die himmlische; Polyhymnia triumphierte über Urania.

Der Tag von Golgatha wies der Menschheit die Heiligung. In verwegener Ueberwindung ihres Fleisches schritten die großen Männer des Mittelalters den steilen Weg der Läuterung, lösten sich von der Lockung des Eros als von dem Verführer im Fegefeuer des Lebens, klopften in banger Einsamkeit an die dunkle Pforte des Paradiso.

Können nur die getrennten Hälften den Weg finden zu Gott? Müssen die gespaltenen ewig unvollendet bleiben und in schmerzensbanger Qual? Oder gibt es noch einen dritten Weg der Heiligung, den steilsten, den vermessensten, in dem die beiden Hälften sich steigern, wachsen zur Einswerdung, in der Kraft der Weltüberwindung zu einander reifend, zur Einheit findend in Beseligung, die sich dem irdischen entwindet?

Das war der Weg, den Heinrich von Kleist und Henriette Vogel geschritten sind, inmitten einer nüchternen Zeit, inmitten einer entgötterten Welt. Sie läuterten sich in den Gluten mystischer Zweisamkeit, „halb wehmütig halb ausgelassen, da ihre Seelen wie zwei fröhliche Luftschiffer sich über die Welt erheben." So reiften sie den himmlischen Fluren und Sonnen entgegen und, indes sie zueinander wuchsen, breitete sich schon über sie schimmernder Glanz göttlicher Gefilde. Das Zeitliche sank vor ihrem beseligten Blick; nun waren sie einander alles: Hab und Gut, Vergangenheit und Zukunft, Eingeweide und Herzblut, Erde und Himmel. Was waren alle Nöte des Lebens gegen solche Wonnen des Todes?

Nichts Entscheidendes war es, sondern ein belangloses irdisches Requisit, daß an einem frohen Nachmittage der Mann nach der Pistole griff und mit kühlem sicheren Schuß in Schönheit ihre Leiber vernichtete. Ihr Erleben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedurfte nicht mehr der irdischen Form. Ihre Seele aber fand, aus zwei Hälften ein ganzes geworden, den Zugang zu der verlorenen Seligkeit des Paradieses.

Ich will an dieser Stelle nicht von den Philologenseelen reden, die den Tod Heinrich von Kleists aus der Angst um die Lebensnot erklären: vor der Schamlosigkeit ihrer Blasphemie müßte selbst die geringste Hure erröten. Aber E. T. A. Hoffmanns will ich gedenken, Kleists Bruder im Geiste, des ewigen Suchers nach der verlorenen Schönheit seines Wunderlandes Dschinnistan. Denn er hat das kühne Wort gewagt von Kleists „heroischem Untergang".

Gedenken

(An F. v. N.)

Linde Lüfte bringen die weiche Nacht herüber zu mir.
Sterne aus dunkeln Bäumen funkeln Träume herüber zu mir.
Weiße Hände senden leise Saitenklänge herüber zu mir ....
So webt sich nah die Weite in meine bittre Nacht,
Sehnsucht versenkt die Stunden meiner heißen Nacht,
Schönheit schenkt ihre Wunder in meine einsame Nacht, —
und du, mein alldurchschimmerndes Licht, segnest Erlösung nimmerverlöschlich
In die dichte Nacht herüber zu mir.

Sizilien, 31. September 1916 Hermann Graedener

Die Armen

Schwer und selig aus meinen Räumen,
Will ich eure Straße jetzt gehen —
Unter euren Mauern und Bäumen,
Die in den Himmel träumen
Und in die Winde, die wehen —
Erlösendes Erbarmen:
Das dunkle Haus ist aufgetan,
Wir Wartenden und Armen —
Wir wollen uns einander nahn.

F. Theodor Meier

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wachtstube

Von Eduard Reinacher

Jetzt läuft der Regen von den Häusern nieder,
Klingen und poltern hört man's von den Fenstern.
Du hast das Haupt auf deinen Armen liegen
Und atmest, kaum vom leisen Plätschern träumend.
Bald kommt die Stunde, dann wirst du erwachen,
Dann werd' ich dich an deine Stelle führen,
Wo du wirst sein, im Regen vor dem Feind
Und späh'n und lauschen durch den kalten Nebel.
Am Morgen komm' ich, um dich abzulösen,
Und rufe leise. Doch du gibst nicht Antwort.
Am Feldstein liegst du, ruhend Stirn in Händen,
Auf deiner Brust ist eine kleine Wunde.
Dann wirst du lächeln, denn du bist ja ruhig,
Ich aber zwinge mich, dich nicht zu seh'n —
Denn deine roten Lippen sind dann weiß —
Und steh' und späh' im Regen nach dem Feinde.

Gußeisenkunst

Es liegt eine wundervolle Heimlichkeit in dem Durchwandern einer Kunstausstellung von Wert in diesen düsteren Zeiten. Freilich muß die Kunst zu unserer nach Weihen und Läuterungen lechzenden Seele und nicht bloß zu unserem Auge sprechen. Es muß ein Ewigkeitswert über dem Ganzen ruhen, der uns belehrt, daß die Beschäftigung mit künstlerischen Dingen unser rein menschliches Daseinsgefühl grade heutzutage stärkt und stählt. Der Begriff der eisernen Zeit hat allmählich etwas ästetisch Hartes, Fremdes an sich gerissen. Wir wünschten uns im stillen alle schon längst eine Art von Erklärung dieses kalten und strengen Begriffes. Da überkommt uns nun diese Eisengußausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum wie eine schöne Offenbarung. Und das aus den verschiedensten Gründen. Zunächst wird uns durch diese Sammlung vorwiegend altberlinischer Kunst zum erneuten Bewußtsein gebracht, daß die Kunstblüte der preußischen Residenz zur Zeit der Schinkel, Rauch und Schadow weit mehr als eine scharf zu umrändernde Höhepoche in der allgemeinen Kunstgeschichte bedeutet, daß in dieser Zeit der ersten fünfzig Jahre des 19. Jahrhunderts vielmehr in der Tat in Berlin ein Drang nach Schönheit herrschte, der vielen oberflächlichen Beurteilern der berlinischen Kunstentwicklung bisher noch immer nicht ganz innerlichst verständlich geworden war. Dann aber — und das ist die bleibende Offenbarung dieser Eisenausstellung — wird jetzt an den besten Musterbei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spielen verdeutlicht, daß wir umlernen müssen; daß es eine alte, unwahre Legende ist mit dem glanzlosen, monotonen, spröden eisernen Materiale, daß der Satz „Not bricht Eisen" auch vom ästhetischen Gesichtspunkte eine bisher nie erkannte Berechtigung beanspruchte. Die Kgl. Eisengießerei, die da im Jahre 1804 durch den Oberberghauptmann Grafen von Reden vor dem Neuen Tore im Norden Berlins mit Unterstützung des Königs Friedrich Wilhelms III. begründet wurde und Jahrzehnte hindurch blühte, bezeichnet — das ist in unserer Zeit auch politisch nicht uninteressant! — wohl die erste Lossagung der deutschen Kunstindustrie von englischer Oberherrschaft. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte nämlich die Gußeisenkunst fast lediglich in England (und in Schweden) geblüht; im Jahre 1796 wurde dann die erste deutsche bedeutende Eisenhütte in Gleiwitz gebaut, und deren Tochterfabrik ist die Berliner Kgl. Eisengießerei, die „Flammöfen nach englischer Art" benützte. Wenn wir uns bisher Eisenguß in der Kunst vorstellten, so dachten wir wohl fast ausschließlich an die großen Grabdenkmäler, an wuchtig ausladende Brückenrampen und Kandelaber oder an die großen, reich ornamentierten Kanonenkunstwerke, die sich ja bis weit ins ausgehende Mittelalter zurückverfolgen lassen. In der köstlichen Berliner Gußeisenausstellung wird uns nun klar, daß es in dieser Blüteperiode einer erst durch den Weltkrieg wieder aufkeimenden ernsten Kunst auch selbstständig zu wertende Bildniskünstler des Eisens gab. Der Modellmeister Stilarsky, der im Jahre 1804 aus Gleiwitz nach Berlin berufen wurde, schuf dort in emsiger und begeisterter Arbeit nicht etwa nur jene Statuetten nach Feldherrenbildnissen der Großmeister der Zeit, also nach Statuen von Rauch und Schinkel und Schadow, sondern sein historisch feinst geschulter Geist beherrschte den Stil der Gotik so spielend, daß es ihm gelang, unter anderem auch Apostelleuchter zu schmieden, die wie Eisen gewordene Holzplastik aus der Höhezeit des Mittelalters anmuten. Nicht einen Augenblick ermüden wir bei einem Gang durch die reichhaltige Schau: das kommt daher, daß sich die Eisenkunst wohl des gesamten Kunstgewerbes bemächtigt hatte. Die Not des Vaterlandes, die schon damals in den Befreiungskriegen ungeheure Goldopfer erheischte, rief eine Stilerhöhung des Eisens hervor, die man sich heutzutage noch weit mehr als es bisher geschehen ist, zu nutzbringendem Vorbilde nehmen müßte. Zumal die Halsketten in Eisenfiligran, auch wenn sie nicht durch Stahl- oder Goldfassung oder nur durch Gelbtönung farbigen Reiz erhalten, strömen einen herb lieblichen Reiz aus, der grade als Schmuck der deutschen Frau in ernster, großer Zeit wahrhaft feierliche Schönheitswerte in sich birgt. Dazu treten dann die verschollenen Schreibgeräte einer Zeit, die familienhafter als die unsere war; etwas wundervoll Behäbiges spricht aus diesen eisernen Riesentintenfässern und Lichtschirmen und Briefbeschwerern. Ganz spielerisch und doch nicht spielereimäßig wirken die Miniaturstatuetten ein. Selbst der Humor wagt sich an das Eisen heran und schafft etwa Falstaffstatuetten von seltsam grotesker Wucht. Die fehlenden Töne werden durch den schillernden Glanz ersetzt, der besonders den Pferdeleibern der Statuetten zu gute kommt. Zu wünschen bliebe, daß sich die neuerwachte Gußeisenkunst unserer Tage mehr und mehr aus einer vorwiegend offiziellen Gedenkkunst zu einer volkstümlichen Gebrauchskunst entwickeln möge.

Arthur Neisser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Briefe einer Deutsch-Französin

Als Anette Kolb sechs Monde nach Kriegsausbruch in Dresden einen Vortrag hielt, zischten und tobten die Spießbürger der sächsischen Residenz- und Kleinstadt wider sie, weil sie einige unvermeidliche Feststellungen über die in allen Ländern wuchernde Hetzpresse zu hören bekamen. Von demselben Geist wie jener tapfere, kluge und menschliche Vortrag ist das Buch durchglüht, das sie jetzt als „Briefe einer Deutsch-Französin" im Verlag von Erich Reiß, Berlin, herausgibt.

Was sie sich in diesen dreizehn Briefen an einen Toten über die Unseligkeit und den Unsinn des Krieges von der Seele schreibt, sind Wahrheiten, denen jeder Vernünftige heute zustimmt, und Weisheiten, die sich unsere Enkel an den Schuhsohlen werden abgelaufen haben, aber der Krieg ist so sehr ein Umwerter aller Werte geworden, daß das Selbstverständliche fremd klingt und das Besonnene verwegen. Anette Kolb, die beides, das Selbstverständliche wie das Besonnene, mit innerlicher Leidenschaft und starker Geistigkeit vorzutragen weiß, ist besonders erwählt, in den babylonischen Sprachenwirrwarr unserer Tage klar und deutlich „europäische Worte" hineinzurufen, weil deutsches und französisches Blut in ihren Adern fließt. Kind eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter, beiden Völkern verbunden, beiden Kulturen verpflichtet, empfindet sie mit ganz persönlicher Tragik eine Zeit, „da der Erdteil sich mit alten Leuten zu füllen scheint, weil sie die zahlreicheren geworden sind". Gerade weil sich Deutsche und Franzosen mit Eisenklumpen jeden Umfangs bewerfen, hält sie diesen wie jenen die Treue, „denn an zwei Fahnen hat dieser entsetzliche Krieg mich verleidet. Zwei Fahnen schwesterlich umflort, halten meine Hände umklammert. Ich wärs zufrieden, trüge man sie beide — wo immer ich sterben mag — meinem Sarge voran; auch die Trikolore! so heißgeliebt!" Darum wehrt sie den Verleumdungen des französischen Volkes durch alldeutsche Maulhelden und preist „die silberne und immergrüne Stadt" Paris, mit der es kein Fertigwerden gebe und die sich unerschöpflich, für jede ihre widerfahrende Morschheit, durch neue Triebe, blütenbeladene neue Aeste schadlos halte. Aber mit gleicher Inbrunst umfängt sie das wahre Wesen Deutschlands, dessen Volk ihr als „das geistigste und geistverlassenste" erscheint als „das potenziell höchste, das effektiv gefährdetste, der Heimgarten aller Gegensätze, in welchem die blaue Blume tiefer aufleuchtet, zugleich wilder überwuchert steht, als irgendwo." Darum hält sie eine Verschmelzung deutschen und französischen Sinns für dringend nötig, auf daß Deutschland zur Erfüllung seiner selbst komme. „Nur an den gesunden Wesenselementen des „dekadenten" Frankreich wird das „gesunde" Deutschland mit der gefährlichen und entstellenden Beute des Radau-Alldeutschtums mitten in dem göttlichen Antlitz genesen". Wenn sie gar mit feinster Zuspitzung sagt: „Von Staatsangehörigkeit weiß das Unsterbliche nichts". So würden die Rahel und die Bettine diese Annette ob solch tapferen und klaren Bekenntnisses in heller Freude umarmen, denn freimütig vertraten auch sie den europäischen Standpunkt.

Aber wir alle, die wir uns mehr zu sein bestreben als das „Tier mit roten Backen", fühlen wir nicht den Zwiespalt dieses Krieges ähnlich wie die Deutsch-Französin? Schulden wir nicht samt und sonders der geistigen Arbeit heute feindlicher Völker und zuerst der französischen Kultur Viel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fältiges? Und sind deshalb nicht auch wir „untüchtig, zu begreifen, daß zur Ergänzung, ja, wie Liebende zur Ergänzung geschaffene Nationen sich hinschlachten sollen?“ So wie Anette Kolb den Krieg erlebt, nein! erleidet, müßten ihn, mit starken Gefühlen der Wut, der Scham und des Ekels, alle Menschen, zum mindesten alle Frauen erleiden. Und auf jeden Fall steht sie mit ihrer europäischen Denkart sittlicher und mutiger da als jene ihrer Schwestern, die — schmerzliche Enttäuschungen für uns sind darunter — die Männer zum blinden Haß aufpeitschen möchten oder sich auch nur bei jeder Gelegenheit als die „deutsche Frau“ aufspielen. Worauf füglich mit dem alten, aber stets wieder neuen Georg Christoph Lichtenberg zu sagen wäre: „Es giebt eine gewisse Art Leute, die das Wort deutsch fast immer mit offenen Nasenlöchern aussprechen. Ein sicheres Zeichen, daß der Patriotismus bei diesen Leuten sogar auch Nachahmung ist. Wer wird immer mit dem Deutschen so dick tun? Ich bin ein deutsches Mädchen, ist das etwa mehr als ein englisches, russisches oder otaheitisches?“

Hermann Wendel, M. d. R.

Max Jungnickel

Zu den Büchern Max Jungnickels greife, wen es danach gelüstet, einen Weg zu erkennen, der aus der Hast und dem Haß der Moderne in die Freiheit reineren Ur-Dichtertums führt. Diese Bücher heißen vom „Frühling und Allerhand“ „Peter Himmelhoch“, „Trotz Tod und Tränen“ und „Das lachende Soldatenbuch mit der Denkerstirne“.*) Und sie erzählen davon, daß eine unendliche Güte nie endende Süße unserm Leben gab.

*) Verlag Hermann A. Wichmann, München.

Ist die Natur nicht wundersam reich? Fragt Jungnickel! Er wird Euch erzählen, daß auch das niedrigste Ding sein eigenes Gesicht hat, mit dem es lächeln kann, oder Grimassen schneiden. Ihm aber zeige all die Umwelt nur freundliche Miene, er ist mit den Blumen innig vertraut, und der Wind ist sein lieber Bruder. Und gar erst der Frühling! Den kennt er. Denn er war oft dabei, wenn die Kirschbäume Hochzeit hielten. Selber haben sie ihn eingeladen, wie das arme Zigeunermädchen in seinem Märchenspiel von der armen Suse, in der „Frühlingsfuhre“, die schweres Erdenweh eines Findelkindes durch den Lenz in wiesengrünes Glück zaubert. Er ist ein glücklicher Mensch, dieser Max Jungnickel, er ist ein Sonntagskind trotz kärglicher Dachstubenwohnung, er ist ein Dichter! Was sage ich: Trotz ...? Gerade weil er nichts entbehrt vom äußeren Glanze ist er so glücklich. Er und das blonde Gänsemädchen, das er zu seinem Weibe gemacht hat. Und Ihr glaubt, er sei arm? Reich ist er, reicher als Du in Deiner Villa. Er hat seine lieben Spielsachen, sein gutes, großes Tintenfaß, seinen Federhalter, den schlanken Wanderkameraden, seine lachenden Stahlfedern. Ist das kein Besitz? Der Dichter weiß ihn zu schätzen und widmet diesen Freunden sein Buch vom Frühling. Vom Frühling des Dorfes, dem er, der Sohn eines armen Bahnwärters, entstammt. Vom Frühling der Wiesen, zu dem es ihn immer und immer wieder hinzieht, ihn und sein Gänsemädel. Ein wundervolles Entzücken, das das Leben so inbrünstig-ehrlich bejaht, lebt in diesen Büchern. Hier wird Natur und Umwelt, wenn sie Leben gewinnt, nicht zum Symbol, und ihr Tun wird nicht in der Mittelbarkeit der Allegorie deutlich. Ur-naiv gestaltet dieser Dichter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Leben der Scheinbar-Unlebendigen. So beschaffen sind die Gestalten der Jungnickel'schen Märchen. Und die Schicksale, die sie erzählen, sind oft sehr traurig. Da war eine so nette Straße, die plötzlich dem Eitelkeitsteufel zum Opfer fiel und sich „Brunostraße" nannte, weil Bruno, des Bürgermeisters Sohn seinen Doktor gemacht hatte. Und von einer Wanduhr und von einer Lampe ist die Rede, und vom Volkslied, das, im Wirtshaus, in einen Bierseidel fällt und ertrinkt. Einmal aber kommt in die Stube des Märchendichters der alte, gute Herr Andersen, der Dichter aus hohem Nordland. Wir, die wir Jungnickels Geschichten lesen, wir fühlen, daß dieser Besuch seine große Wirkung auf den jungen Dichter nicht verfehlt hat. Daß sein Odem in der Dachstube blieb, und jeder Seite, die der Dichter schrieb, einen rosigen Hauch gab.

Richard Riess (München)

Abenteurer

Steil schießt über eine Hürde bürgerlicher Begriffe einer aus der Reihe der Bürger hinweg. Plötzlich erfaßt ihn die Lust, loser das Leben zu fassen, Hindernisse nicht mehr durch Geist, sondern durch Temperament zu überwinden.

Einst geruhigten Lebens voll, brachte ihn irgendwelche Erhellung zur Umkehr. Irgendwelche? Diese: die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des geraden Weges. Der krumme Weg ist der nächste. Lump, der die Form bezwang, wird zum genialen Gauner. (Zechpreller bleibt nur der, dem Geist mangelt, Hochstapler zu werden.) Jedem abwärtigen Weg gibt starkes Temperament die Richtung nach oben.

Loses wird durch Zufall gebändigt zu neuer Form. Das Sittengesetz bekommt Elasticität. Jede Mauer, überwunden, wird zum Ausling nachkommendem Weg. Und doch läßt der gleichgültig; er ist unbestimmbar: allein vom Ziel bestimmt, wird jeder Schritt zum neuen Weg, wird jedes Hindernis kostbar durch die Erwartung.

Das ist der Abenteurer. Nicht der, der Abenteuer sucht, nicht der Abenteuerlustige, nein, der, den sie verfolgen, dem sie sich in den Weg stellen: und er, aus bürgerlicher Ruhe und Begriffen geworfen, setzt mit Wucht sich über sie hinweg. — —

Kasimir Edschmid hat einen Band Novellen herausgegeben, voll von abenteuerlichen Gestalten. („Die sechs Mündungen." Leipzig 1917 bei Kurt Wolff.) Siegend oder verblutend kämpfen hier Menschen um ihrer Sehnsüchte Ziele, in bangendem Harren und in rücksichtslosem Sturm. Sie sind wie ihr Dichter: nur Temperament. Das steht Edschmid vor allem. Psychologische Kleinlichkeiten sind ihm fremd. Er erkennt den Willen, aber er forscht nicht nach seinen Gründen.

Von irgendwo tönt ihm ferner Klang: Sehnsucht. (Einer Geliebten, eines Tatmenschen, eines Asketen — — irgendwessen.) Der Dichter faßt ihre Schwingungen zum Lied des Leides oder Sieges. Aufgestachelt, erlebt er selbst Anderer Schicksale; Mitgefühl wird zur Teilnahme.

Noch bändigt er nicht restlos die Sprache; zwingt ihr nicht das Letzte seines Willens auf. Von ihrer Schönheit kostet er, aber sie wird ihm nicht eigen. Sein Temperament stürmt mit ihm: verfehlt nicht den richtigen, wohl aber den einzig-treffenden Ausdruck.

Seine Gestalten jedoch, in ihrer geraden Wucht, werfen uns zu Boden; ob sie Las Casas heißen oder Franz, Sire sind oder Cowboy: ehrfürchtig

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erstarrt beugen wir uns vor der Macht ihrer Gefühle. Rasend pulst Leben in diesen Menschen, die Liebe peitscht und Sehnsucht, die kein Hindernis kennen, jedes überwinden, weil sie sich selbst überwunden haben: Abenteurer!

Abenteurer sein heißt: ohne Scheu sein. Nicht Abenteuer suchen, doch jedem gewachsen sein. Den Tod kennen und ihm Bruder sein. Das Gesetz kennen in eigener Deutung. Nicht ein Ziel haben, sondern Ziele.

So, erfüllt von neuen Lüsten, in ungeahnter Spannung rasen. Nicht wissen um seine Macht, doch zum Ich Vertrauen haben. —

Was liebevoll ins All stürmt, kann nicht untergehen. Wer dem Geschick vertraut, nicht an Enttäuschungen bersten.

Abenteurer sein heißt: vom Glücke gejagt sein. Den Augenblick fassen und ihn nutzen. Moment bauen auf Moment und die Zeit besiegen. Rasen können, Lust spüren und frei sein von Hemmung.

Paul Nicolaus

Kalenderbücher

Auf die Veredelung des Kalenderheftes, das vielfach zu einem bösen Inseratenvorwort herabgesunken war oder ist, zielen manche Versuche der letzten Jahre, die z. T. literarisch im Gewand einer besonderen Verlagssammlung, einer Zeitschrift hinausgingen, z. T. an landschaftliche oder sonstige allgemeine Bedingungen anknüpften. Manches davon war einmaliger Sprung in die Welt, dem kein zweiter folgte, oder blieb auf einen kleinen Kreis beschränkt, der den Kalender als Jahresbrauch an sich nicht kannte, aber hier eine literarische Spezialität mitmachte.

Zwei Unternehmungen scheinen im Südwesten des Reiches feste Wurzeln geschlagen zu haben: „Von schwäbischer Scholle“ (Salzer, Heilbronn) und „Bodenseebuch“ (Reuß & Otto, Konstanz). Salzers Unternehmen, das jetzt zum fünftenmal erscheint, mag in der Anlage dem andern Anregung gegeben oder als Vorbild gedient haben — die Entwicklung war dann verschieden. Das Bodenseebuch hat einen mehr ausschließlich literarischen Einschlag — das hängt mit der Idee zusammen, dieses politisch und kulturell, doch ziemlich unterschiedliche Gebiet als eine Einheit zu fassen; der schwäbische Kalender hat die Unterlage eines Volkstums, das im Kulturellen, Politischen, Religiösen ebenso fruchtbar ist wie im „bloß“ Dichterischen. Salzers Buch ist darum etwas fester an die breiten Volksbedürfnisse gebunden und bringt neben Erzählungen, Gedichten, Bildern (die in beiden Bänden ungefähr gleichen Wertes und verwandter Gattung sind) geschichtliche, militärische, theologische Nahrung. Knappe Chroniken erhalten den zeitgebundenen Charakter. Wir machen zum Jahresschluß auf die beiden Bände aufmerksam; Walter Jerven, der das Bodenseebuch herausgibt, hat in den „Zeitbüchern“ übrigens eine zweite Sammlung alter Kalendergeschichten folgen lassen.

Theodor Heuss

Berichtigung

Bei der in Nr. 49 des „März“ erschienenen Erklärung des Privatdozenten Dr. August Mayer (München) ist folgender Nachsatz versehentlich in Wegfall gekommen: „Außerdem halte ich es für meine Pflicht, zu erklären, daß das gleiche von Herrn Alfred Frh. Meusi von Klarbach gilt.“

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1918 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

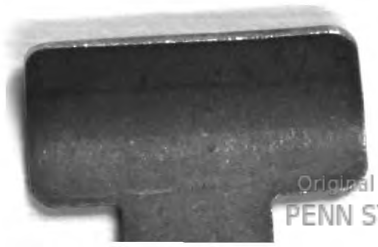
AP30
.M15
10.Jahrg.
1916
3.-4.Bd.

Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google



Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913884
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from PENN STATE